

Deutsche
Dichter und Prosaisten
nach ihrem Leben und Wirken
geschildert

von

Heinrich Kurz und Dr. Friedrich Paldamus.

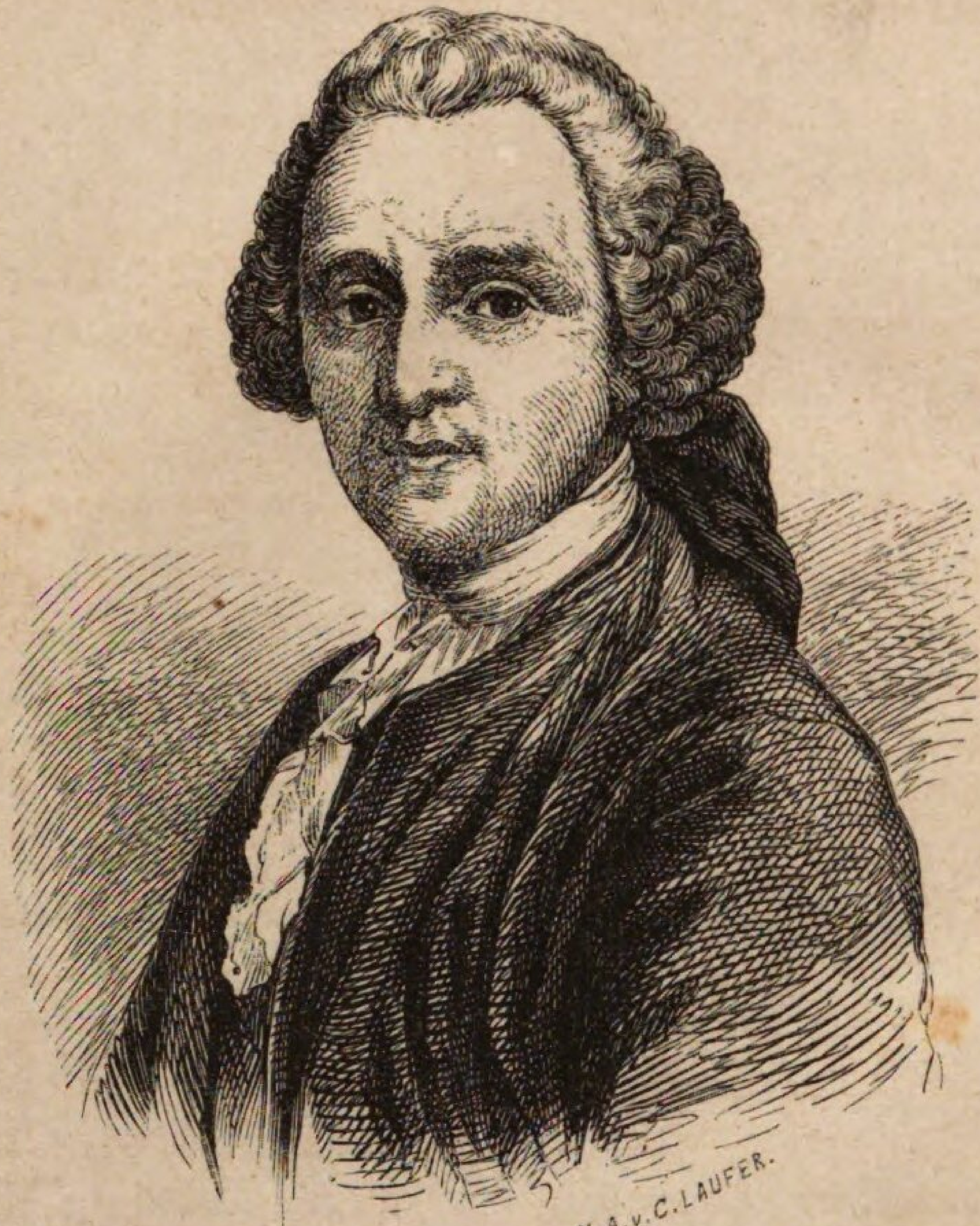
Vierter Band.

Mit 16 Portraits und Facsimiles.

Neue Ausgabe.

Leipzig, 1867.
Verlag von Louis Zander
(früher Verlag von B. G. Teubner).

Inhaltsverzeichniß.



Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert.

Wenn man gewöhnlich geneigt ist, bei den Schriftstellern nur ihre schriftstellerische Thätigkeit ins Auge zu fassen, ihren Character als Menschen, ihre Verhältnisse zur bürgerlichen Gesellschaft und zum Staate mehr oder weniger unberücksichtigt zu lassen, so geräth man bei Gellert dagegen in Gefahr, den Schriftsteller über dem Menschen zu vergessen. Denn wenn man auch nicht seine Bedeutsamkeit als Dichter und als Schriftsteller überhaupt so ganz verneinen will, als seit Mauvillon und Unzer so häufig geschehen, so kann man sich doch nicht verbergen, daß der großartige Einfluß, den er sich bei seinen Zeitgenossen erworben, mehr ein Ergebniß seines edlen, menschenfreundlichen Characters, seines milden, aufopferungsfähigen Gemüths als seines Talents war, und daß er dieses stets den Anforderungen unterordnete, welche seine christliche Lebens- und Weltansicht an ihn machte. Man wird seine schriftstellerische Thätigkeit daher auch nur dann in ihrem ganzen Umfange und in ihrem wahren Wesen verstehen, wenn man ein vollständiges Bild von seinem Character und zugleich von seinen mannichfaltigen Beziehungen zu seinen Zeitgenossen hat. Wir wollen versuchen, in nachfolgender Darstellung ein solches Bild zu entwerfen.

Christian Fürchtegott Gellert wurde am 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem im sächsischen Erzgebirge, nicht weit

von Freiberg gelegenen Städtchen, geboren. Sein Vater, der daselbst zweiter Prediger war und im 75. Jahre als Oberpfarrer starb, hinterließ den Ruf eines treuen und unermüdlichen Seelsorgers. Er erfüllte seine Pflichten als Vater einer zahlreichen Familie mit derselben treuen Hingebung: obgleich die Einkünfte seiner Stelle nur sehr mäßig waren, gab er doch seinen 13 Kindern eine sehr sorgfältige Erziehung, wobei ihn seine thätige und fromme Hausfrau redlich unterstützte. Ihr milder, wohlthätiger Sinn, ihre sich nie verläugnende Bereitwilligkeit, selbst bei ihren beschränkten Verhältnissen den Armen und Nothleidenden hülfreich beizustehen, gieng auf ihre Kinder, namentlich auf Christian Fürchtegott, ihren fünften Sohn, über, dessen Leben als ein ununterbrochenes Spenden von Wohlthaten bezeichnet werden kann. Von seinen Brüdern starben zwei vor ihm; der dritte, Friedrich Leberecht, geb. am 11. Nov. 1711, Oberpostcommissär in Leipzig, überlebte ihn nur wenige Wochen (er starb am 8. Jan. 1770), der vierte, Christlieb Ehregott, geb. am 11. August 1713, der für einen der vorzüglichsten Metallurgen seiner Zeit galt, starb als Professor an der neugegründeten Bergakademie zu Freiberg am 18. Mai 1795.

Den ersten Unterricht erhielt Gellert auf den Schulen seiner Vaterstadt, die in keinem besonders blühenden Zustande waren. Nach der Sitte der Zeit wurden die Schüler mit großer Strenge, ja selbst mit Härte behandelt. Gellert, dessen mildes Gemüth immer das Gute an den Menschen hervorhob, war in seinen spätern Jahren selbst für diese harte Behandlung dankbar. „Ich habe,“ sagt er in den kurzen unvollständigen Nachrichten, die er selbst von seinem Leben aufgesetzt hatte, „dadurch wenigstens gehorchen lernen; eine treffliche Kunst! Bei einer solchen Erziehung wächst

der Geist des Menschen langsamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geschäftigkeit gewöhnt." Die beschränkten Einkünfte seines Vaters veranlaßten denselben, seine Kinder schon früh zu eigenem Erwerb anzuleiten. So mußte Gellert schon mit dem eilften Jahre anfangen, sich durch Abschreiben von Taufbriefen, Urkunden, Gerichtsacten u. s. w. eine kleine Erwerbsquelle zu schaffen. Schon früh zeigte er Neigung zur Dichtkunst, und sein erster Versuch, ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters, das er im 13. Jahre machte, bezeugt, daß er nicht ohne poetische Anlagen war. Die Wohnung seines Vaters war so baufällig, daß sie durch 15 Stützen vor dem Einsturz geschützt werden mußte. Da er damals gerade auch 15 Kinder und Enkel hatte, stellte der junge Dichter dieselben als so viele Stützen des Vaters dar, von denen ihm jede einen geeigneten Glückwunsch darbrachte. Auf diesen ersten Versuch, der allseitigen Beifall fand, folgten bald andere, die er aber später sämmtlich verbrannte. In seinem 14. Jahre (1729) bezog er die Fürstenschule zu Meißen, um sich auf die Universität vorzubereiten. Auch dort war der Unterricht wenig anregend und geistig bildend. Die alten Sprachen wurden in der alten pedantischen Weise gelehrt, die sich nur um die Sprache, nicht aber um den Inhalt der Schriftsteller bekümmerte, die aber dabei doch den großen Vortheil darbot, daß die Schüler mit dem Technischen der Sprache vollkommen vertraut wurden, so daß sie später, wenn in ihnen der Trieb erwachte, sich mit den Meisterwerken des Alterthums in einer mehr geistigen Weise bekannt zu machen, das Verständniß derselben ihnen keine Schwierigkeit darbot. So lange Gellert auf der Schule war, konnte er diesen keinen Geschmack abgewinnen; Neukirch, Günther, Hanke und einige andere damals beliebte Dichter waren die Muster, nach denen er seinen Geschmack bildete.

So ungenügend und selbst verderblich diese Muster waren, so entwickelte er doch auf diesem Wege eine gewisse Selbstständigkeit, die ihn später fähig machte, diesen ungenügenden Standpunkt leicht zu überwinden. Ein nicht geringes Glück war es für ihn, daß er sich an zwei andere talentvolle Jünglinge, Gärtner und Rabener, anschließen konnte, deren regsamer Geist den günstigsten Einfluß auf seine Entwickelung ausübte. Er knüpfte schon damals mit ihnen die vertraute Freundschaft, die so viel zum gemeinschaftlichen Glück ihres Lebens beitrug.

Gellert blieb fünf Jahre in Meißen; nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause bezog er 1734 die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, neben welcher er aber mit großem Eifer Philosophie, Geschichte und Literatur studirte. Daß er auch Gottsched's Vorlesungen besuchte, ist gewiß; es muß daher auffallen, daß sein Biograph Cramer Nichts davon erwähnt, wie dessen Nachrichten über Gellerts Studienjahre überhaupt sehr dürftig sind. Dieser kehrte nach vierjährigem Aufenthalte in Leipzig nach Hause zurück, da sein Vater die Mittel nicht hatte, ihn länger dort zu erhalten. In der Heimat fing er an, sich auf die Kanzel zu wagen; allein eine große, unüberwindliche Schüchternheit, die Folge eines zum Theil verfehlten Versuchs, vor einer großen Versammlung zu sprechen, den er schon als Schüler gemacht hatte, hinderten den Eindruck, den seine Predigten sonst ohne Zweifel gemacht haben würden. Sein Biograph, dem man in dieser Beziehung ein vollständiges Urtheil zutrauen darf, äußert sich über Gellerts Predigten folgendermaßen: „Wäre es ihm gelungen, sich von seiner Aengstlichkeit zu befreien, hätte er zugleich eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust, ein festeres und getreueres Gedächtniß gehabt, so würde er

nach einigen noch übrigen jugendlichen Versuchen zu urtheilen, unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen vorzüglichen Rang behauptet, er würde sich durch einen eigenthümlichen Gang seiner Gedanken, durch die Klarheit seiner Vorstellungen, durch ihre leichte und doch zugleich sinnreiche und anziehende Ordnung, durch seinen hellen, leichten und kurzen Vortrag, vorzüglich unterschieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man jetzt mit einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit so viel Geräusche spricht, ohne zu wissen, worin die schwere Kunst besteht, für die Menge verständlich und doch einnehmend zu reden, sich zu ihrem Gesichtskreise herabzulassen, und das zu treffen, was für sie das Edelste und Nützlichste ist, ohne trocken, kalt und niedrig zu seyn." Einige Stellen, welche Cramer aus Gellert's Predigten mittheilt, bestätigen dessen Urtheil vollkommen. Die Einfachheit und Leichtigkeit der Darstellung macht es bei der überzeugungsvollen Kraft der Gedanken erklärlich, daß er an seinem Geburtsorte vielen Beifall fand.

Da die Vermögensumstände seines Vaters es sehr wünschenswerth machten, daß er bald zur äußern Selbstständigkeit gelangte, übernahm er auf des bekannten Professors Valentin Ernst Löscher Empfehlung 1739 die Aufsicht über zwei Söhne eines Herrn von Lüttichau, der ein Rittergut in der Nähe von Dresden besaß. Doch kehrte er schon im folgenden Jahre in die Heimat zurück, wo er einen Sohn seiner Schwester auf die Universität vorbereitete und mit ihm zugleich einen seiner Brüder unterrichtete, der bald darauf auf der Schule zu Freiberg starb. Im J. 1741 begleitete er seinen Neffen nach Leipzig, sowohl um die Aufsicht über ihn fortzuführen, als auch um den Aufenthalt an der Hochschule für seine eigene weitere Ausbildung

zu benutzen. Er erwarb seinen Unterhalt vornämlich durch Privatunterricht, den er jungen Studirenden, namentlich von Adel ertheilte und legte dadurch den Grund zu den ausgebreiteten Beziehungen, die er. später mit dem sächsischen Adel unterhielt. Dabei war er unablässig bemüht, seine eigene Bildung weiter zu fördern. Zwar hinderte ihn seine schwache Gesundheit, so angestrengt zu arbeiten, als er wohl selbst gewünscht hätte; doch nutzte er seine Zeit so gut, als es unter diesen Umständen nur irgend möglich war. Mit verständiger Beachtung derselben beschränkte er den Umfang seiner Studien, und beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit Philosophie, so wie mit den alten und modernen Sprachen. Weil er fühlte, daß es seinem Geschmacke an einer gewissen Tiefe fehlte, so suchte er vor Allem diesen Mangel zu überwinden. Ciceros Briefe, Quintilians Rhetorik, Horazens Dichtkunst waren die alten Schriftsteller, die er zu diesem Behufe mit rastlosem Eifer studierte; unter den Neuern bildete er sich vorzüglich an Addisons Zuschauer und Rollins Anweisung zu den schönen Wissenschaften. Wahrscheinlich besuchte er auch damals gerade Gottsched's Vorlesungen, wenigstens stand er mit ihm in genauer Verbindung, da er an der Uebersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs Antheil nahm, welche von Gottsched veranstaltet wurde. Eben so lieferte er Beiträge zu den „Belustigungen des Verstandes und Witzes," welche der Gottschedianer Joh. Joachim Schwabe im J. 1741 herauszugeben begann. Diese Beiträge bestanden in Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichten und prosaischen Abhandlungen, von denen er nur einen Theil, und zwar sehr verbessert, später in die Sammlung seiner Schriften aufnahm, während er die meisten, als der Verbesserung nicht werth, der Vergessenheit übergab. Seine Beiträge, namentlich seine Fabeln, erwarben sich schon da-

mals große Anerkennung; ja sie waren vor Allem die Träger der Zeitschrift. Als sich diese jedoch ganz zum Organ der Gottschedischen Streitigkeiten mit den Schweizern machte, trennte er sich von ihr und schloß sich bald darauf den Herausgebern der „Bremischen Beiträge" an, unter welchen sich seine vertrautesten Freunde, Gärtner, Cramer, die beiden Schlegel und Rabener befanden. Wie diese, hatte auch Gellert, um uns eines unserer Zeit geläufigen Lieblingswortes zu bedienen, den Gottschedischen Standpunkt überwunden. „Es war eine Zeit," sagte er einmal, „wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu sein." Die „Bremischen Beiträge" hatten den Ruf, den sie in kurzer Zeit erwarben, zum Theil auch den Mittheilungen Gellerts zu verdanken, dessen Fabeln schon damals zur Lieblingslectüre des Publicums wurden. Unter den Mitarbeitern an den Beiträgen wurde Joh. Elias Schlegel sein vertrautester Freund; dieser war, so lange er in Leipzig blieb, sein beständiger Umgang.

Wir müssen hier eines Vorfalls gedenken, der den Character Gellerts in das hellste Licht setzt und zugleich gewiß zum Theil Einfluß auf die Wahl seines Lebensberufs hatte. Einige Jahre nachdem er wieder nach Leipzig zurückgekehrt war, wurde er mit einem Unglücklichen bekannt, der durch Ausschweifung seine Gesundheit zerrüttet hatte und zugleich dem trostlosesten Unglauben verfallen war. Es bemächtigte sich bei den fürchterlichen Qualen, mit denen seine ekelhafte Krankheit verbunden war, seiner die gräßlichste Verzweiflung, die sich in den entsetzlichsten Flüchen und Verwünschungen Luft machte. Gellert, dem das Elend des jungen Mannes zu Herzen gieng, wünschte, ihm wenigstens

Trost und Ruhe zu bringen. Um dessen Vertrauen zu gewinnen, suchte er ihn zu überzeugen, daß er nur in der Absicht ihn aufsuche, seine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl seiner Krankheit zu erleichtern. Er sammelte bei seinen Freunden, um ihm alle möglichen Erquickungen zukommen zu lassen. So widerlich und selbst ekelhaft der Aufenthalt in dem Krankenzimmer war, blieb er doch beständig bei ihm, stets bemüht, seine Schmerzen durch kleine Bequemlichkeiten zu mildern. Diese Aufopferung machte bald den günstigsten Eindruck auf das Gemüth des Kranken, der aus Rücksicht gegen seinen Wohlthäter seine Verwünschungen und Flüche unterdrückte, und endlich in die mit Vorsicht und Mäßigung begonnenen Unterhaltungen über religiöse Dinge eingieng, so daß es endlich Gellert gelang, die Seele des Kranken mit Trost zu erfüllen, und dieser mit beruhigtem Gewissen unter Gebet in den Armen seines Wohlthäters starb.

Dieser glückliche Erfolg und zugleich die Betrachtung, daß seine schwache Gesundheit es ihm unmöglich mache, ein öffentliches mit geregelten und oft anstrengenden Arbeiten verbundenes Amt zu übernehmen, bewog ihn, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, und dieselbe zu tugendhaftem und frommem Lebenswandel zu führen. Von der wichtigen Ansicht ausgehend, daß er seinen Zweck am wenigsten erreichen würde, wenn er ihn geradezu ausspreche, nahm er sich vor, denselben auf Umwegen zu erreichen, indem er zunächst auf die Veredlung des Geschmacks zu wirken suchte. In dieser Absicht erwarb er sich im J. 1744 die Magisterwürde in der philosophischen Facultät und disputirte im folgenden Jahre öffentlich, um sich das Recht zu erwerben, als Privatdocent an der Hochschule Vorlesungen zu halten. Der Stoff seiner Dissertation lehnte sich an

seine bisherigen poetischen Arbeiten und bildete zugleich eine treffliche Einleitung zu seiner künftigen Wirksamkeit; er sprach nämlich über die Fabel und die Fabeldichter (de poesi apologorum el eorum scriptoribus), worin er die Theorie der Fabel nach den bisher geltenden Ansichten und die Geschichte der Fabeldichtung behandelte.

Bei aller Schüchternheit, die ihn auch auf dem Katheder nicht verließ, erwarb er sich doch allmählich eine solche Sicherheit des Vortrags, daß er schon aus diesem Grunde großen Beifall bei der studirenden Jugend fand, die besonders durch die Faßlichkeit und den praktischen Werth seiner Vorlesungen gewonnen wurde. Er hielt nämlich abwechselnd Vorträge über die Einleitung in die schönen Wissenschaften von Bateux, über Ernesti's Rhetorik, über Stockhausens Entwurf einer Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften, später selbstständig über den guten Geschmack in Briefen und über die Moral; auch pflegte er von Zeit zu Zeit Büschings Anleitung für Hofmeister zu erläutern, um junge Männer, die sich solchem Berufe widmen wollten, für denselben heranzubilden, was ihm auch in erfreulicher Weise gelang, weshalb er später häufige Aufträge erhielt, Hofmeister zu suchen, Aufträge, die er mit der größten Gewissenhaftigkeit besorgte, ob sie ihm gleich viele Zeit raubten, da sich viele junge Leute bei ihm um Anstellungen als Erzieher beworben, und er sich immer die Mühe nahm, dieselben in längeren Unterredungen über ihre wissenschaftlichen Fähigkeiten, und, soweit es thunlich war, auch über ihre Sittlichkeit und ihren Character zu prüfen. Den belebendsten Einfluß gewann er dadurch, daß er seine Zuhörer zur Ausarbeitung selbstständiger Aufsätze ermunterte und diese theils mit ihnen in Privatunterredungen besprach, theils auch, wenn sie sich auf irgend eine Weise auszeich-

neten, öffentlich beurtheilte. Auch las er öfters gedruckte Gedichte oder Aufsätze vor, um seine Zuhörer sowohl auf die Vorzüge als auf die Mängel derselben aufmerksam zu machen; nicht selten wählte er hierzu sogar eigene Arbeiten, an die er gewöhnlich den strengsten Maßstab anlegte.

So gewissenhaft er sich auf seine Vorlesungen vorbereitete, und so viel Zeit auch diese Vorbereitungen in Anspruch nahmen, fand er doch noch Muße, um sich schriftstellerisch zu beschäftigen; es gehörte zu seinen Lieblingswünschen, auch auf diesem Wege der Welt nützlich zu werden. Da er durch seine in den „Schwabe'schen Belustigungen" mitgetheilten Fabeln großen Beifall erworben hatte und er selbst fühlen mochte, daß er für diese Gattung das meiste Talent habe, wendete er sich wieder derselben zu. Wir haben schon erwähnt, daß er diese nebst andern Arbeiten seit Gründung der „Bremer Beiträge" in diese einrücken ließ. Ehe er sie jedoch dem Drucke übergab, theilte er sie seinem Freunde Gärtner mit, zu dessen feinem und gebildetem Geschmack er das meiste Zutrauen hatte, und dann las er sie auch seinen übrigen Freunden vor. Erst nachdem er deren Kritiken angehört, geprüft und benutzt hatte, gab er die Einwilligung zu ihrem Abdruck. Im J. 1746 gab er eine Sammlung derselben heraus, die in ganz Deutschland mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde; zwei Jahre später folgte ein zweiter Band. Er hatte in die Sammlung nicht alle aufgenommen, welche in den „Schwabe'schen Belustigungen" standen; und es war dieß von manchen Seiten bedauert worden. Er fügte daher, um die Ausscheidung zu rechtfertigen, eine Beurtheilung dreier Fabeln, die er nicht aufgenommen hatte, hinzu, die eben so streng, als richtig war und gewiß Viele über die Anforderungen aufklärte, die an

ein Dichtungswerk, selbst an ein so kleines, wie die Fabel, zu machen seien.

Es ist, seitdem Mauvillon in seinen allerdings für ihre Zeit bedeutenden „Briefen über den Werth einiger deutschen Dichter" (Frankfurt und Leipzig 1771—72) über Gellert und seine Leistungen abgesprochen hat, Mode geworden, den redlichen Mann mit vornehmer Geringschätzung zu behandeln, und selbst seinen Charakter zu verdächtigen; eine solche Auffassung ist aber, um wenig zu sagen, ganz unhistorisch, weil sie die Zeit, in der Gellert lebte, eben so wenig beachtet, als die Umstände, unter denen er wirkte.

Gellerts Fabeln und Erzählungen sind nach mehr als einer Seite hin von besonderer Wichtigkeit geworden. Dankbar müssen wir es vor Allem anerkennen, daß er sich in denselben nicht an die Vornehmen und Gelehrten, sondern an die untern Stände wendete, welche damals, wie immer, und damals sogar mehr als je die eigentliche Blüthe des Volkes waren. „Mein größter Ehrgeiz," sagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schlesien, „besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten im engern Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, seine Vorzüge zu befördern und ihm in einem leicht zu haltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen, und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." Es liegt für seine Zeit schon etwas Großes darin, daß ein Gelehrter nur den Gedanken fassen konnte, sich an das Volk zu wenden, das damals von den höheren und gebildeten Ständen keiner Beachtung für würdig gehalten wurde; und eben so große Anerkennung verdient es, daß seine Absicht von so entschiedenem Erfolg

gekrönt wurde, da es an sich nicht wenig schwierig ist, in einer dem Volke angemessenen Weise zu schreiben, diese Schwierigkeit aber zu einer Zeit in erhöhtem Maße vorhanden sein mußte, wo die Kluft zwischen dem Volke und den Gelehrten so groß war. Gellert traf den rechten Ton in der Darstellung, um seine Fabeln dem größeren Publikum zugänglich zu machen: sie sind leicht und faßlich und nie gesucht geschrieben; ohne in das Triviale zu verfallen, ist die Sprache die der leichten Unterhaltung, und streift hie und da sogar an das Volksmäßige. Eben so entsprechend ist der Inhalt, der sich nur um die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse bewegt, diese aber beinahe in ihrem ganzen Umfang darstellt, so daß sich aus den Fabeln, wie wir schon an einem andern Orte gesagt haben, ein vollständiger Kurs der praktischen Moral herstellen ließe. Und über alle Fabeln ist ein Hauch von Heiterkeit, schalkhaftem Humor verbreitet, der vorzüglich geeignet war, sie bei dem Volke beliebt zu machen, das über demselben jedoch den Ernst nicht verkannte, der ihnen zum Grunde lag. Denn Gellerts Absicht bei seinen Fabeln war durch die „Ergötzung zu belehren"*) wie es überhaupt von der ganzen Zeit für die Aufgabe der Poesie gehalten wurde. Uebrigens dürfen wir, um die volle Bedeutsamkeit seiner Fabeln zur Anschauung zu bringen, nicht unterlassen zu bemerken, daß er sich in denselben nicht begnügte, gewöhnliche Lebens- und Klugheitsregeln zu geben, die gewöhnlichsten Mängel und Gebrechen lächerlich zu machen, sondern, daß er sich öfters zu höhern und freiern Ansichten über bürgerliche und religiöse Verhältnisse erhob. In der bekannten Erzählung „Die Bauern

*) So heißt die Moral in der „Spinne":
„Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nichts nützet."

und der Amtmann" wollte der Dichter ohne Zweifel die übermüthige, rohe Art zeichnen, wie das Landvolk von den Beamten behandelt wurde. Freilich scheint die Erzählung einen ganz andern Zweck zu haben, es scheint, als ob sie nur darauf ausgienge, die Hartnäckigkeit und Dummheit der Bauern zu schildern; aber er mußte seine eigentliche Absicht so viel als möglich zu verbergen suchen, um sich nicht vielfachen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Viel entschiedener sprach er sich gegen die falsche Frömmigkeit und die Heuchelei aus; so in den Erzählungen „Der Kranke" und „Die Betschwestern." Merkwürdig ist die „Vom Blinden und Lahmen," weil in ihr die Idee der Association und ihrer glücklichen Folgen schon im Keim ausgedrückt liegt.

Diese Bedeutsamkeit von Gellerts Fabeln wurde schon von seinen Zeitgenossen anerkannt. „Sie sind das Buch der Nation geworden," sagte Garve in den Anmerkungen über Gellerts Schriften und Charakter; „man liest sie, wo man sonst Nichts liest; Jedermann versteht sie, findet den Scherz, woran er sich vergnügen, und die Wahrheit, die ihn bessern soll." Noch von höherem Werth, als dieses und andere ähnliche Zeugnisse sind diejenigen, welche dem Dichter aus der Mitte des Volks zu Theil wurden. Einst brachte ihm ein Bauer einen Wagen mit Holz aus Dankbarkeit dafür, daß er so schöne Fabeln gemacht habe. Als er im J. 1763 in Karlsbad war und bei dem Postmeister Pferde bestellte, stürzte dessen alte Magd auf ihn zu und küßte ihm unter Thränen und abgebrochenen Dankbezeugungen die Hände. Noch rührender ist die Geschichte vom alten preußischen Feldwebel, der, als er seinen Abschied erhalten und nach seiner Heimat Liefland zurückkehrte, einen Umweg von fünf Meilen machte, um dem Manne seinen

Dank zu bezeugen, dessen Schriften ihn vom Bösen abgehalten, zum Guten ermuntert, ihm während der Gefangenschaft und schmerzhafter Krankheit Trost und Ergebung eingeflößt hatten.

So groß und allgemein der Beifall war, welche Gellerts Fabeln sogleich nach ihrem Erscheinen gewannen, fanden sich doch auch einzelne Tadler; man warf ihm namentlich vor, daß er ein Nachahmer Lafontaine's sei. Gellert stellte dieß in Abrede. „Man will", sagte er, „daß ich Lafontainen nachgeahmt habe, ich aber sage Nein! Ich kannte ihn freilich, da ich den ersten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademische Probeschrift beweist es. Ich hatte vorher einige seiner Fabeln nicht ohne Mühe gelesen, aber nicht gelesen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um diese Zeit meine Kenntniß des Französischen nicht so groß, daß ich alle Schönheiten eines so feinen Dichters hätte bemerken können; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur, und wenn ich das stolze Wort gebrauchen darf, eine gewisse Begeisterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieses war besonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunstgerechter Kenner zu sein, und zuweilen empfand ich es, ohne zu wissen, daß es das wahre Schöne war. Dieses ist meine Kunst gewesen. Ich hatte kritische Freunde, das war mein Glück; ich gab ihren Urtheilen nach, denn sie überzeugten mich. Ich besserte unverdrossen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich

glaube, meine Schriften werden es beweisen; sie würden, ich gestehe es, oft mehr werth sein, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nutzen gesucht hätte." Bei so entschiedener Behauptung des wahrheitsliebenden Mannes dürfte man wohl den Vorwurf der Nachahmung von vorneherein als im Wesentlichen ungegründet ansehen, wenn nicht andere Gründe seine Behauptung unterstützten. Allerdings findet man leicht manche Aehnlichkeit zwischen Lafontaine und Gellert. Die Liebe zu breiter Entwickelung ist z. B. bei Beiden unverkennbar. Allein diese Eigenthümlichkeit hatte Gellert auch bei den alten deutschen Fabeldichtern gefunden, bei Ulrich Boner und Burkhard Waldis, die er zu schätzen wußte, wie aus der der Ausgabe seiner Fabeln (1746) vorgesetzten „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln" unzweifelhaft hervorgeht. Demungeachtet wird der zu jener Zeit so allgemein bewunderte Lafontaine doch wohl nicht ganz ohne Einfluß auf Gellert geblieben sein, wenn auch gewiß nicht in dem Maße, wie ihm vorgeworfen wurde.

Ein weiteres großes Verdienst von Gellerts Fabeln ist ihre Sprache und Darstellung, der ihre Wirksamkeit zum großen Theil zuzuschreiben ist. Allerdings erhebt sich die Sprache nicht über das Gewöhnliche; man begegnet keinen neuen Worten, keinen überraschenden Wendungen, keinen hochpoetischen Ausdrücken, aber er hat sich der vorhandenen mit großem Glücke bedient. Seine Poesie, „sagt Garve in der schon angeführten Schrift," ist in ihrer Art wirklich vollkommen. Nirgends erlaubt er sich um des Silbenmaßes willen den mindesten Zwang, nirgends die geringste Abweichung von der Richtigkeit des Sinnes und der Genauigkeit des Ausdruckes. Ueberall findet man die eigenthümlichsten Wörter, keine neu geschaffene Redensart, keine fremde Wendung. Alle seine Ausdrücke sind aus dem Kreise des gemein-

sten Sprachgebrauchs genommen, aber alle sind edel, ihrem Gegenstande angemessen und in der Verbindung neu." Und wenn man auch nicht läugnen kann, daß die Darstellung oft breit und allzuredselig ist, so hat sie dabei doch unverkennbar große Lebendigkeit. Z. Funck (C. F. Kunz) berichtet uns („Erinnerung aus meinem Leben" 2, 234), daß der große Schauspieler Ludwig Devrient als zwölfjähriger Knabe sein declamatorisches Talent an Gellerts Fabeln entwickelte, was aber nur wegen ihrer so einfachen und natürlichen als lebendigen Darstellung möglich war.

Um dieselbe Zeit und mit der nämlichen Absicht, zugleich zu unterhalten und zu belehren, dichtete Gellert auch einige dramatische Stücke. Die beiden ersten „Das Band" und „Sylvia" zwei Schäferspiele, erschienen zuerst in den Schwabeschen Belustigungen (1744 und 1745); hierauf veröffentlichte er zwei Lustspiele in den Bremer Beiträgen, „Die Betschwester" (1745) und „Das Loos in der Lotterie" (1746). Die übrigen „Die zärtlichen Schwestern," ein Lustspiel, „Die kranke Frau," ein Nachspiel, und „Das Orakel," eine Operette, erschienen zuerst mit den schon genannten („Das Band" ausgenommen) in den „Lust- und Schäferspielen" (Lpz. 1748). Die beiden Schäferspiele erheben sich über die ähnlichen Arbeiten seiner Zeitgenossen nur durch die gebildetere, obwohl immerhin noch steife Sprache. Die Operette „Das Orakel," die er auf ausdrückliches Verlangen des Hofs nach einem prosaischen Nachspiel von Saintfoix bearbeitete, hat nur dadurch historisches Interesse, daß er sich dadurch mit Gottsched öffentlich in Widerspruch setzte, der bekanntlich die Opern für widernatürliche Ausgeburten der Poesie erklärte und sie vom Theater verbannen wollte. Die übrigen müssen um so mehr die Aufmerksamkeit erregen, als Gellert durch sie das sogenannte rührende oder

weinerliche Lustspiel in Deutschland einführte, das in so fern von Bedeutsamkeit für die Entwickelung des Dramas war, als nunmehr auch die mittleren Stände zu Trägern von ernsten und selbst tragischen Stoffen gebraucht wurden, während sie bis dahin nur zur Darstellung der Mängel und Lächerlichkeiten der Menschen benutzt worden waren. Nicht weniger ist lobend hervorzuheben, daß Gellert seinen Personen zuerst eine nationale Färbung gab, was schon Lessing anerkannte. „Unstreitig", sagt er im 22. Stücke der Hamburgischen Dramaturgie, „ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen, aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen." Diese Vorzüge reichen schon hin, die Lustspiele Gellerts für eine bedeutsame, auf die weitere Ausbildung des deutschen Dramas glücklich einwirkende Erscheinung zu erklären; und man wird an diesem Urtheile festhalten, selbst wenn man zugesteht, daß sie im Uebrigen gar viele Mängel darbieten, daß die Handlung sich nur mühsam bewegt, daß der Dialog breit und schleppend, oft von ermüdender Weitschweifigkeit und inhaltsleer ist, daß die Absicht zu belehren, viel zu grell hervortritt und zu großen Einfluß auf die ganze Entwickelung hat, daß die Lösung meist ungeschickt herbeigeführt ist, und dergleichen mehr. Von den einzelnen Lustspielen verdient ihres Inhaltes wegen nur „Die Betschwester" eine nähere Berücksichtigung. Diese wurde nämlich für ihn eine Quelle großer Unannehmlichkeiten, da ihm in späteren Jahren öfters die Bemerkung gemacht wurde, daß er in diesem Stücke nicht sowohl die Heuchelei als die Frömmigkeit, das Beten u. s. w. lächerlich gemacht

habe. Gellert, der von Natur furchtsam war und es im höheren Alter immer mehr wurde, gerieth selbst in Zweifel, ob er nicht durch sein Lustspiel Aergerniß gegeben habe. Er hätte sogar gern das ganze Stück unterdrückt, wenn es nur möglich gewesen wäre, und doch hatte er schon in der Ausgabe von 1748 manche Stelle verändert oder ganz ausgelassen, die ihm einer falschen Auslegung fähig schien. *)

Das Jahr 1746 war eines seiner fruchtbarsten, denn er schrieb in diesem auch einen Roman, „Das Leben der schwedischen Gräfin G. ** (2 Theile Leipzig). Es ist dieses Buch eine wirklich seltene Erscheinung, die mit dem Wesen des Dichters in grellem Widerspruch zu stehen scheint, da er, der milde und fromme Mann, darin alle möglichen Gräuelthaten auf einander häuft und sie mit einer gewissen Behaglichkeit schildert. Eben so widrigen Eindruck macht die merkwürdige Gleichgültigkeit, mit welcher die wichtigsten und zartesten Verhältnisse behandelt werden. Die Gräfin hält ihren Gemahl für todt; nach langer Trauer heirathet sie dessen besten Freund, dem sie, die bis dahin kinderlos geblieben war, ein Mädchen gebiert. Als dieses mehrere Jahre alt war, erscheint der Todtgeglaubte wieder; das

*) So unterdrückte er folgende Stellen: „Stets beten heißt nicht beten, und den ganzen Tag beten ist so strafbar, als den ganzen Tag schlafen“ (I, 1.) — „Christianchen: Es ist ja wider die Bibel, daß man einen hassen soll. — Frau Richardin: Wider die Bibel? Das ist eine schöne Antwort. Wer wird die Bibel besser verstehn, die Mutter, die seit vierzig Jahren alle Tage eine Stunde darin gelesen hat, oder das Töchterchen, das kaum seit sechs Jahren lesen kann? Du unverständiges Kind! Ich will es haben, du sollst ihn hassen, weil ich ihn hasse. — — — Habe ich deswegen den alten Magister sieben Jahre zu dir ins Haus kommen lassen, daß du im Christenthume nicht besser unterrichtet bist? Ich arme Frau! So viel Schulgeld umsonst hinauszuwerfen! (III, 1.)

dadurch entstandene Verhältniß wird, so schwierig es schien, auf die leichteste Art gelöst; die Gräfin verbindet sich wieder mit ihrem ersten Mann, während der zweite fortwährend in ihrem Hause bleibt. Alles entwickelt sich auf das Behaglichste, ohne Leidenschaftlichkeit, ohne dauernden Schmerz. Man könnte noch andere eben so widernatürliche Situationen anführen, die man, wie schon Varnhagen von Ense bemerkte, eher in einem Roman der neuern Zeit suchen würde, als bei dem liebenswürdigen und frommen Gellert. Allein so widrig Alles dieß ist, so verband der Dichter doch einen tieferen Sinn damit. Er wollte, wie in seinen Fabeln, wie in seinen Lustspielen auf dem Wege der Unterhaltung belehren. Schon gleich im Beginn des Romans, wo die Gräfin von ihrer Jugend und Erziehung berichtet, spricht sie sich über den Religionsunterricht in einer Weise aus, die mit den damals geltenden Ansichten in offenbarem Widerspruche stand. „Er (ihr Pflegevater) brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glücke und im Unglücke, im Tode und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. — — Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand eben so vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden. Ich durfte meinem Vetter Nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir, in Dingen, die noch über meinem Verstande waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht

bekommen würde." Diese Freiheit der Anschauung wiederholt sich öfters; so wenn er eine andere Person sagen läßt: „Man kann fromm und auch vergnügt sein." Der Graf hatte vor seiner Verheirathung eine Geliebte, die sich ihm im Vertrauen auf dessen Eheversprechen ganz hingegeben und ihm zwei Kinder geboren hatte. Als sie vernahm, daß er bei dem Hofe in Ungnade fallen und sein Lebensglück bedroht sein würde, wenn er sie heirathe, entband sie ihn von seinem Versprechen. „Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen," fügte sie hinzu, „daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen bei aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert." Es war in Deutschland wohl noch nie so entschieden ausgesprochen worden, daß selbst dann wahre Tugend bestehen könne, wenn auch die bürgerlichen und selbst kirchlichen Gesetze verletzt würden, daß man den sittlichen Werth der Menschen nicht sowohl nach ihren Handlungen als nach ihrem Willen beurtheilen müsse. Dasselbe finden wir zwar auch in berüchtigten Romanen der Franzosen jener Zeit und unserer Tage; allein wenn wir Gellerts Gräfin mit diesen Machwerken vergleichen, wird uns der mächtige Unterschied sogleich sichtbar, daß bei ihm jedes Wort aus dem Innersten seiner Seele kam und auf der festesten Ueberzeugung beruhte, während in den genannten Romanen die Belehrung, die oft wiederkehrenden Ermahnungen zur Tugend nur Schein und Heuchelei sind. Uebrigens müssen wir noch die Bemerkung hinzufügen, daß die angeführten und andern freisinnigen Aeußerungen von Gellert nur mit der größten Behutsamkeit und selbst furchtsam ausgesprochen, ja durch die ganze Haltung des Romans so verdeckt wurden, daß sie gewiß von vielen Lesern nicht einmal bemerkt werden, wie uns denn auch nicht bekannt ist, daß die

Zeloten, welche seine „Betschwester" verdammten, auch den Roman verdächtigt hätten, was gewiß geschehen wäre, wenn sie dessen Tragweite begriffen hätten.

Schon um diese Zeit hatte Gellert heftige Anfälle der Krankheit, die sein Leben seitdem so unsäglich verbitterte. Er suchte Kraft und Trost in der Religion, und schrieb seine „Trostgründe wieder ein sieches Leben" (1747), welche mit großem Beifall aufgenommen wurden und Vielen in ihren Schmerzen Beruhigung und Trost brachten. Ohne Zweifel hatte außer seiner Kränklichkeit auch der Umstand großen Einfluß auf sein Gemüth, daß seine Freunde, die Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen", nach und nach Leipzig verließen. Joh. Elias Schlegel war schon früher weggegangen; bald darauf folgten ihm Zachariä, Gieseke und Klopstock; C. A. Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert nach Braunschweig, Cramer nach Wöllwitz, J. A. Schlegel nach Pforte berufen. Wie sehr er an diesen Freunden hing, und wie glücklich er sich in ihrem Umgange fühlte, davon geben seine Briefe mannigfaltige Zeugnisse. So schrieb er noch im J. 1757 an Rabener: „Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Gieseke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bei der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines guten Geschmacks sein, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen. Unsere Periode", fügt er mit einem bei ihm selten auftauchenden Selbstgefühl hinzu, „wird in der Literatur der Deutschen nicht weniger merkwürdig sein, als es der Zeitpunkt des Boileau im Französischen ist." Es war nur noch Rabener in Leipzig zurückgeblieben, der jedoch auch kurze Zeit nachher nach Dresden berufen wurde. Rabener war es auch, der damals seinen

Freund bewog, eine Sammlung seiner Briefe herauszugeben,*) die er mit einer „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen" begleitete (Leipz. 1751). Auch dadurch erwarb sich Gellert nicht geringe Verdienste um die Bildung, vorzüglich des Mittelstandes. Die Geschmacklosigkeit, die sich damals in den Briefen festgesetzt hatte, war wirklich gränzenlos. Man überbot sich in gesuchten Wendungen, die geistreich oder witzig sein sollten, aber meist in baaren Unsinn ausarteten. Zudem war der Styl hölzern und steif, meist in endlosen Perioden sich bewegend, die um so mehr gefielen, je verwickelter sie waren. Diesen Mängeln suchte Gellert durch seine Anweisung und die von ihm mitgetheilten Musterbriefe entgegenzuwirken und er durfte sich eines, man kann sagen, glänzenden Erfolgs rühmen. Er drang vor Allem auf Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung und zeigte an den bis dahin bewunderten „Galanten Briefen" Neukirchs, welche Fehler und wie sie zu vermeiden seien. Die Musterbriefe, die er beifügte, sind freilich meist ohne allen Inhalt, sie bewegen sich um Alltäglichkeiten, aber sie mußten zu ihrer Zeit wegen der einfachen, natürlichen, oft sogar anmuthigen Darstellung nothwendig gefallen und sogar Aufsehen erregen. Großen Beifall fand z. B. einer der ersten, in welchem er von einer Reise auf der Landkutsche erzählt. Die Abenteuer, die er berichtet, sind sehr gewöhnlich, sie werden weder durch reichen Humor noch durch poetische Gestaltung belebt; aber die schlichte, natürliche Darstellung, die Wahrheit des Vortrags mußte die Zeitgenossen um so mehr anziehen,

---

*) So sagt Cramer in Gellerts Biographie; dieser dagegen berichtet in der Vorrede zu der Briefsammlung, daß ihn eine Freundin (wahrscheinlich die Frau von Zettwitz in Bonau) zur Herausgabe derselben veranlaßt habe.

als man dergleichen Schilderungen bis dahin nur in einem gesuchten, gespreizten Styl zu lesen gewohnt war, der die Wahrheit selbst zur Lüge stempelte. Unter den wenigen Briefen dieser Sammlung, die einen wenigstens beziehungsweise reicheren und interessanteren Inhalt haben, erwähnen wir den, in welchem er das Theater als ein Bildungsmittel des Geistes und Herzens darzustellen versucht. Wenn er den Gegenstand auch nicht mit besonderer Tiefe erfaßt, so ist es immerhin schätzenswerth, daß er, dessen Frömmigkeit von Jedermann anerkannt wurde, es wagte, der allgemeinen, von den Theologen mit zelotischem Eifer verbreiteten Ansicht von der moralischen Schädlichkeit des Theaters entgegenzuwirken. Auch die nach seinem Tode von seinem Freunde Joh. Adolf Schlegel herausgegebenen freundschaftlichen Briefe (Leipz. 1774) bieten im Ganzen wenig Interessantes dar; namentlich berühren sie die literarischen Zustände der Zeit nur selten und auch dann nur oberflächlich; sie sind aber für die Kenntniß seines Charakters und seiner mannigfachen Beziehungen von großem Werth.

Als akademischer Lehrer erfreute sich Gellert fortwährend eines ungetheilten Beifalls; seine Vorlesungen waren so zahlreich besucht, daß er sich genöthigt sah, da sein Zimmer für die große Menge seiner Zuhörer zu wenig Raum darbot, seine Vorträge in den öffentlichen Hörsälen zu halten. Er wurde (um 1751) zum außerordentlichen Professor der Philosophie mit einem Gehalt von 100 Thalern ernannt. Seine Antrittsrede von dem „Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten", war bei ihrer klaren und zum Theil eindringlichen Darstellung vorzüglich geeignet, die jungen Gemüther für das Studium der schönen Literatur zu gewinnen. Er hatte natürlich darin keine Gelegenheit, seine Ansichten über Poesie und

Kunst auszusprechen; er that es dagegen in einer späteren Rede, welche er am Schluß seiner Vorlesungen über Beredtsamkeit hielt, und in welcher er untersuchte, „wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredtsamkeit und Poesie erstrecke." In dieser Rede trat er entschieden gegen Gottsched auf, der bekanntlich der Meinung war, daß man mit seiner Dichtkunst ein Dichter werden könne, wenn man nur die Regeln derselben befolge. Nachdem Gellert nämlich den Nutzen der ästhetischen Gesetze sowohl für den Schriftsteller als für den Leser dargethan und nachdem er entwickelt, daß diese Gesetze nicht willkürlich seien, sondern in der Natur lägen, zeigte er auf überzeugende Weise, wie wenig auch bei der strengsten Befolgung dieser Gesetze erreicht werde, wenn der Dichter, der Redner nicht von angebornem Talent begeistert würde. „Man kann," sagte er, gewiß nicht ohne Seitenblick auf Gottsched's Dichtkunst, „man kann die Regeln wissen, man kann sie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und kann ohne Genie doch nicht weiter als zum Mittelmäßigen durch sie gelangen." Ganz unverkennbar hat er Gottsched und dessen Schule im Auge, wenn er fortfährt: „Ja, ihr Regeln, vom Genie verlassen, euch hat das Theater die gesetzmäßigen Trauerspiele und Lustspiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts sorgfältig behandelt, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meisterlich eingetheilet, in welchen jede Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrscheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Person sich immer gleich, und doch alles leer und ohne Leben ist. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der schöpferische Geist gemangelt, eine große, anziehende Handlung, heroische Charaktere,

starke Leidenschaften, Reden, die der Würde der Personen, der Sache, der Poesie gemäß waren, zu bilden! Ihr mordet und tödtet auf dem Theater, und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen, und wir werden doch nicht begierig, den Ausgang zu wissen. Was sollen eure Auflösungen? Sie überraschen, sie bestürzen uns nicht. Sollten wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; sie reden, wie sie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; sie schreien, sie deklamieren. Wir wollen die Natur der Menschen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verschönerte Natur hören und sehen. Wir wollen bewegt und der gewöhnlichen Ruhe entrissen sein; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergießen; und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen und einschlafen! — — Unglücklicher Gedanke: Wer nach Regeln schreibt, ist ein Poet!" — Entschiedener konnte Gottsched nicht bekämpft werden, namentlich wenn man erwägt, daß Gellert von Natur schüchtern war und sich stets von den literarischen Händeln entfernt hielt. Die angeführte Stelle ist aber auch deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr unzweifelhaft hervorgeht, daß Gellert tiefer in die ästhetischen Fragen eingieng, als man gewöhnlich glaubt, und daß er daher ohne Zweifel durch seine zahlreich besuchten Vorlesungen nicht wenig auf die Ausbildung des Geschmacks bei der jüngeren Generation einwirkte. Wir müssen daher lebhaft bedauern, daß uns seine ästhetischen Vorlesungen nicht aufbewahrt worden sind; sie würden sicherlich für die Würdigung seines Einflusses von großem Werthe sein.

Doch war es nicht diese Art von Einfluß, nach welcher er vorzüglich strebte; wenn er sich auch redlich bemühte, die Studierenden zu einem geläuterten Geschmack heranzubilden,

so benutzte er seine Vorlesungen über ästhetische Fragen doch ganz vorzüglich, um seine Zuhörer zu einem sittlichen, frommen Leben anzuleiten. Und er verstand es so meisterhaft, die Bildung des Geistes als abhängig von der Bildung des Herzens und Gemüths darzustellen, er wußte die ästhetische Bildung mit der moralischen und religiösen so eng zu verknüpfen, daß es ihm gelang, den wirksamsten Einfluß auf seine Zuhörer zu gewinnen, die in ihm nicht blos den Lehrer, sondern in der That einen Vater verehrten, zu dem sie das unbedingteste Vertrauen hatten, dem sie mit wahrhaft kindlicher Ehrfurcht zugethan waren, so daß sie sich auch in spätern Jahren noch Raths bei ihm erholten. Wir müssen hierbei vorzüglich den Umstand hervorheben, daß es zum großen Theil Jünglinge der höhern Stände waren, die sich eng an ihn anschlossen, weil seine allseitige Wirksamkeit in der That nur dadurch möglich wurde. In einer Zeit, wo der Adel Alles galt, die bürgerlichen Stände wenigstens mißachtet waren, und diese noch mit scheuer Ehrfurcht zu jenem hinaufblickten, mußte es von bedeutsamen Folgen sein, daß ein akademischer Lehrer die adelige Jugend um sich schaarte, und ihre Liebe sich zu bewahren wußte. Es war schon ein mächtiger Schritt zur Veredlung des Verhältnisses zwischen den verschiedenen Ständen, daß der bürgerliche Lehrer in adelige Häuser und Kreise gezogen wurde, nicht zur bloßen Unterhaltung, wie auch wohl vorgekommen war, nicht um seine Kenntnisse nnd Talente zu benutzen, sondern allein in Folge der Anerkennung seines edlen und sittlich schönen Charakters, weil man durch ihn in geistiger und moralischer Hinsicht gefördert zu werden wünschte. So war Gellert in diesen adeligen Kreisen nicht ein bloß geduldeter, mit gnädiger Herablassung behandelter Gelehrter; so sehr er auch die äußeren Formen der

Höflichkeit und selbst der Unterthänigkeit beobachtete, so war doch er eigentlich der Mittelpunkt dieser Kreise, die mit tiefem Gefühl der Unterordnung zu ihm hinaufblickten. Dadurch war aber schon der erste Schritt zur Umgestaltung der Verhältnisse zwischen Adel und Bürgerstand geschehen, eine Umgestaltung, welche in geistiger und socialer Beziehung die bedeutsamsten Folgen hatte. Andererseits wurde aber durch diese Anerkennung, deren Gellert sich von Seiten dieses Adels zu erfreuen hatte, der Grund zu seinem allseitigen Einfluß gelegt. Die Ehrfurcht vor dem Adel war damals so allgemein und so groß, daß selbst die studierende Jugend von derselben ergriffen war und daher dem Lehrer der von dem Adel so sehr ausgezeichnet wurde, um so größere Achtung erwies. Noch kam dazu, daß die zahlreichen Theologen, welche in Leipzig studierten, durch seinen Einfluß bei dem Adel, der die meisten Pfarreien zu vergeben hatte, entweder als Pfarrer oder doch wenigstens als Hofmeister versorgt zu werden hofften. So vereinigte sich Alles, um dem schüchternen Manne eine Bedeutsamkeit zu geben, die vor und nach ihm wohl noch kaum ein akademischer Lehrer gehabt hat.

Während er durch seine Vorträge, seine Beziehungen und seine Schriften so außerordentlich wohlthätig wirkte, nahm das Uebel der Hypochondrie, das ihn schon seit längerer Zeit quälte, immer mehr zu. „Seine Tage waren ängstlich und trübe, die Nächte unruhig und voll schrecklicher Träume. Trübsinn und Niedergeschlagenheit umwölkten sein Gemüth, und verriethen sich in seinem traurigen Auge, in seiner Physiognomie und in der Haltung des Körpers.“ Er besuchte die Bäder von Lauchstädt und Karlsbad, fand aber kaum Milderung seiner Leiden, die seine Gedanken immer ausschließlicher auf Gott und die Religion lenkten.

Er gab ihnen zunächst in dem didaktischen Gedichte „Der Christ" Ausdruck, den er mit einigen Dichtungen ähnlicher Art im Jahre 1754 herausgab. Dieselben wurden nicht mit dem nämlichen Beifall aufgenommen, den seine Fabeln und Erzählungen gefunden hatten: die Darstellung ist zu gewöhnlich, man könnte sagen zu matt, und auch die Gedanken erheben sich kaum über das Alltägliche, oder, wo dies der Fall ist, so sind sie nicht sein Eigenthum, sondern meist aus der Bibel entlehnt. Weit aus bedeutender sind seine „Geistlichen Oden und Lieder," welche er zum Theil um dieselbe Zeit dichtete, aber erst später veröffentlichte (Leipzig 1757). Er begleitete sie mit einer Vorrede, in welcher er seine Ansichten über die religiöse Poesie aussprach und eben dadurch seine Leistungen vortrefflich charakterisirt. „Es muß in den geistlichen Gesängen," sagt er, „eine allgemeine Deutlichkeit herrschen, die den Verstand nährt, ohne ihm Ekel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdruckes in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht sowohl die Pracht und den Schmuck der Poesie, als die Sprache der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das hohe und prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindungen verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz Nichts empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen; aber noch mebr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift, diese unnachahmliche Sprache voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt; oft ist der Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung selbst der kräftigste; oft giebt das Alterthum desselben der Stelle des

Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Gestalt u. s. w." So richtig Gellert fühlte, wie aus dem letzten Satze hervorgeht, daß das geistliche Lied die religiöse Empfindung in ihrer unmittelbaren Kraft aussprechen und sich eben deshalb an die Hoheit und Einfalt der Sprache der Schrift heranbilden sollte, so wenig gelang es ihm, seinen Liedern dieses Gepräge zu geben, theils weil es ihm an dem Feuer der Begeisterung fehlte, theils weil er fortwährend mehr darauf ausgieng, mehr den Verstand als das Gemüth zu beschäftigen, theils endlich weil er fürchtete, daß, wenn die Phantasie zu mächtig erregt werde, das Herz ungerührt bleiben möge. Zudem glaubte er, sich nach dem herrschenden Geschmack seiner Zeit richten zu müssen, der allerdings nicht fähig war, einem höheren Schwunge zu folgen. Aber eben weil er sich in dieser untergeordneteren Anschauungsweise hielt, eben weil er ganz vorzüglich auf den Verstand zu wirken suchte und die Religiosität als die Grundlage und zugleich als die nothwendige Folge eines reinen, sittlichen Lebens darstellte, wurden seine Lieder von seinen Zeitgenossen mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen und eben deswegen auch übten sie einen so wohlthätigen Einfluß auf dieselben, ja sogar auf die späteren Generationen aus. Durch seine geistlichen Lieder wurde Gellert nicht weniger der Lehrer seines Volks, als er es durch seine Fabeln geworden war.

Während er mit der Durchsicht und Ueberarbeitung seiner Lieder beschäftigt war, wozu er sich das Urtheil und den Rath seiner Freunde, namentlich Cramers und Adolf Schlegels einholte, deren Bemerkungen er gewissenhaft benutzte, wurde er in dieser Arbeit, sowie in seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer durch die Unruhen unterbrochen, welche zu Anfang des siebenjährigen Kriegs durch den

Einmarsch fremder Truppen in Sachsen verursacht wurden. Das Unglück, welches sein Vaterland betraf, erfüllte ihn mit dem lebhaftesten Schmerz, den er öfters in Briefen an seine vertrautesten Freunde aussprach. Wie sein Freund Rabener hielt er es für Unrecht, gerade in dieser Zeit sein Vaterland zu verlassen; er schlug ein Anerbieten aus, in Kopenhagen bei der Erziehung des Kronprinzen bethätigt zu werden, ob er gleich in persönlich drückende Lage gerieth, weil ihm seine Besoldung nicht ausgezahlt wurde. Im April 1757 folgte er einer Einladung des Kammerherrn von Zettwitz nach Bonau, einem bei Roßbach gelegenen Gute, wo er mit einiger Unterbrechung bis zu Anfang des folgenden Jahres blieb, glücklich im Umgang mit seinem Gastfreunde und dessen ihn kindlich verehrender Gemahlin, sowie mit der Familie des Grafen Vitzthum. Am 4. October 1757 wurde er in Folge einer Erkältung von einer lebensgefährlichen Krankheit überfallen, von der er sich nur langsam erholte. Diese Krankheit gab ihm aber die rührendste Gelegenheit zu erfahren, wie groß die Achtung war, die er auch außerhalb seines Vaterlandes genoß. Während er mit dem Tode rang, hatten die Preußen die ganze Umgegend besetzt und allen Verkehr gehemmt. Als der dort kommandirende General jedoch von seinem Aufenthalt in Bonau und von seiner Krankheit Nachricht erhielt, gab er den Befehl, daß alle Boten, die von Gellert kämen, ungehindert ein= und ausgelassen werden sollten, und daß sein Arzt, welcher in der von den Preußen besetzten Stadt Weißenfels wohnte, ihn zu jeder Zeit besuchen dürfe. Bald nach seiner Rückkehr nach Leipzig erhielt er die unerwartete Nachricht von dem Tode seiner Mutter, die er mit aller Innigkeit geliebt hatte. Es war seit langer Zeit sein größtes Glück gewesen, ihr Beweise seiner kindlichen Liebe

zu geben. Der Schmerz, den er über ihren Verlust empfand, trug viel dazu bei, seinen Gesundheitszustand zu verschlimmern; doch wuchs mit seinen Leiden auch die Kraft, dieselben zu ertragen. Auch wurde sein Gemüth nicht wenig durch die Anerkennung erheitert, die ihm von Seiten der feindlichen Offiziere zu Theil wurde. Selten vergieng ein Tag, an dem er nicht Besuch von solchen erhielt, und nicht selten, sagt sein Biograph Cramer, fanden sich bei seinen Vorlesungen so viele Offiziere in seinem Hörsaale ein, als wenn derselbe das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre.*) Die preußischen Prinzen Carl und Heinrich ließen ihn während ihres Aufenthaltes in Leipzig zu sich kommen, um sich mit ihm zu unterhalten, und der letztere erinnerte sich noch später mit Freuden an die Stunden, die er mit ihm zugebracht hatte. Nach dem Frieden machte er ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, zum Geschenk; es war dies eine Aufmerksamkeit, die dem Prinzen zur Ehre gereicht; er hatte nämlich erfahren, daß das Reiten bei der besonderen Natur von Gellerts Krankheit von gutem Erfolg sein würde. Noch ehrenvoller für den Dichter war es, daß selbst Friedrich II., dessen Abneigung gegen die deutsche Literatur bekannt ist, ihn zu sprechen wünschte; und Gellert zeigte sich dieser Auszeichnung wür-

*) Letzthin waren zwölf preußische Offiziere vom Corps des Grafen Dohna bei mir im Collegio, und unter ihnen der junge Graf Dohna, Adjutant seines Vaters, ein lieber frommer und geschickter Soldat. Ein Husarenlieutenant vom Regiment Maltovky (Malachowsky) besuchte mich vor einigen Wochen, und wollte mir von seiner Beute bei Zorndorf erst etliche Rubel, und hernach eins seiner Gewehre aus großer Liebe für meine Schriften aufdringen. Ich dankte ihm für Beides (Gellert an seine Schwester vom 12. Dec. 1758. — Vergl. Gellerts Brief an Fräulein v. Schaufeld vom 18. Dec. 1758).

dig, indem er wie Rabener ablehnte, sich durch einen Franzosen dem König vorstellen zu lassen, und diesen erst dann besuchte, als ihm gestattet worden war, durch einen Deutschen eingeführt zu werden.

Die Unterredung, welche Gellert mit dem König hatte, ist von ihm selbst aufgezeichnet worden; sie ist in mehr als einer Beziehung so wichtig, daß wir sie unsern Lesern ganz mittheilen wollen. Als Gellert, vom Major Quintus Icilius begleitet, in das Zimmer des Königs trat, frug ihn dieser: „Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Hainichen bei Freiberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keine guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihro Majestät sehen hier Einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den Lafontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König: Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

König: Wie ist es möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredtsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König: Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat er Recht.*)

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art von Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen: vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König: Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt.

Gellert: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

König: Wie? Will Er denn Einen August in ganz Deutschland haben?

---

*) Der König schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache und fuhr dann fort: „Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?" (Gellert an Rabener vom 5. Februar 1760.)

Gellert: Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.

König: Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert: Weil Ihro Majestät sie so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren; Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert: Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß Er fahren.

Gellert: Dazu fehlt mir das Vermögen.

König: Ja, das ist wahr; daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Gellert: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

König: Kann ich's denn! Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drey wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte, als die neue Geschichte.

König: Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint mir wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polierter.

Gellert: Wir sind vom Homer viel zu weit entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

Gellert: Das bin ich nicht, ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

König: Hat er auch wider den Stylum curiae geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihro Majestät.

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn Ihro Majestät es nicht ändern können, so kann ichs noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

König: Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir zu untreu.

König: Besinne Er sich; ich will indessen herumgehen. — — — Nun hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, den Maler. „Ein kluger Maler in Athen ꝛc.

König: Und die Moral?

Gellert: Gleich Ihro Majestät: „Wenn deine Schrift u. s. w.“

König: Das ist recht schön.*) Er hat etwas Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und mir Seine Fabeln mitbringen und mir Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun komm Er bald wieder."

Allein der König ließ ihn nicht wieder rufen und er, eingedenk dessen, was Sirach sagt: Dränge dich nicht zu den Königen, gieng nicht wieder hin. Doch war der König mit ihm und seiner Unterhaltung durchaus zufrieden.

---

*) „Das ist gut, das ist sehr gut, das habe ich nicht gedacht; das ist schön, gut und kurz; ich muß Ihn loben, nein, ich muß Ihn unter den Deutschen doch loben" (Gellerts Brief an seine Schwester vom 16. December 1760) — „Nun, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?"

Gellert: In der Schule der Natur.

König: Hat er den Lafontaine nachgeahmt?

Gellert: Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich auch nicht, ob ich ein gutes bin.

König: Nein ich muß Ihn loben.

Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte" (Gellerts Brief an Rabener vom 29. Januar 1761).

Als Gellert sich entfernt hatte, sagte Friedrich zu Quintus Icilius: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched!" und am folgenden Tage sagte er bei der Tafel „C'est le plus raisonnable de tous les savans allemands." —

Um endlich noch an einem Beispiele zu zeigen, wie groß die Achtung war, die ihm selbst die Feinde zollten, erwähnen wir, daß der preußische General Hülsen seine Geburtsstadt nur mit einer sehr leichten Einquartierung belegte, und dem Rath ausdrücklich sagen ließ, es geschehe dieses nur aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften.

So groß seine Verdienste um die Universität waren, so wär er doch immer noch bloß außerordentlicher Professor, und er würde bei seiner kargen Besoldung nicht selten in Verlegenheit gerathen sein, wenn ihm nicht von den verschiedensten Seiten Geschenke zugeflossen wären, die zum Theil ansehnlich waren, immer in der zartesten Weise gegeben wurden.

Der Baron von Craussen, der ihm gänzlich unbekannt war, hatte ihm einige Arbeiten zur Beurtheilung übersendet und ihm zugleich einen ansehnlichen Jahrgehalt angeboten. Da Gellert glaubte, der Baron wolle ihn dadurch günstig für seine Arbeiten stimmen, er aber diese für mißlungen hielt, schlug er jenes Anerbieten aus, um ihn seine Meinung rücksichtslos sagen zu können. Craussen zeigte sich Gellerts würdig, indem er, jede Regung von beleidigter Eitelkeit überwindend, ihm für seine scharfe Beurtheilung dankte und zugleich der alten Mutter Gellerts eine lebenslängliche Pension von 50 Thalern aussetzte. Ein Engländer, dessen Sohn in Leipzig studiert und an Gellert, dem er empfohlen war, einen theilnehmenden Freund gefunden hatte, schickte ihm, als der Jüngling in die Heimat zurück-

gekehrt war, aus Dankbarkeit für seine väterlichen Bemühungen einen Wechsel von 100 Thalern. Von der Frau von Campenhausen in Riga, die er in Karlsbad und in Leipzig hatte kennen lernen, und deren Sohn sein Zuhörer gewesen war, erhielt er einst ein Geschenk von 200 Thalern nebst 100 für seinen Bruder in Freiberg, den sie ebenfalls kannte. Sein ehemaliger Zuhörer, der Graf Moritz von Brühl, mit welchem er in ununterbrochenem Briefwechsel stand, setzte ihm eine jährliche Pension von 150 Thalern aus, ohne sich zu erkennen zu geben, und so gab ihm auch Herr von Rochow einen ansehnlichen Jahrgehalt, den er später ausschlug, weil er ihn nicht mehr nöthig habe. Von Ungenannten erhielt er zweimal nach einander 100 Thaler, ein anderes mal ein Schächtelchen voll Louisd'or, und von einer Dame in Liefland ein Geschenk von 200 Thalern mit einer Art, schrieb er an seinen Freund Wagner, als ob er sie ihr abverdient hätte. Der englische Gesandte Mitchell, der eine außerordentliche Zuneigung für ihn gefaßt und dem er es zu verdanken hatte, daß Friedrich II. ihn zu sich hatte berufen lassen, bemühte sich, ihm einen größeren Gehalt zu verschaffen, den er jedoch ablehnte. „Ich kann versichern," schrieb er an den Grafen Moritz von Brühl, „daß ich ihn (den Gesandten) nicht darum gebeten habe. Ich suche kein Amt, ich wünsche keine Pension, ich bin krank und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Gesandten alles dieses selbst gesagt, allein umsonst. Sie haben, fing er an, es nicht wissen sollen, wie weit meine Liebe für Sie geht und die Sache, da Sie es wissen, hat ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. Dieß war alles, was ich von diesem Manne,

der durchaus mein Wohlthäter sein will, habe erhalten können. Aber bitten Sie Ihren Onkel (den Minister), daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet" (Brief vom 16. Mai 1761).

Als im Jahre 1761 ein Lehrstuhl bei der philosophischen Facultät erledigt war, wollte die Regierung ihm denselben geben; allein so sehr seine Freunde Ernesti, Wagner und Rabener in ihn drangen, lehnte er doch das Anerbieten ab, weil er befürchtete, wegen seiner Kränklichkeit die Pflichten dieses Amtes nicht in ihrem ganzen Umfang erfüllen zu können. „Was können Sie mir," schrieb er an den Grafen Moritz von Brühl, „durch Ihre Vermittlung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünsche? Ich habe es gegen Sie und gegen andere Freunde nicht aus einer übertriebenen Bescheidenheit ausgeschlagen; nichts weniger, gütiger Graf, sondern aus Krankheit, Alter und Mangel der Kraft, aus Ueberlegung und Gewissen. — — Wenn ich im Jahre 1751 die Professur hätte suchen sollen, so würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761 halte ich es für Pflicht, sie zu verbitten." Sein Wunsch wurde in Folge seiner wiederholten Vorstellungen erfüllt, und er empfand darüber so große Freude, als ob ihm die größte Wohlthat erzeigt worden wäre. Dagegen erhielt er in demselben Jahre eine Zulage von jährlich 485 Thlrn. Da er bei seinen geringen Bedürfnissen einer so großen Einnahme nicht bedurfte, unterstützte er die Seinigen und auch manche Andere mit seinem Ueberfluß, was er auch schon gethan hatte, als sein Gehalt noch sehr gering war.

Uebrigens setzte er seine Vorlesungen trotz seiner stets zunehmenden Kränklichkeit fort und benutzte jede Muße,

die ihm seine Berufsgeschäfte gönnten, zu fortgesetzten Studien und zu einer fast ununterbrochenen Correspondenz mit auswärtigen Freunden. Namentlich führte er einen lebhaften Briefwechsel mit einer Demoiselle Lucius in Dresden, einem vielseitig gebildeten Frauenzimmer, welches, von Gellerts Schriften begeistert, sich schriftlich an ihn gewandt und ihn seitdem zum Vertrauten aller ihrer Angelegenheiten gemacht hatte.*) Die wenigsten Briefe in dieser Correspondenz haben mehr als ein rein persönliches Interesse; doch werfen sie ein bedeutendes Licht auf Gellert's liebevolles Gemüth, seine fromme Ergebenheit, sein Gottvertrauen, seine Hingebung und Aufopferungsfähigkeit. Charakteristisch sind diejenigen, in denen er seine Urtheile über Uz und Rousseau mittheilt. Ueber den ersten spricht er sich zwar nur sehr kurz aus, doch sieht man leicht, daß er mit Wielands hartem Urtheile über den liebenswürdigen Dichter nicht zufrieden war. Ueber Rousseau verbreitet er sich mit größerer Ausführlichkeit. Caroline Lucius hatte angefangen, den „Emil" des großen Genfers zu lesen, man hatte ihr aber abgerathen, die Lectüre fortzusetzen, weil der Emil ein „giftiges Buch" sei; sie frug deshalb Gellert um seine Ansicht. Er antwortete ihr, er kenne nur die Vorrede, und würde das ganze Buch auch wohl nicht lesen, weil er kein Freund seines Styles sei. „Ich liebe," fuhr er fort, „das Natürliche und einfältig Wahre und Schöne, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Bewunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht. Es kann sein, daß in seinem Emil oft viel Gutes und der

*) Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius herausgeg. von Ebert. Leipzig 1823.

Tour nach Neues steht, das man vielleicht in anderen Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit, und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, Andere lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bei Ihnen aber will ich eine Ausnahme machen." Denn, fügte er hinzu, er sei überzeugt, daß selbst das große Talent Rousseau's sie nicht bestechen und irre führen könne. Doch noch an demselben Tage schickte er dem ersten Brief einen zweiten nach, worin er sie bat, die Lectüre des Emil nicht fortzusetzen, da ihm eben ein wackerer Mann versichert habe, das Buch sei wegen seiner hinreißenden Beredtsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturz der christlichen Religion geschrieben worden sei. Es ist gewiß nur zu billigen, daß er seine Freundin, die sich vertrauensvoll seiner Leitung anvertraute, von der Lectüre eines Buchs abmahnte, das ihr und ihrer Ruhe nach seiner Ansicht hätte gefährlich werden müssen; allein daß auch er, der gereifte Mann, es nicht wagte, den „Emil" zu lesen, zeugt von einer allzugroßen Furchtsamkeit, die allerdings einen wesentlichen Zug seines Charakters bildet. Diese Furchtsamkeit raubte ihm oft die beste Kraft, indem er gegen sich selbst mißtrauisch wurde und sich mit Vorwürfen quälte, die man sich nur aus seiner Kränklichkeit erklären kann. So schrieb er einst an seinen Freund Borchward: „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll, daß ich mit mir selbst zufrieden werde. Ich glaube oft, daß ich nicht mehr so gut bin, als sonst; ich glaube, daß die feineren Empfindungen des Herzens sich bei mir verlie-

ren. Und was glauben? Ich fühle es. Ich bin starr und werde weder gegen das Gute noch gegen das Böse genug empfindlich. Und gesetzt, daß diese Beschaffenheit eine Folge der Krankheit und des Mangels der gehörigen Säfte wäre, so kann ich doch immer die Ursache dieser Krankheit gewesen sein und noch sein." In ähnlicher Weise schrieb er an seinen Freund Wagner: „Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vorsaget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten, lieber Wagner, da macht mein Herz tausend Einwürfe, die aller Beifall nicht widerlegen kann. Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille!" — Seine Aengstlichkeit gieng so weit, daß, wie Cramer berichtet, er sich niemals erlaubte, seine Nachforschungen über religiöse Dinge bis dahin fortzusetzen, wo sich Schwierigkeiten finden, welche unserm Verstande unauflöslich zu sein scheinen.

Während sein Briefwechsel mit Caroline Lucius am lebendigsten war, wurde er durch die Zuschrift eines katholischen Geistlichen in Böhmen überrascht, der in seinem Liede über den thätigen Glauben eine dem Dichter unbewußte Neigung zum Katholizismus bemerkt zu haben glaubte, und ihn deshalb beschwor, zur römischen Kirche überzutreten. Gellert antwortete ihm in einem vortrefflichen Briefe mit einer Ruhe und einer Kraft der Ueberzeugung, die jede weitere Zumuthung unmöglich machte. Er zeigte in kurzen, aber schlagenden Sätzen, daß sein Lied „der thätige Glaube" auf dem protestantischen Lehrbegriff beruhe, daß Alles, was er gesagt, die einmüthige Lehre der lutherischen Kirche sei. „Gott gebe," schloß er, „daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam mich zu einem seligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der heiligen Schrift."

Die Zuschrift dieses katholischen Geistlichen beweist, daß Gellerts Name auch im südlichen und katholischen Deutschland bekannt war, daß er auch dort einen guten Klang hatte. Er erhielt noch mehr und bedeutsamere Beweise der Anerkennung. Der kaiserliche Gesandte in Nürnberg, Freiherr von Wiedemann, der seine Vorlesungen in Leipzig besucht hatte, schrieb ihm zwei Jahre später, daß er diese Zeit nie vergessen würde und daß er die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneide, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen ebenso angenehmer und lehrreicher Vortrag Jeden, der zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen wisse, bewegen müsse, sich wieder in die Schuljahre zurück zu wünschen. „Alle Staatsmänner" fügte er hinzu, „sollten sich glücklich achten, wenn sie das thun könnten, was ich im Jahre 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wenn sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebaut würde; ja sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß sie nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht widerlegt werden." Daß es dem Gesandten mit seinen Lobsprüchen voller Ernst war, steht außer allem Zweifel, da er in einer Nachschrift den von ihm verehrten Professor bat, seinen Brief streng zu beurtheilen und ihn auf alle Fehler gegen die Gesetze der Sprache und den guten Geschmack aufmerksam zu machen. Und als Gellert seinem Wunsche entsprach, und beinahe jedes Wort verbesserte, weil der Gesandte sich noch im barocken Styl des vorigen Jahrhunderts bewegte, empfand dieser die lebhafteste Freude darüber, und bat sich als höchsten Beweis von Freundschaft aus, daß Gellert auch alle künftigen Briefe mit derselben Strenge beurtheilen möge. Uebrigens bewies Gellert in dieser Cor-

respondenz einen glücklichen Takt, indem er den Gesandten zugleich auf die guten Seiten seiner Darstellung aufmerksam machte. „Ihr Brief ist vortrefflich," schrieb er, „und wenn es hoch kommt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibt immer schön." Und am Ende fügte er hinzu: „Wenn ich, wie Ew. Excellenz in Geschäften schreiben sollte, so würde ich mit aller meiner deutschen Sprache ein Kind sein; und wenn Sie in meinem Tone reden wollten, würden Sie nicht im Tone des Ministers reden können."

Als Gellert im Jahre 1763 sieben Wochen lang in Karlsbad war, wo er für seine hypochondrischen Leiden Hülfe suchte, wetteiferten alle Gäste, und am meisten die Vornehmen, ihm Beweise ihrer Achtung zu geben. Am engsten schloß sich General Laudon an ihn. Gellert entwirft in einem Briefe an Caroline Lucius ein vortreffliches Bild des großen Feldherrn so wie ihrer gegenseitigen Beziehungen. „Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften", schrieb er ihr, „war der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, Nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich; hat nachsinnende, tief in den Kopf eingeschlossene lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbrauen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unseres traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unseres Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir

fürchten, wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich; aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb." — Rührend ist Gellerts weitere Erzählung, wie er berichtet, daß der General ihn mit einer Zartheit behandelte, die den Kriegshelden eben so ehrt als den Professor. Laudon lud ihn nur dann zu Tisch ein, wenn er keine andere Gesellschaft hatte, ließ ihm weiche Speisen zubereiten, Gellerts eignen Wein kommen, ließ ihn bald nach der Tafel wieder gehen, mit Einem Worte, er richtete sich in allen Dingen nach seinem Gast, nach dessen Geschmack er sich genau erkundigt hatte. — Nicht weniger Aufmerksamkeit bewiesen ihm der Minister Graf von Uhlefeld und sein Schwiegersohn, der Graf von Thun, der ihm einst sagte: „Ich werde Alles meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben." — Auch bei einem zweiten Aufenthalt in Karlsbad (im J. 1764) hatte er sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu erfreuen. Die alten Bekannten waren glücklich, ihn wieder zu finden; so der General Ziethen, der ihn brüderlich umarmte, als er ihn zum erstenmale wieder sah; die neuen Gäste beeilten

sich, mit ihm bekannt zu werden. Unter diesen wurde ihm Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, der liebste. Als er verreisen wollte und von dem Grafen Abschied nahm, sagte ihm dieser, indem er ihn umarmte: „Nun leben Sie lange wohl, lieber Mann, und sein Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher." Gellerts mildes und frommes Wesen zog ihm vorzüglich das Vertrauen der Frauen zu. Die Gräfinnen Uhlefeld, Harrach, Vitzthum, Trautmannsdorf, Hatzfeld u. A. m. waren beinahe beständig um ihn und wetteiferten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. „Die Damen," schrieb er an seine Freundin Lucius, „erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne meinen Willen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehört, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe." Darin zeigte er eben, daß er sich in der großen Welt zu bewegen verstand, daß er den Anstand und den Takt besaß, der um so sicherer die Herzen gewinnt, je ungesuchter und natürlicher er ist, und der, was so viele Menschen nicht ahnen, sich vollkommen mit einem schlichten und geraden Wesen verbinden läßt.

Wie einst der Markgraf von Ansbach in Rom aus dem Munde des Papstes zu seinem höchsten Staunen vernommen hatte, daß er in seiner Hauptstadt einen trefflichen Dichter besitze, so war der Dresdner Hof wohl auch erst

durch König Friedrichs Unterredung mit Gellert auf diesen aufmerksam gemacht worden; wenigstens finden sich nirgends Andeutungen, daß man sich vorher persönlich um ihn bekümmert hätte. Als aber nach dem Krieg der Hof, der sich während desselben nach Warschau geflüchtet hatte, wieder nach Dresden kam, beeilte man sich, dem allgemein verehrten Dichter und Lehrer größere Aufmerksamkeit zu schenken. Doch waren die Auszeichnungen, die ihm von Seite der churfürstlichen Familie zu Theil wurden, gewiß ernst gemeint. Die Prinzessin Christiane, Tochter des Churfürsten Friedrich August II., ließ ihn, als sie im Sept. 1763 nach Leipzig kam, zu sich berufen und unterhielt sich in der freundschaftlichsten Weise mit ihm; sie kannte alle seine Schriften, unter denen sie die geistlichen Lieder am höchsten schätzte. Sie gestand, daß sie aus Gellerts Werken deutsch gelernt habe, was wohl nur so viel heißen soll, daß sie durch ihn angeleitet worden sei, ein gebildeteres Deutsch zu sprechen und zu schreiben, als man damals bei den höheren Ständen antraf, die sich noch im geschmacklosesten vorgottschedischen Style bewegten, wie die deutschen Briefe Friedrichs II. genugsam darthun. Wie sehr aber die deutsche Sprache an den Höfen zurückgedrängt, ja selbst mißachtet war, entnehmen wir aus der weiteren Aeußerung der Prinzessin, daß sie seit achtzehn Monaten kein deutsches Wort gesprochen habe. — Auch die Prinzen Albrecht und Clemens gaben ihm wiederholte Beweise ihrer Achtung; am meisten ehrte ihn jedoch der junge Churfürst Friedrich August (später der erste König von Sachsen), dessen Mutter schon den Werth des edlen Dichters erkannt hatte. So oft er nach Leipzig kam, mußte ihm Gellert Vorlesungen halten; bei einer solchen Gelegenheit schenkte er ihm eine Schreibtafel nebst seinem Porträt, und verlangte eine

Abschrift seiner Vorlesungen, um sich daraus zu belehren. Wahrhaft rührend ist aber die zarte Aufmerksamkeit, die er Gellert bewies, als er vernahm, daß dessen Pferd unbrauchbar geworden sei. Er befahl seinem Oberstallmeister, das ruhigste und sanfteste Pferd aus dem churfürstlichen Stalle auszusuchen und es ihm mit Sattel und Zeug zu schicken; ja er gieng in seiner Vorsorge so weit, daß er sich das Pferd auf dem Schloßhofe vorreiten ließ und aus dem Fenster herunter rief, der Bereiter solle eine weiße Wildschur umnehmen (weil Gellert eine solche im Winter zu tragen pflegte) und sich damit auf das Pferd setzen, um zu sehen, ob es sich etwa davor scheue. Diese seltene Aufmerksamkeit von Seite eines Fürsten setzte das ganze Land in die höchste Verwunderung. Das Pferd wurde in Dresden etliche Tage lang mit seinem blausammtenen Sattel und einer ähnlichen, mit Gold besetzten Schabracke öffentlich gezeigt; in Leipzig wurde es ihm „unter Zulauf von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten" gebracht, und der Mann, der es fütterte, „sammelte sich dabei ein Capital von den Trinkgeldern, die er täglich erhielt, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie die Erzählung gemacht hatte, vorzeigte" (Gellert an Caroline Lucius vom 12. Januar. 1769).

Die Vorträge, die Gellert vor dem Kurfürsten und der churfürstlichen Familie hielt, waren meist den „Moralischen Vorlesungen" entnommen, die er schon seit längerer Zeit an der Universität begonnen hatte, und mit denen er seine wohlthätige Wirksamkeit schloß. So wenig ihm verborgen sein konnte, welchen günstigen Einfluß sie auf die Studierenden gehabt hatten, so entschloß er sich erst doch kurze Zeit vor seinem Tode auf wiederholtes Drängen seiner Freunde,

sie einer sorgfältigen Durchsicht zu unterwerfen, konnte aber seinen Vorsatz nicht mehr ausführen. Diese Vorlesungen sind allerdings, vom jetzigen Standpunkte der Wissenschaft und der Bildung beurtheilt, ungenügend, es sind in der That „nur wortreiche Ausführungen allbekannter Wahrheiten, die weder durch geistreiche Wendungen noch durch tiefe Speculationen den Gaumen des Lesers reizen." Aber sie hatten einen hohen praktischen Werth; „sie griffen in das Leben ein, sie schlangen ein inniges persönliches Band zwischen Gellert und seinen Zuhörern, deren Zahl oft auf 400 und darüber stieg, und unter welchen sich Leute aus allen Altern und allen Ständen befanden. „Wenn ein Werk", sagt Garve in seinen Anmerkungen über Gellerts Moral, Schriften und Charakter; „einen großen Endzweck hat, und diesen Endzweck erreicht, so ist das Werk gut. Und kann es wohl einen höhern und bessern Endzweck geben, als den, die Schätze der menschlichen Weisheit aus den Händen der Wenigen, die sie zuerst gesammelt, und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volkes zu bringen; mit Einem Worte, den großen Haufen der Nation selbst mit Vorbeilassung der Gelehrteren und Weiseren zu erleuchten und zu veredeln?"

Im Frühling des Jahres 1769 hatte Gellert noch einmal die Seinigen in der Vaterstadt besucht; er fühlte, daß er sie nicht wiedersehen würde. „Freilich war es eine harte Reise," schrieb er an seine Schwester, als er wieder nach Leipzig zurückgekehrt war; „aber es ist auch die letzte nach Haynichen, und also will ich gern zufrieden sein, und Gott danken, daß ich Euch und die übrigen Verwandten und Freunde noch einmal habe sehen können. Ich habe förmlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied

genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend.“ Seine Beschwerden nahmen immer mehr zu; im Anfange des Decembers stellten sich Erscheinungen ein, die einen nahen Tod verkündigten, da kein ärztliches Mittel mehr anschlug. Die Nachricht von der Gefahr, in welcher er schwebte, verbreitete sich überall; als der Kurfürst davon benachrichtigt wurde, schickte er einen seiner geschicktesten Leibärzte nach Leipzig, um in Verbindung mit den dortigen Aerzten Alles zu versuchen, was etwa noch für die Rettung des verehrten Mannes angewendet werden könne; er trug ihm auf, von Tag zu Tag über den Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen Bericht zu erstatten. Doch diese waren vergeblich; die Krankheit hatte schon die entschiedenste Wendung genommen, und Gellert fühlte selbst, daß er dem Tode verfallen sei. Er sah ihm muthig entgegen, und ertrug die schrecklichsten Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit. Am 11. December hielt er mit seiner Schwägerin, der Frau des Oberpostcommissär's, die ihn während seiner Krankheit mit der treuesten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heine, seinem ältesten Freunde in Leipzig, eine Unterredung über die Herausgabe seiner noch nicht veröffentlichten Schriften, insbesondere der „Moralischen Vorlesungen“, die er seinen abwesenden Freunden J. Adolph Schlegel und Hoyer übertrug und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder war von zu großem Schmerze erfüllt, als daß er dieser Unterredung hätte beiwohnen können. „Nachdem Gellert seine Aufträge geendigt hatte“, berichtet Cramer, „ermannte er sich ungeachtet seiner schon damals großen Entkräftung, richtete sich aus seinem Bette auf, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt, und betete mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht,

mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten und freudigen Auge, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, und von einem sterbenden Jacob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühete sich, alle die besonderen Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurückzurufen; besonders erinnerte er sich der Namen aller seiner noch lebenden Freunde und vieler von seinen abwesenden Schülern, und empfahl sie in seinem Gebet der Regierung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besonderen Wohlthaten, sondern auch an seine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Dieses Gebet verrichtete er mit einer zwar schwachen, aber lauten Stimme, und mit einer solchen Inbrunst, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit Ehrfurcht gegen seine Frömmigkeit erfüllte, die sie nie so stark empfunden hatten." Und so brachte er die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, in fortwährendem Gebete zu, das so inbrünstig war und so ganz aus der Tiefe seines Herzens gieng, daß es ihn die Schmerzen bewältigen ließ, die ihn beinahe ohne Unterbrechung quälten. Als diese einmal aufs Höchste zu steigen schienen, seufzte er: „Ach welche Schmerzen!" setzte aber gleich hinzu: „doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den Seinigen verspeit, und mich Unwürdigen, mich ehrt mein Fürst!" Seine vertrauten Freunde, besonders seinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröstete er mit der liebreichsten Zärtlichkeit, und verlangte von

ihnen keine andere Hülfe als ihr Gebet, wenn seine Schmerzen so heftig wurden, daß er selbst nicht immer mit gleicher Inbrunst beten konnte. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, was ihn so erquickte, daß er seine Gebete für seinen Fürsten, für seine gegenwärtigen und abwesenden Verwandten und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewesen waren, wiederholen und sie noch einmal mit Namen nennen konnte. Als er endlich die Nähe seiner Auflösung fühlte, frug er, wie lange wohl noch der Todeskampf dauern könnte. Auf die Antwort: „Vielleicht noch eine Stunde!" erhob er mit freudestrahlendem Angesicht seine Hände und rief aus: „Gottlob! nur noch Eine Stunde!" wendete sich auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung seines Beichtvaters und dem Gebete seiner Freunde, und entschlummerte in der Stunde der Mitternacht des 13. Decembers 1769.

Die Nachricht seines Todes verbreitete allgemeine Betrübniß, nicht bloß in Leipzig, nicht bloß in Sachsen, sondern in allen Ländern deutscher Zunge. Zahlreiche Trauergedichte zeugten von der unbegränzten Liebe und Ehrfurcht, die ihm seine Schriften, vorzüglich aber sein frommes Gemüth und sein liebenswürdiger Charakter allüberall erworben hatten. Einige seiner Zuhörer und Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatz er seinem Wunsche gemäß beerdigt wurde. Es stellt die Religion vor, welche sein in Metall gegossenenes und mit Lorbeer gekröntes Bildniß der Tugend übergiebt. Beide Bildsäulen sind in weißem Alabaster. Am Fußgestelle liest man die von seinem Freund Heine verfaßte Inschrift: „Diesem Lehrer und Beispiele der Tugend widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen Verdiensten Augen-

zeugen waren."*) Ein vortreffliches Gemälde von Graf, (nach welchem das unserer Darstellung vorangesetzte Bildniß gearbeitet ist) und mehrere Stiche, darunter die besten von Bause und Geyser, haben die Züge des edlen Mannes der Nachwelt aufbewahrt. „Gellert war," sagt Cramer, von einer mittleren Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe, freie Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogene Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umstände, durch welche sein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernsthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine menschenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchschimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger als gewöhnlich litt, ein willkommner Besuch eines Freundes, eine gelungene gute Absicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über sein ganzes Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl, und näherte sich in ihrem Ton einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß Niemand dem Beweglichen, was sie hatte, widerstehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton seiner

---

*) Ein anderes Denkmal, das sich jetzt im Universitätsgarten zu Leipzig befindet, ließ ihm sein Verleger, der Buchhändler Wendler, durch den berühmten Oeser in Marmor ausführen. (Ueber dasselbe S. Goethe 2,153); auch der Feldmarschall Laudon, ließ ihm ein Denkmal auf seinem Gute Hadersdorf setzen, und der Buchhändler Reich ließ ihm und Sulzern gemeinschaftlich ein Denkmal auf seinem Landgute in Sellerhausen bei Leipzig errichten.

Stimme außerordentlich und es wird nicht leicht Jemand unter seinen Zuhörern sein, der sich nicht sollte zu erinnern wissen, daß bei Vorlesung selbst seiner bekannten Gedichte, besonders seiner geistlichen Lieder, oder bei den ermahnenden Stellen seiner Moral oft alle seine Zuhörer reichliche Thränen vergossen haben."



Gottlieb Wilhelm Rabener.

Kaum ist ein Schriftsteller, der während seines Lebens des höchsten Rufes genoß, und auch eine geraume Zeit nach seinem Tode noch mit Achtung genannt wurde, von den späteren Geschlechtern so sehr vergessen und wir fügen auch mit voller Ueberzeugung hinzu, so sehr verkannt worden, als Rabener. Es läßt sich dieß zwar aus der ganz veränderten Geschmacksrichtung und der mächtig fortgeschrittenen Bildung erklären; auch war Rabener allerdings keiner von jenen hohen Geistern, welche, wenn auch auf ihrer Zeit fußend, doch zugleich diese weit überragen, so daß sie auch den spätesten Geschlechtern genügen, weil sie allgemein Menschliches in vollendeter Form darzustellen verstanden; allein es ist an dem trefflichen Manne doch so Vieles zu schätzen, zu lieben und zu verehren, und er hat für seine Zeit so bedeutend gewirkt, er hat für die neue Belebung der deutschen Literatur, für die Veredlung der Lebensansichten in Deutschland so viel gethan, daß wir ihm ein freundliches Andenken wohl schuldig sind.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde am 17. September 1714 zu Wachau, einem Rittergute in der Nähe von Leipzig, geboren. Sein Vater, dem dieses Gut gehörte, und der zugleich Anwalt am Leipziger Oberhofgericht war, ließ ihm den ersten Unterricht durch eigene Lehrer geben, unter

denen namentlich der nachmalige Dresdner Stadtprediger Grenz günstigen Einfluß auf den Knaben gehabt zu haben scheint. Als er 14 Jahre alt war, kam er auf die Landesschule in Meißen, wo sein Großvater Justus Gottfried Rabener, dessen „Nützliche Lehrgedichte" d. h. Fabeln (1691) für ihre Zeit keine unbedeutende Erscheinung waren, bis zu seinem Tode (1699) als Rektor gewirkt hatte. Unter seinen Mitschülern schloß er sich vorzüglich an einen Verwandten, Namens Grebener, dann an Gellert und Gärtner an, die auch später auf der Universität und im Leben seine vertrauten Freunde blieben. Von Rabeners Aufenthalt in Meißen ist nichts Näheres bekannt; doch darf man vermuthen, daß er sich durch Fleiß und Fortschritte die Anerkennung seiner Lehrer erwarb, da er schon nach sechs Jahren (1734) die Universität Leipzig bezog. Das Glück, wieder bei den Seinigen zu sein, wurde schon nach zwei Jahren durch den Tod seines Vaters getrübt; doch konnte er seine Studien ungestört fortsetzen, da er ein nicht unbedeutendes Vermögen erbte. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit; doch vernachlässigte er die allgemeinen Wissenschaften nicht, vielmehr beschäftigte er sich vielfältig und mit Vorliebe mit den alten und neuen Sprachen und ihrer Literatur, wodurch er seinen Geschmack immer sicherer ausbildete. Ohne Zweifel besuchte er auch Gottscheds Vorlesungen; aber wenn er ihn auch, wie die ganze Zeit, mit Recht wegen seiner vielseitigen Verdienste verehrte, so bewahrte er doch eine gewisse Selbstständigkeit, wie schon aus seinem ersten schriftstellerischen Versuche „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind" hervorgeht, in welchem er die Reimereien der Zeit lächerlich macht, und zu verstehen giebt, daß ein wahrhaft poetisches Werk des Reimes nicht bedürfe, daß dieser gar

häufig nur angewendet werde, um den Mangel an Gedanken und poetische Auffassung zu verdecken. Denn wenn auch Gottsched keineswegs ein Feind der reimfreien Verse war, wie ihm lange mit Unrecht nachgesprochen wurde, so hatte er sich doch keineswegs zu der Ansicht erhoben, daß der Reim bei gewissen Dichtungen nicht angemessen sei oder wenigstens füglich entbehrt werden könne. Diese Satyre Rabeners ist übrigens die einzige, die er in Versen geschrieben hat; alle späteren sind ohne Ausnahme in prosaischer Sprache abgefaßt. —

In demselben Jahre, in welchem er dieses Gedicht schrieb*), vertheidigte er eine juristische Dissertation über die Milderung der Strafe des Diebstahls, worauf er, um sich mit den gesetzlichen und administrativen Verhältnissen seines Vaterlands auch praktisch bekannt zu machen, in das Büreau des Kreissteuereinnehmers Beyer trat, bei welchem er sich bald gründliche Kenntnisse im Steuerwesen erwarb und eine solche Gewandtheit in Behandlung der Geschäfte entwickelte, daß er die Aufmerksamkeit der oberen Behörde auf sich zog und im Jahre 1741 zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt wurde. So sehr dieses Amt seiner Neigung entsprach, so war es doch auch mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, und namentlich gerieth seine milde Gesinnung und Menschenfreundlichkeit nicht selten mit seinem Pflichtgefühl in Konflikt. Er spricht sich in seinen Briefen öfters mit wehmüthigen Worten darüber aus. So schrieb er am 30. Dec. 1751

*) In den Schriften (1. Aufl. 2,219) ist der Ueberschrift die Bemerkung beigefügt, daß das Gedicht „bei einer gewissen Gelegenheit verfertigt" worden sei. Wir haben leider nicht ermitteln können, was dieß für eine Gelegenheit gewesen; es wäre wohl nicht ohne Interesse, dieselbe zu kennen.

an Joh. Adolf Schlegel: „Ich schreibe diesen freundschaftlichen Brief auf einem Convolute Acten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden soll. Ich habe diesen Morgen die Thränen eines Mannes ausgehalten, dem Unrecht geschieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Vielmals kostet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf schimpfen würden"; und am 15. Febr. 1753: „Vielleicht bin ich Berufs wegen beschäftiget, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigster, treugehorsamster Steuerrevisor für meinen König einem armen Bauer aus seinem Kober den letzten Bissen Brot zu reißen, den er für eine kranke Frau und sechs hungrige Kinder geborgt hatte." Zu einem Briefe an Hagedorn vom 22. Mai 1753, in welchem er von seinem „menschenfeindlichen Berufe" gesprochen hatte, machte er später die Bemerkung, die in dem Briefwechsel abgedruckt ist: „Ich war damals Steuerrevisor im Leipziger Kreise, welches Amt für einen Menschenfreund sehr traurig ist, da man bei den aufgetragenen Commissionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erschöpften Unterthanen sieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar von Amtswegen gezwungen ist, diese Noth zu verdoppeln." Trotzdem wußte er sich bei den armen Leuten, mit denen er zu thun hatte, Liebe und Achtung zu erwerben; sie waren schon glücklich, Theilnahme und milde Behandlung zu finden, die von der Härte der andern Beamten gar sehr abstach.

So beschwerlich sein Amt auch an und für sich war, da er beständig reisen mußte, um das Eigenthum zu untersuchen und abzumessen, die Abgaben nach Verhältniß des Besitzes oder Einkommens zu vertheilen, so wurde er wegen seiner Geschäftsgewandtheit noch häufig in außerordentlicher Weise

in Anspruch genommen. „Seine Geschicklichkeit," berichtet Weiße in der Nachricht von Rabeners Leben und Schriften, „zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der äußersten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, noch verworrenener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erforderten, und er hatte es seiner Klugheit und Rechtschaffenheit, die er keinen Absichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenigen Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren." Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht bloß auf die gewissenhafte Verwaltung seines Amts und die Ausführung der ihm zu Theil gewordenen außerordentlichen Aufträge. Da es ihm daran lag, das Steuerwesen, gewiß vorzüglich mit Rücksicht auf die Besteuerten, zu Ordnung und Sicherheit zu bringen, sammelte er unter genauer Angabe der Quellen die Gesetze und Verordnungen, welche seit dem 14. Jahrhundert über das Steuerwesen erschienen waren, und fügte dieser Sammlung eine Darstellung der Grundsätze einer geregelten Steuerverfassung bei, die er durch Stellen aus dem bürgerlichen, canonischen und Lehensrechte erläuterte. Außer dieser Arbeit, die er scherzweise seinen Steuerkatechismus nannte, vollendete er eine Sammlung aller Gesetze und Verordnungen, die sich auf die Landesverfassung überhaupt und auf die einzelnen Zweige der Verwaltung bezogen. „Sie besteht aus fünf Foliobänden," berichtet Weiße, „und ist mit einem ungeheuren Fleiße aus den ältesten Landtagsacten, Rescripten und Befehlen gesammelt und mit einem alphabetischen Verzeichnisse versehen."

Daß Rabener bei einem so beschwerlichen Amte und so vielfachen Geschäften dennoch nicht nur Liebe zur Literatur bewahrte, sondern auch noch als Schriftsteller sich bethätigte, zeugt ohne Zweifel von einer großen Geisteskraft, die ihn fähig machte, auch nach den abspannendsten Geschäften noch mit den Musen sich zu beschäftigen. „Alle meine Satyren," schrieb er einst seinem Freunde Weiße, „habe ich auf meinen Expeditionen und während solcher Geschäfte gemacht, wo ich mit den Antipoden des Witzes zu thun hatte." Seine ersten Arbeiten machte er in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" bekannt, welche seit Mitte des Jahres 1741 von dem Gottschedianer Schwabe herausgegeben wurden; doch war er schon früh mit der einseitigen Leitung dieser Monatsschrift unzufrieden, da der Herausgeber in der Wahl der Mittheilungen nicht streng genug war und überdieß die „Belustigungen" mit Streitschriften überfüllte, welche gegen Bodmer gerichtet waren. Er trug deshalb mit einigen andern Mitarbeitern bei dem Herausgeber darauf an, daß das Journal mit den sechsten Bande geschlossen und ein neues herausgegeben werden möchte, an welchem sie Theil zu nehmen versprachen, wenn jenen Uebelständen abgeholfen würde. Da Schwabe einwilligte, so kamen die Mitarbeiter überein, für den letzten Band das Beste, was sie zu geben vermöchten, zu liefern, damit die Zeitschrift auf ehrenvolle Weise geschlossen werde. Zu diesem Zwecke begann Rabener einen Aufsatz zu schreiben, welcher einerseits die schwachen Seiten der bisherigen „Belustigungen" lächerlich machen, anderseits das Journal gegen ungegründete Vorwürfe vertheidigen sollte. Dieser Aufsatz, der unter Andern auch satyrische Bemerkungen gegen die pedantischen Philologen seiner Zeit und ihre geschmacklose Weise, die alten Klassiker zu erklären, ent-

halten sollte, wurde jedoch nicht vollendet, da Schwabe seinen Entschluß änderte und die „Belustigungen" in dem bisherigen Geiste fortzusetzen beschloß; einzelne Stellen und Züge benutzte Rabener später bei andern Aufsätzen.

Als Schwabe's Entschluß bekannt wurde, vereinigten sich Gärtner, Cramer und J. A. Schlegel zur Gründung einer neuen Zeitschrift, die unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" in Bremen erschienen und von dem Verlagsorte allgemein „Bremer Beiträge" genannt wurden. Sobald der Vertrag mit dem Verleger abgeschlossen war, wurde Rabener eingeladen, dem Vereine beizutreten; er nahm die Einladung freudig an und wurde einer der thätigsten Mitarbeiter der „Beiträge," so daß der Einfluß, den diese bald in weiteren Kreisen gewannen, zum Theil auch ihm und seinen Aufsätzen zuzuschreiben ist. Es gehören diese, wie überhaupt Alles, was er auch später schrieb, zur Gattung der Satyre. Wie er dieselbe auffaßte und behandelte, was er dabei für Zwecke hatte, das hat er an verschiedenen Orten selbst klar ausgesprochen. In der Abhandlung „Von dem Mißbrauche der Satyre", welche er der ersten Sammlung seiner Schriften (Leipz. 1751. II.) vorsetzte, heißt es: „Wer den Namen eines Satyrenschreibers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und das Ansehn der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der

öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu sein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will. Mit einem Worte, er muß ein rechtschaffener Mann sein!" — „Viele," heißt es bald darauf, „gehen in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, gar zu weit, und verschonen keinen Stand. Es ist wahr, es giebt in allen Ständen Thoren; aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle, ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden, als ich durch meine billigsten Absichten nutzen kann." Die Satyre, fährt er fort, solle daher weder Fürsten, noch Lehrer, noch Geistliche, noch viel weniger die Religion in ihr Gebiet ziehen; vor allen Dingen verlangt er, daß Satyre nicht persönlich werde, sondern allgemein bleibe.

Allerdings ist das Gebiet der Satyre auf diese Weise beinahe auf ein kümmerliches Maaß zurückgeführt, und es ist nicht zu verkennen, daß die von Rabener aufgestellten Grundsätze, die er selbst streng befolgte, seinem unverkennbaren Talente Fesseln angelegt haben, so daß es sich nicht zu lebendiger Gestaltung entfalten konnte. Uebrigens ist ein Fortschritt in der Wahl seiner Stoffe sowohl, als in deren Ausführung unverkennbar. In seinen ersten Versuchen, die er in die „Belustigungen" einrückte, bewegt er sich noch um ganz allgemeine, meist sogar nur schriftstellerische Verhältnisse; er handelt in denselben von den

geschmacklosen Glückwunschschreiben, von bösen Männern, von bösen Weibern, von der pedantischen Unterrichtsmethode seiner Zeit und dergleichen mehr. Die letztgenannte Satyre, die er unter dem Titel „Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niederen Schulen" erscheinen ließ, ist aber schon deswegen bedeutender, als die übrigen, weil sie einen der frühesten Angriffe gegen den alten Schlendrian im Schulwesen enthält, und Rabenern somit die Ehre gebührt, die Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts mit angebahnt zu haben. In diesen ersten Satyren erkennt man noch den vorwiegenden Einfluß des Engländers Swift, und diesen hat er auch in denen nicht überwunden, die er in den Bremer Beiträgen veröffentlichte, unter welchen der Versuch eines deutschen Wörterbuchs wohl die erste Stelle verdient. Selbstständiger erscheint er in den „Satyrischen Briefen", so wie in „Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprichwörtern", in welchen er die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeitgenossen verspottet. Er führt uns darin eine ganze reiche Galerie von Thoren seiner Tage vor: rohe, adelsstolze Dorfjunker, heirathslustige Jungfern und Wittwen, bestechliche Richter, pedantische Gelehrte; er erzählt uns Geschichten von Spröden, von verliebten Greisen u. dergl. m. Man behauptet zwar, die von ihm verspotteten Thorheiten würden auch ohne ihn verschwunden sein; sie seien von selbst gefallen, sagt man, als die Freiheitsjugend der siebenziger Jahre den ganzen Bau unterminirt und gestürmt hätten. Allein diese freieren Anschauungen des Lebens, durch welche jene Jugend das Alte umstürzte, war nicht unmittelbar und mit einem Zauberschlag wie Minerva aus Jupiters Kopf entsprungen; die wenn auch unscheinlichen Keime dazu waren eben von den Männern der vier-

ziger und fünfziger Jahre gelegt worden, unter welchen Rabener einen nicht unbedeutenden Rang einnimmt. Es ist wahr, daß er auch in den späteren Satyren, die er zum Theil in den Bremer Beiträgen, zum Theil einzeln oder auch erst in der „Sammlung seiner Schriften" erscheinen ließ, nur die niederen Lebensverhältnisse berührte, daß er die „eigentlichen Feinde der Menschheit" verschonte, daß wir bei ihm „Nichts von den Dingen erfahren, die Elend über Sachsen brachten, deren Urheber in ihrem Leben lächerlich, in ihrem Betragen verabscheuungswürdig waren" (Schlosser); allein wir halten es für ungerecht, ihm deshalb einen Vorwurf zu machen, und wir glauben, daß er seine Aufgabe nur dann lösen und auf die Entwickelung des besseren Geistes in Deutschland wirken konnte, wenn er jene Verhältnisse unberücksichtigt ließ und dem von ihm gewählten Weg einschlug. Daß er recht wohl fühlte, wer das Elend verschuldet habe, das Sachsen damals an den Rand des Abgrundes brachte, geht aus mancher Aeußerung in seinen freundschaftlichen Briefen hervor. So schreibt er am 24. Juni 1758 an J. A. Schlegel: „Einen ganzen Band Satyren will ich auf die Feinde (die Preußen) schreiben, sobald Friede ist; aber zween Bände auf uns Sachsen, und kaum werden zween Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu sagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in diesem Augenblicke immer unglücklicher machen, und nach allen Anstalten zu urtheilen, künftig noch unser Unglück vermehren werden." Und damit sein Freund keinen Zweifel über den Sinn dieser freilich sehr allgemein gehaltenen Worte habe, fügt er folgende dem Gordon entnommene Stelle hinzu: „Les abus de l'autorité rendoient la corruption nécessaire; la corruption produisoit la lâcheté, le luxe et l'exstinction de toute vertu."

Daß er aber unter der Gewalt (autorité) nicht etwa bloß die Minister und übrigen Oberbehörden verstand, sondern den verschwenderischen und vergnügungssüchtigen Hof, geht aus manchen Aeußerungen in seinen Briefen an Gellert deutlich genug hervor. So schrieb er ihm am 31. Januar 1756: „Ich kann es geschehen lassen, daß wir Ernesti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli und die unsterbliche Polaja *). Kästnern können wir leicht vergessen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, so lang Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf seinem Kopfe gesehen? Wollen die Ausländer etwa Jöchern, Mascoven, Crusius u. s. w. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bei uns bleiben, denn Sie machen gar zu drollichte Fabelchen. Und geht auch die ganze Universität ein; was ist es nun mehr? Leipzig wird doch wegen der Lerchen nach wie vor berühmt bleiben." Und in einem Briefe vom 4. Mai 1757 heißt es: „Klopstocks Messias hat den D(resdner) Hof und die ganze P(reußische) Armee wider sich; den ersten, weil ihn die Castraten nicht singen können; und die letzten, weil er der Messias ist." Diese Gesinnungen waren seinen Freunden nicht unbekannt, und sie erwarteten, daß er die Urbilder zu seinen Satyren in höheren Regionen suchen würde, als er später nach Dresden versetzt wurde. So schrieb ihm Cramer auf die Nachricht von seiner Beförderung am 21. Mai 1753: „O was für reichen Stoff werden Sie in Dresden finden. Ganz neue Narren! Nun werden die armen Poeten und die bürgerlichen Bankrottmacher, und die Richter, und die Advokaten, und die Pedanten zu einiger Ruhe kommen. Aber

*) Belli, ein großer Sänger, und Polaja, eine berühmte Sängerin auf dem damaligen Dresdner Operntheater (Rabener).

weh euch, ihr Narren, die ihr größer seid, ihr Narren von! Weh euch, denn der Mann kommt über euch, dessen Schneider Gnaden und Excellenzen zuschneiden kann*)." Aber Rabener antwortete ihm am 18. November: „In Dresden habe ich noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig zu gestehen, muß ich hier mit meinen Satyren viel vorsichtiger sein. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt, das konnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen; in Dresden wage ich zu viel. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden." In ähnlichem Sinne schrieb er an Weiße: „Ich habe nicht Lust, mir den Kopf zu zerstoßen. Mit den Kathederthoren und den Narren aus den Facultäten konnte ich fertig werden, und wenn es eine Brausche am Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten, sie allein zu tragen; denn ich habe auch Fäuste: aber die Thoren aus den Palästen und Antichambren sind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) es sind nicht die kleinsten." Rabener wußte zu wohl, was ihn unter den damaligen Verhältnissen erwartet hätte, wenn er sich an die Thoren der Paläste und Antichambren hätte wagen wollen; hatte er doch selbst schon in dem „Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit" (Satyren I, 147) mit abschreckenden Zügen geschildert, wie es einem solchen ergehe; und doch hatte er nur von einem gesprochen, der selbst gewöhnlichen, einflußlosen Menschen die Wahrheit gesagt hatte. Wie hätte es ihm erst ergehen müssen, wenn er den Zorn der Mächtigen erregt, ihre Rache herausgefordert hätte? Liscows Geschick mußte ihn darüber belehren. Ja, hatte er sich doch selbst durch seine „zahmen" Satyren, wie man sie

---

*) Anspielung auf Rabeners Satyre: „Kleider machen Leute".

wegwerfend zu nennen pflegt, schon Unannehmlichkeiten aller Art zugezogen. Eine derselben ist für die Zeit zu bezeichnend, als daß wir sie nicht berichten sollten. In dem „Versuch eines deutschen Wörterbuchs", welches er 1745 in den Bremer Beiträgen veröffentlicht hatte, hieß es in dem Artikel „Eidschwur" unter Anderm: „Einen Eid ablegen, ist bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anderes, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrecht steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht oder betheuert, das man nicht länger hält, bis man den Hut wieder aufsetzt; mit einem Worte, es ist ein Compliment, das man Gott macht. Ein Compliment aber gehört unter die nichts bedeutenden Worte. Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten soviel, als eine Lüge recht wahrscheinlich machen. Van Höken in seinem allzeit fertigen Juristen nennt den Eid herbam betonicam, und versichert, einem den Eid deferiren, sei nichts anderes, als seinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verspielen, und die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heiße so viel, als den Prozeß gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drei gesunde Finger und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen und dieses die wenigsten. — — — Seinen Eid brechen will nicht viel sagen, und wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal, aber daher kommt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als die Ehe brechen, und nur deswegen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel als ein Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung

fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unsre Deutschen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen beinahe gleichthun." — Dieses „deutsche Wörterbuch" kam den Einwohnern eines voigtländischen Dorfes zu Gesicht; sie hatten große Freude daran, namentlich aber an dem Artikel vom Eidschwur. Der Geistliche des Ortes, der davon hört und dem einzelne Stellen hinterbracht werden, die ihm verdächtig scheinen, hat nichts Eiligeres zu thun, als auf der Kanzel gegen das gottlose Buch zu eifern und dem Gerichtsverwalter zu denunciren. Nun werden Verhöre vorgenommen, das Buch mit Beschlag belegt, ganze Stöße Acten vollgeschrieben, und zwar in einer Sprache, die an die schönen Zeiten der Inquisition erinnerten. Das Buch enthalte „Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre", hieß es darin, „gottlose gewissenlose Lehren vom Mißbrauche des Meineids, Verführung unschuldiger Herzen; Sätze, welche zu Nichts geschickter seien, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern" u. s. w. Und Rabener konnte mit Recht ausrufen: „Es ist ein Glück für mich, daß wir in Sachsen kein Auto da fe haben!" Wenn Nichts persönlich gegen ihn unternommen wurde, so hatte er es gewiß bloß dem Umstande zu verdanken, daß nur ein obskurer Dorfpfarrer und ein armseliger Dorfrichter seine Gegner waren; aber er wäre sicherlich nicht so gut davon gekommen, wenn irgend ein höherer Beamter oder ein vornehmer Herr gegen ihn aufgetreten und er nicht selbst ein Glied der Beamtenhierarchie gewesen wäre.

Auch war Rabeners Furcht, daß man die Urbilder seiner Satyren unter seiner nächsten Umgebung suchen würde, nicht ungegründet; hatte man doch schon in seinen früheren

so harmlosen Satyren diese oder jene Person erkennen wollen, und kaum glaubte man seiner Rechtfertigung, daß er die einzelnen Züge zu seinen Gemälden aus alten und neuen Schriftstellern entlehnt habe. (S. die Abhandlung „Vom Mißbrauche der Satire".) Ja selbst seine nächsten Freunde waren über Einzelnes unzufrieden; der Eine wünschte, daß er den Poeten schone; der Andere rieth ihm, die Advokaten und Richter in Ruhe zu lassen; ein Dritter entsetzte sich darüber, daß er die Philosophen, die Magister und sogar die Präsidenten lächerlich mache; ein Vierter fühlte sich beleidigt, daß er die Geistlichen in das Bereich der Satyren gezogen habe.

Es war unter diesen Umständen dem guten Rabener nicht zu verdenken, daß er vorsichtig war; er hatte um so mehr Recht, es zu sein, als er sich auch sagen mußte, daß bei dem damaligen Bildungszustande und bei dem gänzlichen Mangel an politischer Einsicht und politischem Leben doch selbst die beste politische Satyre wirkungslos bleiben, er sich aber mit einer solchen durchaus zwecklos in Gefahr begeben würde. Uebrigens konnte sich die Literatur zu jener Zeit nur an den untergeordneten Mittelstand wenden; die höheren Klassen der Gesellschaft waren ihr ganz unzugänglich, weil sie in ihrer französischen Modebildung verfangen waren. Der Schriftsteller mußte sich daher dem Bildungsstande der Leute bequemen, auf welche allein er wirken konnte; er mußte ihre Verhältnisse besprechen, ihre Gebrechen beleuchten, ihre Thorheiten verspotten. Und das that er in einer für seine Zeit und sein Publikum durchaus vortrefflichen Weise, wie schon aus der großen Verbreitung seiner Schriften hervorgeht, die in einem Zeitraum von 25—26 Jahren eilf Auflagen erlebten, und wie auch die oben erzählte Geschichte beweist; denn es ist aus dem

ganzen Zusammenhang leicht ersichtlich, daß die Voigtländischen Bauern recht gut verstanden, was Rabener eigentlich wollte. Man beklagt sich, daß er sich fortwährend der directen Ironie bediene, daß er ohne Abwechselung stets das Tadelnswürdige lobe und das Lobenswürdige tadle; aber Göthe, der dieß zuerst ausgesprochen hat, bemerkt zugleich ganz richtig, daß dieß eben der großen Mittelklasse behage. Und so ist auch seine Darstellung für dieselbe vortrefflich geeignet. Sie ist zwar breit und ohne rhetorische Kraft, sie bewegt sich in den gewöhnlichsten Redeweisen, aber sie ist eben dadurch allgemein verständlich; und da man ihr eben so wenig eine gewisse Glätte als Correctheit absprechen kann, so mußten seine Schriften auch auf den Geschmack und die Sprache seiner Zeitgenossen von wohlthätigem Einflusse sein. —

Im Jahr 1753 wurde Rabener in Anerkennung seiner Geschäftsgewandtheit zum Obersteuersecretär in Dresden ernannt. Nur ungern verließ er Leipzig, wo seine besten und ältesten Freunde wohnten; doch mochte ihn wohl vorzüglich der Umstand bestimmen, die ihm angebotene Stelle anzunehmen, daß diese weit weniger beschwerlich war und er namentlich nicht mehr nöthig hatte, einen großen Theil des Jahres auf Reisen zuzubringen. Sein heiteres, freundliches Wesen gewann ihm auch in Dresden manche Freunde, so daß er sich dort bald heimisch fühlte. Schon bald nach seiner Uebersiedelung faßte er den Entschluß, Nichts mehr zu veröffentlichen, und er hielt seinen Vorsatz, wenn er auch, wie sein Biograph Weiße berichtet, in seinen Erholungsstunden beständig an satyrischen Aufsätzen und Entwürfen arbeitete. Noch im Jahr 1755 sah Weiße bei ihm einige Nachahmungen aus dem Lucian, und den Entwurf eines kleinen Werkes, dem er den Titel „Entzückungen

oder Gesichter" geben wollte, und worin „eine vorzüglich kühne Satyre herrschte". Er hatte auch dramatische Versuche gemacht; von einem Lustspiel „der Freigeist", der beinahe vollendet war, sagt Weiße, dem jedenfalls ein Urtheil über theatralische Werke zusteht, daß „die Situationen ungemein gut angelegt, die Charaktere wohl ausgebildet, der Dialog launig und munter und die Handlung sehr interessant gewesen sei". Es ist zwar nicht anzunehmen, daß Rabener im dramatischen Gebiet Epoche gemacht und die Gattung wesentlich gefördert haben würde; allein wir müssen doch bedauern, daß seine theatralischen Versuche mit allen seinen übrigen poetischen Schriften bei der Belagerung von Dresden verloren giengen. Es war mittlerweile nämlich der Krieg ausgebrochen, der sieben Jahre lang (1756 — 1763) halb Deutschland, namentlich aber Sachsen verheerte, und auch ihm persönlich viel Unheil brachte. Während der Zeit, da sich die Preußen der Landesverwaltung bemächtigt hatten, war er des Dienstes entlassen und lange ohne Besoldung; doch hatte er die Genugthuung, daß selbst die Feinde seine literarischen Verdienste anerkannten; viele der vornehmsten preußischen Offiziere und Beamten suchten ihn auf, um ihm ihre Hochachtung zu beweisen. Der Prinz Heinrich ließ ihn zu sich einladen, und unterhielt sich mit ihm über deutsche Sprache und Literatur, gegen welche er nicht weniger Abneigung hatte als Friedrich II. Er sollte auch diesem vorgestellt werden, und es wurde lange Zeit verhandelt, wer ihn bei dem König einführen sollte. Der Marquis d'Argens hatte sich dazu anerboten, aber Rabener weigerte sich, von einem Franzosen sich vorstellen zu lassen. Unterdessen aber verließ Friedrich Dresden, und so kam die Zusammenkunft nicht zu Stande, die vielleicht höheres Interesse

dargeboten hätte, als Gellerts Unterredung mit dem König, da er ohne Zweifel mit größerer Entschiedenheit aufgetreten wäre, als sein milder und furchtsamer Freund. „Ich bin durchaus muthig“ schrieb er an eben diesen (18. Jan. 1757), „wenn es mir einfält, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapferſten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit den deutschen Witz predigen soll“.

Diese Verhältnisse zu den Preußen hatten dem Gerücht Nahrung gegeben, daß er in preußische Dienste treten wolle, oder sogar schon getreten sei. Allerdings hatte Friedrich schon im Jahre vorher in Potsdam den Wunsch geäußert, ihn in seine Dienste zu ziehen, und es war wohl davon in Dresden gesprochen worden; doch hatte man ihm einen bestimmten Antrag nie gemacht, und wenn es auch geschehen wäre, war Rabener fest entschlossen, einen solchen Antrag, selbst wenn er ihm vom König persönlich gemacht werden sollte, auf das Entschiedenste abzulehnen. „Ich würde es am wenigsten itzt thun“, schrieb er an Gellert, „da ein solcher Entschluß mehr eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksumstände sein würde“. Die edle Gesinnung, die sich darin ausspricht, ist um so erfreulicher, als sie zu jener Zeit eben nicht sehr häufig angetroffen wurde.

Das Bombardement von Dresden im J. 1760, welches die unglückliche Stadt zerstörte, brachte auch ihm persönlich viele traurige Tage und herben Verlust. Er hat die Geschichte der Belagerung, in so weit er dabei betroffen war, in zwei Briefen (an Gellert und an den Cabinetssecretär Ferber in Warschau) ausführlich beschrieben. Wir ersehen daraus, daß er öfter in Lebensgefahr war, daß sein Haus in Flammen aufging und alle seine Bücher und seine sämmtlichen Manuscripte mit verbrannten, daß die Soldaten,

welche den Brand löschen sollten, die Keller, wohin er die werthvollen Gegenstände hatte bringen lassen, plünderten und Alles raubten, was aus dem Feuer gerettet werden konnte. Mit seinem treuen Bedienten, der ein Päckchen, den ganzen ihm übrig gebliebenen Reichthum, unter dem Arme trug, flüchtete er auf das Land, wo er bei Freunden gastliche Aufnahme fand. Der berühmt gewordene Brief an Ferber, der seine Abenteuer während der Belagerung in seiner heitern, humoristischen Weise erzählt, und in Styl und Behandlung alle seine übrigen Schriften weit übertrifft, brachte ihm mancherlei Unannehmlichkeiten. Es hatte nämlich ein Freund, dem er ihn im Vertrauen mitgetheilt hatte, denselben abgeschrieben. Bald waren zahlreiche Abschriften davon verbreitet, und ein Buchhändler ließ ihn nebst einigen andern und zwar mit mannigfachen Veränderungen und Zusätzen drucken. Mußte ihm dieß schon unangenehm sein, so ward es ihm noch mehr dadurch verbittert, daß der Brief von vielen Seiten ganz falsch gedeutet wurde. Man machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er eine so traurige Begebenheit, wie die des Dresdner Bombardements, in scherzhafter Weise habe schildern können; es zeuge von einer harten Seele, von Mangel an Mitgefühl, Gottlosigkeit u. s. w. Daß diese harten Urtheile den milden, harmlosen Mann bitter kränken mußten, geht schon daraus hervor, daß er es für nöthig hielt, sich in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner Satyren darüber zu rechtfertigen, was er mit großer Schonung gegen Diejenigen that, die ihm diese Unannehmlichkeit bereitet hatten.

Nach dem Frieden wurde Rabener zum Steuerrath befördert. Man hatte ihm verschiedene Anträge zu höheren Aemtern mit weniger Arbeit und größerer Besoldung ge-

macht, doch hatte er sie abgelehnt, weil er keinen höhern Rang verlange, eine höhere Besoldung nicht nöthig habe, die Arbeit nicht scheue, und er bei dem Steuerwesen zu verbleiben wünsche, da er die Geschäfte dieses Zweiges kenne und der Anerkennung seiner Vorgesetzten sich erfreue.

So sehr ihn seine Freunde aufforderten, die verbrannten Schriften wieder herzustellen, so ließ er sich doch nicht dazu bewegen und eben so wenig arbeitete er Neues aus. Sein Spott, sagte er, würde nicht mehr lachend, sondern bitter sein, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen, und endlich, setzte er im Scherze hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben. Das Einzige, wozu ihn Weiße überreden konnte, war, daß er eine Reihe von Briefen sammelte und zum Druck ordnete. Diese gab Weiße nach seinem Tode heraus. Mit Ausnahme einiger wenigen, insbesondere der oben erwähnten an Gellert und Ferber, bieten sie wenig Bedeutendes dar; allein sie sind doch nicht ohne alles Interesse. Sie enthalten manche glückliche Einfälle und es spricht sich zudem in ihnen nicht blos die heitere, liebenswürdige Natur des Mannes, sondern auch die harmlose Gesinnung der Zeit aus, die wirklich etwas kindlich Naives hatte, welches freilich oft in das Kindische verfiel, wie z. B. in dem Briefwechsel mit den unbekannten Mädchen, den er lange fortführte, ob er gleich schon geraume Zeit vor Abschluß desselben erfahren hatte, wer sie seien.

Seit dem Jahre 1765 fing seine Gesundheit an abzunehmen; Anfälle von Podogra verloren sich zwar wieder; dagegen wurde er im October 1767 vom Schlag getroffen. „Es war eine Hemiplegie", schrieb er an Weiße. „Wenn die Holoplegie kömmt — — — Adieu, mein Herzens-

Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meynen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will! Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu Allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben!" Ein Aufenthalt in Karlsbad im J. 1768 hatte die gehoffte Wirkung nicht, vielmehr bekam er im März 1769 einen neuen härtern Schlaganfall, von dem er sich nie wieder erholte. Seine geistigen und körperlichen Kräfte nahmen sichtlich ab. Schon damals traf er mit seinem Arzte die Abrede, ihm, wenn die Gefahr drohender werde, statt ihm dieselbe mündlich anzukündigen, sogleich seinen Beichtvater mitzubringen; denn dieß stumme Zeichen, sagte er, werde minder Schreckliches und zugleich mehr Nutzen für ihn haben. Der Arzt versprach es, setzte seine Besuche fort, und brachte den Kranken bald zu einer merklichen Besserung. Eines Tages, als er eben Rabener besuchen wollte, begegnete ihm dessen Beichtvater, der sich nach dem Kranken erkundigte, und als er hörte, daß er im Begriffe sei, zu ihm zu gehen, sich anerbot, ihn zu begleiten. Der Arzt hatte nicht mehr an die mit Rabener getroffene Abrede gedacht, aber desto besser erinnerte sich dieser daran. „Ha! Sie mit?" rief er, als er den Geistlichen eintreten sah; ich verstehe das Zeichen. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Pastor! Noch hatte ich mich Ihrer nicht versehen, aber wenigstens sollen Sie mich willig, wenn auch nicht ganz vorbereitet finden." — Jetzt erst besann sich der Arzt und versicherte hoch und theuer, daß der Besuch des Geistlichen nur zufällig sei; aber es kostete viel Mühe,

bis es Rabener glaubte, und der Eindruck davon verschlimmerte sein Befinden auf viele Tage. Zwar erstarkte er wieder so weit, daß er seine Leipziger Freunde zur Zeit der Messe nach seiner Gewohnheit wieder einigemal besuchen konnte; aber sie erkannten ihn kaum wieder. „Seine Einfälle waren wohl immer noch munter", berichtet Weiße, „allein sie waren seltener und oft wiederholte er die alten". Im Frühling 1771 überfiel ihn eine Art Steckfluß; dazu gesellte sich Fieber, der Arzt sah, daß ihn ein neuer Schlaganfall bedrohe. Auch erfolgte dieser am 22. März; ein plötzlicher, schmerzenloser Tod, wie er sich ihn immer gewünscht hatte, machte seinem thätigen Leben ein Ende.

Johann Elias Schlegel.

Unter den literarischen Dynastien Deutschlands nimmt die der Schlegel eine der bedeutendsten Stellen ein; sie hat beinahe ein Jahrhundert lang auf die Entwickelung und Ausbildung der Literatur den folgenreichsten Einfluß gehabt. Der Gründer derselben war Johann Friedrich Schlegel, Chursächsischer Appellationsrath und Stiftssyndikus in Meißen, der zwar nicht persönlich und durch eigene Leistungen wirkend eingriff, aber durch die verständige Erziehung und Leitung seiner Söhne dieselben fähig machte, unter den damaligen Dichtern und Gelehrten eine hervorragende Stellung einzunehmen. Von seinen fünf Söhnen sind uns der älteste und jüngste nur aus unvollständigen Nachrichten, die Gellert von ihnen gegeben, bekannt geworden; man weiß nicht einmal ihre Taufnamen. Die drei mittleren dagegen, Johann Elias, Johann Adolf und Johann Heinrich werden von der Geschichte der Literatur stets mit Achtung genannt werden. Weitaus der bedeutendste ist Johann Elias, von dem wir hier ausführlicher zu sprechen gedenken. Johann Heinrich, der als Professor der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen starb, hat sich theils durch Uebersetzung mehrerer englischen Trauerspiele, theils durch geschichtliche Werke verdient gemacht, unter denen die „Geschichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenburgischen

Stamme" (Kopenh. u. Lpzg. 1769 — 1777 2 Bde. Fol.) so großen Beifall gewannen, daß sie ins Französische übersetzt wurde. Johann Adolf, der als Dichter und Kanzelredner vortheilhaft bekannt wurde, ist der Vater der zwei jüngsten dieses Geschlechts, August Wilhelm und Friedrich, welche eine Zeit lang die deutsche Poesie vollständig beherrschten und ihr eine neue fruchtbare, freilich auch nach manchen Seiten hin verderbliche Richtung gaben.

Johann Elias Schlegel, geboren zu Meißen am 28. Januar 1718, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause und zeigte schon früh sowohl reiche Anlagen als große Lernbegierde. Schon im 12. Jahre, da ihm Hanke's und Neukirchs Gedichte in die Hände gekommen waren, versuchte er sich in deutschen Versen. In den alten Sprachen machte er so rasche Fortschritte, daß er schon im 14. Jahre den Plautus für sich zu lesen begann. Wir dürfen daher seinem Bruder Johann Heinrich, der einen Abriß seines Lebens schrieb, wohl glauben, wenn er sagt, daß er in seinem 15. Jahre, da er die Schulpforte besuchte, in den Schulwissenschaften solche Kenntnisse hatte, daß mancher Andre sich für tüchtig gehalten hätte, die Universität zu beziehen. Er setzte dort seine Studien mit immer steigendem Eifer fort; und wurde namentlich mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer gründlich vertraut, was für ihn von den fruchtbarsten Folgen war, da er sich früh daran gewöhnte, die Alten mit größerer Selbstständigkeit anzuschauen, als es bei den Deutschen damals der Fall war, namentlich denen, die sich mit den schönen Wissenschaften beschäftigten, da diese, von Gottsched angeleitet, die Meisterwerke der Griechen und Römer vom Standpunkte der französischen Aesthetiker beurtheilten. Auch setzte er seine Versuche in deutschen Dichtungen fort, wobei

ihm außer einigen Freunden vornehmlich sein Vater rathend und leitend zur Seite stand. Dieser verband große natürliche Fähigkeiten mit einer freien Denkungsart und mit gesunden Ansichten; er liebte die Poesie, die er sogar selbst ausübte. Ungeachtet seiner vielfältigen Amtsverrichtungen beschäftigte er sich fortwährend mit den Studien seiner Kinder, die ihm von Zeit zu Zeit von denselben Rechenschaft geben mußten, worauf er ihnen in bogenlangen Briefen, ja bisweilen in eigentlichen Abhandlungen seine Ansichten über ihr Thun und Treiben mittheilte, sie vor den bemerkten Fehlern warnte, aber zugleich auch immer in verständiger Weise lobte und ermunterte. Seinem Vater zu lieb, der ein großer Liebhaber der Bienenzucht war, unternahm Schlegel schon im Jahre 1738 eine poetische Uebersetzung des vierten Gesangs von Virgils Lehrgedicht vom Landbau, die er in den folgenden Jahren mehrmals umarbeitete. In Beziehung auf selbstständige Arbeiten schrieb ihm sein Vater: „Wenn deine Poesie ein wahrhaftes Leben bekommen soll, so suche dann und wann eine Epistel aus dem Horaz zu übersetzen. Sodann wirst du erst merken, was Verse sind. Denn aus den beigelegten Proben deiner Poesie sehe ich zwar, daß du eine natürliche Disposition dazu hast, aber es ist nicht genug Reelles darinnen. Die mehrsten sind leer sowohl von Kennzeichen einer Lectüre, als von reifen Gedanken. Absonderlich hüte dich, wenn du Liebe zur Poesie hast, vor der Satyre". — Er folgte dem Rathe seines Vaters, dem er seine Uebersetzungen zur Beurtheilung übersandte, und nach dessen Bemerkungen er sie zu wiederholten Malen verbesserte. Dieser unverdrossenen Bemühung hatte er die geschmeidige und leichte Versification zu verdanken, die von seinen Zeitgenossen allgemein bewundert wurde. Um diese

Zeit fing er an, die griechischen Tragiker mit besonderem Eifer zu studiren; er begann eine prosaische Uebersetzung der Elektra des Sophokles und las den Euripides. Bald fühlte er sich zu eigenen Schöpfungen angeregt; er dichtete eine „Hekuba", welche er später unter dem Titel „die Trojanerinnen" umarbeitete, und nach der Iphigenia des Euripides ein zweites Trauerspiel „die Geschwister in Taurien". Diese Versuche machten bei seinen Schulgenossen so großes Aufsehen, daß sie sich vereinigten, sie aufzuführen. Einer derselben, der nach ähnlicher Auszeichnuug begierig war, unternahm es, mit ihm zu wetteifern und schrieb eine Dido, die aber so verfehlt war, daß Schlegel dadurch veranlaßt wurde, den nämlichen Stoff ebenfalls zu bearbeiten.

Wir lernen seinen strebenden Geist sowie seinen liebenswürdigen Charakter am Besten aus den Briefen kennen, welche einer seiner Mitschüler, der später durch seine historischen Schriften bekannt gewordene Joh. Dan. Janozki während seines Aufenthaltes auf der Schulpforte über diese Anstalt, ihre Lehrer und Zöglinge schrieb. „Mit dem ältern Herrn Schlegel", heißt es daselbst, „kann man nicht umgehen, ohne ihn zu lieben. Er besitzet einen feuerreichen Witz, einen tiefen Verstand und eine reiche Erinnerungskraft, Gaben, welche ich bei sehr wenigen Pförtnern (d. h. Zöglingen der Schulpforte) in so glücklicher Verbindung angetroffen. Er hat sowohl in der deutschen, als in der römischen und griechischen Sprache die auserlesensten Schriftsteller gelesen. Unter ihrer Anweisung hat er vorzüglich seinen Geschmack gereinigt. In den philophischen Wissenschaften ist er gründlich. In der Dicht- und Redekunst kennt er die Quellen des Ergötzlichen. In der Mathematik ist er auch erfahren. In der

Schreib- und Zeichnungskunst hat er Niemanden über sich. Seine Aufführung ist edel. Er hat allezeit ein aufgewecktes, freudiges und dabei ernsthaftes Gemüth. Er hält sehr auf äußerliche Höflichkeit. Er ehret Hohe und Niedere. Er thut aber niemals etwas, welches sein Ansehen verringern könnte. Im Reden ist er annehmlich, ermunternd und nützlich, in Streitigkeiten bescheiden und freundlich. In Meinungen, so er genau untersucht und richtig erkannt, ist er fest und beständig. Seine Handlungen sind überlegt. Er vertraut sich Niemandem, auch nicht einmal seinen Freunden. Im Glücke ist er mäßig, im Unglücke geduldig. Er bauet täglich an sich selber. Seine Leibesbildung ist männlich. Aus den Augen leuchtet eine deutsche Redlichkeit und Ernst mit Zärtlichkeit vermischt hervor"*). — Jomozki kommt später nochmals auf ihn zu sprechen. „Unser größter Dichter ist der ältere Herr Schlegel. Seine Gedanken zeugen von einer vernünftigen Hoheit des Geistes, seine Ausdrücke sind prächtig, die Beschreibungen neu, die Gleichnisse geschickt erfunden und glücklich ausgebildet. Die Lehrsprüche haben Nachdruck und Gewicht. Ueberall herrscht eine wohlgeordnete Uebereinstimmung wahrhafter poetischer Schönheiten, und was daraus folget, die Kunst, das Gemüth mit herrlichen und wunderbaren Empfindungen einzunehmen. In der Sprache liebt er etwas Meißnisch eignes".

---

*) Ueber Schlegels äußere Erscheinung sagte Gellert: „Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue, denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernsthaft, lagen tief in seiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und seine Habichtsnase gaben seinem Gesicht ein eben so edles Ansehen, als sein beredtes Auge dasselbe angenehm machte".

Die Bewunderung, die Schlegel bei seinen Mitschülern fand, verbreitete sich bald über weitere Kreise; noch ehe er die Universität bezog, brachte die Neuberin „Die Geschwister in Taurien" auf die Bühne. Dagegen war er selbst am wenigsten mit seinen dichterischen Arbeiten zufrieden, deren Mängel er so lebhaft fühlte, daß er unter Anderm die Handschrift seiner „Hekuba" verbrannte, ehe er die Schule verließ. Zum Glücke hatte einer seiner Freunde eine Abschrift davon genommen, so daß er durch dieselbe in den Stand gesetzt wurde, das Stück später umzuarbeiten.

Als er im Frühling des Jahres 1729 die Hochschule zu Leipzig bezog, beschäftigte er sich dem Versprechen gemäß, das er seinem Vater gegeben hatte, ausschließlich mit Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte; seine Mußestunden benutzte er zum fortgesetzten Studium der griechischen und römischen Literatur, wie er sich überhaupt mehr durch Privatfleiß als durch den Besuch der Vorlesungen ausbildete. Wie fruchtbar das Studium der Alten für ihn wurde, davon giebt ein Brief Zeugniß, den er um diese Zeit an seinen Bruder Johann Adolf schrieb, (damals auf der Schulpforte), in welchem er das griechische und französische Drama mit einander vergleicht und hierin eine für jene Tage und seine Jugend bewundernswürdige Selbstständigkeit der Anschauung beurkundet. Er legte schon damals den Grund zu der tieferen Auffassung der ästhetischen Fragen, die wir weiter unten werden kennen lernen.

Es kam ihm bei seinem Schöpfungstrieb schwer an, das seinem Vater gegebene Versprechen zu halten, die Poesie im ersten Jahre seiner akademischen Studien ganz ruhen zu lassen; doch blieb er standhaft, so sehr es ihn auch drängte, der mächtigen Neigung zu folgen. Nur einmal wurde er seiner Zusage untreu, indem er seinem

Freunde Krause einen poetischen Brief schrieb, in welchem er den in ihm lebenden Streit zwischen Neigung und Pflicht mit glücklichem Humor schildert.

„Oft, wenn ich müd und still bei dem Gravina sitze,
Das Haupt, von Grillen schwer, bei Roms Gesetzen stütze,
Scheint mir die Dichtkunst selbst zur Seiten da zu stehn,
Hold, artig, angenehm, liebreizend, freundlich, schön,
Durch tausend Schmeichelei'n bemüht mich zu entzücken.
Ihr lächelnd Angesicht reizt mich mit losen Blicken,
Sie öffnet ihren Mund und zischelt mir ins Ohr:
„Komm, dichte!" — „Nein!" — „Sieh an, du ziehst mir Andre vor!" —
„Justinian befiehlt's; nach dem muß ich mich richten."
„Mir folge!" — „Laß mich gehn!" — Willst du nicht Einmal dichten?" —
„Ich darf nicht!" — „Sauertopf, Verdrossner, Eigensinn!
Nun wart ein andermal, bis ich dir günstig bin!"
Ich lächle. — Sanfte Glut durchfähret Geist und Glieder;
Doch das Gewissen kommt und schlägt den Brand darnieder."

Da sein Vater bemerkte, wie unglücklich ihn der auferlegte Zwang mache, entband er ihn noch vor Ablauf des Jahres von seinem Versprechen, und er ging sofort an die Umarbeitung seines Trauerspieles „Die Geschwister in Taurien", dem er nun den passenderen Namen „Orest und Pylades" gab. Im Jahre 1740 wurde er mit Gottsched genauer bekannt, dessen Vorlesungen er bereits gehört hatte. Dieser war damals gerade mit seinen Arbeiten über und für das deutsche Drama beschäftigt; er ging damit um, die „Deutsche Schaubühne" herauszugeben, welcher er eine Uebersetzung der Poetik des Aristoteles voranschicken wollte. Zur Erläuterung derselben hatte er die Absicht, ein griechisches Trauerspiel in deutscher Uebersetzung beizufügen. Da er vernahm, daß Schlegel die Elektra des Sophokles in Prosa übersetzt hatte, ersuchte er denselben, diese Tra-

gödie für ihn in reimfreie Verse zu übertragen. Schlegel lieferte aber eine Uebersetzung in gereimten Versen, für welche er eine große Vorliebe hatte. Dieselbe wurde jedoch von Gottsched nicht benutzt, der seine Absicht, die Poetik des Aristoteles zu übersetzen, aufgab. Sie erschien später in den „Theatralischen Werken" und zwar ohne Veränderung, weil Gottsched die Handschrift zurückbehalten hatte und Schlegel sie vor dem Druck nicht mehr durchsehen konnte. Sie hat deshalb noch zahlreiche Mängel, die der Dichter bei genauer Durchsicht getilgt haben würde; allein sie verdient auch bei diesen Mängeln alle Anerkennung, da sie so treu ist, als es damals bei der noch geringen Ausbildung der Sprache und des Reims irgend möglich war.

Um diese Zeit hatte Mauvillon seine berüchtigten „Lettres sur les Francais et les Allemands" erscheinen lassen, deren scharfe Ausfälle gegen die deutschen Dichter alle Freunde der vaterländischen Poesie erbittert hatten. Dieselben reizten auch Schlegel, seine Stimme zu erheben; er veröffentlichte in den „Kritischen Beiträgen" eine Epistel an Gottsched, in der er den Tadler in edler Weise zu widerlegen suchte, indem er ihn auf den neuen Aufschwung aufmerksam machte, der sich seit Haller in Deutschland kund gegeben hatte und für die Zukunft noch bedeutendere Erfolge versprach. Der Schluß dieser Epistel klingt ganz prophetisch:

Die Nachtigall hört' einst sich mit Vergnügen schlagen,
Und ruft der Wachtel zu: „Weswegen singst du nicht?
Thu deine Stimme kund, wenn sie dir nicht gebricht."
Die Wachtel, welcher noch der Aehren dichte Schatten,
Wie jener ihr Gebüsch, nicht Schutz verliehen hatten,
Sprach: „Jetzo schweig ich still und gebe dir Gehör:
Wenn einst mein Lied erschallt, singst du vielleicht nicht mehr!"

Sein freundschaftliches Verhältniß zu Gottsched hatte ihn gegen die Mängel in dessen ästhetischen Ansichten nicht blind gemacht. Die Schriften der Schweizer hatten auch ihn gefördert; mehr als diese hatte aber seine schon erwähnte selbstständige Erfassung der griechischen Kunst seinen Geschmack gebildet und seine Ansichten geläutert. Noch während seiner Studienzeit verfaßte er mehrere Abhandlungen, die von großem Scharfsinn und geistreichem Eindringen in die Fragen zeugen, welche damals den Mittelpunkt der ästhetischen Forschungen bildeten. Die Resultate seiner Untersuchungen blieben zwar für den Augenblick noch unbeachtet, weil er eben über den Standpunkt seiner Zeit hinausging, aber sie blieben später nicht ohne Wirkung, und es ist wohl kein Zweifel, daß selbst Lessing durch sie gefördert wurde.

Schon in der „Nachricht und Beurtheilung von Herodes dem Kindermörder, einem Trauerspiele Johann Klajs", und noch mehr in der „Vergleichung Shakspeares und Andreas Gryphs" zeigte er sich als einen denkenden Beobachter, der für die mannigfaltigen Schönheiten des Engländers offenen Sinn hatte, ob er gleich dessen ganze Größe nicht begriff. In Opposition zu Gottsched, trat er in dem „Schreiben über die Komödie in Versen". Gottsched hatte sich zwar in seiner „Kritischen Dichtkunst" keineswegs gegen den Gebrauch der Verse erklärt, allein seine ganze Anschauungsweise, daß die Poesie auf der vollkommensten Nachahmung der Natur beruhen müsse, brachte es mit sich, daß er der prosaischen Darstellung im Lustspiel wie sogar auch in der Tragödie unbedingt den Vorzug geben mußte, weil nach ihm der Gebrauch der Verse im Drama eben so unnatürlich sei, als das Singen in der Oper. Wir dürfen daher unbedingt annehmen, daß der „Versuch

eines Beweises, daß eine gereimte Komödie nicht gut sein könne", welche Straube im J. 1740 in den „Kritischen Beiträgen" einrücken ließ, Gottscheds eigentliche Meinung aussprach. Gegen diesen Aufsatz trat nun Schlegel mit dem erwähnten „Schreiben" in die Schranken. Die Künste, sagte er darin, wählen einen bestimmten Stoff, mit dem sie die Natur nachahmen, der Bildhauer Stein, der Maler eine ebene Fläche u. s. w. Der Stoff des Dichters sei der Vers, der schon deswegen der Prosarede vorzuziehen sei, weil er größeres Vergnügen gewähre, und das Vergnügen doch der Endzweck aller Poesie sei. Ferner bestehe die Nachahmung nicht darin, daß man einen Gegenstand vollkommen so darstelle, wie er in der Natur vorhanden sei, denn dies wäre in der That nicht mehr Nachahmung, sondern Wiederholung; vielmehr dürfe man in der Kunst einen Gegenstand nur bis zu einem gewissen Grade ähnlich machen; ein Bildhauer würde z. B. seine Personen niemals mit Farben anstreichen, um ihnen noch größere Aehnlichkeit mit der Natur zu geben. Bei der größten Aehnlichkeit müsse ein Unterschied zwischen dem Dargestellten und der Darstellung sein, weil eben darin das Wesen der Kunst bestehe. Diesen Unterschied bringe die Poesie vermittelst der Verse hervor, ohne jedoch dadurch der Natur ungetreu zu werden. Sie ahme in der Komödie die Handlungen der Menschen in allen Stücken nach, so daß Handlung, Sitten, Worte, Kleidung, Gebehrden und Stimme völlig mit einer wahrhaften Handlung übereinstimmen, sich nur durch den Vers von einer solchen unterscheiden. „Denn", fügte er hinzu, „das Sylbenmaß verhindert gar nicht, weil es nur etwas Zufälliges an den Worten ist, daß nicht die Worte mit den wahrscheinlichen Gedanken Desjenigen, der sie vorbringt, die genaueste Uebereinstimmung

haben könnten: und alle Worte in der Komödie können die größte Wahrscheinlichkeit haben, indem dieselbe nicht in ihrem Verhältnisse unter einander selbst, sondern in ihrer Uebereinstimmung mit den Gedanken und in der Wahrscheinlichkeit der Dinge, die sie ausdrücken sollen, zu suchen ist". Die Komödie in Versen, fährt er fort, sei schon deshalb einer prosaischen vorzuziehen, weil sie, wie diese, eine vollkommene Nachahmung der Natur gebe, aber eine weitere Vollkommenheit, die der harmonischen Sprache, besitze. Die Nachahmung müsse nicht bloß ähnlich, sondern auch schöner sein; der Vers sei aber eine Veredlung der gemeinen Natur. Bei dieser Gelegenheit macht er auch den Vorschlag, reimlose Verse und zwar den alten Trimeter zu gebrauchen.

Diese Gedanken führte Schlegel in einer größeren Abhandlung „Von der Nachahmung" weiter aus, so wie in einer Rede „Von der Unähnlichkeit in der Nachahmung", die er schon im J. 1741 in der Gottsched'schen Rednergesellschaft hielt, die er aber später in Form einer Abhandlung in die Bremer Beiträge einrücken ließ, weil sie in die Sammlung der Reden jener Gesellschaft nicht aufgenommen wurde. Während er sich in diesen Abhandlungen nur mit allgemeinen Gesetzen der Kunst beschäftigte, entwickelte er seine Ansichten über das Drama insbesondere in den „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters", die wir hier sogleich besprechen wollen, um seine Arbeiten im Gebiete der Kunstphilosophie zusammenzufassen, ob sie gleich erst mehrere Jahre später (1747) geschrieben wurden. Auch in diesem Aufsatze zeigt er ein selbstständiges, freies und gründliches Urtheil; er hat den beschränkten Standpunkt Gottscheds nicht bloß überwunden, er ist überhaupt, wie schon in den früheren Aufsätzen, seiner Zeit mächtig

vorangeeilt. Es wird genügen, einige seiner Hauptsätze anzuführen, um unsere Leser mit seiner Ansicht bekannt zu machen. „Jede Nation schreibt einem Theater, das ihr gefallen soll, durch ihre verschiedenen Sitten auch verschiedene Regeln vor, und ein Stück, das für eine Nation gemacht ist, wird selten den andern auch ganz gefallen. Wir können uns hiervon besonders durch den großen Unterschied des französischen und des englischen Theaters überzeugen. Beide sind in ihrer Art sehr schön; und doch wird nicht leicht ein englisches Stück auf dem französischen, noch ein französisches auf dem englischen Theater vollkommenen Beifall erwarten dürfen". Diese Gleichstellung des englischen Dramas mit dem französischen mußte in den Augen der Gottsched'schen Schule eine arge Ketzerei sein, welche durch die darauf folgende schöne Charakteristik der beiden Acten des Dramas noch in schlimmerem Lichte erscheinen mußte, da aus derselben eine Bevorzugung des englischen unverkennbar hervorging. Schlegel begnügte sich aber nicht, Ansichten auszusprechen, welche mit denen der Schule in Widerspruch standen, er fordert sie sogar zum Kampf heraus, indem er die Beschränktheit ihrer Auffassung aufdeckte. „Wenn ich Dieses in Deutschland schriebe", fügte er jenen Bemerkungen hinzu, „so würde ich es zugleich in der Absicht sagen, einige eben so verwegene als unwissende Kunstrichter von ihren verkehrten Begriffen zu überführen, da sie ein Theater, welches eine so vernünftige und scharfsinnigr Nation mit so vielem Vergnügen besucht, worauf sie so viele Aufmerksamkeit wendet, woran Steele und andere große Männer gearbeitet haben, und wo man so schöne Abschilderung der Natur, und so bündige Gedanken hört, nämlich das englische Theater, deswegen für schlecht, verwirrt und barbarisch

ausgeben, weil es nicht nach dem Muster des französischen eingerichtet ist, und weil die Poeten in England, wie ein sinnreicher Poet, und wo ich nicht irre, Steele selbst sagt, ihre Stücke nicht nach Recepten machen, wie die Frauenzimmer ihre Puddings." — Nicht weniger bedeutend ist das, was er über die Einheit des Orts und der Zeit sagt, d. h. die Gesetze, welchen Gottsched und seine Schule in Nachahmung der Franzosen mit pedantischem Eifer huldigte. Ob er gleich diese Einheiten in Schutz nimmt, und sie für nothwendig erachtet, um die Einheit der Handlung strenger und sicherer zu erreichen, so besteht er doch nicht ängstlich auf ihre Durchführung, weil er weiß, daß die Einheit des Orts und der Zeit oft mehr scheinbar als wirklich ist. „Die Wahrheit zu gestehen," sagt er, „beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Orts rühmen, dieselbe größtentheils viel besser als die Franzosen, die sich damit viel wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles so genau beobachten. Darauf kommt gerade am allerwenigsten an, daß das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn keine Ursache vorhanden ist, warum die auftretenden Personen sich an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen geblieben sind, wo sie vorhin waren; wenn eine Person sich als Herr und Bewohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine andere, als ob sie ebenfalls Herr vom Hause wäre, in aller Gelassenheit mit sich selbst, oder mit einem Vertrauten gesprochen, ohne daß dieser Umstand auf eine wahrscheinliche Art entschuldigt wird; kurz wenn die Personen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten: so würde der Verfasser des Schauspieles am Besten gethan haben, anstatt der Worte: der Schauplatz ist der Saal in Climenens Hause, unter das

Verzeichniß seiner Personen zu setzen: der Schauplatz ist auf dem Theater. Oder im Ernst zu reden, es würde weit besser gewesen sein, wenn der Verfasser nach dem Gebrauche der Engländer, die Scene aus dem Hause des einen in das Haus eines anderen verlegt, und also den Zuschauer seinem Helden nachgeführt hätte, als daß er seinem Helden die Mühe macht, den Zuschauern zu gefallen an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat." — Er schließt die Abhandlung mit einem Rückblick auf die Leistungen der Deutschen im Gebiet des Drama's und auch in diesen Bemerkungen erkennen wir den geistreichen und tiefblickenden Beobachter. „Die Deutschen," sagt er, „haben den Fehler begangen, daß sie ohne Unterschied allerlei Komödien aus dem Französischen übersetzt haben, ohne vorher zu überlegen, ob die Charactere derselben auch auf ihre Sitten sich schickten. Sie haben also aus ihrem Theater nichts anderes, als ein französisches in deutscher Sprache gemacht. — — — Ich kann noch hinzusetzen, daß es überhaupt ein großer Schade für den Witz einer Nation ist, wenn man sich immer mit Uebersetzungen fremder Werke behilft, und die Ermunterung der guten Köpfe in seinem Vaterlande versäumt. Das Theater ist allemal das vornehmste Feld und die bequemste Gelegenheit, wo die witzigen Köpfe einer Nation sich üben können; man muß es also nicht so dicht mit ausländischen Arbeiten besetzen, daß den einheimischen der Platz benommen wird."

Schlegel suchte die in den verschiedenen Abhandlungen entwickelten Grundsätze schon früh auch praktisch anzuwenden. In dem Lustspiel „Die entführte Dose," das er im J. 1740 dichtete, bediente er sich des reimlosen Trimeters, den er mit vieler Sicherheit und großem Geschick behandelte. Es möchte auffallen, daß er bei seiner so geistreich und über-

zeugend ausgesprochenen Ansicht von der Nothwendigkeit des Verses in der Komödie doch alle späteren Lustspiele bis auf eines in Prosa schrieb; wir finden die Erklärung davon in der Vorrede zu einer im Verein mit Gärtner bearbeiteten Uebersetzung des „Ruhmredigen" von Destouches, in welchem er zugiebt, daß es allzuschwer, ja beinahe unmöglich sei, die leichte Bewegung des Dialogs mit dem Zwang des Silbenmaßes zu verbinden, was namentlich bei dem deutschen Vers der Fall sei. Der Grundsatz, daß jedes Volk nationale Stoffe behandeln müsse, lag schon in seinem Trauerspiel „Hermann," das er im Jahre 1740 begann und im folgenden vollendete und später vielfach, selbst im Plane, umarbeitete. Dieses Stück, das er zuerst „Arminius" betitelte, hatte die Berichte des Tacitus und anderer alter Geschichtschreiber zur Grundlage, die er zu diesem Zweck mit dem ihm eigenthümlichen Eifer studirte, und die er so gut erfaßte, daß er die für die dramatische Bearbeitung nothwendigen Erfindungen ganz im Geiste derselben hielt, dagegen aber die deutsche Anschauungsweise durchgehends der römischen entgegensetzte. So hatte er auch die Absicht, den Otto von Wittelsbach und die Ermordung des Kaisers Philipp durch denselben dramatisch zu bearbeiten; seine Uebersiedelung nach Dänemark drängte diesen Plan zurück, weil er nunmehr dänische Stoffe zu wählen deshalb veranlaßt wurde, da seine Dramen zunächst für die dänischen Theater bestimmt waren. Aus demselben Jahre, da er den „Hermann" zu bearbeiten anfing, stammt auch der Entwurf zur „Lukretia," der folgendem Umstand seinen Ursprung verdankte. Ein gewisser Koppe hatte um diese Zeit den nämlichen Stoff dramatisirt; seine Arbeit eignete sich aber nicht zur Aufführung, ja nicht einmal zum Druck, weil der Gegenstand nicht zart genug behandelt war. Da Gott-

sched und seine Frau in einem Gespräch über Koppes Arbeit behaupteten, es könne der Stoff überhaupt ohne Beleidigung des Zartgefühls nicht behandelt werden, machte Schlegel diesen Entwurf, um das Gegentheil zu beweisen. Man müsse, sagte er, um die mit dem Gegenstand verknüpften Schwierigkeiten zu überwinden, die Handlung nur an der rechten Stelle anfangen und endigen, die „Lukretia" durch eine gewisse Würde über ihr Unglück erheben, den Tarquin zwar muthwillig und frech, nicht aber bis zum Ekel unverschämt darstellen. Es ist ihm übrigens nicht gelungen, die Hauptschwierigkeit zu überwinden, weshalb er auch den Entwurf keiner neuen Bearbeitung unterzog. Bald darauf schrieb er das Lustspiel „Der geschäftige Müssiggänger," der noch ganz in Gottschedischen Geschmack und langweilig ist. Die Fabel ist viel zu einförmig und ohne gehörige Verwickelung, daher der Verfasser gezwungen war, um dem Ganzen einen größeren Umfang zu geben, viele Scenen einzuschieben, die eben so gut wegbleiben als vermehrt werden könnten, und weil sie mit der Haupthandlung nicht in Zusammenhang stehen, dieselbe aufhalten, statt zu ihrer Entwickelung beizutragen. Dieses Lustspiel, das im ersten Entwurf den unpassenden Titel „Vieles und doch Nichts" hatte, erschien erst 1783 in der Gottschedischen „Schaubühne." Ein Jahr vorher hatte er ein anderes Lustspiel „Die Pracht von Landheim" geschrieben, von dem sich aber nur Fragmente erhalten haben. Denn da des Dichters Vater, dem er alle seine Arbeiten vorlegte, fand, daß mehrere Charactere auf Personen des Meißnischen Landadels gedeutet werden könnten, und daher den Druck nicht billigte, verbrannte er die Handschrift seinem Vater zur Liebe; später fanden sich nur einzelne Bruchstücke des Concepts. Vielleicht ist der Verlust des Lustspiels am meisten deshalb zu

bedauern, weil es zugleich auch, wie aus Andeutungen des Herausgebers hervorgeht, gegen die Vertheidiger der gemeinen Naturnachahmung gerichtet war.

Schlegel veröffentlichte seine Arbeiten zuerst in Gottsched's „Kritischen Beiträgen" später in Schwabe's „Belustigungen des Verstandes und Witzes," welche seit dem J. 1741 das Organ der Gottschedischen Schule geworden waren, und zu denen außer ihm und dem Herausgeber noch Gellert, Rabener, Kästner und Straube die meisten und besten Beiträge lieferten. Für die ersten Theile derselben schrieb er eine Art Wochenschrift unter dem Titel „Der junge Herr," in welchem er die Thorheiten der deutschen Petits-maîtres nicht ohne Witz lächerlich machte, zugleich aber auch die Gelegenheit ergriff, ästhetische Fragen zu behandeln, besonders in dem letzten Briefe, welcher die Nachahmung der Natur im Tanze betrifft. Wie schon früher in die „Kritischen Beiträge," so ließ er auch in die „Belustigungen" und später in die „Bremer Beiträge" Gedichte verschiedener Gattung einrücken, poetische Briefe, Oden, Erzählungen, Kantaten, Anakreontische und andere Lieder. Wenn diese zu ihrer Zeit wenig genannt wurden, so hat dies sicherlich nicht seinen Grund darin, daß sie tiefer standen, als die Leistungen seiner Zeitgenossen, sondern vor Allem in dem Umstand, daß seine dramatischen Werke seine lyrischen Dichtungen zurückdrängten. Denn sie halten die Vergleichung mit denen seiner Zeitgenossen nicht nur aus, sie übertreffen sie meist sogar an Reichthum und Neuheit der Gedanken. Er versuchte sich auch im Epos. Das Studium der deutschen Reichshistorie regte ihn an, die Geschichte Heinrich des Löwen episch zu behandeln; er gieng rüstig an die Arbeit und vollendete die zwei ersten Gesänge, die er Bodmern zur Beurtheilung übersandte, der jedoch seinen Freund

Schulthaß damit beauftragte. Dieser tadelte mit Recht daran, daß der Dichter allegorische Personen eingeführt habe, was derselbe, obgleich mit Widerstreben, später auch einsah, weshalb er die Arbeit liegen ließ.

Bei dieser großen poetischen Thätigkeit studirte er die Geschichte und die neueren Sprachen mit besonderem Eifer, trieb zudem Mathematik und nahm lebhaften Antheil an den theologischen Studien seines Bruders Johann Adolf, der seit 1741 die Universität bezogen hatte. Dagegen war ihm das Studium der Rechte zuwider. „Er haßte beinahe die Pandecten", berichtet Gellert, „aber seinem Vater zu Gefallen zwang er sich ungefähr ein Vierteljahr lang, trieb das Studium der Rechte mit einem Eifer, als wenn er ein zweiter Cujaz werden wollte, unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihm aus Bewunderung derselben zu einer öffentlichen Unterstützung verhelfen, um die höchste Würde in den Rechten erlangen zu können. „So wahr ist es," fügt Gellert hinzu, und wir wünschten, daß diese Worte zu unserer Zeit recht beherzigt würden, „so wahr ist es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig ist und Geist hat, in kurzer Zeit mit seinem Fleiße in den höheren Wissenschaften mehr, als glaublich zu sein scheint, ausrichten kann." Seine Geschicklichkeit eröffnete ihm bald darauf eine Laufbahn, die sich für ihn allerdings besser eignete, als die eines gewöhnlichen Beamten. Der sächsische geheime Kriegsrath von Spener, der eben zum Gesandten beim dänischen Hof ernannt worden war, heirathete nämlich um diese Zeit die Wittwe seines verstorbenen Oheims, des Hofraths Schlegel; da er bei dieser Gelegenheit Schlegels Talente und Kenntnisse kennen und schätzen lernte, bot er ihm die Stelle eines Privatsekretairs an, die dieser

mit Bewilligung seines Vaters annahm. Auf der Reise nach Kopenhagen (Anfangs 1743) lernte er in Hamburg Hagedorn kennen, der ihn mit Auszeichnung behandelte, und seitdem einen lebhaften Briefwechsel mit ihm unterhielt. In Kopenhagen beschäftigte er sich gleich nach seiner Ankunft mit der Erlernung der dänischen Sprache, die er schon nach zwei Monaten ziemlich geläufig sprach; mit unermüdlichem Eifer machte er sich sodann mit der dänischen Geschichte und Literatur bekannt.

Um diese Zeit gründeten seine Freunde in Leipzig die „Bremer Beiträge", und Schlegel ward eingeladen, trotz der großen Entfernung, Mitglied des jungen Vereins zu werden. Er lieferte zu der Zeitschrift mehrere Beiträge; doch suchte er vorzüglich sich in seinem neuen Vaterlande einen größeren Wirkungskreis zu schaffen, und er gab zu diesem Zwecke eine Wochenschrift unter dem Titel „Der Fremde" heraus, worin er seine Beobachtungen über Leben und Literatur in Dänemark niederlegte. Als er diese Wochenschrift mit dem Jahre 1745 schloß, kehrte er mit neuer Liebe zur dramatischen Poesie zurück. Er unterzog zunächst „die Trojanerinnen" einer neuen Umarbeitung, zu denen er den Stoff aus den „Trojanerinnen" und der „Hekuba" des Euripides und den „Trojanerinnen" des Seneca genommen und mit kritischer Wahl geordnet hatte. Dieses Trauerspiel, das zu seinen besseren gehört, ist reich an Handlung und an guten Situationen; auch sind die Charaktere gut gezeichnet. Diese Vorzüge gewann das Stück freilich erst durch die mehrmalige Bearbeitung; denn Schlegel war in der Verbesserung seiner Arbeiten unermüdlich; er beschränkte diese nicht blos auf den Ausdruck und die Versification, sondern er veränderte oft sogar die ganze Anlage seiner Dramen, fügte ganze Scenen ein, strich solche

aus, oder gestaltete sie vollständig um; ja er veränderte nicht selten solche Stellen, die dem Anschein nach der Verbesserung nicht bedurften. Mit Einem Worte, er war mit seinen Arbeiten nicht eher zufrieden, als bis sie ihm den höchstmöglichsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben schienen. Im Jahre 1746 bearbeitete er einen Stoff aus der dänischen Geschichte, den „Canut", den Nicolai in seiner Abhandlung vom Trauerspiel in Bezug auf die Zeichnung der Charaktere und den wahren tragischen Ausdruck als Muster aufstellt, und der allerdings Anerkennung verdient, weil der Dichter sich bemühte, Handlung und Personen im Geiste des nordischen Alterthums durchzuführen. Hierauf wendete er sich mit Vorliebe dem Lustspiele zu. Zuerst dichtete er den „Geheimnißvollen," der zwar besser als der „Müssiggänger," dessen Hauptcharakter aber fehlerhaft aufgefaßt ist. Es sollte die Ausführung eines Bildes sein, das Moliere gelegentlich in seinem „Menschenfeind" giebt; aber „Molieres Geheimnißvoller," sagt Lessing in der Dramaturgie, „ist ein Geck, der sich ein wichtiges Ansehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller ist dagegen ein gutes, ehrliches Schaaf, das den Fuchs spielen will, um nicht von den Wölfen gefressen zu werden." Es ist eher ein Mißtrauischer, fügt er hinzu, jedenfalls aber eine so kleinliche und häßliche Seele, daß sie Abscheu oder Mitleiden, aber kein Lachen erregt. Das Stück ist zwar nicht arm an guten Einfällen, aber sie bringen keinen erfreulichen Gesammteindruck hervor. Ihm folgte „Die stumme Schönheit," welche er wohl deshalb in Versen schrieb, weil er einsah, daß die unbedeutende Handlung durch die Form gehoben werden müsse. Weitaus sein bestes Lustspiel in Anlage und Ausführung ist „Der Triumph der Frauen," welches Lessing die beste deutsche Komödie nannte, und das in

Mendelssohn einen verständigen Beurtheiler fand (Literaturbriefe Bd. 21). Dieser lobte Alles an dem Stück, und mit Recht, denn es hat Leben in den Charakteren, Lebendigkeit der Handlung, Witz in den Gesprächen, den Ton einer feinen Lebensart; dagegen tadelte er mit eben so viel Recht, daß die Charaktere nicht deutsch, sondern durchaus französisch seien. Und es ist in der That auffallend, daß Schlegel, da er, wie wir gesehen haben, die richtigsten Ansichten über die nationale Ausbildung des Dramas hatte, selbst so sehr dagegen fehlen konnte. Doch läßt sich dies leicht erklären. Die Personen, die er in dem „Triumph der guten Frauen" einführt, sind aus den höhern Ständen entnommen; diese hatten aber zu jener Zeit eine ganz französische Bildung und gefielen sich darin, die französische Art im Guten und Bösen nachzuahmen. Wo hätte der Dichter also deutsche Vorbilder zu seinen Personen suchen sollen? Der Fluch dieser Afterbildung, dieses Verläugnens der eigenen Nationalität traf auch das Theater, wie die Kunst überhaupt. Wollte man deutsche Sitten und Charaktere auf die Bühne bringen, mußte man auf die mittleren und niederen Stände zurückgreifen, wie es Schlegel selbst in seinem „Müssiggänger," wie die Frau Gottsched und Gellert in ihren Lustspielen gethan.

Im Jahre 1747 wurde Schlegel zum Gesandtschaftssecretair ernannt; aber da ihm im folgenden Jahre eine Professur an der Soröer Ritterakademie angeboten wurde, nahm er dieselbe an, weil ihm die gelehrte Beschäftigung besser zusagte, als die eines Geschäftsmannes. Ehe er Kopenhagen verließ, vermählte er sich mit Johanna Sophie Niordt, einer nahen Verwandtin der Gemahlin des sächsischen Gesandten. In Soröe nahmen ihn seine Berufsgeschäfte, denen er mit großer Gewissenhaftigkeit oblag, so

sehr in Anspruch, daß er sich wenig mit der Dichtkunst beschäftigen konnte; doch machte er den Entwurf zu einem Trauerspiel „Gothrika" und begann die „Braut in Trauer" nach Congreve in fünffüßigen reimlosen Jamben zu bearbeiten. Mehr Zeit verwendete er auf geschichtliche Arbeiten, unter denen die „Geschichte Heinrich des Löwen" gewiß eine bedeutende Erscheinung geworden wäre, wenn er sie hätte vollenden können. Denn man sieht aus den Aeußerungen über Geschichtschreibung, die man in einem Briefe an Bodmer findet, daß er sie mit ganz anderen Augen ansah, als die damaligen Historiker. „Ich will nicht von Bünaus Schreibart (in seinen Leben und Thaten Friedrichs I.) reden", heißt es in jenem Briefe, „welche darinne allein besteht, daß er keine fremden Wörter gebraucht, und die Perioden etwas weniger verwirrt, als in den Kanzleien zu geschehen pflegt. Charaktere, oder die Ursachen der Dinge, oder Anmerkungen, die den damaligen Zustand des deutschen Reichs betreffen, darf man von ihm nicht erwarten." Aber es war ihm nicht vergönnt, ein Werk zu vollenden, das er mit so großer Liebe und so entschiedenem Beruf unternommen hatte. Seine angestrengten Arbeiten, die Sorgen, die bei seiner kargen Besoldung nicht ausbleiben konnten, erschöpften seine Gesundheit, die an sich nicht die stärkste war. Er fiel Anfangs August in ein hitziges Fieber, an welchem er den 13. d. M. im 31. Jahre seines Alters starb. Seine Werke gab sein Bruder Johann Heinrich in 5 Bänden heraus (Leipzig und Kopenhagen 1761—1770).

Abraham Gotthelf Kästner.

Abraham Gotthelf Kästner, geb. den 27. Sept. 1719 zu Leipzig, erhielt von seinen Eltern, deren einziges Kind er war, eine sehr sorgfältige Erziehung, die seine großen Fähigkeiten in verständiger Weise entwickelte. Sobald er lesen konnte, war er beständig über den Büchern, so daß er schon in seinem sechsten Jahre die ganze Bibel, ohne ein einziges Blatt zu überschlagen, durchlas; das Meiste lernte er aber aus dem lebendigen Umgang mit seinem Vater, einem gebildeten und gelehrten Juristen (er war Doctor der Rechte und zuletzt außerordentlicher Professor an der Universität), der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, dem Knaben im Spiel und Gespräch alle diejenigen Kenntnisse beizubringen, die seiner Fassungskraft angemessen waren. Um seine Erziehung desto sicherer leiten zu können, ließ er ihn nie eine öffentliche Schule besuchen, sondern unterrichtete ihn selbst, oder ließ ihn unter seiner Aufsicht von Hauslehrern unterrichten. Seine Fortschritte in den Schulstudien waren so überraschend groß, daß er schon im 12. Jahre als Student immatrikulirt werden konnte, nachdem er übrigens schon 2 Jahre vorher die Vorlesungen seines Vaters besucht hatte, da ihn dieser zum Rechtsgelehrten bestimmte. Ob er gleich eben deshalb nunmehr vorzüglich die juristischen Vorträge der verschiedenen Professoren hörte, war seine Wißbegierde

so groß, seine Thätigkeit so unermüdlich, daß er auch die meisten philosophischen, mathematischen und historischen Vorlesungen besuchte, und nach und nach die englische, französische, italienische, spanische, schwedische und holländische Sprache erlernte. Im Jahre 1733, d. h. in seinem 14. Jahre wurde er Notarius und fing an, sich durch Ausübung dieses Amtes Etwas zu verdienen; 1735 wurde er Baccalaureus und 1737 erwarb er sich, 18 Jahr alt, die Würde eines Magisters. Doch setzte er seine Studien immer noch fort und hörte verschiedene Vorlesungen über Anatomie, gerichtliche Arzneikunde, Botanik, Chemie u. s. w. So großen Eifer er auch dem Studium der Rechte gewidmet hatte, zog ihn doch die Vorliebe zu den philosophischen und mathematischen Wissenschaften immer mehr davon ab. Im Jahre 1739 erwarb er sich das Recht, öffentlich zu lehren und hielt von der Zeit an philosophische und mathematische Vorlesungen, die vielen Beifall fanden. Die Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften hatte seine schon früh erwachte Neigung für Dichtkunst und schöne Literatur überhaupt nicht verdrängt, vielmehr beschäftigte er sich fortwährend mit denselben. Als Student hatte er Gottscheds Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit besucht; als Magister trat er in dessen Rednergesellschaft, sowie in die Leipziger deutsche Gesellschaft, und nahm Antheil an den „Belustigungen des Verstandes und Witzes".

Seine bedeutenden Leistungen im Gebiete der mathematischen Wissenschaften und besonders der höheren Arithmetik erwarben ihm 1746 die Ernennung zum außerordentlichen Professor der Mathematik in Leipzig, und 1756 zum ordentlichen Professor der Mathematik und Physik in Göttingen, sowie zum Mitglied der dortigen Societät der Wissenschaften, nachdem er schon vorher in die Akademie der Wissen-

schaften zu Berlin und Bologna aufgenommen worden war. Später wurde er auch Aeltester der deutschen Gesellschaft in Göttingen und Aufseher der Sternwarte. Im Jahre 1765 wurde er Hofrath; und als die Universität im Jahre 1787 ihr Jubiläum feierte, wurde zugleich sein fünfzigjähriges Magisterjubiläum mitgefeiert. Er starb am 20. Juni 1800 bei vollen Geisteskräften in einem Alter von beinahe 81 Jahren.

Die ausgezeichneten Leistungen Kästners in den mathematischen Wissenschaften gehören nicht in das Gebiet unserer Darstellung; wir haben es hier nur mit dem Dichter zu thun. Als solcher war er aus der Gottschedischen Schule hervorgegangen und war ihr im Ganzen auch treu geblieben. Er stand, wenn auch mit Unterbrechung, bis zu dessen Tod in freundschaftlicher und literarischer Verbindung mit Gottsched und ehrte sein Andenken durch eine verständige Beurtheilung seiner Wirksamkeit in den „Betrachtungen über Gottscheds Charakter," einer Vorlesung, die er 1767 in der Göttingischen deutschen Gesellschaft hielt. Er versuchte sich in verschiedenen Gattungen, doch ist er vorzüglich durch seine Epigramme berühmt geworden. Seine Lehrgedichte, z. B. „Von den Kometen", „Ueber die Reime" (deren Gebrauch er vertheidigte), „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein", u. a. m. enthalten wohl manche schätzenswerthe Bemerkung, erheben sich aber selten oder nie über den steifen, lehrhaften Ton: es sind gereimte Kathedervorträge. So eifert er in dem Gedicht „Von den Kometen", welches wohl eine Nachahmung des „Vesuvius" von Opitz ist, gegen diejenigen, welche die Kometen für bloße Schwefeldünste halten. Seine Oden und Elegieen sind kalt und trocken. Auch seine Epigramme dürfen nicht als Ergebnisse poetischer Thätigkeit

angesehen werden; sie sind weniger die Frucht dichterischer Lebensanschauung, als ein Ausfluß seines sarkastischen Charakters. Es sind launige, allerdings oft witzige, häufig bitter und schneidende Einfälle, die Jedem zu Gebote stehen, der seinem Geist einmal diese Richtung gegeben hat. Daher beziehen sie sich auch in ihrer weitaus größten Anzahl auf wirkliche Verhältnisse; es sind Einfälle, die ihm in der gesellschaftlichen Unterhaltung in Sinn kamen, und die er dann in Reime brachte. Dieß wäre nun allerdings ganz recht, aber es fehlte ihm die schöpferische Gabe, das Spezielle auf das Allgemeine zurückzuführen, so daß seine Epigramme meist Gelegenheitsgedichte im beschränktesten Sinne des Wortes blieben. Doch haben sie kein geringes Verdienst der Darstellung; sie drücken den Gedanken stets scharf und präcis aus, was zu jener Zeit, wo sich Alles, und er selbst in seinen Lehrgedichten, in breite Weitschweifigkeit verlor, Beachtung und Anerkennung verdient. — Er gab seine Dichtungen und prosaischen Aufsätze unter dem Titel „Vermischte Schriften" (Altenb. 1755—1772, 2 Bde.) heraus; vollständiger sind sie gesammelt in Kästner's „Poetischen und Prosaischen Schönwissenschaftlichen Werken" (Berl. 1841. 4 Bde.).


Kleist.

Ewald Christian von Kleist.

Ewald Christian von Kleist, geb. am 3. März*) 1715 zu Zeblin, einem Dorfe in Hinterpommern in der Nähe von Cöslin, stammte aus einem sehr alten und angesehenen Geschlechte. Sein Vater, der ohne öffentliche Stellung auf seinen Gütern lebte, ließ ihn anfänglich nach der Sitte des Adels durch Hofmeister unterrichten, schickte ihn aber schon im 10. Jahre auf die Jesuitenschule zu Cron in Großpolen, wo er jedoch keine sonderlichen Fortschritte machte. An das ungebundene und selbst wilde Leben auf dem Lande gewöhnt, behagte ihm die pedantische Weise der Jesuiten nicht, daher er sich so viel als möglich von den drückenden Fesseln der klösterlichen Zucht zu befreien suchte und nicht mehr lernte, als was unbedingt nothwendig war. Vier Jahre darauf bezog er das Gymnasium zu Danzig, wo er größere Fortschritte machte, ohne sich jedoch besonders anzustrengen. Seine Neigung, sich in der freien Natur zu

*) Diesen Tag giebt Hirsching an im „Historisch-literarischen Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche im 18. Jahrhundert gestorben sind", wobei er bemerkt, daß er diese Angabe aus dem Kirchenbuche geschöpft habe; Nicolai in seinem „Ehrengedächtniß Kleist's" giebt den 5. März und Körte im „Leben Kleist's" den 7. März an, und zwar, wie er sagt, nach eigenhändiger Bemerkung des Dichters.

bewegen und sein jugendlich-kecker Muthwille, der ihn fortwährend in Händel mit seinen Schulgenossen verwickelte, ließ ihn nicht zu einem andauernden Fleiß kommen; und er hätte wohl noch weniger Thätigkeit entwickelt, wenn ihn nicht sein älterer Bruder, der die nämliche Anstalt besuchte, durch Beispiel und Mahnung zu größerer Anstrengung geleitet hätte. Im Jahre 1731 gieng er nach Königsberg, um die Rechte zu studieren. Sein schon gereifter Geist begann Geschmack an den Wissenschaften zu finden, und er betrieb nicht blos das Studium der Rechte mit Lust und Eifer, sondern besuchte auch Vorlesungen über Physik, Mathematik und Philosophie. Er nahm oft an den öffentlichen Disputationen Antheil und disputirte selbst einmal öffentlich de pugna adpetitus et aversationis rationalis cum adpetitu et aversatione sensitiva. Bei Gelegenheit einer Disputation von der Auferstehung der Todten, die einen heftigen Streit zwischen den Theologen herbeiführte, schrieb er, kaum 18 Jahre alt, einen lateinischen Brief gegen die orthodoxe Meinung, welcher die Theologen um so mehr ärgerte, als sie nicht wußten, woher er kam. Fünfzehn Jahre später hatte er die Freude, diesen Brief mit allen seinen Sprachfehlern abgedruckt und in einer gelehrten Zeitung mit Aufwand aller Gelehrsamkeit widerlegt zu sehen.

Nach Vollendung seiner Studien kehrte er in die Heimat zurück; aber die Hoffnung, seinen Fleiß und seine Kenntnisse durch eine entsprechende Anstellung belohnt zu sehen, ward nicht erfüllt; und da seine Aeltern bei ihrem nicht sehr bedeutenden Vermögen wünschen mußten, ihn bald versorgt zu sehen, schickten sie ihn nach Dänemark, wo sie an den Generalen von Staffelt und von Folkersahm einflußreiche Verwandte hatten. Doch konnten oder wollten diese sich nicht in dem Maße verwenden, wie man erwartet

hatte, und er trat daher auf ihren Rath als Offizier in das dänische Heer. So wenig Neigung er für den Soldatenstand hatte, fand er sich doch bald in die neuen Verhältnisse, die er dadurch zu veredeln wußte, daß er auch die wissenschaftliche Seite derselben mit unermüdlichem Eifer kennen zu lernen suchte. Als er aber im Jahre 1738 nach Danzig auf Werbung geschickt worden war, erwachte die schlummernde Neigung zu einem bürgerlichen Beruf mit aller Macht in ihm, und er ließ sich Urlaub geben, um neue Versuche zu machen, zu einer Anstellung zu gelangen. Während eines Besuchs, den er bei seinen zwei in Polnisch-Preußen verheiratheten Schwestern machte, lernte er eine Frau von Golz und deren Tochter Wilhelmine kennen, die ihn durch ihre Schönheit und ihren gebildeten Geist mit der feurigsten Liebe erfüllte. Die geistreiche Mutter, welche Kleist's tüchtige Natur erkannte, begünstigte seine Liebe und gab ihm Empfehlungen nach Fraustadt, wo sich gerade der sächsische Hof aufhielt, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, eine Anstellung in Polen oder Sachsen zu erhalten. Aber es wurden ihm nicht einmal Versprechungen auf die Zukunft ertheilt, und da ihm alle Aussicht auf eine seinen Talenten und seinem Stand angemessene Anstellung benommen war, hielt er es für seine Pflicht, sich von der Geliebten zu trennen und wieder nach Dänemark zurückzukehren.

Bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. wurde er nach Preußen zurückberufen und bei dem Regiment des Prinzen Heinrich in Potsdam als Lieutenant angestellt. Der rohe Geist, der damals unter den Offizieren herrschte zog ihm allerlei Unannehmlichkeiten zu. Ein Zweikampf, in welchem er 1743 schwer verwundet wurde, vermittelte die Bekanntschaft mit Gleim. Dieser hatte nämlich im

Hause des Obersten von Schulze, dessen Tochter er unterrichtete, von dem jungen verwundeten Offizier mit so warmer Theilnahme sprechen hören, daß seine Neugier dadurch erregt wurde. Er suchte ihn auf und fand ihn äußerst entkräftet auf dem Bette, vor welchem Cäsars Geschichte des Gallischen Kriegs aufgeschlagen war. Als sich Kleist voll Unmuth beklagte, daß er nicht lesen dürfe, bot sich Gleim an, täglich zu ihm zu kommen und ihm vorzulesen, was ihm zum großen Trost gereichte. Schon in den nächsten Tagen las ihm Gleim sein kleines Gedicht „An den Tod" vor, dessen Schluß den Kranken zum lauten Lachen reizte*). Durch die heftige Erschütterung öffnete sich die Wunde und es erfolgte eine so starke Blutung, daß man glaubte, das Schlimmste befürchten zu müssen. Der schnell herbeigerufene Wundarzt erklärte jedoch, daß dieser Zufall äußerst günstig sei, daß er dem Kranken viele Schmerzen ersparen und dieser nur um so schneller genesen werde. Und so geschah es in der That. Die Wunde heilte in kurzer Zeit, ohne Nachwehen zu hinterlassen. „Der Dichtkunst und Ihnen", sagte Kleist dankbar lächelnd, „verdanke ich also meine Genesung!" Von nun an entspann sich zwischen beiden jungen Männern die zärtlichste Freundschaft,

---

*) An den Tod!

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Hole lieber ihre Mutter!
Ihre Mutter sieht dir ähnlich.
Frische, rosenrothe Wangen,
Schön gefärbt von meinem Kusse,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!

die für Kleist die fruchtbarsten Folgen hatte. Durch Gleim's Beispiel angeregt, erwachte die Neigung zur Poesie wieder, die er früher freilich mehr zum Scherz als aus innerm Drang geübt hatte; doch zeigte sich sein Talent erst nach einiger Zeit in seiner ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit, als er die Nachricht erhielt, daß seine Geliebte Wilhelmine von ihren Verwandten gezwungen worden war, einem reichen Manne ihre Hand zu geben. So sah er seine schönste Hoffnung vernichtet, an die er sich seit seiner Trennung von der Geliebten immer noch mit aller Kraft seines reichen Herzens angeklammert hatte. Diese bittere Täuschung machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth; die jugendliche sorgenlose Heiterkeit, die ihn bis dahin durchs Leben geleitet hatte, verwandelte sich in schwermüthigen Ernst, der nun der Grundzug seines Charakters wurde. Da auch Gleim um die nämliche Zeit Potsdam verließ und er keine Seele fand, an die er sich anschließen konnte, so wurde die Poesie sein einziger Trost und seine einzige Beschäftigung. Aber während bis dahin seine Dichtungen nur mehr oder weniger gelungene Nachbildungen der Lieder Gleims und Anderer gewesen waren, an denen sein eigenes Wesen keinen Antheil hatte, wurden sie jetzt die lebensvollsten Ergüsse seines tiefsten Innern. Das Schicksal hatte sein dichterisches Bewußtsein erweckt. In den zwei Elegien „An Wilhelmine" und „Sehnsucht nach Ruhe", die vielleicht seine besten Gedichte sind, schlug er zuerst den Ton an, der seitdem alle seine Poesien erfüllte.

In den Jahren 1744 und 1745 machte er den Feldzug nach Böhmen mit, wo er sich durch seine Tapferkeit und Einsicht das Vertrauen seiner Vorgesetzten erwarb. Auf dem Rückmarsche durch das Riesengebirge wurde er in Folge von Erkältung in Hirschberg krank zurückgelassen, wo ihn

ein ungeschickter Feldscheer durch einen Aderlaß an den Rand des Grabes brachte. Er blieb dann fast ein ganzes Jahr mit seinem Regiment in Brieg, wo er mehrere schöne Lieder dichtete, und kehrte beim Abschluß des Friedens 1746 nach Potsdam zurück, wo er wieder wie vorher in der größten Einsamkeit lebte, die er um so mehr aufsuchte, als die Beschwerden des Feldzugs und die Folgen seiner Krankheit seinen Körper geschwächt und die Anlagen zur Hypochondrie noch vermehrt hatten; auch war der Geist unter den Offizieren von der Art, daß er sich in ihrer Gesellschaft nicht behaglich fühlen konnte*). Er fand seinen ganzen Trost in dem Briefwechsel mit Gleim, im Umgang mit der Natur**) und in der Dichtkunst. Er begann damals sein größeres Gedicht, „Der Frühling", das erst im Jahre 1749 vollendet wurde. Er ließ es in Berlin, wo er mit Ramler bekannt geworden war, in wenigen Exemplaren für seine Freunde und ohne seinen Namen auf seine Kosten drucken; es machte aber sogleich bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen, daß wiederholte Auflagen davon erscheinen mußten. „Selten", sagt sein Biograph Körte, „hat wohl ein deutsches Gedicht, und zwar von einem Verfasser, der damals noch ganz unbekannt war, einen so geschwinden und glänzenden Beifall erhalten." Denn Kleist hatte zwar schon einzelne Gedichte in die Schwabeschen „Belustigungen" und

*) „Unter Offizieren", schrieb er an Gleim am 8. Februar 1746, „ist es eine Art von Schande, ein Dichter zu sein".

**) „Seidlitz ist nun mein einziger Trost; wir sind täglich beisammen und machen Spaziergänge" (an Gleim vom 11. October 1747). Diese Spaziergänge nannte Kleist einmal scherzend „seine poetische Bilderjagd", was zu der seltsamen Meinung veranlaßte, als ob er mit der bestimmten Absicht spazieren gegangen sei, um bald diese, bald jene Landschaft u. s. w. poetisch abzumalen und daß sein „Frühling" eine Sammlung solcher Gemälde sei.

in die „Bremer Beiträge" einrücken lassen, niemals aber seinen Namen unterzeichnet.

In demselben Jahre, als er den „Frühling" veröffentlichte, wurde er Stabskapitän; 1751 ernannte ihn der König zum Hauptmann, 1752 wurde er auf Werbung nach der Schweiz geschickt. Während seines Aufenthaltes in Zürich wurde er mit Bodmer, Breitinger und Wieland, der damals bei Bodmer wohnte, und mit anderen bedeutenden Männern bekannt; am liebsten aber gieng er mit Hirzel um, mit dem er schon 1747 in Potsdam eine vertraute Freundschaft geschlossen hatte. In Zürich gefiel es ihm sehr; freilich war dort ein viel regeres geistiges Leben, als in seiner Garnison zu Potsdam oder selbst in Berlin. „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort", schrieb er an Gleim, „nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler; allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie und sind dabei lustige und witzige Schelme." Sein Abschied von Zürich war dagegen um desto unangenehmer; er berichtete hierüber seinem Freunde mit leicht begreiflichem Unmuth: „Aus Zürich mußte ich bei Nacht und Nebel fort. Man wollte mir die Werbung auf Landeskinder nicht erlauben, obgleich ich von den Großen die Erlaubniß dazu hatte. Ich that es insgeheim, wie mir der Bürgermeister und Statthalter der Republik gesagt hatten; aber es wurde bekannt, man wollte mich arretiren, aber ich entwischte." Im Jahre 1756 wurde Kleist zum Major bei einem Regiment ernannt, das den Auftrag erhielt, Leipzig zu besetzen.

Dort wurde er mit Weiße und Lessing bekannt, der seinen liebenswürdigen Charakter wie sein Talent zu schätzen wußte und den bescheidenen Dichter zu größeren Werken ermunterte, so namentlich zur Bearbeitung des Trauerspiels „Seneca". Wie innig die Freundschaft zwischen den beiden trefflichen Männern war, ersehen wir aus mehreren Briefen Kleist's an Gleim. Am 22. April 1757 schrieb er ihm, daß er Lessing's erheiterndem Umgange seine Genesung von der Hypochondrie verdanke, und in einem Briefe vom 5. Mai 1758, als an welchem Tage Lessing Leipzig verlassen hatte, heißt es: „Ich habe mich in dem Jahre, das ich zu Leipzig zugebracht, so an ihn gewöhnt, und habe ihn so lieb, daß mir zu Muthe ist, als wenn er todt wäre, oder vielmehr, als ob ich halb todt wäre." Lessing hatte übrigens Leipzig großentheils nur deshalb verlassen, weil er voraussah, daß auch Kleist nicht mehr lange dort verbleiben würde. Diesem war nämlich nach der Schlacht bei Roßbach, wahrscheinlich mit Rücksicht auf eine Krankheit, die er so eben überstanden hatte, durch einen eigenhändigen Befehl des Königs die Aufsicht über das zu Leipzig angelegte große Lazareth übertragen worden. So große Verdienste er sich in dieser Stellung durch seinen menschenfreundlichen Charakter erwarb, der selbst von den Feinden anerkannt wurde, so war ihm dieselbe doch, da sie ihn von größerer Thätigkeit entfernte, mit der Zeit verleidet worden; und so sehr auch Lessing, wie er selbst erzählt, sich hatte angelegen sein lassen, seinen Freund mit einer Stelle aus der Cyropädie zu trösten, des Inhalts, daß die tapfersten Männer auch immer die mitleidigsten wären, so hatte er doch fortwährend sich bemüht, zum Heer geschickt zu werden. Endlich war sein Verlangen befriedigt worden; er erhielt im Mai 1758 den Befehl, mit seinem Bataillon zum Heere des Prinzen

Heinrich zu stoßen, und er rückte wenige Tage, nachdem Lessing Leipzig verlassen hatte, aus. Zwei Tage vor dem Abmarsche (9. Mai 1758) schrieb er an Gleim: „Mein Gebet ist erhört. Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre, und ich bin nun mit meinem Schicksale sehr zufrieden. Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde, indessen ist es doch möglich. In diesem Falle geben Sie doch die 200 Rthlr., die über 1000 sind, an meinen Ramler und Lessing, jedem die Hälfte. Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich, ich habe genug, wenn ich 1000 Rthlr. behalte." Prinz Heinrich marschierte mit seiner Armee nach Franken. Auf dem Marsche nach Hof dichtete Kleist die schöne Hymne „Groß ist der Herr", wie er denn manche seiner Dichtungen unter dem Getümmel der Waffen verfaßte, so z. B. das epische Gedicht „Cissides und Paches". „Ich habe viele Arbeit", schrieb er an Gleim, als er ihm die Hymne übersandte, „und wenig Vergnügen, weil mir meine Freunde fehlen. Ich muß also Verse machen, um die Grillen zu vertreiben, denn auch der am wenigsten sinnliche Mensch ist doch ein lustbegieriges Thier. Hier haben Sie die Verse. Ich konnte mehr und größere Sachen über mein Sujet sagen, allein ich kann, leider! nicht mehr langsam arbeiten, ich eile zu schnell zu Ende, weil ich nicht sowohl aus Ehrgeiz als aus Lust arbeite". In einem späteren Briefe berichtete er, wie jenes Gedicht entstanden war. „Daß Ihnen meine Hymne gefällt, freut mich sehr. Wie große Lust ich auch habe, etwas zu machen, so habe ich keine Erfindungen mehr, woraus ich was machen kann. Vielleicht schaffen mir meine Soldaten wieder Erfindungen, denn jene Hymne habe ich ihnen wirklich zu danken. Sie haben nämlich die Gewohnheit, daß sie Morgens auf dem Marsche, ehe sie Lieder vom König von Preußen anstimmen, geistliche Lieder singen. Eines

Morgens sangen sie eins, worin eine Stelle vorkam, daß Gott uns viel Gutes erweise, daß er uns Freunde gebe, und daß man ihn loben müsse u. s. w. Dies rührte mich so, daß ich voraus ritt und viel weinte und die Hymne entwarf".

Die Wendung des Kriegs rief Kleist jedoch bald wieder nach dem Norden zurück. Als sich gegen das Ende des Feldzugs das österreichische Heer gegen Dresden zog, war er in der Nachhut, welche den Marsch der Oesterreicher aufhalten sollte. Es gelang ihr, trotz dem daß die ganze feindliche Artillerie gegen sie spielte; und Kleist trug durch seine Tapferkeit und Umsicht nicht wenig zur Behauptung des gefährlichen Postens bei, bis das preußische Heer glücklich durch Dresden marschiert war. Vom December 1758 bis April 1759 lag er in Zwickau, wo sein Regiment die Winterquartiere bezogen hatte. Dort entwarf er den Plan zu einem Wochenblatt „Der Sittenrichter", für welches er einige prosaische Aufsätze verfaßte; auch die zweite Hymne „Nicht niedere Lust" entstand dort. Zwar rückte die Heeresabtheilung, zu der er gehörte, im Mai wieder bis Hof vor, doch wurde dieselbe schon Anfangs Juni nach Sachsen zurückberufen. Seinen letzten Brief an Gleim schrieb er am 23. Juli im Lager bei Rothlausitz. Er glaubte, daß es bald mit den Oesterreichern zu einer Schlacht kommen werde. „Nur Daun einmal geschlagen", schrieb er damals, „dann will ich gern sterben". Diese Todesahnung täuschte ihn nicht, nur sollte ihm die so lang ersehnte Freude nicht werden, sich mit den Oesterreichern zu messen. Denn bald nach diesem letzten Briefe marschierte Kleist mit dem Corps des Generals von Fink in die Gegend von Frankfurt an der Oder, um sich mit der Armee des Königs zu vereinigen, dem die Russen mit großer Macht gegenüber standen. Am

12. August kam es bei Kunersdorf zur Schlacht. Das Corps des Generals von Fink griff den linken Flügel der Feinde an; Kleist that Wunder der Tapferkeit, indem er mit seinem Bataillon drei russische Batterien erobern half, wobei er zwölf starke Contusionen erhielt. Auch waren ihm die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet worden, so daß er den Degen in die linke Hand nehmen mußte. Unterdessen war der Bataillonscommandant lebensgefährlich verwundet worden; als Kleist diesen nicht mehr erblickte, sprengte er vor die Fronte und nahm dessen Stelle ein; das Bataillon jagte eben nach einigen Salven ein Bataillon österreichischer Grenadiere mit dem Bayonnett in die Flucht. Als er diese verfolgte, stieß er auf eine vierte Batterie; ungeachtet ihres mörderischen Feuers drang Kleist an der Spitze des Bataillons gegen dieselbe vor. Er rief die Fahne seines Regiments zu sich, und nahm selbst einen Fahnenjunker bei dem Arm. Während er mit den Seinigen unaufhaltsam vorrückte, wurde er von einer kleinen Kugel am linken Arm getroffen, so daß er den Degen mit der linken Hand nicht mehr halten konnte; er faßte ihn mit den noch unverletzten Fingern der verwundeten rechten Hand und stürmte immer vorwärts. Er war nur noch dreißig Schritte von der Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Er fiel vom Pferde herab. Umsonst versuchte er zweimal mit Beihilfe der Seinigen dasselbe wieder zu besteigen; seine Kräfte verließen ihn und er fiel in Ohnmacht. Zwei Soldaten seines Bataillons und ein dritter aus seiner frühern Compagnie im Regiment des Prinzen Heinrich, den die Liebe zu seinem alten Hauptmann herbeigezogen hatte, trugen ihn hinter die Fronte. Ein Wundarzt, der ihn verbinden wollte, fiel, von einer Kugel in den Kopf getroffen,

todt bei ihm nieder. Unterdessen waren die Russen vorgedrungen; Kosaken, die an die Stelle kamen, wo Kleist lag, zogen ihn nackt aus und hätten ihn wahrscheinlich auch getödtet, wenn er nicht polnisch mit ihnen gesprochen hätte. Weil sie ihn für einen Polen hielten, begnügten sie sich, ihn in einen Sumpf zu werfen. Hier lag er, nackt, verwundet, aller Hilfe beraubt. Gegen Abend schlief er, von der Anstrengung und der Menge seiner Wunden ermüdet, ruhig ein. Während der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, die sich seiner erbarmten. Sie zogen ihn aus dem Sumpf, legten ihn bei ihrem Wachtfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem alten Mantel, setzten ihm einen Hut auf und gaben ihm etwas Brod und Wasser, was ihn sehr erquickte. Als die Husaren gegen Morgen wieder aufbrechen mußten, wollte ihm einer derselben ein Achtgroschenstück geben, und als Kleist es nicht annahm, warf er es ihm auf den Mantel hin und ritt davon. Bald darauf erschienen wieder Kosaken, die ihm alles wieder nahmen, was die Husaren ihm gegeben, und so lag er wieder nackt und hilflos da, bis gegen 10 Uhr ein russischer Offizier vorüberkam, dem er sich zu erkennen gab und der ihn auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen ließ, wo er Abends ankam und zum ersten Male verbunden wurde. Am folgenden Tag ließ er sich auf wiederholtes Ersuchen des Professors Nicolai (Bruders des bekannten Buchhändlers und Kritikers), dem er seine Anwesenheit hatte melden lassen, in dessen Haus bringen, wo er die liebevollste Pflege fand. Die Aerzte gaben die beste Hoffnung zu seiner Heilung. Trotz der großen Schmerzen, die ihm namentlich der Verband verursachte, war er immer heiter, und unterhielt sich mit den Frankfurter Gelehrten und den russischen Offizieren, die ihn häufig besuchten, oder las. Aber in der

Nacht des 22. August sonderten sich die zerschmetterten Knochen von einander ab und zerrissen eine Pulsader; er verblutete sich stark, ehe der Wundarzt kommen und das Blut stillen konnte. Ungeachtet aller angewandten Mittel wurde er zusehends schwächer, und starb am 24. August früh um 2 Uhr unter dem Gebete des Professors Nicolai, der ihm die Augen zudrückte. Er wurde am 26. beerdigt. Nicolai hielt die Trauerrede. Die Leiche, welche von zwölf russischen Grenadieren getragen wurde, begleitete der Stadtcommandant mit einer großen Anzahl von russischen Stabs- und andern Offizieren, die größtentheils deswegen nach Frankfurt gekommen waren; ihnen folgten Professoren der Universität, Mitglieder des Magistrats und die Studenten. Als man bei der Beerdigung keinen Offiziersdegen bekommen konnte, um ihn nach der Sitte auf den Sarg zu legen, nahm ein russischer Stabsoffizier seinen eignen Degen von der Seite und gab ihn dazu her, indem er ausrief: „Nein, ein so würdiger Offizier soll ohne dieses Zeichen nicht begraben werden!"

„Kleist war groß von Person und wohlgewachsen", sagt sein Freund Nicolai, der Bruder des Frankfurter Professors, in dem „Ehrengedächtniß", das er bald nach des Dichters Tod veröffentlichte. „Er hatte das Ansehen eines Soldaten, aber es war ihm natürlich und er suchte nicht, es sich zu geben. Er hatte eine natürliche Neigung zum Soldatenstande (die jedoch, müssen wir mit Hinweisung auf eine frühere Bemerkung hinzufügen, erst erwachte, als er in preußische Dienste getreten war und den Garnisonsdienst mit dem Feldlager vertauscht hatte). Der König schätzte ihn hoch, so wie auch der Prinz Heinrich. Er war einer von den Offizieren, welche Se. Majestät aussuchten, Gesellschafter des jetzigen Prinzen von Preußen zu sein und mit

Sr. Königl. Hoheit zu speisen. Er sprach deutsch, lateinisch, französisch, polnisch und dänisch. Er war in keiner Wissenschaft ein Fremdling. Die Alten und die Besten unter den Neuern hatte er mit außerordentlicher Begierde gelesen."

Als Dichter nimmt Kleist eine der hervorragendsten Stellen unter seinen Zeitgenossen ein, vor denen er sich schon dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß er nur wahre Verhältnisse und Gefühle darstellt, während wir bei den Andern meist nur gemachte Empfindungen und erdachte Zustände finden. Sein Talent war freilich beschränkt, da es rein lyrisch war, aber in dieser Beschränkung war es so groß, daß es selbst die an sich verfehlten epischen und dramatischen Versuche zu beleben vermochte. Am bedeutendsten ist er in den höheren lyrischen Gattungen, der Ode, Hymne und namentlich in der Elegie, die er viel tiefer auffaßte, als die übrigen gleichzeitigen Dichter. Es sind nicht blos wimmernde Klagen über wahre oder noch öfter eingebildete Leiden; sie sind vielmehr der wahrheits- und lebensvolle Ausdruck des wehmüthigen Gefühls, welches den Menschen erfaßt, wenn er die Wirklichkeit mit dem Ideale zusammenstellt, das in seinem Herzen lebt. Daher beruhen seine Elegien, wie überhaupt seine lyrischen Dichtungen durchaus auf objectiver Anschauung des Lebens, das er in meisterhaften Zügen darzustellen versteht. So entfaltet die „Sehnsucht nach Ruhe", obwohl durchaus lyrisch, die lebensvollsten Gemälde des friedlicheu Landlebens und des wilden Kriegs, die sich durch den scharfen und doch ungesuchten Contrast gegenseitig bis zur höchsten Anschaulichkeit heben. Diese objective Auffassung belebt selbst die kleineren Lieder, selbst die anakreontischen Gedichte; und alle sind zudem reich an Gedanken, an ächt poetischen Bildern

und an geistreichen Wendungen. Die Oden und Hymnen zeichnen sich nicht blos durch die Tiefe der Empfindung, den kräftigen und selbst erhabenen, den Psalmen glücklich nachgebildeten Ausdruck aus, sondern ganz vorzüglich durch die glückliche Composition, in der wir Horazens und wohl auch Ramlers Einfluß auf den Dichter erkennen. Die Liebe, die, wie wir oben bemerkt haben, das Talent Kleist's erweckte, bildet nur selten den Stoff seiner Dichtungen; seit er in der rührenden Elegie „An Wilhelmine" (oder, wie die von Ramler besorgte Ausgabe hat „An Doris") dem Glück der Liebe entsagt hatte, besang er sie nur in wenigen Liedern, und vielleicht stammen diese, wenigstens „Die Heilung" und „Galathea" aus früheren Zeiten, wenn sie auch in den Ausgaben als im Jahre 1755 entstanden bezeichnet werden. Es ist, als ob er sich gescheut hätte, das heilige Gefühl zum Gegenstande selbst poetischer Ergüsse zu machen. Nur in dem „Fragment eines Gedichtes von den Schmerzen der Liebe", das Anfangs im „Frühling" eine Stelle finden sollte, wirft er einen wehmüthigen oder vielmehr trostlosen Blick auf die schöne Vergangenheit. Am häufigsten besingt er die Natur, in deren Umgang er den schönsten Trost für das entschwundene Glück suchte und fand. „Fast allen seinen Gedichten", sagt der geistreiche Jacobs, „sind mehr oder weniger poetische Gemälde eingewebt; einige sind absichtlich zu poetischer Malerei bestimmt. Er malt mit den sanftesten Farben, aber seine Gemälde sind niemals unbedeutend, niemals fad. Denn immer schlingt er den Faden der Empfindung durch sie hin, und mit einem einzigen Pinselstrich, wobei ihm Weichheit die Hand führt, giebt er seiner Schilderung Bedeutung und Leben". Nächst der Natur ist es der Kriegsruhm und der Tod für das Vaterland, der ihm die schönsten Dichtungen

einhaucht, in welchen er öfters mit prophetischem Geist von seinem eigenen Tode auf dem Schlachtfelde spricht, so in der trefflichen „Ode an die Preußische Armee im März 1757",

„Auch ich, ich werde noch — — vergönn' es mir, o Himmel! — —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel." *)

Kleist's Idyllen sind nicht zahlreich, aber desto bedeutender in ihrer glücklichen Ausführung. Sie halten die glückliche Mitte zwischen den gleichartigen Dichtungen seines Zeitgenossen Geßner und des späteren Voß, indem sie wahrer und objectiver sind, als jene, und ideeller als diese. Seine berühmteste, „Irin", ist vielleicht, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, die schwächste, weil in derselben weniger die Empfindungen der dargestellten Personen als die Reflexionen des Dichters hervortreten. Aber auch mit diesem Mangel ist sie vortrefflich; die anmuthigen Bilder, das sanfte Colorit, die in ihrer Einfachheit reizende Sprache und Versification verbreiten nebst den schönen, ächt menschlichen Gedanken einen Zauber über das ganze Gedicht, der jeden reinfühlenden Menschen hinreißen muß.

So weich Kleist auch in seinen Dichtungen ist, so verfällt er doch nie in jene thränenreiche Sentimentalität, die schon damals mit Klopstock die deutsche Literatur zu umdunkeln begann. Nur einmal, in seiner Erzählung „Die Freundschaft", findet sich eine Neigung dazu, die vielleicht den Dichter unwillkürlich überfiel, weil das Gedicht seinem

---

*) Das erzählende Gedicht „Cissides und Paches" in drei Gesängen enthält im betrachtenden Schluß die bedeutsamen Zeilen:

„Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth — — — Wie gern sterb ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!"

Freunde Gleim gewidmet war, der bekanntlich in der Freundschaft nicht wenig empfindelnd war*). Aber doch überschreitet Kleist selbst in diesem Gedicht die Grenzen der Wahrheit nicht und es beruht dasselbe nicht, wie z. B. Klopstocks „Selmar und Selma" auf dem überreizten Gefühl.

Obgleich Kleist fortwährend thätig war und selbst während seiner Kriegszüge der Dichtkunst nicht untreu wurde, war doch die Zeit, die er mit Lessing in Leipzig verlebte, bei weitem die fruchtbarste, sowie seine in jener Zeit entstandenen Poesien zu seinen vorzüglichsten Schöpfungen gehören; es sind gerade diejenigen, in welchen die Objectivität der Anschauung kräftig hervorzutreten beginnt, wie das „Lied eines Lappländers", das „An die Weinflasche", die „Dithyrambe", die Idyllen und Erzählungen (darunter die beiden vortrefflichen „Arist" und „der gelähmte Kranich"). Wir werden diesen unverkennbaren Fortschritt um so entschiedener dem Einfluß Lessings zuschreiben müssen, als in diese Zeit auch die größeren Dichtungen fallen, zu welchen Kleist ohne Zweifel durch seinen Freund angeregt wurde. Nur den „Frühling" hatte er schon damals drucken lassen (Berlin 1749); dagegen entstand das Trauerspiel „Seneca" während seines Leipziger Aufenthalts, und damals faßte er wenigstens den Plan zum epischen Gedichte „Cissides und Paches", das er bald darauf während des Feldzugs ausarbeitete. Dieses Gedicht zeigte Lessing in den „Literaturbriefen" an. „Man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können", heißt es daselbst, „in welchem so

*) „Wissen Sie wohl", schrieb er seinem Freunde, „daß ich bei dem Selin in der Erzählung, die Ihnen so gefallen hat, an mich und bei dem Leander an Sie gedacht habe? Und wissen Sie wohl, daß ich wie Selin handeln würde, wenn ich mit Ihnen auf Einem Brette schwämme?"

viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raume zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas leichtes sein, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm Alles vorgezeichnet." Freilich, wenn man sich daran erinnert, was Lessing von der poetischen Malerei dachte, wird es leicht sein, unter diesen rühmenden Worten zugleich einen versteckten Tadel zu erkennen, den nämlich, daß das Gedicht zu wenig Handlung hat. Denn es ist in der That, wie schon Jacobs (Nachträge zu Sulzer I, 80) bemerkt, nichts weiter als eine Galerie von Beschreibungen und Reden, und aller Bewegung, welche in demselben herrscht, ungeachtet, ist es von Handlung gänzlich leer. Der Tod der beiden Freunde ist ein Werk des Zufalls, und da dieser Zufall das Ziel des ganzen Gedichtes ist, so fehlt es dem Plan der Handlung gerade an den wichtigsten Eigenschaften eines heroischen Gedichts, an innerer Nothwendigkeit. Nicht einmal zwischen dem Schicksal der beiden Freunde ist ein Band geknüpft, wie es die erste Anlage erwarten ließ und wodurch doch noch einiges Interesse und Einheit in die Handlung gekommen wäre. Warum ist nicht wenigstens der Tod des einen Freundes die Ursache von dem Tode des andern?" Aber so wahr diese Bemerkungen sind, so bietet das Gedicht doch mancherlei und sehr bedeutende Schönheiten. Wie hätte ein Lessing auch ein Gedicht, wenn auch nur mit Beschränkung loben können, das keine Schönheiten dargeboten hätte? Die vorzüglichsten, nämlich vortrefflich ausgeführte Schilderungen und Gleichnisse, sowie die Präcision der Darstellung, die eine Haupteigenthümlichkeit der Kleist'schen Dichtungen ist, sind schon oben mit den Worten Lessings angedeutet; dazu kommen noch die edlen und kraftvollen Gesinnungen, welche das ganze Gedicht be-

leben und die harmonischen Verse, deren Wahl (es sind fünffüßige reimlose Jamben mit durchgängig männlichem Schluß) schon den denkenden Dichter beurkundet.

Das Trauerspiel „Seneca" entstand entschieden auf Anregung Lessings. „Lessing will" schreibt Kleist am 19. Januar 1757 an Gleim, „daß ich ein Trauerspiel „Seneca" machen soll, und glaubt, ich könnte es machen, und will mich dadurch aufmuntern." Und gerade ein Jahr später, den 19. Januar 1758 schreibt er dem nämlichen Freunde: „Heute habe ich meinen „Seneca" zu Ende gebracht, und bin vergnügt wie ein Sultan. Herr Lessing sagt, es sei gut, und will absolut, daß ich ihn soll drucken lassen. Ich habe mich niemals um das Trauerspiel bekümmert, nicht drei Tragödien gelesen und dabei gar nicht auf den Plan, sondern nur auf die Gedanken gesehen; das Genus war mir also neu, als wenn ich es zuerst erfunden hätte. Herr Lessing lacht mich daher auch aus, und wie er vor ein paar Stunden las, daß ich dabei geschrieben hatte, am 19. Januar zu Ende gebracht, sagte er, es müsse heißen, am 19. Januar neu erfunden." Dieß ist nun freilich nicht ganz richtig, denn was Lessing von „Seneca" als neu rühmt, die knappe Form und das Bestreben, die Handlung auf das Allernothdürftigste zu beschränken, war schon kurz vorher von Klopstock im „Tod Adams" versucht worden, welches Drama sogar Lessing anregte, seinen Freund zum Unternehmen eines ähnlichen Werks anzufeuern, in dessen Natur schon das Streben zur Kürze und Gedrängtheit lag, während diese bei Klopstock mehr gemacht als natürlich war. Allein weil Kleist in seinem „Seneca" eben deswegen das Klopstockſche Trauerspiel weit übertroffen hatte und ihm die Zurückführung der Handlung auf die einfachsten Elemente wirklich vollkommen gelungen war, so konnte allerdings

Lessing mit Recht von dem Trauerspiele seines Freundes sagen, daß es neu erfunden war, wie man kein Bedenken tragen wird, die Erfindung des idyllischen Epos Goethen zuzuschreiben, wenn es auch sicher ist, daß sein „Hermann und Dorothea" durch Vossens „Luise" angeregt wurde. Kleist hatte übrigens nur einen Entwurf machen wollen, nach welchem er ein größeres Trauerspiel in Versen auszuarbeiten gedachte; und wahrscheinlich hat ihn nur der Beifall Lessings veranlaßt, diesen Entwurf drucken zu lassen. Daß Lessings Beifall aber ernst gemeint war, geht schon daraus hervor, daß er durch den „Seneca" seines Freundes angeregt wurde, ein Trauerspiel in der nämlichen knappen Form zu verfassen, den „Philotas".

Früher als diese beiden letztgenannten Dichtungen war schon der „Frühling" entstanden, dem eigentlich Kleist seinen Ruf zu verdanken hatte. Und doch sagt Lessing im „Laocoon": „Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen „Frühling" das Wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung auf Gerathewohl bald hier, bald da gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen mehreren deutschen Dichtern gerathen hat, er würde aus einer mit Erfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben." Es ist in diesen Zeilen die vollständigste Charakteristik des Gedichts gegeben; denn

in der That „Der Frühling" ist mehr eine lockere Zusammenstellung einer Reihe von Gemälden, als ein künstlerisch verbundenes Ganzes. Diese Gemälde sind freilich, an sich betrachtet, vortrefflich; der Dichter hat stets die bedeutungsvollsten und fruchtbarsten Züge gewählt, und diese mit echt poetischem Sinn ausgeführt. Er hat denselben öfters Betrachtungen über das Leben beigefügt, durch welche die einzelnen Bilder noch erhöhte Bedeutsamkeit gewinnen; da, wo er dieß nicht gethan, hat er doch wenigstens Andeutungen gegeben, durch die der Leser selbst zu ähnlichen Betrachtungen angeleitet wird. Aber so vortrefflich jede einzelne Stelle ist, so macht das Ganze doch wegen Mangels an innerm Zusammenhang und an Verküpfung der Theile keinen befriedigenden Eindruck.

Merkwürdig ist das eigenthümliche Versmaß, welches der Dichter gebrauchte. Er wollte eigentlich den antiken Hexameter nachbilden, begann denselben aber mit einer kurzen Vorsilbe, wodurch er den Charakter des Verses vollständig veränderte, indem so der Vers jambisch-anapästisch wurde, während der Hexameter daktylisch-spondeisch (oder trochäisch) ist. Dieser neue Rhythmus kommt nun allerdings der Schönheit der Hexameters nicht gleich, ist aber bei der meist glücklichen Behandlung des Dichters oft von großem Wohllaut und dem Inhalt des Gedichts vollkommen angemessen.

Das Gedicht, welches nach Kleist's erstem Plan „Die Landlust" oder „Das Landleben" heißen und nicht bloß dasselbe während des Frühlings schildern sollte,*) wurde

*) Er wollte, wie es scheint, das Landleben während der verschiedenen Jahreszeiten schildern; wenigstens finden sich in einem Briefe an Gleim einige Verse aus dem „Sommer", und einer seiner Bekannten hatte auch während des Feldzugs Einiges

von dem Dichter selbst veröffentlicht (Berlin 1749). Er hatte die Handschrift vorher seinem Freunde Ramler zur Durchsicht und Verbesserung geschickt, dieser hatte aber so viele Veränderungen damit vorgenommen, daß Kleist die neue Gestalt nicht mehr für sein Werk anerkennen konnte, und das Gedicht daher, vielleicht Einzelnheiten ausgenommen, nach seinem Entwurf unverändert abdrucken ließ. Es erschienen in den folgenden Jahren mehrere Ausgaben (Zürich 1750. 1751. 1752. Frankfurt a. O. 1752. 1754, dann mit Verbesserungen, Eb. 1756), und endlich in der von Ramler unter Lessings Theilnahme besorgten Ausgabe von Kleists sämmtlichen Werken (Berlin 1760. 2 Bde). Im Vorbericht zu dieser Ausgabe sagt Ramler ausdrücklich, daß das Publicum Kleists Schriften in der Ordnung, mit den Verbesserungen und Vermehrungen erhalte, wie sie der Verfasser schon vor mehr als zwei Jahren dem Druck bestimmt und in dieser Absicht den Händen seiner Freunde überliefert habe. Nun behauptete Wilhelm Körte, der eine neue Ausgabe von Kleists Dichtungen besorgte (Berlin 1803 2 Bde), Ramler habe sich in der seinigen nach seiner Art willkürliche Veränderungen erlaubt, und der neue Herausgeber habe daher die Werke des Dichters nach einer Handschrift desselben wieder hergestellt. Es läßt sich die Richtigkeit von Körtes Behauptung schon deßhalb bezweifeln, weil die kleinern Gedichte Kleists in Ramlers Ausgabe durchaus keine von den Veränderungen enthalten, welche derselbe in seiner „Blumenlese" an denselben machte; und es läßt sich daher mit vollem Recht voraussetzen, daß die Veränderun=

---

aus dem „Winter" fertig gesehen. Das Gedicht, wie es uns jetzt vorliegt, sollte den ersten Gesang des Ganzen bilden, und der Dichter gab ihm nur auf den Vorschlag seines Freundes den Titel „Frühling".

gen, welche doch in den „Werken“ vorkommen, von Kleist selbst herrühren oder von diesem im Voraus gebilligt worden waren. Denn es läßt sich kein Grund denken, warum Ramler, wenn er einmal Veränderungen vornehmen wollte, die nicht aufgenommen hätte, die er in jener Sammlung bekannt gemacht hatte, da dieselben in der That meist als gelungen bezeichnet werden konnten. Uebrigens stimmt von den 64 Stücken der Kleiste'schen Werke mehr als die Hälfte in beiden Ausgaben vollkommen überein, bei den andern sind die Abweichungen meist sehr unbeträchtlich und betreffen öfters nur einzelne Wörter. Die bedeutendsten Abweichungen befinden sich allerdings im „Frühling“; aber auch bei diesem läßt sich nachweisen, daß Ramler die beste Recension gegeben und in keinem Fall willkührliche Veränderungen vorgenommen hat. Körte hat leider nicht für gut befunden, nähere Auskunft über die von ihm benutzte Handschrift zu geben,*) so daß sich die Zeit ihrer Abfassung nicht bestimmen läßt. Da sie noch die später ausgeschiedenen Rhapsodien „Ueber die Unzufriedenheit der Menschen“ und „Gemälde einer großen Ueberschwemmung“ enthält,**) scheint sie älter als der erste Druck; nach andern Stellen zu urtheilen, sollte man sie für jünger halten, als die Handschrift, welche Ramler bei

*) Uebrigens sagt Körte, daß er den „Frühling“ meist nach Kleist's eigener Handschrift habe abdrucken lassen, giebt aber nicht an, an welchen Stellen er von dieser abgewichen sei und welche Ausgabe er in diesen benutzt habe.

**) Auch das „Fragment eines Gedichts von den Schmerzen der Liebe“ machte früher einen Bestandtheil des „Frühlings“ aus, ist aber von dem Dichter schon vor dem ersten Druck ausgeschieden worden. So scheinen auch Schilderungen des Abends und des Meeres eingeschaltet gewesen zu sein, die sich aber nicht erhalten haben.

seiner Ausgabe benutzte; oder vielmehr diese Stellen beweisen beinahe bis zur Evidenz, daß Körte und nicht Ramler sich willkürliche Veränderungen an dem „Frühling", und daher auch wohl an den andern Gedichten erlaubt hat.

Wir besitzen nämlich den Abdruck einer älteren Handschrift des „Frühlings", welche der bekannte Samuel Gotthold Lange in „Schirachs Magazin" veröffentlichte. Die Vergleichung dieser Handschrift, welche noch den Titel „das Landleben" hat, mit den beiden Ausgaben von Ramler und Körte führt nothwendig zu dem oben schon ausgesprochenen Ergebniß, daß die Ramlersche Ausgabe den echtesten Text giebt und Körte willkürlich verändert oder eine von einem Dritten willkürlich veränderte Handschrift herausgegeben hat.

Ramler giebt nämlich in seiner Ausgabe genau an, bei welchem Verse (172) die letzten Verbesserungen des Dichters aufhören; und die wesentlichen Abweichungen zwischen seiner Ausgabe und den beiden andern Handschriften finden sich auch nur in dem von Ramler bezeichneten Drittel. Nach der angegebenen Stelle stimmt Ramler mit wenigen und im Ganzen unbedeutenden Ausnahmen mit Lange oder Körte überein; und diese wenigen Veränderungen können doch wohl auch in der von Ramler benutzten Handschrift vorgekommen sein. Nun ist aber mit Gewißheit anzunehmen, daß Ramler, wenn er einmal Veränderungen hätte vornehmen wollen, gewiß seine Verbesserungen über das Ganze und nicht blos über ein Drittel ausgedehnt hätte. Es kommen aber noch weitere Gründe hinzu. Ramler stimmt oft mit der älteren Lange'schen Handschrift überein, wo Körte eine andere und zwar eine wohllautendere Lesart hat. Nun hätte aber Ramler gewiß die oft harten, dem Versmaaß widerstrebenden Ausdrücke verändert, wenn er

überhaupt hätte verändern wollen, denn man weiß, daß seine Feile besonders gegen Mißklang und Formlosigkeit gerichtet war. Diese Erscheinung möchte beinahe zur Vermuthung führen, daß Körte, der Ramlers Eigenmächtigkeit so bitter tadelte, gerade die Handschrift benutzte, welche Ramlers oben erwähnte Veränderungen enthielt, so daß er, statt einen echten Text zu geben, gerade diejenige Umgestaltung gab, welche Kleist nicht anerkannte. Diese Vermuthung wird noch durch den Umstand wesentlich unterstützt, daß Ramler, wie uns berichtet wird, nur einen Theil des Gedichts umgestaltete, und seine Arbeit unterbrach, als er wahrnahm, daß Kleist sie nicht benutzen wolle; und dafür spricht endlich auch, daß Ramler mit Lange übereinstimmt, wo Körte eine fließendere oder wohllautendere Lesart hat.

Körtes Ausgabe enthält aber nicht nur nicht den echten Text; sie zeugt zu dem noch von dem größten Leichtsinn, und an Mangel an aller Ueberlegung (wir wollen nicht sagen an Kritik). Der Beweis ist leicht zu führen. Die Verse 316 und folgende lauten in der Lange'schen Handschrift:

— — — Komm zu mir, Liebling Minervens,
Mein treuster Hirzel, durch den jüngsthin der Winter mir grünte,
Von dessen Lippen die Freude zu meinem Busen herabströmt;
Komm, leg dich zu mir, und mach die Gegend zur himmlischen Wohnung:
Laßt uns der Kinder der Flora Gestalt und Liebe bewundern,
Und spotten, mit ihnen geschmückt, des hohen Pöbels im Purpur!
Laß deiner Saiten Gesang und deines Mundes Gespräche
Mir süßer als Rosenduft sein! — — —

Diese Stelle, welche Kleist später veränderte, lautet in der Ramlerschen Ausgabe folgendermaaßen:

— — — Kommt zu mir Freunde der Weisheit,
Mein Spalding und Hirzel, durch die jüngsthin der Winter mir grünte,
Von deren Lippen die Freude zu meinem Busen herabströmt;

Kommt, legt euch zu mir, und macht die Gegend zur himmlischen
Wohnung;
Laßt uns der Kinder der Flora Gestalt und Liebe bewundern,
Und spotten, mit ihnen geschmückt, des trägen Pöbels im Purpur!
Besingt die Schönheit der Tugend; laßt eures Mundes Gespräche
Mir sein wie Düfte von Rosen. — — —

Diese Veränderung nahm auch Körte in seine Ausgabe auf, nur ließ er die beiden letzten Verse nach der früheren Recension stehen, wodurch dem Dichter ein wahrer Unsinn unterschoben wird, da sich die Anrede einer einzigen Person durchaus nicht begreifen läßt.

Wir glaubten, diese kritischen Bemerkungen über die verschiedenen Ausgaben der Kleiste'schen Dichtungen, insbesondere des „Frühlings", nicht unterdrücken zu dürfen, nicht nur weil sie Ramler von den ihm nur zu häufig gemachten Vorwürfen rechtfertigen, sondern auch weil durch sie, wir hoffen es wenigstens, ermittelt worden ist, wo der echte Text zu finden ist. Uebrigens wäre eine neue Ausgabe der schönen Dichtungen Kleists, welche unter Vergleichung sämmtlicher und namentlich der ältern Ausgaben und der Lange'schen Handschrift die Ramlersche Edition zu Grunde legte, sehr wünschenswerth, weil sich jetzt beinahe nur die Körtesche Ausgabe in den Händen des Publikums befindet. Einen anerkennenswerthen Versuch, den „Frühling" kritisch zu bearbeiten, machte der Graf Friedrich Ludwig Karl von Finkenstein (Berlin 1804), der zudem eine inhaltvolle Einleitung über den Werth und die Bedeutung des Gedichts beifügte; es ist nur zu bedauern, daß auch er die Wichtigkeit der Ramlerschen Ausgabe verkannte und die Körtesche zum Grunde legte.



Christian Felix Weisse.

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts war allerdings nicht die Zeit der schöpferischen Genies, dagegen hat sie eine große Zahl mittlerer Talente hervorgebracht, die äußerst wohlthätig auf die allmählige Entwickelung der Literatur und auf die Bildung des gesammten Volkes einwirkten, weil sie mit Eifer und Hingebung ihre Aufgabe erfüllten. Durch die Thätigkeit der Gottsched, Bodmer und Breitinger, dann der Gellert, J. Elias Schlegel und Rabener, der Gleim, Uz, Kleist und Geßner, der Mendelssohn, Abbt, Gavre u. A. m. wurde die deutsche Sprache auf eine solche Stufe der Bildsamkeit und Kraft gebracht, daß es größeren Geistern gelingen konnte, ihr den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben; es wurde durch sie der Sinn des deutschen Volks für geistige Unterhaltung in so glücklicher Weise geweckt, daß es allmählig fähig wurde, die großen Schöpfungen der Lessing, Herder, Goethe und Schiller zu verstehen. Unter diesen Vorläufern der klassischen Epoche unserer Literatur nimmt der Dichter, von welchem wir jetzt zu sprechen gedenken, eine nicht unbedeutende Stellung ein.

Christian Felix Weiße wurde am 28. Januar 1726 zu Annaberg geboren, wo sein Vater Lehrer war, der aber schon ein halbes Jahr nach der Geburt seines Sohnes nach Altenburg als Direktor des Gymnasiums berufen wurde.

Leider wurde derselbe schon nach drei Jahren seiner Familie durch den Tod entrissen. Er hinterließ eine Wittwe nebst drei Kindern in den traurigsten Umständen. Ein Sohn starb in seinem 14. Jahre; Christian Felix aber und dessen Zwillingsschwester, Johanne Christiane, entwickelten sich unter der verständigen Leitung ihrer vortrefflichen Mutter körperlich und geistig zur Freude derselben. Nachdem Christian Felix in Verbindung mit seiner Schwester von seiner Mutter in den Anfangsgründen unterrichtet worden war, besuchte er vom 10. Jahre an das Gymnasium zu Altenburg, das zwar zu den vorzüglichsten Schulen jener Zeit gehörte, so daß es selbst von Ausländern besucht wurde, in welchem aber doch der Unterricht, namentlich in der Religion und in den alten Sprachen, nach der althergebrachten pedantischen Methode ertheilt wurde, die keine Ahnung davon hatte, daß es sich beim Unterricht nicht bloß um die Anfüllung des Gedächtnisses mit einer Menge von Wörtern und Regeln handle, sondern daß man vor Allem auf die Entwickelung des Geistes, die Bildung des Geschmacks, die Veredlung des Herzens hinarbeiten müsse. Wenn Weiße jedoch nach neunjährigem Aufenthalt auf dem Gymnasium mit verhältnißmäßig besserer Vorbereitung, als bei diesem Unterricht zu erwarten gewesen wäre, die Universität Leipzig bezog, so hatte er dieses vorzüglich seinem Privatfleiße, seiner frühzeitig erwachten Neigung zur Dichtkunst und dem Umgang mit einem jungen vielseitigen Manne, dem Arzte Königsdörfer zu verdanken, durch den er mit den besseren Schriften der Zeitgenossen, namentlich der Schweizer Haller, Bodmer und Breitinger bekannt gemacht wurde, und dessen inhaltreiche Unterhaltung seinen Geist entwickelte und kräftigte. Seine Neigung zur Dichtkunst war früh erwacht, und er wurde schon auf der Schule für einen Dichter ge-

halten. Eine große Freude fand er am Theater, von dem er die erste Vorstellung bekam, als er in Chemnitz, wo er in seiner Kindheit seinen Großvater besuchte, eine biblische Komödie von Christian Weise aufführen sah. Von nun an suchte und las er Alles, was Komödie hieß; und als später die Müllersche Truppe, die noch vor der Neuberschen in Leipzig eine Bühne hatte, in Altenburg spielte, besuchte er ihre Vorstellungen, so oft es ihm die Zeit und seine Verhältnisse erlaubten. „Sein Vergnügen an der Komödie und seine Neigung für die Dichtkunst", sagt er in seiner Selbstbiographie, „öffnete ihm den Sinn für die Schönheiten der griechischen und römischen Dichter, und selbst der Versuch in griechischer und lateinischer Sprache zu dichten, oder aus Centonen von jenen Meisterstücken ein Flickwerk zusammenzusetzen, trug dazu bei, ihn zur nützlichern Lectüre der Klassiker zu führen und Gewinn für seine Phantasie und seinen Geschmack daraus zu ziehen." Diese Beschäftigung mit den alten Klassikern hatte in ihm auch den Entschluß zur Reife gebracht, sich auf der Universität nebst der Theologie vorzüglich der Philologie und später dem Lehrfache zu widmen. Er besuchte deshalb hauptsächlich die Vorlesungen der Professoren Ernesti und Christ, durch welche er zum tieferen Verständniß des Alterthums geleitet wurde; auch nahm er später an Gottscheds Rednerübungen Antheil. Einer seiner vertrautesten Freunde war Joh. Heinrich Schlegel, der jüngere Bruder des Joh. Elias und Joh. Adolf; mit diesen aber, sowie mit den übrigen Theilnehmern an den Bremer Beiträgen stand er in keiner näheren Verbindung. Diese jungen ausgezeichneten Männer, mit denen er in späteren Jahren in vertrautem Briefwechsel stand, warfen damals einen zu großen Glanz um sich, als daß er gewagt hätte, sich ihnen

auch nur von Weitem zu nähern. — Von dem größten Einfluß auf seine Bildung und die Richtung seiner Studien war die Bekanntschaft mit Lessing, der ihn, ob er gleich jünger war und erst ein Jahr später die Universität bezogen hatte, an Kenntnissen wie an Geist und Charakterkraft weit übertraf, so daß Weiße im Umgang mit demselben den reichsten Gewinn zog. Lessing theilte ihm alle seine Ideen mit, lehrte ihn die beste und neueste Literatur kennen, machte ihn mit der englischen Sprache bekannt, und besprach mit ihm Alles, was sie lasen und hörten, wodurch sein Urtheil nicht weniger als sein Geschmack gewann.

Beide fanden ihr höchstes Vergnügen im Besuch des Theaters; da aber weder der Eine noch der Andere besonders reichlich mit Geld versehen war,*) aßen sie oft nur trocknes Brod, um das für das Essen ersparte Geld auf das Theater verwenden zu können. Aber weil sie für Speise und Trank auch nicht viel auszugeben hatten, reichten diese Ersparnisse nicht weit, und sie sannen daher auf Mittel, sich Freibillete zu verschaffen. Sie übersetzten gemeinschaftlich verschiedene französische Stücke, z. B. den Hannibal von Marivaux in gereimten Alexandrinern, den Spieler von Regnard u. A. m., welche von der Frau Neuber, die damals mit ihrer Gesellschaft in Leipzig spielte, angenommen und aufgeführt wurden. Dieß gab ihnen Muth, eigne Versuche zu wagen, oder vielmehr Versuche, die sie schon auf der Schule gemacht hatten, umzuarbeiten, um sie der Aufführung fähiger

*) Weiße's Mutter hatte zum zweitenmale geheirathet und sah sich bei dem bösartigen Charakter ihres zweiten Mannes außer Stande, ihrem Sohne die allernothdürftigste Unterstützung zukommen zu lassen, so daß er von einigen sehr mäßigen Stipendien kümmerlich leben mußte.

zu machen. Lessing verbesserte seinen „Jungen Gelehrten“ und Weiße „Die Matrone von Ephesus“. Die gute Aufnahme, welche diese Stücke fanden, ermunterten sie zu neuen Arbeiten; so verfertigte Weiße ein Lustspiel „Der Leichtgläubige“, das nicht weniger Beifall fand, obgleich schon damals Lessing daran so viel auszusetzen wußte, daß der Verfasser es später zurückzog. Nebst dem übersetzte er noch verschiedene andere Stücke aus dem Französischen und Englischen, theils in Versen, theils in Prosa, z. B. die „Mariane“ von Voltaire, den „Zerstreuten“ von Regnard, die „Sophronisbe“ von Thomson u. A. m. Mit Lessing wetteiferte er auch bisweilen in kleinen anakreontischen und andern lyrischen Gedichten, welche er in der Folge unter dem Titel „Scherzhafte Lieder“, wie Lessing die seinigen unter dem Titel „Kleinigkeiten“, herausgab.

So mangelhaft die Mittheilungen über sein Zusammenleben mit Lessing sind — selbst Weiße ist darüber in seiner „Selbstbiographie“ sehr wortkarg — so ist es doch unzweifelhaft, daß Lessing seinen Freund an Geist wie an Kenntnissen weit überragte, und dieser ihn, wie er übrigens selbst gesteht, „in Allem für seinen Meister anerkannte“. Eben deshalb war es ein Glück für Weiße, daß Lessing im J. 1749 Leipzig verließ, weil er bei seinem weichen und furchtsamen Charakter in dessen Nähe niemals zur Selbstständigkeit gelangt wäre. Ihre Freundschaft löste sich durch diese Trennung jedoch nicht auf; vielmehr erneuerten sie ihre Verbindung, so oft Lessing wieder nach Leipzig kam, und erst später wurden sie einander durch die Klatschereien der Klotz'schen Klique, wie Weiße sagt, einander entfremdet.

Im J. 1750 wurde Weiße Hofmeister bei einem jungen Grafen von Geyersberg, was ihm um so erwünschter war, als er in Leipzig bleiben konnte, und er Gelegenheit erhielt,

nicht nur die begonnenen Studien fortzusetzen, sondern auch später weitere Studien zu machen, da er mit seinem Zögling, als dieser die Universität besuchte, juristische, statistische und publicistische Vorlesungen besuchen mußte. Doch blieben die humanistischen und schönen Wissenschaften seine Hauptbeschäftigung, und insbesondere arbeitete er mit immer steigernder Vorliebe für das Theater. Diese Vorliebe war durch die Bekanntschaft mit dem großen Schauspieler Eckhof genährt und gekräftigt worden, der sich im J. 1749 eine Zeitlang in Leipzig bei der Kochschen Gesellschaft aufhielt. Diesem legte er lange Zeit, auch nachdem er Leipzig verlassen hatte, alle seine dramatischen Arbeiten zur Beurtheilung vor und benutzte seine Bemerkungen mit der größten Sorgfalt. Um diese Zeit fällt auch seine Bekanntschaft mit Gellert und Rabener, mit denen er bis zu ihrem Tode in den vertrautesten Verhältnissen lebte. Auch mit Cronegk wurde er bekannt, dessen frühzeitiger Tod ihm durch Uz gemeldet wurde, mit welchem er von nun an einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Seine Thätigkeit für das Theater wurde durch Lessings Entfernung nicht unterbrochen. Er war mit dem Schauspieldirektor Koch bekannt geworden, für welchen er mehrere kleine Vorspiele und ein Lustspiel, „Die Poeten nach der Mode", dichtete. Die Idee zu demselben hatten ihm die Streitigkeiten zwischen den Gottschedianern und den elenden Nachahmern Klopstocks und Bodmers gegeben, deren beiderseitige Schwächen er lächerlich zu machen suchte. Hatte er sich dadurch das Mißfallen Gottscheds zugezogen, so erregte er dessen Zorn im höchsten Grad, als er bald darauf (1752) die Oper „der Teufel ist los" (nach dem Englischen the devil to pay), auf das Theater brachte, da jener darin eine persönliche Beleidigung erblickte. — Es ist bekannt, daß er durch sein unverständiges

Benehmen selbst das Ansehen untergrub, dessen er sich bis dahin erfreut hatte. Der seltene Beifall, den dieses Stück erhielt, veranlaßte den Dichter, ihm einen zweiten Theil „Der lustige Schuster" (ebenfalls nach dem Englischen: the merry cobler) folgen zu lassen, der sich nicht geringere Anerkennung erwarb. Da diese Gattung seinen eigenthümlichen Talent besser entsprach, als das Trauerspiel und selbst als das Lustspiel, würde er gewiß noch mehr Stücke ähnlicher Art gedichtet haben, wenn nicht Koch mit seiner Gesellschaft bei dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs Leipzig verlassen hätte. Um dieselbe Zeit kehrte Lessing nach Leipzig zurück; durch ihn wurde Weiße mit dem liebenswürdigen Kleist und dem allzufrüh verstorbenen Brawe bekannt. Diesen und den Freiherrn von Cronegk, deren Talente für das Drama er zu schätzen wußte, ermunterte Weiße, sich um den von Nicolai als Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel zu bewerben. Cronegk erhielt denselben für den „Codrus" und Brawe das Accessit für den „Freigeist". Aber Cronegk starb, ehe er noch das Ergebniß erfuhr, und Brawe schon zwei Monate nach dessen Bekanntmachung. Der glückliche Erfolg, den die Arbeiten seiner Freunde gehabt hatten, regte Weiße an, sich ebenfalls auf dem tragischen Gebiete zu versuchen; er dichtete schnell nach einander zwei Trauerspiele: Eduard III. und Richard III., die er 1758 nebst den „Poeten nach der Mode" als ersten Theil seiner „Beiträge zum deutschen Theater" drucken ließ. In demselben Jahre erschien seine erste Sammlung „Scherzhafte Lieder".

Als im J. 1758 Nicolai die Buchhandlung seines verstorbenen Bruders übernehmen mußte, sah er sich genöthigt, die Redaktion der „Bibliothek der schönen Wissenschaften"

aufzugeben, und Weiße übernahm sie, freilich mit Widerstreben, um ihm gefällig zu sein. Ob er sich gleich die Theilnahme Winckelmanns, des bekannten Kunstkenners von Hagedorn in Dresden und des tüchtigen Künstlers Wille in Paris zu verschaffen wußte, trat er die Redaktion der „Bibliothek" doch unter bedenklichen Umständen an, da Nicolai Anfangs 1759 die „Litteraturbriefe" herauszugeben begann, die eine um so gefährlichere Konkurrenz zu werden drohten, als ihnen Lessing sein großartiges Talent widmete. Und kaum war der 5. Bd. der Bibliothek erschienen, mit welchem Weiße seine Thätigkeit begann, als er den Auftrag erhielt, mit seinem Grafen auf Reisen zu gehen. In Paris, wohin sie sich begaben, lernte er viele bedeutende Männer kennen, unter welchen wir nur den großen Rousseau namentlich anführen. Seine liebste Erholung war das Theater, das er beinahe jeden Abend besuchte. Die Anschauung der großen Meisterwerke der französischen Dramatiker, welche von den tüchtigen Schauspielern dargestellt wurden, machte einen lebhaften Eindruck auf ihn: nicht weniger Vergnügen gewährte ihm die Italienische Komödie mit ihren kleinen komischen Opern, deren lebhafte und melodische Lieder nebst ihrer einfachen und doch unterhaltenden Anlage ihm später zum Vorbilde dienten.

Der junge Graf von Geyersberg hatte gegen seinen Willen die Reise nach Paris unternehmen müssen; auch kehrte er schon gegen Ostern 1760 nach Sachsen zurück, wo er seinen bisherigen Begleiter entließ. Weiße hatte schon vor seiner Reise nach Paris den Gedanken aufgegeben, sich dem Schulfach zu widmen, weil er während seines Hofmeisterlebens seine philologischen Studien hatte unterbrechen müssen. Durch den Einfluß eines Oheims eines Zöglings hatte er die Anwartschaft auf einer Kreis=

einnehmerstelle erhalten, und er wollte bald nach seiner Rückkehr eben nach Dresden zu seinem Freunde Rabener reisen, um sich von diesem in Steuersachen und in der Führung eines Steueramts unterrichten zu lassen, als er die Nachricht von dem Bombardement der unglücklichen Stadt erhielt, bei welchem bekanntlich Rabener beinahe sein ganzes Vermögen verlor. Dadurch wurde Weiße's Plan zerstört; und er würde, da eine Einnehmerstelle eben nicht erledigt war, in Verlegenheit gerathen sein, wenn ihm nicht schon vorher der Graf Schulenburg von Burgscheidungen in Thüringen angeboten hätte, bei ihm als Gesellschafter zu leben. Er nahm dessen Anerbieten an, und hatte es nicht zu bereuen, denn der Graf war ein liebenswürdiger Mann. Sein Schloß lag in einer der schönsten Gegenden von Thüringen und er besaß zudem eine reiche Bibliothek, die Weißen bei seinen literarischen Arbeiten trefflich zu Statten kam. Dort setzte dieser die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" fort, die seit seiner Reise nach Paris unterbrochen worden war. Ende des Jahres zog der Graf Schulenburg nach Gotha, wohin ihn auch Weiße begleitete. Der Umgang mit mehreren bedeutenden Männern, die er dort kennen lernte, war für seine poetische und literarische Thätigkeit äußerst günstig. Während seines vorübergehenden Aufenthalts in Leipzig hatte er ein Trauerspiel „Krispus" verfaßt und ein in Paris angefangenes Lustspiel „Die Haushälterin" geendigt; in Gotha schrieb er die Tragödien „Mustapha und Zeangir", und „Rosamunde," sowie das Lustspiel „Der Mißtrauische gegen sich selbst", übersetzte die Kriegslieder des Tyrtäus und dichtete noch einige seiner Amazonenlieder. Im Sommer 1761 kehrte er mit dem Grafen nach Burgscheidungen zurück, wo er die „Neue Weiberschule" dichtete, seinen Richard III. nach Eckhofs Bemerkungen umarbeitete und die Amazonen-

lieder herausgab, die schon nach 14 Tagen eine neue Auflage erlebten. Unterdessen war die Kreiseinnehmerstelle in Leipzig erledigt worden und er trat dieselbe am Anfang des Jahres 1761 an. Da sie ihm bei einem ansehnlichen Einkommen hinlänglich Muße zu literarischen Arbeiten gewährte, fühlte er sich durchaus glücklich; und sein Glück ward noch erhöht, als er ein Jahr darauf eine Gattin fand, die in geistiger und gemüthlicher Beziehung gleich liebenswürdig war. Diese und die folgenden Jahre gehören zu den fruchtbarsten in seinem Leben: er gab den zweiten, dritten und vierten Theil seiner „Beiträge zum deutschen Theater" heraus, in denen sich die Trauerspiele „Die Befreiung von Theben", und „Atreus und Thyest", sowie das Lustspiel „Amalia" befanden. Seit seinem Aufenthalte in Paris war er mit dem Plane umgegangen, die kleinen komischen Opern mit ihren leichten Liedern nach Deutschland zu verpflanzen; doch konnte er erst daran denken, diesen Vorsatz auszuführen, als bei dem Abschluß des Friedens die Koch'sche Gesellschaft nach Leipzig zurückkehrte und sich in Hiller ein Componist fand, der in seine Idee einging und für leichten heiteren Gesang ein ausgezeichnetes Talent hatte. So entstanden die nach französischen Vorbildern gedichteten Operetten „Lottchen am Hofe" und „Die Liebe auf dem Lande", denen nach einiger Zeit die „Jagd" und der „Aerntekranz" folgte. Sein Ruf verbreitete sich immer mehr, sein Ansehen stieg von Tag zu Tag und konnte durch die leidenschaftlichen Angriffe Bodmers nicht vernichtet, ja nicht einmal geschmälert werden, der ihm nicht verzeihen konnte, daß er nicht unbedingt zu seiner Fahne schwor, und der bekanntlich Alles bekämpfte, was nicht in seinem oder Klopstocks Sinne gedichtet war. Noch unangenehmer war ihm das Mißverhältniß, in das

er mit der lutherischen Geistlichkeit gerieth, weil er an der Herausgabe des von dem reformirten Prediger Zollikofer veranstalteten neuen Gesangbuchs Theil nahm, zu dem er mehrere gelungene Lieder lieferte. Man tadelte nicht bloß seine Beiträge, als zu wenig mit den Ansichten der Theologen übereinstimmend, man suchte ihn sogar zu verdächtigen, indem man ihn des Krypto-Kalvinismus anklagte.

Als Weiße im J. 1765 Vater geworden war und er Gelegenheit hatte, die abgeschmackten Lieder der Ammen und Kinderwärterinnen zu hören, veranlaßte ihn dies, eine Reihe von kleinen moralischen Liedern zu dichten, die er im folgenden Jahre herausgab. Mit dem J. 1766 schloß er die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", setzte sie aber mit dem folgenden Jahre unter dem Titel „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" fort. Um die nämliche Zeit war er mit Klotz in Halle in nähere Verbindung getreten, was für ihn die Quelle mannichfaltiger Unannehmlichkeiten wurde. Klotz hatte nämlich bei seinem Kampfe mit Lessing diesem seinen Freund Weiße entgegengestellt, und ihn nicht bloß gegen die allerdings harte Beurtheilung seines Richards III. in der Hamburgischen Dramaturgie vertheidigt, sondern sogar in einer Vergleichung der dramatischen Arbeiten Lessings und Weiße's letzteren in ebenso ungerechter als leidenschaftlicher Weise vorgezogen. Lessing glaubte nun um so mehr, daß sein alter Freund mit diesen Angriffen einverstanden sei, als derselbe die Streitigkeiten mit Klotz in der „Bibliothek" nie berührt hatte, was freilich nur aus Furchtsamkeit und Widerwillen gegen alle literarischen Kämpfe geschehen war. Lessing fühlte sich dadurch beleidigt, und brach allen Verkehr mit Weißen ab, was diesen mit gerechtem Schmerz erfüllte. Seine Bemühungen, die alte Freundschaft wiederherzustellen, waren vergeblich, und wenn

sich Lessing bei seinem letzten Aufenthalt in Leipzig auch freundschaftlicher gegen ihn benahm, war doch das gegenseitige Vertrauen so erschüttert, daß es nicht wieder aufblühen konnte. Das Mißverhältniß mit Lessing hatte die Folge, daß Weiße nicht mehr mit der alten Liebe für das Theater arbeite; doch dichtete er um diese Zeit das Trauerspiel „Romeo und Julia" und später den „Calas", mit welchem er seine dramatische Laufbahn schloß.

Wie die Liebe zu seinen Kindern die Kinderlieder hervorgerufen hatte, so wurde sie auch die Veranlassung, daß er im J. 1772 ein kleines ABC- und Lesebuch abfaßte, welches so beifällig aufgenommen wurde, daß er sich entschloß, ihm seit 1776 „den „Kinderfreund" und nach Abschluß desselben den „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" folgen zu lassen, zwei Jugendschriften, welche bald große Verbreitung fanden und ihm einen solchen Ruf als Pädagog verschaffte, daß er, wie früher Gellert, von allen Seiten mit Briefen von den verschiedensten Leuten bestürmt wurde, die ihn über Erziehungsangelegenheiten um Rath frugen.

Weiße's häusliches Glück wurde oft durch Krankheiten unterbrochen, die so häufig eintraten, daß, wie er selbst berichtet, während seines Ehestandes kaum zwei Monate verflossen, wo Alle im Hause einer guten Gesundheit genossen; namentlich war seine Gattin beinahe fortwährend kränklich. Noch schmerzlicher war es für ihn, daß ihm seine nächsten Freunde und Verwandten, in deren Umgang er sich von den häuslichen Leiden erholt hatte, durch den Tod entrissen wurden. Es war daher ein großes Glück für ihn, daß er im J. 1790 das Rittergut Stötteritz erbte, in welchem er mit den Seinigen Ruhe und Erholung fand. Dagegen traf ihn 1792 der harte Unfall, daß er von einer

Bücherleiter herabfiel und den rechten Arm brach. Er wurde zwar geheilt, allein er behielt fortwährend eine solche Schwäche, daß er nur noch mit Anstrengung schreiben konnte, was für ihn um so trauriger war, als er seit seiner Jugend an die größte Thätigkeit gewohnt war. Doch wurde dieselbe durch diesen unglücklichen Umstand kaum unterbrochen, und er ließ in den letzten Jahren seines Lebens noch manche Schrift erscheinen, meist Uebersetzungen aus dem Englischen, doch auch eigene Arbeiten, Erzählungen, Fabeln, und Aehnliches mehr. Das Ende seines Lebens wurde vorzüglich durch die unheilbare Kränklichkeit zweier geliebten Töchter getrübt. Seine Kräfte nahmen zwar sichtbar ab, doch nicht in dem Maße, daß man für sein Leben zu besorgen gehabt hätte, als er in Folge einer Erkältung einen Fieberanfall bekam und vier Tage darauf, am 16. Dec. 1804 starb. Die allgemeine Achtung, in welcher er stand, trat bei seiner Beerdigung deutlich hervor, denn es war das Trauergeleite, an dem Personen aus allen Ständen Theil nahmen, das zahlreichste seit Gellerts Tode.

Weiße's Verdienste um die deutsche Literatur sind sehr mannigfaltig, und man wird, wenn man unparteiisch sein will, auch nicht läugnen können, daß sie sehr groß waren. Jedenfalls wird man ihm das nicht absprechen können, daß er mit den Dichtern des Leipziger Kreises, und wegen seiner großen Fruchtbarkeit in einem noch höheren Grade als diese, wesentlich zur Veredlung der Sprache und des Styls beigetragen hat. Er hat allerdings nicht, wie Klopstock und Lessing, der Sprache neue Bahnen eröffnet, aber er hat die von seinen unmittelbaren Vorgängern eingeschlagene Bahn gesichert, und eben dadurch die Möglichkeit zu weiteren Fortschritten gegeben. Seine dichterischen Werke zeugen freilich nicht von einem Talent erster Größe, und

er gehört nicht zu den Geistern, die, ihrer Zeit voraus-schreitend, Schöpfungen hervorbringen, welche eine neue Zeit verkünden, aber er gehört zu den Vorläufern dieser Geister, denen er durch seine rastlose Thätigkeit den Weg ebnete. Er hat durch seine Dichtungen den Geschmack seines Volks bilden und veredeln helfen, er hat es durch dieselben fähig gemacht, auch größere Kunstwerke mit frischem Sinn zu genießen. Als ein solcher Vorläufer hat er seine Aufgabe vortrefflich erfüllt, und man muß es ihm verdanken, daß er sie erfüllt hat, und ihm nicht vorwerfen, daß ihm die Vorsehung nicht eine andere Aufgabe gestellt hatte. Es ist ein solches Urtheil eben so ungerecht, als es, um mich eines jetzt beliebten Ausdrucks zu bedienen, unhistorisch ist. Wir werden allerdings den größern Geist immer mehr bewundern, als das untergeordnete Talent; allein auch dieses verdient unsere ungetheilte Achtung, wenn es in seinem beschränkten Kreise das leistet, was es nach seinen Kräften zu leisten vermag. Es ist allerdings wahr, daß Weiße später den großen Fortschritten, welche die deutsche Kunst machte, nicht folgte, diese nicht anerkannte und sie sogar mit Widerwillen betrachtete; allein wer will wegen dieser allgemeinen menschlichen Schwäche den Stein auf ihn werfen? Es liegt im Wesen des Menschen, daß er an dem festhält, was er mit seiner Thätigkeit erworben hat, und nur wenige höhere Geister — die Geschichte lehrt es — vermögen diese Schwäche zu überwinden.

Weiße hat sich in vielen Gattungen der Poesie versucht und in manchen, wenn auch nicht Bedeutendes, doch Erfreuliches geleistet. Als Lyriker erhebt er sich in der Wahl der Stoffe und in den Gedanken nicht über seine Zeitgenossen. Wie bei diesen finden wir auch in seinen „Scherzhaften Liedern" nur den Nachklang der französischen Lyrik,

die weniger Gefühle und Empfindungen, als geistreiche Einfälle behandelt; aber seine Sprache ist leichter und fließender, seine Verse sind harmonischer als die seiner Vorgänger, und sie haben den großen Vorzug, daß sie sich leicht zum Gesange eignen, wie sie denn auch oft komponirt wurden, und große Verbreitung fanden. Die „Amazonenlieder", die nicht in Nachahmung der Lieder eines Preußischen Grenadiers von Gleim entstanden, wie schon zu seiner Zeit behauptet wurde (was sich schon dadurch beweisen läßt, daß mehrere derselben schon gedruckt waren, ehe Gleim die seinigen dichtete), haben zu wenig reale Grundlage, als daß sie noch jetzt gefallen könnten. Sie stehen in dieser Beziehung eben so weit unter Gleims Kriegsliedern, als sie dieselben in Sprache, Darstellung und Versifikation übertroffen. Am wenigsten begreifen wir es jetzt, daß seine „Kinderlieder" zu ihrer Zeit so allgemeinen Anklang fanden, weil sich durch ihre überwiegend moralische Haltung dem kindlichen Sinn wenig entsprechen; allein der Beifall, den sie erhielten, ging eben nicht von der Kinderwelt aus, sondern von den Eltern und Erziehern, für welche diese Lieder allerdings eine erfreuliche Erscheinung sein mußten, da nichts Aehnliches vorhanden war. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß sie in der That einen pädagogischen Werth haben. Denn wie wir schon an einem andern Ort ausgesprochen haben, ob sie gleich meist nur moralische Ueberlegungen enthalten, die dem Kinde nur von Außen beigebracht werden können, so sind dieselben doch den Verhältnissen des Kindes angemessen, indem sie in demselben auf klare und selbst dem schwächsten Verstand faßliche Weise mit Vermeidung aller pedantischen Strenge die Liebe zum Guten zu erwerben oder zu befestigen suchen.

Von weitaus größerer Bedeutung sind seine drama-

tischen Werke, die sehr zahlreich aber freilich auch von sehr verschiedenem Werthe sind. Viele, ja vielleicht alle haben die Vollkommenheit nicht erreicht, die er ihnen hätte geben können, wenn er nicht so außerordentlich leicht gearbeitet hätte, daß er öfters ein Trauerspiel in vierzehn Tagen vollendete, eine Leichtigkeit, die Lessing zu der Bemerkung veranlaßte, es wäre zu wünschen, daß er sie nicht habe.*) Diese Leichtigkeit, die ihren Ursprung in seiner stets regen und lebhaften Phantasie hatte, machte ihm auch, wie er selbst eingesteht, die Verbesserung seiner Arbeiten ohne fremde Hülfe unmöglich; nun benutzte er zwar die Winke seiner Freunde, denen er seine Dramen zur Beurtheilung übergab, mit großer Gewissenhaftigkeit, aber wenn er auch bei einzelnen Stücken eine durchgreifende Umgestaltung vornahm, so wiederholte sich dann die nämliche Erscheinung, und es war dadurch nicht immer viel gewonnen. Wie sein Jugendfreund Lessing, so war auch Weiße in seinen ersten Dramen ein Nachahmer der französischen Schule; aber während jener diese Stufe überwand und nach nationaler Gestaltung der dramatischen Poesie rang, die er durch vollständiges Verlassen der französischen Vorbilder und durch engeres Anschließen an das englische Theater herbeizuführen suchte; so suchte dagegen Weiße, die französische Behandlung in einer dem deutschen Geist mehr zusagenden Weise auszubilden. Er erkannte einerseits das höhere poetische Leben des englischen Theaters an, aber er war von der Nothwendigkeit einer streng künstlerischen Aus-

*) „Lessing sagte immer, vor 20 Jahren, von mir", schrieb Weiße an Blankenburg am 1. Juli 1775, „Wenn es Ihnen nur nicht immer so leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein Schriftsteller werden — ich sage nichts mehr."

führung zu sehr überzeugt, als daß er die Regelmäßigkeit des französischen Dramas hätte aufgeben wollen. Er suchte daher die Eigenthümlichkeiten des Theaters beider Nationen, die größere Naturwahrheit der Engländer, ihre tiefere poetische Auffassung, ihre großartige Auffassung und Darstellung der Leidenschaften, die größere Mannigfaltigkeit der Situationen, die kräftigere Zeichnung der Charaktere mit der künstlerischen Größe der Franzosen zu verschmelzen,*) wie es später Goethe in der „Iphigenie", dem „Tasso", der „Natürlichen Tochter" in so großartiger Weise durchführte; allein es fehlte ihm das schöpferische Talent Goethes, um seine Absicht zu erreichen und dann bedachte er nicht, daß

---

*) „Ohne die großen Meister des Alterthums zu erwähnen," sagt er in der Vorrede zum ersten Theile der „Beiträge zum deutschen Theater" (Leipz. 1765) „haben wir die Exempel unserer Nachbarn, der Engländer und Franzosen vor uns, die uns in der dramatischen Dichtkunst weit hinter sich zurückgelassen haben. Bloße Nachahmer sollten wir freilich nicht sein — ein Fehler, der uns nur allzusehr eigen ist! Würden wir nicht wohl thun, wenn wir zwischen ihnen die Mittelstraße nähmen, von beiden lernten und einen eigenen Weg beträten? Von Engländern könnten wir die großen tragischen Situationen, die Bearbeitung und Abstechung der Charaktere, den edeln, kühnen und erhabenen Ausdruck und die Sprache der Empfindung und Leidenschaften; von Franzosen die Uebereinstimmung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, die gezüchtigte und feine Sprache des Hofes, der Gefälligkeit und der Liebe, und endlich die Regelmäßigkeit und Ordnung lernen. Durch eine solche Vereinigung würden wir den Schwulst und das Uebertriebene der einen, und das Laue und Geistlose der andern, das Zügellose, Unregelmäßige und oft in eine Wildheit Ausartende der Engländer, und das Galante, Coquettenmäßige, Kalte und Seichte der Franzosen vermeiden. Noch besser aber thäten wir, wenn wir die Natur des menschlichen Herzens und der Leidenschaften kennen lernten, und bloß dem Pfade der Alten nachgiengen."

es vor Allem nöthig sei, sich entschieden von dem französischen Joche zu befreien, das auf der deutschen Literatur drückte, um zur Selbstständigkeit, zur freien Bewegung zu gelangen, was Lessing im Tiefsten seines Innern erkannt hatte, weshalb er die Franzosen und ihre Nachahmer mit aller Energie seines großen Geistes bekämpfte, und daher in der Dramaturgie selbst seinen Freund Weiße bei Gelegenheit der Besprechung von dessen Richard mit einer an Bitterkeit gränzenden Strenge beurtheilte. Bei alle dem hat Weiße nicht wenig zur Hebung des deutschen Dramas beigetragen, und wenn er auch an Talent seinem Vorgänger J. Elias Schlegel nachsteht, und man als unzweifelhaft annehmen kann, daß dieser bei längerem Leben Größeres geleistet hätte, als Weiße, so muß man doch erkennen, daß er nebst Lessing nach dem Tode Schlegels, Cronegks und Brawes der Träger der dramatischen Literatur in Deutschland gewesen ist und den Sinn für dieselbe in einem großen Theile des Publikums geweckt oder wenigstens genährt und gekräftigt hat. Wenn ein Dichter eine lange Reihe von Jahren der Liebling des Publikums ist, und zwar etwa nicht bloß des ungebildeten und geschmacklosen, wie einst Clauren, da er anerkannter Maßen auch von bedeutenden Männern, ältern und jüngern Zeitgenossen geschätzt wurde, so müssen seine Dichtungen doch irgend eine Seite haben, die eine solche Erscheinung erklären. Wir haben schon oben einen Grund derselben angegeben, den nämlich, daß Weiße die regelmäßige Tragödie durch eine lebensvollere Behandlung der Charaktere zu beleben suchte; sein Verdienst liegt aber nicht bloß darin. „Weiße", sagt der Herausgeber seiner Selbstbiographie, „hatte unter den Deutschen keinen tragischen Dichter vor sich, der ihm an Richtigkeit der Composition, an Frucht-

barkeit der Erfindung, an Schönheit und Wohlklang der Sprache, an Leichtigkeit des Versbaues nur einigermaßen zu vergleichen wäre." Dieses ist, wenn auch mit einiger Einschränkung, vollkommen richtig, wie wir uns aus der Prüfung seiner Tragödien und der Zusammenstellung derselben mit denen seiner Vorgänger leicht überzeugen können. Selbst Lessing, der Weiße's Richard III. in der Hamburgischen Dramaturgie so schneidend beurtheilte, giebt zu, daß es „unstreitig eines von den beträchtlichsten Originalen der damaligen Zeit, daß es reich an großen Schönheiten sei", und Lessing war wahrlich nicht der Mann, der eine solche Aeußerung selbst einem Freunde gegenüber aus bloßer Höflichkeit gethan hätte. Uebrigens nennt er diese Schönheiten: er findet in Richard III. Poesie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Gesinnungen, einen feurigen, hinreißenden Dialog, einen gut durchgeführten Plan, liebenswürdige Charaktere, die unsere Theilnahme erregen, und somit fügt er hinzu, „beschäftigt uns das Stück durchaus und vergnügt durch diese Beschäftigung unsere Seelenkräfte". Daß bei allen diesen Vorzügen „Richard III. kein großartiges Kunstwerk" ist, wie Lessing in überzeugender Weise entwickelt, kann und muß allerdings zugegeben werden; aber er verdient nicht die Herabwürdigung, die ihm später, wie den übrigen Trauerspielen Weiße's zu Theil geworden ist, eine Herabwürdigung, die der Dichter in der Vorrede zur Sammlung seiner Trauerspiele (6 Thle. Leipz. 1776) ganz richtig erklärt, wenn er sagt: „Ich kenne keine Nation in Europa, die sich so sehr als die unsrige von einem ganz einseitigen Modegeschmack beherrschen läßt, und sobald ein schöpferischer Geist mit einem vortrefflichen Werke in einer eignen Form hervortritt, sogleich alle vorher geschätzten Werke verächtlich aus der Hand wirft, bloß weil sie nicht

gerade so wie dieß sind, und die nun alles nach diesem Schritt beurtheilt, bearbeitet wissen will.“ Außer „Richard III.“ sind auch noch andere Trauerspiele des Verfassers bemerkenswerth; wir führen nur noch „Atreus und Thyest“ und die „Belagerung von Theben“ an, in welchen er den gereimten Alexandriner aufgab und reimfreie Jamben gebrauchte, sowie „Romeo und Julie“, und „Calas“, zwei bürgerliche Trauerspiele, von denen das erste freilich trotz Weiße's Bemerkungen über Shakespeares Meisterwerk und dessen Mängel mit diesem in keiner Weise die Vergleichung aushält. Wenn wir aber seine dramatischen Leistungen mit Rücksicht auf die Zeit, in der er sie abfaßte, überblicken, müssen wir das, was er im Jahre 1775 bei Anlaß der neuen Ausgabe seiner Schauspiele an seinen Freund Garve schrieb, für durchaus begründet erklären: „Ich habe alle meine Trauerspiele vom Anfang bis zu Ende wieder durchgelesen, und wahrlich mit mehr Demüthigung als Stolz; indessen glaube ich doch noch ohne Eitelkeit behaupten. zu können, daß keiner von allen unsern dramatischen Dichtern (ich nehme Lessing mit seiner Minna aus, für die ich freilich alle meine Komödien hingäbe) das für unsere Bühne gethan, was ich gethan habe, so unvollkommen auch Alles sein mag.“

Ueber Weiße's Lustspiele drückt sich der Herausgeber seiner Selbstbiographie folgendermaßen aus: „Im Lustspiele haben die Deutschen nicht die Höhe erlangt, wie im Trauerspiele. Wir haben indessen unstreitig vortrefflichere Komödien erhalten, als Weiße geliefert hat. Aber in welcher Beschaffenheit war das komische Theater der Deutschen durch Gotrsched, und selbst durch Gellert zu der Zeit, als Weiße seine „Poeten nach der Mode“, seine „Haushälterin“, seinen „Projectmacher“ und andere Stücke schrieb.

Und ist es ein geringeres Verdienst, zuerst unter seinen Landsleuten Komödien zu schreiben, welche dem Geschmack und der Bildung seines Zeitalters gemäß sind, oder auf der gebrochenen Bahn nachzufolgen und weiter zu gelangen? Mögen viele von Weißen's Lustspielen wirklich jetzt veraltet sein und in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht mehr gegeben werden können; das ist nicht wegen der schlecht erfundenen Fabel, wegen der fehlerhaften Charakterzeichnung, wegen des schwerfälligen Dialogs, wegen des Mangels an Handlung, sondern weil die dargestellten Lächerlichkeiten verschwunden und gegen andere eingetauscht worden sind, weil unsere Sitten, unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, unsere Art zu scherzen, mit einander umzugehen u. s. w. sich fast gänzlich verändert haben." Wenn man dem allerdings entgegensetzen kann, daß der wahre Dichter auch dann für spätere Zeiten genießbar sein wird, wenn er Verhältnisse seiner Tage geschildert hat, wie Moliere in seinem „Heuchler", in seinem „Menschenfeind" u. s. w., so wird man doch ohne Bedenken unterschreiben, was der Herausgeber weiter hinzufügt: „Gewiß war Weiße Ursache, daß spätere Dichter ihn übertreffen konnten." Von den Lustspielen Weiße's hat eines, „Die Poeten nach der Mode" noch jetzt wenigstens historisches Interesse, weil darin die Anhänger Gottscheds und Bodmers, der Zank und das Schimpfen der Zürcher und Leipziger auf die Bühne gebracht und lächerlich gemacht wird. —

Von größerer Wirkung sind seine Opern. Daß er durch die erste derselben „Der Teufel ist los" zuerst dem Verdammungsurtheil Gottscheds gegen diese Gattung siegreich entgegentrat und daß dieselbe die Veranlassung wurde, daß Gottscheds Ansehen den Todesstoß erhielt, ist schon oben erwähnt worden; es hat diese Oper daher ebenfalls

wie „Die Poeten nach der Mode" historische Bedeutsamkeit. Aber Weiße wurde durch dieselbe auch der Schöpfer einer dramatischen Gattung, die sich seitdem auf den deutschen Bühnen erhalten hat. Es haben Weiße's Opern freilich wenig poetischen Werth, obgleich Plan und Dialog gar nicht verwerflich sind, aber er hat sich durch dieselben, noch in weit höherem Grade als durch seine Lieder, um den gesellschaftlichen Gesang große Verdienste erworben. Die in den Opern eingeflochtenen Lieder („Ohne Lieb und ohne Wein" aus „der Jagd"; „Schön ist das Feld zur Frühlingszeit" aus dem „Aerndtekranz"; „So lange unser Busen schlägt" aus der „Jubelhochzeit" u. a. m.) wurden lange Zeit in ganz Deutschland gesungen, in den Familienkreisen wie an den Wirthstischen, in der Stadt wie auf dem Lande. Sie hatten diesen glücklichen Erfolg freilich zum großen Theil den lieblichen Compositionen Hillers zu verdanken, doch wird dadurch des Dichters Verdienst nicht geschmälert. Ebensowenig wird es durch den Umstand geschmälert, daß seine Opern Nachbildungen fremder, englischer und französischer Stücke sind; er hat sich den überlieferten Stoff durch selbstständige Bearbeitung ganz zum Eigenthum gemacht, indem er die fremden Sitten mit deutschen vertauschte, die fremden Charaktere nicht ohne Glück durch deutsche ersetzte.

Auch seine Thätigkeit als Kritiker und Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ist oft verkannt worden und wird auch jetzt noch nicht gebührend gewürdigt. Seine Leistungen bleiben freilich weit hinter denen Lessings und Nicolais zurück, und die von ihm redigirten Bände der „Bibliothek" halten keine Vergleichung mit den vier ersten, von Nicolai besorgten Theilen, noch viel weniger mit den „Literaturbriefen" aus; aber sie sind

dennoch nicht ohne bleibendes Verdienst. Wir rechnen ihm schon hoch an, daß er die bildende Kunst in den Kreis der Besprechungen zog, und einen Winckelmann für seine Zeitschrift gewann, der, wie auch L. v. Hagedorn, sehr bedeutende Beiträge lieferte. Die „Bibliothek" schloß sich allerdings an die reformatorischen Bestrebungen der „Literaturbriefe", eben so wenig an als später an die, welche zunächst durch Herder und Goethe repräsentirt wurden; sie blieb vielmehr bei dem einmal Erworbenen und suchte dasselbe auf friedlichem Wege, um uns so auszudrücken, weiter zu entwickeln, daher sie auch an den literarischen Kämpfen keinen Antheil nahm. In ihrem beschränkteren Kreise aber sind ihre Leistungen nichts weniger als unbedeutend. Die Beurtheilungen, die meist sehr ausführlich sind, und in das Wesen der Schriftsteller und ihrer Werke mit oft großer Gründlichkeit eingehen, zeichnen sich durch die Milde ihrer Haltung aus, die sie auch dann nicht verläugnen, wenn sie tadeln. Nach wichtiger als diese sind aber die zahlreichen Abhandlungen, die sich über die mannigfaltigsten Gegenstände, namentlich über ästhetische Fragen verbreiten und dieselben mit Gründlichkeit, ja selbst mit Scharfsinn behandeln, so daß viele derselben, namentlich die von Winckelmann, Gerstenberg, L. v. Hagedorn, Thümmel, Heyne, Eschenburg, Mendelssohn, Engel, Garve, Blankenburg u. A. auch jetzt noch ihre Bedeutung nicht verloren haben.

Johann Ludwig Wilhelm Gleim.

Johann Ludwig Wilhelm Gleim, geb. am 2. April 1719 zu Ermsleben, einem Städtchen im Fürstenthum Halberstadt, wo sein Vater Obereinnehmer war, erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt, war dann einige Jahre bei einem benachbarten Pfarrer; worauf er von 1734 bis 1738 die Oberpfarrschule von Wernigerode besuchte, wo er sich durch seine Talente und seinen Fleiß das Wohlwollen des Grafen von Stolberg-Wernigerode erwarb, der ihm den Gebrauch seiner Bibliothek gestattete und ihm von Zeit zu Zeit ein Buch schenkte. Auch der Geheimerath Reinhart und der Regierungsrath Rüdiger gewannen den strebenden Jüngling lieb, und sie gaben ihm Freitische und behandelten ihn überhaupt als ein Glied ihrer Familie. Gleim fühlte die Größe dieser Wohlthat um so tiefer, als ihn sein Vater bei seiner zahlreichen Familie (er hatte zwölf Kinder) nur nothdürftig unterstützen konnte, und derselbe zudem schon ein Jahr nach seinem Eintritt in die Schule zu Wernigerode starb. Reinhart machte sich insbesondere um ihn verdient, indem er mit ihm alle Klassiker las, darunter den Anakreon, für welchen Gleim auch lange die größte Vorliebe hatte. Im Frühjahr 1738 bezog er die Universität Halle, wo er bei seinen sehr beschränkten Mitteln oft Mangel leiden mußte. Die Nothwendigkeit,



sich Geld zu verschaffen, brachte ihn auf den Gedanken einen Bücherhandel anzufangen, der ihm nicht nur manchen kleinen Gewinn einbrachte, sondern ihm auch zum Besitz einer guten Büchersammlung verhalf. Diesem Antiquariatsgeschäft hatte er die Bekanntschaft mit Uz zu verdanken. Beide hatten sich neben ihrem Berufsstudium, der Rechtswissenschaft, vorzüglich mit der schönen Literatur beschäftigt und selbst schon poetische Versuche gemacht. Diese Gleichheit der Neigung und des Strebens führte die beiden Jünglinge immer näher zusammen, so daß sie bald die vertrautesten Freunde wurden. An sie schlossen sich noch zwei andere junge Männer an, Götz und Rudnik aus Danzig, die von der nämlichen Liebe für die Literatur erfüllt waren. Die Freunde lasen mit einander die alten Dichter, mit großer Vorliebe den Anakreon, der ihnen Muster und Vorbild wurde. Den größten Einfluß auf die Ausbildung ihres Geschmacks hatten die Vorlesungen Baumgartens, des Begründers der Aesthetik, und des jüngern Meier, der dieselbe im Sinne Baumgartens weiter entwickelte.

Im J. 1740 wurde Gleim von seinem Gönner Reinhart, der zum dänischen Finanzminister ernannt worden war, eingeladen, ihn als Sekretair nach Kopenhagen zu begleiten. Ob er gleich seine Studien noch nicht abgeschlossen hatte, nahm er den Ruf doch gerne an, theils weil er bei seinen dürftigen Verhältnissen suchen mußte, sich sobald als möglich eine Stellung zu verschaffen, theils weil die Aussicht, eine größere Reise zu machen und fremde Länder zu sehen, den wißbegierigen und lebhaften Jüngling glücklich machte. Er verließ Halle und ging zunächst über Berlin nach Lähme, wo seine ältere Schwester verheirathet war, um von ihr, die ihn bis dahin nach Kräften unterstützt hatte, Abschied zu nehmen. Dort erhielt er die

Nachricht, daß Reinhart gestorben sei, wodurch die Aussicht auf eine sichere und mit der Zukunft vielleicht glänzende Stellung vernichtet wurde. Doch fand er bald an dem Obersten von Schulz in Potsdam einen neuen Gönner. Derselbe zog ihn als Hofmeister in sein Haus, wo er mit der größten Liebe behandelt wurde. Dort wurde er dem Prinzen Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, bekannt, der ihn zu seinem Sekretär ernannte, als welcher er jedoch im Hause des Obersten von Schulz blieb. Um diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem edlen Kleist, von welcher wir in dem diesem Dichter gewidmeten Abschnitt gesprochen haben. Von nun an beschränkte Gleim seinen Umgang auf diesen Freund und den jungen Zürcher Arzt Hirzel; dagegen lernte er in Berlin, wohin er öfters zum Besuche gieng, mehrere bedeutende Männer kennen, darunter namentlich Spalding und Ramler, der damals Medizin studirte. Da Gleim bald bemerkte, daß dieser die größte Abneigung gegen diese Wissenschaft habe, dagegen sich mit Vorliebe mit den schönen Wissenschaften beschäftige, bewog er seine Schwester, ihn als Hofmeister in ihr Haus zu nehmen, und so begann Gleim schon als Jüngling durch Unterstützung bedrängter Talente der deutschen Literatur Kräfte zu gewinnen, die ohne ihn vielleicht nicht zur Entfaltung gelangt wären.

Als Prinz Wilhelm beim Ausbruch des zweiten schlesischen Kriegs mit seinem Regiment ins Feld zog, wollte er seinen Sekretair Gleim nicht mitnehmen, doch erwirkte sich dieser endlich die Erlaubniß, den Prinzen begleiten zu dürfen. Er fühlte sich um so glücklicher, als auch Kleist dem Feldzuge beiwohnte. „Beide Freunde", erzählt Gleim, „sahen sich in allen Feldlägern; die Freundschaft und die Musen waren in ihren Zelten, aber sie ließen sie Niemanden sehen.

Die Welt glaubt nicht, daß die Liebe zu den Musen mit der Liebe zu Thaten oder mit dem geschäftigen Leben sich vertrage.“ Wenn Gleim auch damals noch nicht an seine „Kriegslieder“ gedacht haben mag, hat die eigene Anschauung des Krieges und des Soldatenlebens gewiß den besten Einfluß auf jene Dichtungen gehabt, deren höchster Werth eben darin besteht, daß sie auf der Wirklichkeit beruhen. Auf dem Marsche rettete er in Böhmen ein Mädchen und deren geknebelte Aeltern vor der Gewaltthat plündernder Husaren, was bis in sein spätestes Alter eine der angenehmsten Erinnerungen aus seinem Kriegsleben war. Doch blieb er nicht lange in diesen Verhältnissen. Als das preußische Heer vor Prag stand, lud ihn eines Tages der Prinz ein, ihn auf einer Recognoscirung zu begleiten. Dieser näherte sich der Festung so sehr, daß sie in das Bereich der feindlichen Kanonen kamen, welche fortwährend gegen die Preußen spielten. Eine Kugel tödtete den Prinzen, was Gleim, der ihm mit großer Liebe zugethan war, mit dem tiefsten Schmerz erfüllte, so daß selbst die Prinzen Wilhelm und Heinrich, Brüder des Königs, in sein Zelt giengen, um ihn zu trösten. Er begleitete den Leichnam des Prinzen nach Berlin, wo ihn ein neuer Schreck erwartet. Denn als er gleich nach seiner Ankunft seinen Freund Lamprecht besuchen wollte, fand er diesen auf der Hausflur todt.

Im Jahre 1745 wurde er Stabssecretair des Fürsten Leopold von Dessau, der unter dem Namen des alten Dessauer berühmt geworden ist. So sehr es ihn freute, in der Nähe eines Helden zu leben, so war seine Stellung doch schon vom Anfang an gedrückt, weil der Fürst ein abgesagter Feind der Poesie und der Dichter war. Zudem erfüllte ihn des rauhen Kriegers Härte und Grausamkeit mit Abscheu. Als dieser einst einen jüdischen Kaufmann,

den er für einen Spion hielt, ohne weitere Untersuchung aufhängen ließ, machte dieß einen so fürchterlichen Eindruck auf den gemüthvollen Dichter, daß er um seine Entlassung bat und nach Berlin zurückkehrte. Dort brachte er zwei traurige Jahre zu, da er keine Anstellung hatte und die Pläne, die er machte, zur Selbstständigkeit zu gelangen, meist scheiterten. Beinahe die einzige Freude, die er während dieser Zeit erlebte, bereitete ihm der Dank, den ihm das gerettete böhmische Mädchen durch heimkehrende Soldaten sagen ließ, welche ihm zugleich berichteten, daß jenes Mädchen viele preußische Gefangene mit Trank und Speise erquickt und Manchem auch heimlich Geld gegeben habe.

Endlich wurde Gleim aus seiner bedrängten Lage erlöst; er wurde 1747 auf Empfehlung des Domherrn von Berg zum Sekretair des Domstifts in Halberstadt ernannt. Da er als solcher eine reichliche Einnahme hatte, und er sich durch sein liebenswürdiges Wesen die meisten Domcapitulare und die andern bedeutenden Bewohner Halberstadts zu Freunden gewann, fühlte er sich in den neuen Verhältnissen durchaus glücklich, um so mehr, als ihm seine Geschäfte Muße genug ließen, der Dichtkunst zu leben und einen lebhaften Briefwechsel mit seinen entfernten Freunden zu führen, mit Uz, Götz, Kleist, Sulzer, Hirzel, Ramler, Bodmer, Ebert u. a. m. Am glücklichsten fühlte er sich, wenn ihn seine Freunde besuchten, mit denen er sich ganz seiner Lebenslust hingab. Es wurden dann ganze Nächte bei Wein, Gesang und traulichen Gesprächen zugebracht, wobei sie in Nachahmung der alten Griechen und in Erinnerung an Anakreon Becher und Haare mit Kränzen umwanden. Solche glückliche Tage verlebte er, als ihn im J. 1750 Klopstock besuchte, den er einige Monate vorher bei einem Besuch in Leipzig nebst Schmidt, Gellert, Rabener und Cramer hatte kennen lernen.

Noch länger verweilte Klopstock bei ihm im J. 1752, wo ihn zu gleicher Zeit Cramer und Ramler besuchten. Dieser letzte Aufenthalt Klopstocks in Halberstadt begeisterte ihn zu der schönen Ode „An Gleim," worin er dessen liebenswürdige Eigenschaften besang, namentlich

„Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein;
Wie er auf das Verdienst deß, den er liebet, stolz,
  Edel stolz ist, vom halben,
    Kalten Lobe beleidiget;
Liebend Liebe gebeut, hier nur die zögernde
Sanfte Mäßigung haßt, oder von Friederichs,
  Wenn von Friederichs Preise
    Ihm die trunknere Lippe trieft,
Ohne Wünsche nach Lohn, aber auch unbelohnt!"

So oft und mit Vorliebe Gleim auch von der Liebe gedichtet hatte, scheint er doch bis zum J. 1753 in kein ernsteres Verhältniß getreten zu sein; aber auch das, welches er damals mit der Tochter des Bergraths Mayer knüpfte und das schon soweit gediehen war, daß die Hochzeit gefeiert werden sollte, löste sich plötzlich auf, indem die Braut entschieden erklärte, sich mit ihm nicht vermählen zu wollen, weil er bei seiner Liebenswürdigkeit doch gewohnt sei, seine Freunde zu tyrannisiren. Diese Täuschung scheint Gleim zu dem Entschluß gebracht zu haben, unverheirathet zu bleiben; noch in demselben Jahre nahm er die Tochter seines älteren Bruders, Sophie Dorothea, (von den Freunden Gleminde genannt) in sein Haus, die nun seine beständige Gesellschafterin wurde. „Sophie Dorothea", sagt Gleims Biograph Körte, war seitdem die liebreiche, sorgsame, treue Pflegerin seines Daseins, ihm ähnlich an lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, wie an heiterer Gemüthskraft; bildsam für jede geistige Bil-

dung, von sicherem Geschmack und hellem Urtheile, dabei geschmückt mit Milde und weiblicher Tugend, überaus anstellig in Führung des Hauswesens."

Im Winter 1754 reiste Gleim in Geschäften des Capitels nach Berlin, wo er Lessing kennen lernte, der auch im folgenden Jahre Gleims „Kriegslieder" herausgab und mit einer bedeutenden Vorrede begleitete. Der Krieg suchte in den J. 1757 und 1758 auch Halberstadt heim; die Franzosen brandschatzten es und plünderten die Gegend, und auch Gleim blieb von dem allgemeinen Unglück nicht verschont; doch schmerzte ihn der eigene Verlust nicht so sehr, als daß er den Greueln nicht Einhalt thun konnte, die von den Feinden gegen die unglücklichen Bewohner verübt wurden. Glücklicher Weise drangen die Preußen mit Macht und in Eilmärschen wieder vor, so daß die Franzosen eilig abzogen. Bald darauf reiste Gleim nach Bernburg, wohin Kleist auf Exekution geschickt worden war. Dort sah er den Freund, der ihn im Jahre vorher mit Lessing besucht hatte, zum letztenmal. Derselbe wurde am 12. Aug. bei Kunnersdorf tödtlich verwundet. Als Gleim erfuhr, daß er in Frankfurt an der Oder in russischer Gefangenschaft sei, eilte er nach Magdeburg, um ihm von dort aus durch russische Gefangene Hülfe zu verschaffen; aber er war kaum dort angekommen, als er vernahm, daß Kleist seinen Wunden erlegen sei. Der Schmerz, den er über diese Nachricht empfand, war gränzenlos; er schloß sich von allen Menschen ab, Kleist's Briefe, sein theuerstes Andenken, immer wieder durchlesend. Nur der Gedanke, daß es seine Pflicht sei, für des Freundes Hinterlassene und für den Ruhm seines Andenkens zu sorgen, konnte ihn wieder zur Thätigkeit ermuntern. Wenn er aber auch mit der Zeit den Schmerz über den traurigen Verlust milderte, so

behielt er das Andenken an den Geliebten doch bis zu seinem Tode warm und lebendig in seinem Herzen.

Im J. 1761 besuchte ihn die Karschin, die er kurz vorher auf einer Geschäftsreise in Berlin hatte kennen lernen. Die Achtung, die er für ihr Talent hatte, und die Freundschaft, die er ihr deshalb bewies, verleiteten die leicht erregbare Dichterin zu glauben, daß er sie liebe, und sie verbarg nicht, daß sie ihm leidenschaftlich zugethan sei. Gleim, der es bemerkte, suchte, sie auf gute Weise zu entfernen, und sie in seinen Briefen zu überzeugen, daß er nur Freundschaft gegen sie fühle. So sehr die Dichterin, die sich durch diese Erklärung verletzt und enttäuscht fühlte, ihm ihren Unmuth zeigte, hörte er nicht auf, für sie zu sorgen, wie er denn schon früher mit Sulzer eine Sammlung ihrer Gedichte veranstaltet hatte, die ihr gegen 2000 Thaler eintrug.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Gleim seine Freunde liebte, mußte für sie drückend werden, da er von ihnen eine ähnliche Leidenschaftlichkeit verlangte und er sich unglücklich fühlte, wenn sie mit der Zeit ruhiger und zurückhaltender wurden. Es erfüllte ihn mit dem tiefsten Schmerz, wenn sie in ihrem Briefwechsel saumselig wurden, und er überhäufte sie dann wohl mit den bittersten Vorwürfen. So schrieb er einst an Klopstock: „Ich könnte das Alter meiner Freunde wissen. Es ist kläglich! Zehn Jahre jünger waren sie alle lebhafter, offenherziger, sie waren ganz Herz. Nach zehn Jahren werden sie alle ganz Verstand, ganz kalter, trockener Verstand sein.“ Bei diesen Gesinnungen mußte der Zerfall seiner Freundschaft mit Ramler ihn wahrhaft unglücklich machen. Dieser hatte sich nämlich durch einige vielleicht neckende Bemerkungen Gleims über eine seiner Oden verletzt gefühlt, und, um sich zu rächen, den Fabeln, die ihm dieser in verbesserter Gestalt zur Beur-

theilung zugeschickt hatte, bittere und selbst beleidigende Bemerkungen beigeschrieben. Gleims wahrhaft kindliches und vertrauendes Gemüth wurde dadurch schmerzlich berührt; doch hätte er wohl die Abneigung besiegt, die sich in seinem Herzen gegen Ramler bildete; allein da ihn dieser im folgenden Jahre bei einem zufälligen Zusammentreffen im Hause Nicolais in Berlin durch sein zurückstoßendes Benehmen noch heftiger verwundete, zog er sich ganz von ihm zurück, und selbst die Versuche Ramlers, den Freund wieder zu besänftigen, blieben ohne Erfolg. Diese bittere Erfahrung machte aber auf Gleims weiches Gemüth einen so mächtigen Eindruck, daß er in ein tödtliches Fieber verfiel und er sich schon die Grabschrift machte: „Die Freundschaft bracht' ihn um."

Da Gleim seinen Kleist durch den Tod, Ramler durch dessen unerklärliches Benehmen verloren hatte, und seine übrigen Freunde entfernt von ihm lebten, fühlte er sich so vereinsamt, daß er neue Verbindungen anzuknüpfen suchte, die seinem liebebedürftigen Herzen den Verlust der alten Freunde ersetzen oder die Trennung von den andern mildern könnten. Er hatte im J. 1766 im Bade zu Lauchstädt in Joh. Georg Jacobi eine gleichgestimmte Seele gefunden; diesen suchte er nun ganz in seine Nähe zu ziehen, und seinen rastlosen Bemühungen gelang es, demselben im J. 1769 ein Kanonikat in Halberstadt zu verschaffen. Zwei Jahre darauf zog er den jungen talentvollen Dichter Joh. Benjamin Michaelis in sein Haus, und da auch noch einige andere junge vielversprechende Männer, die in Halberstadt lebten, Jähns, Sangerhausen und Klamer Schmidt, sich an ihn anschlossen, wurde Gleim der Mittelpunkt eines Dichterkreises, der nun sein ganzes Glück bildete. Die jungen Männer kamen täglich

bei ihm zusammen; er hatte diesen Zusammenkünften das schönste Zimmer seines Hauses gewidmet, welches mit den Bildnissen aller seiner Freunde oder anderer hervorragenden Männer geschmückt war.

Gleim hatte schon seit längerer Zeit den Plan gefaßt, Halberstadt zum Mittelpunkte des geistigen Lebens in Deutschland zu machen; er wollte eine „Humanitätsakademie" gründen, an die er die bedeutendsten Männer der Zeit zu ziehen gedachte, so seine alten Freunde Uz und Götz, neben ihnen noch Herder, Riedel, Meusel u. A. m. So große Opfer er für diese Lieblingsidee zu bringen bereit war, konnte er sie doch ohne fremde Unterstützung nicht zur Ausführung bringen. Mit der großen Hoffnung sich wiegend, daß es ihm mit der Zeit doch noch gelingen könnte, suchte er beständig mit jungen Talenten in Verbindung zu treten, die später seine Akamadie zieren sollten. Es war dies allerdings eine leichte Aufgabe, da der liebenswürdige und wohlthätige Sinn des edlen Mannes allgemein bekannt war, und die Einen ihm ihre Dichtungen einsandten, wie Kretschmann, oder ihn in seinem gastfreundlichen Hause aufsuchten, wie Johannes Müller, den Gleim besonders lieb gewann, so daß er den 19jährigen Jüngling, der im Begriffe war, in die Heimat zurückzukehren, für Preußen zu gewinnen suchte, was ihm freilich nicht gelang. Andern talentvollen Jünglingen kam Gleim selbst entgegen. So nahm er sich Bürgers auf die edelste Weise an, von dessen Dichtertalent er gehört hatte; da seine Verwendung bei dessen Großvater erfolglos blieb; sorgte er für ihn auf das Väterlichste. Im J. 1772 zog er auch Wilhelm Heinse, der ihm von Wieland empfohlen worden war, nach Halberstadt, indem er ihm daselbst eine Hauslehrerstelle verschaffte. Dieser, der den Namen Rost angenommen hatte,

weil ihm keine Kinder anvertraut worden wären, wenn man gewußt hätte, daß er der Uebersetzer des Petronius sei, war bei seiner feurigen und zur Schwärmerei geneigten Natur ganz für Gleim geschaffen, der in seinem Umgange wieder jung wurde. Auch war dieser neue Zuwachs seines Freundeskreises ein um so größeres Glück für ihn, als er in dem nämlichen Jahre zuerst den jungen Jähns und bald darauf den geistreichen Michaelis durch den Tod verlor, und er im folgenden Jahre eine Reihe Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte, von denen sein Biograph jedoch nichts Näheres berichtet, sondern nur meldet, daß sie ihn in eine düstere, menschenfeindliche Stimmung versetzten und selbst seine Gesundheit angriffen. „Um so heiterer und gesangreicher war der Winter des Jahres 1774 und Gleim, sein Neffe, Gleim der Jüngere, Jacobi, Heinse, Schmidt und Sangerhausen schickten einander jeden Morgen eine verschlossene Büchse zu, in welche Jeder eine Musengabe warf. Samstags Abends nach dem öffentlichen Winterconcerte kamen dann die Dichter bei Gleim zusammen und Gleim las dem Kreise die Beiträge vor, und ließ den Verfasser errathen. Der beste Beitrag erhielt einen kleinen Preis, worüber Stimmenmehrheit entschied. Die Beiträge wurden monatlich oder wöchentlich zusammengebunden und in Gleims Archiv niedergelegt." Die Dichter sandten sich auch poetische Episteln zu, was Gleim schon früher mit Michaelis gethan hatte, und später mit Göckingk und Tiedge that, worüber Körte in seiner Biographie mit Recht bemerkt, daß die deutsche Literatur die größere Ausbildung dieser leichten poetischen Art vorzüglich dem Halberstädter Freundeskreise verdanke.

Dieser Kreis sollte bald zwei seiner talentvollsten Mitglieder verlieren und zwar auf eine Weise, die das liebe-

volle Gemüth Gleims mit dem herbsten Schmerz erfüllte. Jacobi verließ nämlich Halberstadt, als Gleim gerade auf einer Reise begriffen war, und Heinse theilte ihm seine Absicht, zu Jacobi nach Düsseldorf zu gehen, in einem Briefe mit, auf welchen ihm Gleim antwortete, daß er es gewohnt sei, von seinen Freunden gemordet zu werden. Mit nicht geringerem Schmerz erfüllte ihn der Tod des Domdechanten Freiherrn von Spiegel, der von jeher sein treuester Freund und Gönner gewesen war. Doch gewährte ihm das Schicksal für alle diese Verluste reichlichen Ersatz. Der Enkel jenes Grafen Stolberg, der sich seiner als Schüler so freundlich angenommen hatte, wurde, als Spiegels Nachfolger schon im Jahre nach seiner Ernennung starb, Domdekan; und auch dieser, ein vielseitig gebildeter Mann, wurde der Freund des Dichters, dessen Alter er sich zu versüßen bemühte. Schon früher war Gleim mit Herder bekannt geworden, der seine enthusiastische Liebe mit gleicher Begeisterung erwiederte. Endlich zog er den jungen Tiedge nach Halberstadt, dessen er sich schon warm angenommen hatte, als er noch die Domschule besuchte. Im J. 1785 hatte er endlich das langersehnte Glück, den großen König Friedrich zu sprechen; leider haben wir nur wenige und zwar unbedeutende Andeutungen über seine Unterredung mit demselben; doch wissen wir, daß der König großen Wohlgefallen an seiner Freimüthigkeit und seinem edlen ungezwungenen Wesen hatte.

Nach dem Tode Friedrichs II. (1786), dessen Hut und Schärpe er durch Vermittelung seiner Freunde erhielt und als Heiligthümer bewahrte, richtete er an dessen Nachfolger ein Schreiben, in welchem er denselben aufforderte, den einzigen Fehler, den der große König gehabt, wieder gut zu machen, d. h. die deutsche Kunst zu beschützen. Der

König nahm diese Mahnung gut auf, und versprach in seiner Antwort, daß Gleims Erwartung nicht getäuscht werden solle. Dieser überließ sich den größten Hoffnungen, als bald darauf Ramler einen Gnadengehalt erhielt; doch mußte er bald einsehen, daß die Zeit noch nicht gekommen war, wo die vaterländische Kunst vor den deutschen Fürsten Gnade finden sollte. Daher nahm er seine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin (1787) ziemlich kühl auf, und er sprach in einem Schreiben an den allmächtigen Minister Wöllner, dessen berüchtigtes Religionsedikt auch ihn empört hatte, mit der größten Freimüthigkeit aus, daß die Regierung die deutschen Musen eher verfolge und unterdrücke, als beschütze.

Die französische Revolution machte den gewaltigsten Eindruck auf sein Gemüth. Die Gräuel, die in Frankreich einander drängten, erfüllten ihn mit unüberwindlichem Abscheu gegen die Franzosen, denen er überhaupt nicht gewogen war, so daß er mit seinen Freunden, welche für die großartige Entwickelung der Dinge in Frankreich begeistert waren, in Zwiespalt gerieth, so namentlich mit Klopstock und Ebert. Nichtsdestoweniger blieb er sich und seinen Gesinnungen getreu; als im J. 1797 Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, richtete er auch an diesen ein Schreiben, das von seiner furchtlosen Freimüthigkeit zeugte. Wir theilen es als ein bedeutendes Zeugniß seiner edlen Gesinnung mit.

„Sire! Voltaire, der Dichter, schrieb an Friedrich, den König, wie an seines Gleichen! Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein! weil ihre Könige sich Nichts aus ihnen machen, so machen sie sich auch aus ihren Königen Nichts. Sie sind stolzer als die französischen! Wenn aber ein König anfängt, Einer

zu sein, dann sind sie nicht mehr stolz! Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben. Dann sagt der Dichter: Ihn loben soll man nicht, wer aber kanns dann lassen? So gehts dem alten Soldaten, der auch einmal Etwas von einem Dichter war. Friedrich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen Fehler haben Ew. Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König, und ich, der alte Soldat, bin mit den heißesten Wünschen für das höchste Wohl des Landesvaters Ew. Königl. Majestät deutscher unterthänigster treuester Knecht der alte Gleim."

In demselben Jahre legte er nach fünfzigjähriger treuer Verwaltung seine Stelle als Domsekretair nieder, und behielt sich nur die Beneficiengeschäfte für die Studirenden vor, um fortwährend Gelegenheit zu haben, sich seinem Hang zur Wohlthätigkeit hingeben zu können. Doch verwendete er, wie früher auch jetzt noch sein eigenes Vermögen, ärmere Dichter zu unterstützen, so Jean Paul Friedrich Richter, dessen Werke er mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen hatte, so den edlen Seume, ob er gleich mit dessen politischen und philosophischen Ansichten nicht übereinstimmte, in welchem er aber den biedern und tüchtigen Charakter ehrte. Beide besuchten ihn zu seiner großen Freude, und er zählte die Tage, in denen er sie bei sich sah, zu den glücklichsten seines Lebens.

Mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts begannen die Gebrechen des Alters fühlbarer zu werden; namentlich nahm die Sehkraft zusehends ab, und er wurde allmählich beinahe ganz blind. Eine Operation hatte den gewünschten Erfolg nicht. Aber auch in diesem Zustand war er fortwährend thätig; er ließ sich am liebsten die Briefe seiner verstorbenen Freunde, von Uz, Kleist, Lessing u. Anderen vorlesen, oder dichtete, was namentlich in den schlaflosen

Nächten der Fall war. „Im Schlafzimmer des Greises", berichtet Körte, „schlief sein treuer Diener Johann Stamann, der bei der geringsten Bewegung seines Herrn sogleich aufstand, sich die Augen klärte, und willig, wenn auch mit ungeübter Feder die Verse aufschrieb, die ihm der Greis diktirte. Morgens wurden sie dann gelesen, gefeilt, und von dem kundigern Schreiber ins Reine gebracht. Im März 1802 machte er den letzten Anhang zu seinem Testamente, in wechem er seine wohlthätigen Bestimmungen theils bestätigte, theils vermehrte. Doch lebte er beinahe noch ein volles Jahr, heiter und ruhig. Sechs Wochen vor seinem Tode am 3. Jan. 1803, erneuerte er noch einmal die poetische Büchse, und erließ an seine Freunde die Einladung: „Auf die beste Beantwortung der Frage: Was möchtest du wohl noch erleben? in einem kleinen Gedichte, die Form steht frei, ist ein Preis ausgesetzt, ein recht hübscher Punschnapf." Er selbst lieferte sechs Beiträge. Doch fühlte er seinen Tod herannahen; er diktirte Briefe an seine noch lebenden Freunde Friedrich Stolberg, Klopstock und Herder. Der Brief an Klopstock giebt ein merkwürdiges Zeugniß von der Ruhe, mit der er dem Tode entgegensah. „Ich sterbe, lieber Klopstock! — Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wirs nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir. — Gedichte vom alten Gleim auf seinem Sterbebette werden jetzt zum Abdruck für wenige Leser ins Reine geschrieben. — Mehr zu diktiren fällt mir schwer. — Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde." Dieser Brief ist vom 21. Jan. 1803; und noch am 12. Febr. diktirte er einige Gedichte. Ja

noch während der beiden letzten Tage fieng er mehrere Briefe und Aufsätze an, aber er konnte sie nicht vollenden, weil er die Gedanken nicht mehr im Zusammenhang behalten konnte. Er entschlief sanft und rasch am 18. Febr. 1803.

Wohlthätigkeit, tiefes, ja selbst schwärmerisches Gefühl für Freundschaft und Liebe zur Poesie sind die hervorragenden Züge in Gleim's Charakter, die beinahe jeden Tag seines langen Lebens bezeichnen. „Er hätte", sagt Goethe, „ebenso wohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens." Wir haben gesehen, daß er bereit war, jedes aufkeimende oder durch die Verhältnisse beschränkte Talent zu unterstützen; und ohne seine rege Theilnahme wären vielleicht Michaelis, Heinse, Bürger, Seume u. A. der sie drückenden Noth erlegen. Auch liebten ihn Alle, die ihm näher standen, wie ihren Vater, und schon früher nannte man ihn den Vater Gleim.*) Uebrigens beschränkte er seine Wohlthätigkeit nicht bloß auf Dichter oder Gelehrte, jeder Bedürftige konnte sicher sein, bei ihm Unterstützung zu finden. In Halle war kein armer Student, der sich nicht an ihn gewendet hätte, und sein Ruf als Menschenfreund war so weit verbreitet, daß er oft aus entfernten Gegenden Bittgesuche erhielt, dabei aber nur zu

---

*) Diese Benennung war seinen jüngeren Freunden so zur Gewohnheit geworden, daß Heinse einst auf einen kurzen Brief, den er ihm in seinem und Jacobi's Namen schrieb, und in welchem er versprach, nächstens einen recht langen zu schreiben, die Adresse schrieb „An unsern lieben Vater Gleim", welcher über diese Unbesonnenheit nicht wenig erschrak. „Um Gottes Willen, liebster Freund", schrieb er zurück, „machen Sie die Aufschrift auf den versprochenen langen Brief, dem ich übrigens mit großem Verlangen entgegensehe, nicht wieder: An unsern lieben Vater Gleim. In der ganzen Stadt hier klatscht man, Gleim habe von seinen H.... kindern einen Brief erhalten."

oft das Spiel arglistiger Betrüger war. Und doch war sein Vertrauen auf die Menschen so groß, daß er sich immer wieder täuschen ließ, wenn er auch von Zeit zu Zeit argwöhnisch wurde. Alles, was er besaß, stand seinen Freunden zu Diensten, die er auf jegliche Weise zu fördern suchte, deren Wünschen er auf die zarteste Weise entgegenkam. Es müsse keiner seiner Freunde Mangel leiden, sagte er oft, so lange er noch eine Mahlzeit bezahlen könne. — Im Sommer 1766 hatte ihn Lessing besucht, und bei seiner Abreise 6 Pistolen und eine Anzahl Bücher von ihm entlehnt. Erst nach Wochen, Monaten schickte er ihm das Geld. „Aber die Bücher, die ich von Ihnen habe", schrieb er ihm, „brauche ich noch. Ich brauchte sogar noch eins oder zwei mehr, die ich bei Ihnen gesehen habe; aber als wenn Sie Ihre Bücher nicht selbst brauchten! Wenn es noch Pistolen wären!" — „Meine Bücher", antwortete Gleim, „brauch ich so wenig, daß ich nebst denen, die Sie haben, noch eine Menge entbehren kann. Ist es nicht schon genug, daß ich für einen Lessing Bücher habe? Fordern Sie doch ja, soviel Sie wollen; sie stehen Ihnen alle zu Dienste." — So leidenschaftlich er dem Dichten oblag, und so sehr es ihn freute, wenn seine Dichtungen von seinen Freunden gelobt wurden, so legte er doch wiederum wenig Werth auf dieselben. Sie waren Ergüsse des Augenblicks, als solche sah er sie dann auch an, und behandelte sie als solche. So sehr es ihn auch drängte, sie bald nach ihrer Abfassung gedruckt zu sehen, so konnte er sich doch nicht entschließen, dieselben zu sammeln; und da er sie gewöhnlich in kleinen Heften oder auch auf einzelnen Blättern drucken ließ, und die meisten an Freunde und Bekannte vertheilte, so sind dieselben äußerst selten geworden. Er hatte größere Freude an den Dichtungen seiner Freunde

als an den seinigen; jedes neue Werk derselben erfüllte ihn mit schwärmerischer Begeisterung, denn es ist auch dieß ein Zug seines liebenswürdigen Charakters, daß er nie auch die geringste Anwandlung von Neid hatte, wenn er sich von andern Dichtern übertroffen sah. Vielmehr nahm er deren Werke mit einer solchen Liebe auf, daß er sich gedrungen fühlte, den Freunden nachzudichten, um sich ihre Poesie ganz zum Eigenthum zu machen. So versificirte er den „Philotas" von Lessing, den „Tod Adams" von Klopstock; und einer ähnlichen Regung verdanken die „Lieder nach den Minnesingern", die „Lieder nach Walther von der Vogelweide" ihren Ursprung. —

Sein Wohlthatigkeitssinn traf mit seiner begeisterten Liebe für die deutsche Literatur auf das Schönste zusammen, und er wurde für dieselbe das, was die Fürsten, was namentlich Friedrich der Große hätte sein sollen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die sich ihm darbot, mittelbar oder unmittelbar für die Hebung der deutschen Poesie zu wirken, und er scheute hiezu die bedeutendsten Opfer nicht. So subscribirte er auf Vossens Uebersetzung von Homer zuerst 40, dann 60 und endlich sogar 80 Thlr. um deren Ausgabe möglich zu machen. Seine Theilnahme an der Entwickelung der deutschen Literatur war durchaus rein, und von keinem Nebengedanken begleitet; daher nahm er bis in sein höchstes Alter alle neuen Erscheinungen mit der gleichen jugendlichen Begeisterung auf: Klopstock, Lessing, Wieland, später Goethe und Schiller und alle die zahlreichen Dichter, die von seiner Jugend an bis zu seinem Tode seine Zeitgenossen waren, alle wurden von ihm gleichmäßig bewundert, weil er in allen den Fortschritt erkannte, der in ihren Werken lag. Nur gegen Kant und seine Philosophie hatte er eine ausgesprochene

Abneigung, was aber seinen Grund in einer andern Seite seines Charakters hatte, in seinem preußischen Patriotismus, welcher die Grundlage seiner politischen Ansichten bildete; weil er in der Kantischen Philosophie die nämlichen Grundsätze zu finden glaubte, welche die französische Revolution hervorgerufen hatten. Doch verblendete ihn weder seine Vaterlandsliebe, die zum Theil in seiner beinahe abgöttischen Verehrung des großen Königs ihren Grund hatte, noch seine Abneigung gegen die stürmischen und von Gräueln begleiteten Umwälzungen in Frankreich so sehr, daß er nicht auch die wohlthätigen Seiten derselben anerkannt hätte. Voß, der um diese Zeit bei Gleim in Halberstadt war, schrieb unter Anderen Folgendes an seine Gattin: „Die Gräfin Sofia (Stolberg) hatte an Gleim ein Exemplar der neueren Wutode an die Westhunnen (von Fr. Stolberg) beigelegt. Gleim ist sehr aufgebracht gegen das Morden in Frankreich; aber das war ihm zu stark. Die Aufhebung der Geistlichkeit und des Adels, die eigentlich unsern Stolberg so erbittert hat, hält Gleim für das Beste, was die Franzosen gemacht haben, und erwartet mit uns glückliche Folgen dieser großen Begebenheit. Aristokrat ist er mit nichten; nur seine Anhänglichkeit an die Preußiche Monarchie stimmt seine Urtheile, die im Grund die meinigen sind, etwas greller."

Obgleich Gleim sein ganzes Leben lang dichtete, und kaum Ein Tag vergieng, an dem er nicht irgend ein kleines Gedicht verfaßt hätte, obgleich eben deshalb das Dichten als seine eigentliche Lebensaufgabe erscheinen möchte; so steht in der That doch seine Dichtung in keiner Beziehung zu seinem Leben: kein einziges Werk bezeichnet einen Abschnitt in seinem Dasein, wie bei Lessing und Wieland, bei Goethe und Schiller. Denn alle seine Dichtungen

waren, wie wir schon oben gesagt haben, Eingebungen des Augenblicks, nicht eines reiflich durchdachten Planes, nicht einer bestimmten ästhetischen oder Lebensansicht. Es ist dies selbst der Fall bei seinen Anakreontischen und Kriegsliedern, oder bei dem „Halladat", in denen er sich der Einwirkung der Zeit oder irgend eines bestimmenden äußern Verhältnisses überließ. Wenn er daher auch mit seinen Freunden Götz und Uz der Gründer der sogenannten Anakreontischen Richtung wurde, die eine Zeitlang die deutsche Poesie beherrschte und zahlreiche Nachahmer fand, so lag dies durchaus nicht in seiner Absicht, und er setzte die Anakreontische tändelnde Weise nicht mit Bewußtsein irgend einer andern Richtung entgegen, sondern er wählte sie, weil er gerade damals den Anakreon mit Vorliebe las und seine Freunde diese Vorliebe theilten. Da er Sinn und Empfänglichkeit für alle Richtungen und alle Formen der Dichtung hatte, und ihn z. B. der Klopstock'sche Ernst mit eben so großer Begeisterung erfüllte, als die Wieland'sche Frivolität, so ist es begreiflich, daß er an den verschiedenen literarischen Kämpfen der Zeit eigentlich keinen Antheil nahm, er dieselben vielmehr soviel als möglich ignorirte, was zum Theil aber auch eine Folge seiner Friedensliebe war. Diese zeigte sich vorzüglich in seinem Verhältniß zu Gottsched; denn ob er gleich wie alle jüngern Talente ein Gegner desselben war, erklärte er sich doch niemals öffentlich gegen ihn, so daß Sulzer in einem Briefe an Bodmer (18. April 1755) den Verdacht äußern konnte, es sei ihm das Lob eines Gottschedianers angenehm. Doch wurde der Druck einer der heftigsten schweizerischen Streitschriften „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen" durch seine Vermittelung von Lessing in Berlin besorgt.

Die ersten Dichtungen, welche Gleim herausgab und

die ihm bald einen geachteten Namen unter den deutschen Dichtern erwarben, die „Versuche in scherzhaften Liedern" (Berl. 1. Thl. 1744, 2. Thl. 1745, 3. Thl. 1753), sind nicht weniger eine Frucht seines Studiums des Anakreons als diejenigen, welche er später herausgab und selbst als eine Nachahmung des griechischen Dichters bezeichnete („Lieder nach dem Anakreon". Berl. und Braunschw. 1766). Man würde sich freilich sehr getäuscht finden, wenn man in diesen Gedichten die Objectivität des Griechen und dessen Feinheit suchen wollte; die französische Auffassungsweise war damals so ganz allgemein, daß auch bei Gleim der witzige Einfall vorherrschte. Es mag allerdings gerade dieser Charakter seiner Lieder ihnen wesentlich den Beifall erworben haben, der ihnen gezollt wurde, doch hatte ihre Form einen nicht geringen Antheil an demselben. Sie waren nämlich meist (nicht Alle, wie man gewöhnlich angeführt findet) in reimfreien Versen geschrieben, die mit großer Gewandtheit behandelt waren, und an denen man mit Recht die harmonische Bewegung bewunderte. Ihr Inhalt ist zwar sehr eintönig: Mädchen, Küsse, Wein, Tanz sind die stets fort wiederkehrenden naiven Grundtöne dieser Lieder, und es würde jetzt wohl kaum Jemanden zugemuthet werden können, eine Reihe derselben nach einander zu lesen; aber wenn man sie einzeln betrachtet und Sinn für die Zartheit und Naivetät des Ausdrucks, für die heitere Auffassung des Stoffes hat, wird man ihnen eine gewisse Vollendung nicht absprechen können. Ihre größte Bedeutsamkeit liegt freilich für uns darin, daß sie wesentlich dazu beigetragen haben, der poetischen Sprache, die von den Leipziger Dichtern immer noch mit einer gewissen Steifheit behandelt wurde, mehr Leichtigkeit und Gewandtheit zu geben, sie des Ausdrucks für naive und natürliche Empfindungen fähig zu machen.

Wenig beachtet, aber der Beachtung auch jetzt noch werth ist das satyrische Gedicht „Die Schäferwelt", das er schon im J. 1745 dichtete, und in welcher er die Gebrechen seiner Zeit mit großer Schärfe besprach. Er zeigte darin eine Freiheit des Urtheils, besonders in kirchlichen Dingen, die für jene Tage wirklich merkwürdig ist, die man sich aber aus seiner eigenthümlichen Natur wohl erklären kann. Es mußte ihm bei seinem offenen, geraden und heiteren Wesen die damals namentlich in Halle herrschende und von dort sich in weite Kreise verbreitende pietistische Richtung um so widriger sein, als er an ihren Anhängern den Mangel an Wahrheit zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. Gegen diese Heuchelei und insbesondere gegen das Pfaffenthum ist die Satyre gerichtet, die ihm, wie er selbst berichtet, viele Feinde machte, so daß man sogar seine Bestrafung verlangte, welche gewiß auch nicht ausgeblieben wäre, wenn er nicht in Preußen unter der Regierung Friedrichs des Großen gelebt hätte. Uebrigens wurde die Satyre in Hamburg öffentlich verbrannt, da ein Geistlicher aus derselben und den scherzhaften Liedern herausgebracht hatte, daß der Dichter weder an Gott noch an die Ewigkeit glaube. Gleim schrieb noch mehrere ähnliche Stücke; sie sind aber bis auf Bruchstücke der „Bürgerwelt" verloren gegangen. Später dichtete er auch Epigramme, und satyrische „Epoden", doch erreichen weder die einen noch die andern jene erste Satyre an Kraft der Sprache und Entschiedenheit des Inhalts.

Als Gleim im J. 1754 in Geschäften in Berlin war, war er durch seinen Freund Beguelin, dem Erzieher des Prinzen von Preußen, mit diesem bekannt geworden. Einst zeigte ihm der Prinz Bilder zu Lafontaines Fabeln und frug ihn, ob er auch solche machen könne? Gleim ver-

neinte es und fügte hinzu, es sei Nichts schwerer, als Fabeln zu machen. Doch veranlaßte ihn dies, sich in der Gattung zu versuchen, und er ließ im J. 1756 eine Sammlung von 25 Fabeln drucken, die er dem Prinzen widmete. Im folgenden Jahre ließ er eine zweite Sammlung erscheinen. Die meisten sind freilich Nachahmungen fremder Vorbilder, namentlich des Engländers Gay, dann des Römers Phädrus und des Lafontaine, wie denn Gleim überhaupt nicht reich an Erfindung war. Aber er behandelte den überlieferten Stoff mit großem Geschick, und er übertraf seine Vorbilder in der Kunst der Erzählung, die er in hohem Grade besaß. Er unterscheidet sich von Gellert vorzüglich dadurch, daß er nach großer Kürze strebt und diese erreicht, ohne in das Trockne zu verfallen; vielmehr ist seine Darstellung bei aller Gedrängtheit lebhaft und zugleich von großer Naivetät und wahrhaft kindlichem Sinn. Dieß gilt besonders von den späteren Fabeln, während die früheren weit weniger glücklich sind. — Um dieselbe Zeit dichtete er „Romanzen" (Berl. und Leipz. 1756), den ersten Versuch in dieser Gattung, die eben deshalb einen außerordentlichen Beifall erhielten, den wir uns ohne diesen Umstand nicht erklären könnten; denn es sind in der That reine Bänkelsängereien, in denen der Humor zum Theil mit dem Inhalt nicht in Uebereinstimmung steht.

Den größten Ruf erwarb sich Gleim durch seine „Kriegslieder eines Preußischen Grenadiers",*) die er zuerst einzeln drucken und bald darauf gesammelt erscheinen ließ

---

*) Als Curiosum führen wir an, daß ein Ungenannter im Morgenblatte (1810, S. 201) behauptete, nicht Gleim, sondern ein ehemaliger Kanonikus von Forchheim, der später als Soldat unter Friedrich II. gedient habe, Namens Preßler aus Bamberg, sei der Verfasser der „Kriegslieder." J. G. Jacobi widerlegte

(Berl. 1758). „Sie behaupten deswegen einen solchen Rang unter den deutschen Gedichten", sagt Goethe, „weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt." Gewiß mußte die von Goethe gerühmte Objectivität dieser Lieder die Zeitgenossen um so lebendiger ergreifen, als sich die damalige Dichtung nur in gedachten Verhältnissen ergieng, und man nun auf einmal durch sie mitten in das rege, thatkräftige Leben versetzt wurde, das mit großer Wahrheit dem Leser entgegentrat. Auch hatte die Begeisterung, die in ihnen weht, ohne Zweifel nicht wenig Antheil an der allgemeinen Theilnahme, die sie zu ihrer Zeit fanden, doch würde sich dieselbe nicht ganz erklären lassen, weil die Kriegslieder doch trotz des überwallenden Enthusiasmus an einer gewissen pedantischen Steifheit leiden, wenn nicht der Dichter in ihnen ein Publikum gefunden hätte, das an sich schon für die Heldenthaten Friedrichs und des Preußischen Heeres begeistert gewesen wäre. Es fand in den „Kriegsliedern" seine eigene Begeisterung wieder und so ist es begreiflich, daß sie ihm als der Ausdruck seiner eigensten Gedanken lieb werden mußten. Und doch wurden sie im wahren Sinne niemals populär; selbst von den Soldaten wurden sie nicht mit Vorliebe gesungen, was wohl zum Theil in ihrer meist großen Ausdehnung begründet lag. Lessing hat in der Vorrede, mit welcher er sie herausgab, die Mängel und Vorzüge vortrefflich aufgefaßt, und jene

die Behauptung (Eb. S. 268) ob es gleich gänzlich unnöthig gewesen wäre, da der Briefwechsel Gleims die vollgültigsten Zeugnisse giebt, daß Niemand anders als er die Kriegslieder verfaßt haben könne.

zwar nur andeutend, aber verständlich genug, diese mit der ihm eigenthümlichen Schärfe ausgesprochen. „Der Heroismus", sagt er, „ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr sparsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht. Alle Bilder des Verfassers sind erhaben, und all' sein Erhabenes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er Nichts, und prahlen und schimmern scheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen. Sein Flug aber hält nicht einerlei Höhe. Eben der Adler, der kurz zuvor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen, und dieses ohne Verletzung seiner Würde. — — Seine Sprache ist älter als die Sprache der jetztlebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller: denn der Landmann, der Bürger, der Soldat, und alle die niedern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer wenigstens ein halbes Jahrhundert zurück." Und so war es zunächst nur das Volksmäßige, was Lessing in den Kriegsliedern anzog, und was ihnen auch den Beifall des größeren Publikums verschaffte. Allerdings trat dieses Volksmäßige nur in einzelnen Zügen hervor, aber doch in soweit, daß man fühlen konnte, was die Poesie gewinnen mußte, wenn sie sich an das Volk anlehne. Daher müssen wir in Gleims Kriegsliedern den Keim erkennen, der später durch Herder entfaltet und von Goethe zur Frucht gereift wurde. Herder machte zuerst auf diese Seite der Gleimischen Kriegslieder aufmerksam. „Hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen", heißt es in den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (1767), „ohne an andere Nationen sein

Genie zu verpachten. Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, Alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Denkstein sein können, wo unsere Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt." —

Gleim dichtete später noch ähnliche Lieder „Preußische Kriegslieder im März und April 1778" (Leipz. 1778), „Kriegslieder im Jahre 1793" (Deutschl. 1793), an welche sich die „Zeitgedichte" anschließen, doch erreichen sie die früheren nicht, da ihnen schon ein großartiger Stoff abgieng. Die „Zeitgedichte", welche er in den Jahren 1789—1803 abfaßte, beziehen sich auf die französische Revolution und das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich. Sie sind ohne poetischen Werth, ohne allen Schwung und auch steif in der Darstellung, enthalten aber manchen richtigen Gedanken.

Außer diesen politischen Liedern verfaßte Gleim auch noch andere im Volkston („Lieder für das Volk", Halberst. 1772), durch welche er das Vorbild der späteren Volksdichter wurde, die sich freilich, wie Bürger und namentlich Hebel, tiefer in des Volkes Anschauungsweise versetzten. Lessing hat in einem Briefe an Gleim diese Lieder vortrefflich charakterisirt und ihre wahre Bedeutsamkeit gezeigt. Wir theilen die wesentlichsten Stellen daraus mit, nicht bloß weil sie uns einer weiteren Betrachtung überheben, sondern auch weil sie uns recht deutlich zeigen, wie klar der große Kritiker schon damals das Wesen des echt volksthümlichen Liedes auffaßte. „Man hat oft gesagt, wie gut und nothwendig es sei, daß sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun versucht. Aber noch keinem ist es eingefallen, es auf die

Art zu thun, wie Sie es gethan haben; und doch denke ich, daß diese Ihre Art die vorzüglichste, wenn nicht die einzig wahre ist. Sich zum Volke herablassen, hat man geglaubt, heiße, gewisse Wahrheiten (und meistens Wahrheiten der Religion) so leicht und faßlich vorzutragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Diese Herablassung hat man also lediglich auf den Verstand bezogen, und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks besteht. Gleichwohl ist diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere von selbst daraus folgt; da hingegen jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch ist, dem alle individuelle Applikation fehlt. Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen, und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden, und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl an Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt, nicht um es durch gewinnlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint: ich meine jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur und dem Seneca so sehr gefiel, und bei

der es wenig darauf ankommt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröhlich ist." — Das volksthümliche Element lag übrigens, wenn auch durch die gelehrte Bildung und die Zeitrichtung sehr zurückgedrängt, doch tief in Gleims Natur; schon in seinen frühesten Liedern finden sich solche, die im echtesten Volkstone gedichtet sind, und die sich daher noch bis jetzt erhalten haben, so das Liedchen „An den gelehrten Duns", der „Befehl an die Erben" u. a. m.; es tritt dieses Element auch in seinen spätern Gedichten oft kräftig hervor, die er unter dem Titel „Das Hüttchen" (Halberst. 1794) gesammelt herausgab, und die zu dem Besten gehören, was er gedichtet; sie zeugen namentlich von einer Tiefe der Empfindung, die in den frühern Dichtungen selten oder nie erscheint. Diese Tiefe der Empfindung finden wir auch in dem Lehrgedichte „Halladat oder das rothe Buch" (3 Thle. 1774—1781), zu welchem er durch die Uebersetzung des Korans von Boysen veranlaßt wurde. Es fehlt dem Ganzen zwar an Gleichmäßigkeit der Haltung; während sich manche Abschnitte zu wahrhaft orientalischem Schwung erheben oder durch großartige Einfälle sich auszeichnen, sinken andere zur gewöhnlichsten Prosa herab und zeugen von bedauernswerther Flüchtigkeit; aber diese bedeutenden Mängel können doch keineswegs zu der verächtlichen Beurtheilung berechtigen, die das Gedicht in neuerer Zeit oft erfahren mußte. Der Eindruck, den der „Halladat" bei seinem Erscheinen machte, war sehr groß. Lessing, dem Gleim das Manuscript zur Einsicht übersandte, hielt diesen nicht für den eigentlichen Verfasser, er war geneigt zu glauben, daß er dies Gedicht übersetzt habe. „So viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue", schrieb er ihm, „so glaube ich doch, wirklich Spuren zu

finden, daß irgendwo irgend einmal auch noch sonst so ein Kopf gewesen ist." Wieland, der in Briefen an den Verfasser mit der ihm so geläufigen redseligen Uebertreibung den Halladat ein außerdentliches Phänomen nannte, das durch seine sohe Einfalt, durch die wahre Sprache des Anschauens Alles übertreffe, was in dieser Gattung geschrieben worden, veröffentlichte im „Deutschen Merkur" einen Aufsatz „An die Leser des Halladat zur bessern Beurtheilung desselben", in welchem er den Plan und den Zweck des Gedichts besprach. „Das Ganze ist in zwei Theile getheilt *), wovon der erste Gott, und der andere den Menschen zum Gegenstande hat. In jenem beschäftigt sich der Weise hauptsächlich damit, den Menschen würdige Gedanken und Empfindungen von ihres Gottes unendlicher Größe, Weisheit und Güte zu geben, in diesem, die in den Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit vermittelst kleiner zu seinem Zweck erfundener Geschäftchen zu unterweisen und zur Ausübung derselben zu erwirken, aber die Art, wie er dies Alles thut, auf die kam Alles an, und die macht das Originelle, Charakteristische und den ganz besondern Werth dieses kleinen Buches. Alles darin ist bestimmt, anschauend, gefühlt; Nichts so durch kaltes Nachdenken, sondern durch besondere Veranlassungen, wie durch Inspiration, eingegeben." Graf Wilhelm von der Lippe fand, wie uns Guhrauer (in der Fortsetzung von Doenzels Lessing) berichtet, Saamen und Frucht aller Wissenschaften im Halladat. Durch ein Gedicht darin, „die Landschaft", fand er sich zu einem neuen Schwung für den Geist der Landescultur gestimmt und meinte, vielleicht werde

*) Der dritte erschien erst 1786.

noch mancher öde District im Schaumburg-Lippeschen dem Verfasser des „rothen Buchs" mehr Fruchtbarkeit zu danken haben. Und der Graf hat mit diesen Worten den eigentlichen Werth und Zweck des Gedichts ausgesprochen; es soll den Menschen zum thätigen und durch diese Thätigkeit zum frommen, sittlichen Leben führen.

An den Halladat schließen sich die „Goldenen Sprüche des Pythagoras aus dem Griechischen", die zuerst in Wielands „Deutschem Merkur" (1775) erschienen und erst später besonders gedruckt wurden (Halberstadt 1786). Sie sind in Alexandrinern bearbeitet, und erinnern in Sprache und Behandlung des Versmaßes hier und da an Rückert's didaktische Gedichte.

Noch wären manche Dichtungen zu besprechen: die metrischen Bearbeitungen von Lessing's „Philotas" (Berlin 1760), und von Klopstock's „Tod Adams" (1766), die „Petrarchischen Gedichte" (Berlin 1764), die „Oden nach dem Horaz" (Ebend. 1769), die „Sinngedichte" (Ebend. 1769), das romanzenartige Gedicht „Alexis und Elise" (Ebend. 1771), die „Gedichte nach den Minnesingern" (Ebend. 1773), die „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" (1779) und andere mehr; doch haben diese entweder nur ganz untergeordneten Werth oder sind im Geiste und in der Haltung früherer Gedichte abgefaßt, so daß wir uns mit ihrer bloßen Anführung um so mehr begnügen können, als sie auch zum Leben des Dichters in keiner besondern Beziehung stehen. Nur die Epigramme, welche Gleim unter dem Titel „Kraft und Schnelle des alten Peleus im Jahre 1797" herausgab, müssen wir kurz erwähnen. Die berühmten und zu ihrer Zeit auch berüchtigten „Xenien", welche Schiller und Goethe gemeinschaftlich im „Musenalmanach für 1797" veröffentlichten, enthielten auch eine Anspielung auf das

Alter und die abnehmende poetische Kraft unseres Dichters, der als der „alte Peleus" bezeichnet wurde*). Dieser ließ bald darauf die erwähnten (66) Epigramme erscheinen, welche nun freilich meistens matt und nichtssagend sind und ihren Zweck, die Xenien zu bekämpfen, daher auch nicht erreichten. Nur Eines, das sechsundzwanzigste, ist bemerkenswerth, weil sich darin der gemüthliche und kindlich heitere Charakter der Periode unserer Literatur kund giebt, zu welcher Gleim nach Zeit und Charakter gehört, und an die er sich mit rührender Wehmuth erinnert:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon,
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tiger-Ungestüm.
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm,
Als alle Sänger noch einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehn!
Auf unserm Helikon wie war's einmal so schön!"

Wenn wir Gleim's große Productivität überblicken, so wird es uns erklärlich, warum er nichts Großes und in der That auch nichts Hervorragendes geliefert hat; er dichtete zu rasch und zu viel. Doch hat er auch dadurch in eigenthümlicher Weise auf die deutsche Poesie gewirkt; er hat, wie schon Gervinus bemerkt, eine ungemeine Lebendigkeit in dieselbe gebracht, da die verschiedenen Gattungen, die er bearbeitete, zum Theil von zahlreichen Dichtern nach-

---

*) Frage:
Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest?
Antwort:
Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G(renadiers) herrliche Saiten belebt.

geahmt wurden. Am meisten fanden seine „Anakreontischen Lieder" Nacheiferung; und sie übten insofern eine glückliche Wirkung, als man sich bestrebte, seine leichte harmonische Darstellung nachzubilden, und die Sprache ohne Zweifel dadurch an Gewandtheit zunahm. Seine „Anakreontischen Lieder" wirkten aber auch in ungünstiger Weise, da sie die Tändeleien in der Poesie einführten, die lange Zeit vorherrschten und eine ernstere Behandlung der Kunst zurückdrängten. Auch trug er viel zur Verbreitung der Sentimentalität bei, die ebenfalls abschwächend einwirkte, dies zwar weniger durch seine Dichtungen, als durch seinen Briefwechsel mit J. G. Jacobi (Berlin 1768), der sich in den widerwärtigsten Süßlichkeiten bewegt und weder an Gedanken noch an Thatsachen einen nur einigermaßen interessanten Inhalt gewährt. Weitaus bedeutender dagegen ist der Briefwechsel, den er mit den bedeutendsten unter seinen Zeitgenossen geführt hat, mit Lessing, Kleist, Uz, Ramler, Götz, Joh. Müller, Heinse u. a. m.; es ist derselbe eine ergiebige Quelle für die Geschichte der Literatur jener Zeit.

Johann Peter Uz.

Franken, das von Wolfram von Eschenbach bis herab zu Rückert und Platen in der Geschichte der deutschen Dichtkunst fortwährend eine hervorragende Stellung bewahrt hat, das die Wiege des deutschen Drama's genannt werden kann, im 16. Jahrhundert durch Hutten und Hans Sachs so glänzend vertreten wurde, im 17. durch die Pegnitzschäfer der Poesie eine eigenthümliche Richtung gab, nahm auch im 18. einen nicht geringen Antheil an dem Aufschwung der Literatur, zwar nur durch einen einzigen Dichter*), aber durch einen, der unter seinen Zeitgenossen einen hohen Rang einnimmt und dessen Dichtungen zum Theil nicht bloß historischen Werth haben, wie die meisten Poesien der damaligen Zeit, sondern durch Inhalt und Form auf längere Dauer Anspruch machen können. Dieser Dichter ist Johann Peter Uz aus Ansbach, dem Geburtsorte Cronegks und Platens. Er wurde am 3. October 1720 geboren, erhielt von seinem Vater, einem geschickten Goldschmiede, eine

*) Der begabte Freiherr von Cronegk starb zu früh, als daß sein bedeutendes Talent zur vollen Entfaltung hätte gelangen können, was gewiß geschehen, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, die große, durch Lessing herbeigeführte Umgestaltung der ästhetischen Ansichten, besonders im Gebiete des Drama's, zu erleben und zu benutzen.


Johann Peter Uz.

sorgfältige Erziehung, welche seine natürlichen Anlagen frühzeitig entwickelte, so daß sich seine Aeltern bewogen fanden, ihn studieren zu lassen und ihn deswegen in das Gymnasium seiner Vaterstadt eintreten ließen. Schon damals trat bei ihm die Neigung zur Malerei und Poesie bestimmt hervor. In der Malerei unterrichteten ihn die beiden Hofmaler Fillisch, Vater und Sohn, seine nahen Verwandten, und sein Pathe, der Kammermaler Feuerlein, die an seinen schnellen Fortschritten die lebhafteste Freude äußerten. Zwar verließ er später die Beschäftigung mit dieser Kunst, da er sich ausschließlich der Poesie zuwandte, aber sie hatte die vortheilhafteste Wirkung auf seine Entwickelung, da nicht nur sein Gefühl für das Schöne mächtig gefördert worden war, sondern auch seine poetische Auffassung klarer, bestimmter, objectiver wurde, als sie es nach der Zeitrichtung hätte werden können. Er machte übrigens schon als Schüler viele Versuche in der Poesie und er erwählte schon damals Anakreon zu seinem Vorbild. Im Jahre 1739 bezog er die Universität Halle, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. So eifrig er demselben oblag, drängte es doch seine Neigung zur Poesie nicht zurück, vielmehr wurde dieselbe durch die Vorträge des bekannten Baumgarten, insbesondere durch dessen Dissertation de nonnullis ad poema pertinentibus, noch mehr aber durch die vertraute Freundschaft, die er mit Gleim, Götz und Rudnik*) schloß, von deren Ursprung wir in dem Abschnitte über Gleim gesprochen

*) Rudnik aus Danzig studierte zuerst in Jena. Nach seines Vaters Tod nahm ihm sein Bruder fast alles Vermögen weg; er konnte nun nicht mehr auf dem vorigen Fuße leben, machte Schulden und flüchtete nach Halle, wo ihn Gleim und Uz beinahe ganz unterhielten und Unterricht im Fechten bei ihm nahmen. Hier schrieb Rudnik ein Gedicht über die Fechtkunst. Er starb

haben. Die Freunde lasen mit einander die alten Dichter; Uz versuchte sich in Uebersetzungen aus Homer, Pindar und Anakreon und nahm thätigen Antheil an Götzens Uebersetzung des letztern Dichters. Diese Uebungen veranlaßten ihn zu versuchen, in wie fern die Sylbenmaße der Alten sich im Deutschen nachahmen ließen. So entstand das Gedicht „Der Frühling", welches in reimlosen Strophen von vier Zeilen abgefaßt war, von denen die erste und dritte aus Hexametern mit einer Vorschlagssylbe bestand, welchen sich als zweite und vierte kurze daktylische Zeilen anschlossen. Dieses Gedicht machte wegen seiner Form, als es 1743 in den Schwabe'schen „Belustigungen" gedruckt erschien, großes Aufsehen, es wurde als eine bedeutende Errungenschaft angesehen, weshalb es auch mancherlei Nachahmer fand, darunter Cronegk, Schlegel und selbst Klopstock, der seine „Sehnsucht nach dem Winter" in dieser Strophe dichtete, die sogar den Namen Metrum Uzianum erhielt. Uebrigens ist das Versmaß keineswegs, wie zu seiner Zeit und selbst noch bis zu unsern Tagen herab behauptet wurde, nach den Grundsätzen der lateinischen Prosodie gebaut, vielmehr bewegt es sich nach dem Gesetz des deutschen Accents, sucht aber innerhalb desselben die antike metrische Bewegung nachzubilden, weshalb es auch ohne Reim ist. Doch machte Uz keine weiteren Versuche dieser Art; dieser erste hatte ihm viele Mühe gekostet und doch seinen eigenen Erwartungen nicht entsprochen. Er kehrte sowohl in strophischen als nicht strophischen Gedichten entschieden zum Reime zurück.

Im Frühling 1743 verließ Uz die Universität, um sich in Anspach für ein öffentliches Amt vorzubereiten. Doch

in Halle und vermachte seine Manuscripte an Gleim; aber ein gewisser Zimmermann verbrannte sie, ehe sie in Gleims Hände kamen (Schlichtegroll, Nekrolog).

erhielt er ein solches erst im Jahre 1748; er wurde zum Sekretär beim Anspachischen Justizrath ernannt, jedoch ohne Besoldung, die er erst zwölf Jahre später erhielt. Seine Muse widmete er den Wissenschaften und der Dichtkunst. Da er in Anspach Niemanden hatte, dem er seine poetischen Arbeiten hätte mittheilen können, so schickte er dieselben seinem Freunde Gleim zur Beurtheilung zu, der sie unter dem Titel „Lyrische Gedichte" (Berlin 1749) gesammelt herausgab *). Diese Sammlung enthält nur diejenigen Lieder, welche später die zwei ersten Bücher der lyrischen Gedichte bildeten, und nicht einmal diese ganz; sie war daher von geringem Umfange, gewann aber nichts desto weniger großen Beifall, da sich alle darin enthaltenen Gedichte durch Leichtigkeit und Wohllaut der Darstellung auszeichneten und man im Vergleich zu seinen Zeitgenossen einen nicht unmerklichen Fortschritt in der Behandlung der Sprache wahrnehmen konnte. Der Stoff dieser Lieder war zwar der althergebrachte, den man in Nachahmung der Franzosen immer von Neuem behandelte; Wein, Liebe und heiterer Lebensgenuß bildet den Inhalt dieser Lieder, deren Gedanken Uz öfters aus Marot entlehnte. Allerdings ging die Sinnlichkeit des Franzosen öfters auf den deutschen Dichter über, doch sind sie mit Ausnahme von zweien oder dreien (der Morgen; die Geliebte nach Marot; Amor und sein Bruder) nicht eigentlich frivol, und mehr von muthwilligem Jugendfeuer als von gemeiner Lüsternheit eingegeben. In vielen besiegt er aber auch diesen Muthwillen und sie erhalten dadurch eine entschieden edlere Haltung. Nicht Reichthum und nicht

*) Früher schon war die von ihm mit seinen Freunden Götz und Rudnik bearbeitete Uebersetzung Anakreons, jedoch ohne sein Wissen, gedruckt erschienen (Frankfurt u. Leipzig, eigentlich Karlsruhe 1746).

Größe (dies ist der Grundton jener Lieder), führen zum wahren Glück, sondern nur die Zufriedenheit, die in beschränkten Verhältnissen häufiger zu finden ist als bei Glanz und Pracht. Liebe, Freundschaft und Natur sind nebst den Musen die Gefährtinnen des Lebens, die den Menschen selbst dann nicht unglücklich werden lassen, wenn er von äußerm Glück verlassen wird. (Die Zufriedenheit; die Wollust u. a. m.) Einige Lieder bewegen sich schon in noch höheren Tönen; doch wollen wir diese erst später besprechen.

Im Jahre 1752 wurde er in Amtsgeschäften nach Römhild geschickt, wo er zwei Jahre zubrachte, die glücklichsten seines Lebens. Dort fand er nicht nur eine schöne Natur, für die er so empfänglich war, sondern auch belebenden Umgang, den er in seiner Vaterstadt, welche er in dem Eingangsgedicht an Gleim eine Wüste nennt, so schmerzlich vermißte. Er lernte dort nämlich den Hofadvokaten Grötzner kennen, dessen liebenswürdiger Charakter sowohl, als dessen geschmackvolle Kenntniß der Literatur ihn unserm Dichter bald werth machte, so daß er mit ihm die zärtlichste Freundschaft schloß. Nicht weniger Reiz hatte für Uz der Umgang mit Grötzner's jüngsten Schwester, einem heiteren geistvollen Mädchen, das ihm auch die zärtlichsten Gefühle einflößte, die er jedoch nicht durchblicken ließ, weil er keine Aussicht hatte, sich verheirathen zu können. Schon früher hatte er tiefe Neigung zu einem Mädchen gefaßt, das ihm in Anspach gegenüber wohnte, und das er unter dem Namen Chloe besang, wie die Schwester seines Freundes unter dem Namen Climene; doch auch diese erfuhr erst nach vielen Jahren, als sie schon lange mit einem Pfarrer vermählt war, daß er sie geliebt habe. Er selbst heirathete niemals. Wenn ihn seine Freunde deshalb neckten, ant=

wortete er ihnen: „Ich lasse mich keinen Hagestolz nennen; ich hätte sehr gern geheirathet, aber da ich heirathen wollte, konnte ich noch keine Frau ernähren, und da ich dies gekonnt hätte, war ich zu alt."

Während seines Aufenthaltes in Römhild entwickelte er große poetische Thätigkeit, die ohne Zweifel durch den geistvollen Umgang mit seinem Freunde und mit dessen liebenswürdiger Schwester mächtig gefördert wurde. Dort entstand namentlich das epische Gedicht „Der Sieg des Liebesgottes" (Stralsund, Greifsw. und Leipzig 1753). Das Gedicht ist ganz im Geiste der komischen Epopöe jener Zeit angelegt und ausgeführt, deren Schwächen Geßner in einem Brief an Gleim kurz aber vollkommen richtig bezeichnet. „Ich halte es für eine der schwersten Arten der Satyre, das Lächerliche und Galante der großen Welt zu schildern; man hat's mit Kleinigkeiten zu thun, die ekelhaft sind, wenn sie nicht recht fein angebracht werden." Und dies ist dem Dichter allerdings nicht ganz gelungen. Der Stoff ist einfach, ja nur zu einfach: Amor wird unwillig, daß eine schöne Coquette allen Liebhabern wiedersteht; er nimmt sich vor, sie zu bändigen, was ihm vermittelst einer schönen Equipage gelingt. Es ist aber schon aus diesem kurzen Ueberblick des Inhalts ersichtlich, daß nicht eigentlich der Liebesgott die Coquette besiegt, sondern ihre Eitelkeit oder Prunksucht und somit ist der Dichter seinem eigentlichen Plane untreu geworden. Das Ganze hat zu wenig Handlung und endlich verliert es dadurch an Lebendigkeit und sinnlicher Fülle, daß die Hauptperson, die Coquette Selinde, im ganzen Gedichte bis auf einige Worte am Ende Nichts spricht. Doch hat der „Sieg des Liebesgottes" bei allen Schwächen immer noch historischen Werth. Es hat Uz darin nämlich als einer der ersten gewagt, die Ausartung der Klopstockschen Richtung in der deutschen

Poesie und insbesondere die Nachahmer Bodmers und seiner Patriarchaden zu persifliren. Er führt gegen das Ende des dritten Buchs einen Dichter ein, der ein junges Mädchen Namens Lesbia mit seinen Dichtungen verfolgt. Zuerst liest er ihr ein Lied vor:

„Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckig nach der Mode.“

Lesbia läßt sich aus Höflichkeit verleiten, die Ode zu loben, was den Dichter ermuthigt, ihr auch die Theile eines Heldengedichtes vorzulesen, das er begonnen. Lesbia läuft aus Angst davon, und flüchtet sich zur Gesellschaft, die im Garten spazieren gieng, aber auch der Dichter kommt hinzu. Da fragt ihn, nachdem Lesbia erzählt, welcher Gefahr sie entgangen, Dorant, welchen Helden er in seiner Geschichte besingen wolle.

„Das ist's, erwidert er, was meinem Werke fehlt;
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu, und kann mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt;
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen,
Ein stürmisch Feuer keucht in ihrem Götterbusen.
Von weicher Anmuth fern, auf unbeflogner Spur
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit Allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen,
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen.
Doch welcher Held bei mir die krause See durchstreicht,
Beim Zeus, das weiß ich nicht, ein Patriarch vielleicht.“

In ähnlicher Weise sprach sich Uz in einer etwas später entstandenen Epistel an den Hofrath Christ aus, welche in zwanglosen Versen mit untermischter Prosa geschrieben ist. Es träumte mir, sagt er, daß ich in den Tempel des Geschmacks kam, der mit den Bildsäulen der Musen, sowie

der alten und neuen Dichter geschmückt war. Während ich die Statuen Pindars und des Horaz betrachtete, drang eine Menge Leute, die ich für Deutsche erkannte, in den Tempel ein, doch auf verschiedenen Wegen, wie sie auch ihre Ehrfurcht verschiedenen Dichtern bewiesen. Die Einen besangen das Lob der großen Dichter Griechenlands, Roms und Frankreichs in einem verständlichem Deutsch, die Anderen verschwendeten ihren Weihrauch bei einer brittischen Statue von schwarzem Marmor und sangen ihm zu Ehren Lobgesänge voll Olymp und zu gleicher Zeit voll mizraimischer Finsterniß. Bald darauf gesellte sich ein hohes Weib zu mir, das mich durch den Tempel geleitete und mir die Bildsäulen der vornehmsten deutschen Dichter zeigte: Opitz, Canitz, Brockes, Haller, Hagedorn, Gellert, J. E. Schlegel, Gleim und Götz (die alle in wenigen Zügen vortrefflich charakterisirt werden). Darauf begann sie von den neuen Dichtern zu sprechen, welche die Engländer auf ungehörige Weise nachahmen. Die englischen Dichter, sagte sie, haben große Schönheiten, aber auch große Fehler; ihnen fehlt vor Allem die künstlerische Mäßigung, und leider gerade ihre Extravaganz wird jetzt in Deutschland von gewisser Seite mit einer unerklärlichen Vorliebe nachgeahmt. „Kann" fährt sie fort

„Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben?
Der nicht wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben:
Der Deutsche will ein Britte sein,
Und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein.
Der Aufwand ist gering; ein schwülstiges Geschwätze,
Das die Vernunft vergißt, wie alle Sprachgesetze,
Manch Schulwort, manch verwegner Schwung
Und schwärmende Begeisterung
Macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte:
Dem Kleide fehlt nur Eins: der Britte.
Was hilft ein fremder Schmuck, der im Gebrauch befleckt,

Nur klappernde Gerippe deckt,
Die nach des Grabes Moder riechen?
Wie oft verbirgt in bunter Pracht
Des Ausdrucks unerhellte Nacht
Gedanken, die im Staube kriechen!
Die deutsche Dichtkunst weicht von weisrer Alten Spur:
Der gründliche Geschmack an Wahrheit und Natur,
Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verloren,
Weil alle Scham verloren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht."

Unterdessen waren die beiden Parteien in heftigen Streit gerathen, der jedoch durch eine glänzende Erscheinung unterbrochen wurde. Es war der Gott des guten Geschmacks, der die Streitenden ansprach:

„Ihr Freunde, höret mich, die ihr die Schönheit nennet,
Für ihre Rechte kämpft, und sie vielleicht nicht kennet.
Es lacht auf ihrer Stirn die Einfalt der Natur;
Sie ist auch neckend schön, nicht schön im Purpur nur.
— — — — — — — — — — —
Das Wahre nur ist schön, und wollt ihr würdig dichten,
So muß die Dichtung nicht auch die Natur vernichten:
Oft fliegt sie schwärmend auf, allein verflieget sich,
Und wird nicht wunderbar, nur abenteuerlich.
— — — — — — — — — — —
Wer immer malt und malt, und jeden Mückenfuß
In sein Gemälde bringt, malt uns zum Ueberdruß.
— — — — — — — — — — —
Hört auf, stets räthselhaft, in Sprüchen nur zu sprechen:
Warum soll jeder Satz den müden Kopf zerbrechen?
Nicht seicht fließ' euer Vers, nicht an Gedanken leer;
Er fließe klar dahin, obgleich von Golde schwer.
Soll Deutschland euer Haupt mit Lorbeer dankbar krönen,
So lasset euer Lied auch deutsch, nicht fremde tönen.
— — — — — — — — — — —
Auch der wird lächerlich, der nie wie Andre spricht,
Der bald ein schimmelnd Wort bejahrter Nacht entreißet,

Das Niemand itzt mehr kennet, bald neue werden heißet,
Die kühnsten Tropen häuft, versetzt, verstümmelt, wagt,
Und doch nicht schöner sagt, was Andre längst gesagt.
Ihr Deutschen, die erhitzt in meinem Tempel zanken,
Die Sucht, stets neu zu sein, in Worten und Gedanken,
Umschleicht wie eine Pest auch euer Vaterland.

Bodmer, der sich in der aus dem „Sieg des Liebesgottes" angeführten Stelle, so wie in der Epistel an Christ erkannte, war zu sehr von seiner eigenen Vortrefflichkeit überzeugt und zu kampflustig, als daß er jene Aeußerungen ungestraft hätte hingehen lassen können. Aber leider setzte er dem Dichter statt Gründen Verdächtigung entgegen: die unter seinem Einfluß stehenden „Züricher freimüthigen Nachrichten" brachten bald darauf einen Artikel, in welchem Uz der Unsittlichkeit beschuldigt wurde. Das Nämliche sprach Wieland, der damals in Zürich war und von Bodmer geleitet wurde, in den „Empfindungen eines Christen" (Zürich 1755) in noch derberer Weise aus. In der Zueignungsschrift an den Oberconsistorialrath Sack redet er nämlich von schwärmenden Anbetern des Bacchus und der Venus, die man an der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikuräischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der Jugend schlummern, völlig auszutilgen." Er fordert Sack auf „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten," und nennt als solche, die er weiterhin als „Ungeziefer" bezeichnet, nebst den Verfassern einiger wirklich unzüchtiger Dichtungen auch Uz, den er noch in einer späteren Stelle erwähnt, in welcher er behauptet, daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rech-

net, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte."

Dieser leidenschaftliche Ausfall Wielands war um so unverzeihlicher, als, wie gesagt, nur zwei oder drei Lieder des anspachischen Dichters Bedenken erregen konnten, und dieser seit dem Erscheinen derselben eine Reihe Oden veröffentlicht hatte, in denen sich nicht bloß die reinste Sittlichkeit, sondern auch tief religiöses Gefühl aussprach. Auch machte Wielands Angriff damals großes Aufsehen; alle Briefwechsel der damaligen Zeit erwähnen denselben. Wieland fand viele, die ihm aufs Wort glaubten, weil sie seiner christlichen Gesinnung vertrauten, wie es Caroline Lucius in einem Briefe an ihren väterlichen Freund Gellert gar naiv sagt. Doch versichert sie eben so naiv, daß sie an Uzens Gedichten großes Wohlgefallen gefunden und sich nicht erinnere, von denselben auf irgend eine Weise unangenehm berührt worden zu sein. In seiner Antwort sagt Gellert, auch er wisse gegen Uz Nichts zu sagen, als daß er meist von Liebe und Wein gesungen und sich in einigen Gedichten freie Stellen erlaubt habe; außerdem könne er sich keine Ursache denken, warum ihn Wieland so sehr heruntersetze.

Uz konnte die abscheuliche Verläumdung nicht ruhig hinnehmen; er sprach sich in einer poetischen Epistel an Gleim mit eben so viel Mäßigung als Entschiedenheit darüber aus. Er erzählt darin einen zweiten Traum, in welchem er Apollo und die Musen erblickte, zu denen ein Jüngling (Wieland) kam, und vor ihm die Anklage gegen Uz wiederholte, worauf die Muse die Vertheidigung des Angegriffenen übernahm, indem sie auch den heitern Scherz in der Poesie für berechtigt erklärte.

„Welch schwacher Geist, hör' ich die Muse sagen,
Will vom Parnaß die Grazien verjagen?

Ist Niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finstrer Kopf, dem Schwermuth Tugend scheint?
— — — — — — — — — — —
Ist's unerlaubt, die Sinne zu vergnügen?
Die Freude soll nicht über Sitten siegen;
Doch jeder Mensch, der sinnlich sich erfreut,
Ist nicht sogleich ein Sklav der Sinnlichkeit.
Der Weise darf ein Mädchen artig finden,
Die Schönheit sehn, die Schönheit auch empfinden,
Auf Blumen ruhn, und, wenn er edlen Wein
Mit Freunden trinkt, auch trinkend fröhlich sein.
Ihn darf, ihn muß, was reizend ist, entzücken:
Und was er fühlt, in Liedern auszudrücken,
Soll strafbar sein? Du schreist: er ist verdammt:
Doch dieser Mensch dient Gott in seinem Amt,
Lebt unbefleckt, auch wenn er jauchzt und singet,
Auch wenn sein Lied von Wollust sanft erklinget;
Und glaube mir, des Weisen Wollust sei
Mehr Tugend, Freud, als deine Schwärmerei."

Die Anklage, schloß sie ihre Rede, sei in der That nur eine Wirkung beleidigter Eitelkeit gewesen.

Man liest euch nicht; ihr werdet bös' und klagt,
Daß Niemand mehr nach guten Sitten fragt.

Hierob ergrimmt, habe sich der Jüngling, den Musen ewigen Haß schwörend, entfernt. An die Erzählung des Traumes knüpft Uz seine eigenen Betrachtungen über die gegen ihn geführte Anklage. Ich habe diese nicht verdient, sagt er,

„Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten;
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang."

Er habe, fährt er fort, von jeher es für Pflicht gehalten, Religion und Tugend auszubreiten, ja er habe selbst Lieder zum Lobe der Gottheit gedichtet, nur habe er sie noch nicht veröffentlicht, weil für einen solchen Gegen=

stand der gute Wille nicht hinreiche. Vortrefflich ist, was er hierauf über den Charakter des religiösen Liedes sagt, wobei er die Abwege richtig bezeichnet, in welche die „mizraimischen" oder wie sie auch genannt wurden, die „seraphischen" Sänger gerathen waren.

„Hier muß nichts kalt, nichts widrig, nichts gemein,
Muß alles groß und Gottes würdig sein.
Der Dichter soll des Volkes Herzen rühren,
Doch weise selbst, nicht folgen, sondern führen,
Und fern vom Wahn, der unsern Gott entehrt,
Ihn nicht verehren, ihn nur fürchten lehrt,
Die Poesie bis zum Begriff erheben,
Den uns Vernunft und Offenbarung geben,
Der ohne Schmuck der Fabeln mehr vergnügt,
Als Phantasie, die schwindlich sich verfliegt.
Sein heilig Lied entreiße sich dem Staube!
Doch muß er wahr, und wie der Christen Glaube,
Hoch ohne Schwulst, in edler Einfalt schön
Und rührend sein, und jedes Herz erhöhn!"

Sollte es nicht erlaubt sein, fährt er fort, auch in christlichen Gedichten dem guten Geschmack getreu zu bleiben, in welchem uns die Alten Vorbild seien?

„Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur.
Wie traurig ist's, daß Deutsche dich verlassen,
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft hassen!
Schmuck ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei:
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu."

Er werde, heißt es weiter, ihm getreu bleiben, wenn man ihn deshalb auch noch so sehr verhöhne. Doch wolle er jetzt schweigen und dem Streit aus dem Wege gehen, in welchem Thorheit schmähe und falscher Eifer schreie. Dann schließt er mit zwei Versen aus Wielands „Moralischen Briefen":

„In Augen, die nur drohn, und stets vor Eifer brennen,
Kann ich den milden Glanz der Tugend nicht erkennen."

Diese würdige Abfertigung der ungerechtesten Anklage, die jemals gegen einen harmlosen Dichter erhoben wurde, machte den besten Eindruck, nicht nur auf das Publicum, sondern selbst auf seine Gegner, und wir beeilen uns hinzuzufügen, daß Wieland, sowie auch Bodmer, später ihre maßlosen Beschuldigungen bereuten und sie in einer für sie wie für Uz ehrenvollen Weise zurücknahmen.

Diese Epistel an Gleim fällt allerdings in eine etwas spätere Zeit (1757), doch haben wir sie hier sogleich erwähnen wollen, um den Bericht von dem Zerwürfniß mit Wieland und Bodmer sogleich mitzutheilen. Uebrigens hatte die unerhörte Anklage Uz so mächtig ergriffen, daß er auch später auf dieselbe zurückkam und die Rechte des Dichters gegen die heuchlerische Frömmelei in Schutz nahm, so in einer Epistel an Kipping (1762) und noch in seiner letzten Dichtung, der Epistel an Weiße, in welcher er von der Poesie Abschied nahm (1767).

Der „Sieg des Liebesgottes" verwickelte den Dichter in eine zweite Streitigkeit, die wir ebenfalls sogleich erwähnen, jedoch als weniger wichtig, nur kurz berühren wollen. Der bekannte Vielschreiber Dusch, dessen „Schoßhund" in der Bibliothek der schönen Wissenschaften scharf beurtheilt worden war, und der Uz für den Verfasser der betreffenden Recension hielt, suchte sich an demselben durch eine leidenschaftliche Beurtheilung jenes Gedichts zu rächen. Uz antwortete darauf in dem Schreiben über eine Beurtheilung des „Siegs des Liebesgottes" und zeigte in überzeugender Weise, daß Dusch in seiner Beurtheilung von unbegründeten Voraussetzungen ausgegangen sei, auf die er seine Beweise gebaut habe, welche daher keine Beweiskraft hätten. Uebrigens erkannte auch Dusch sein Unrecht und erklärte, daß er jene Beurtheilung bereue.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß das Lehrgedicht „Die Kunst, stets fröhlich zu sein" (in vier Briefen), das er im Jahre 1760 bekannt machte, unter dem Einfluß des Streites mit Wieland entstanden sei; wenigstens weist der Inhalt des Gedichts darauf hin, indem er den Satz ausdrücklich hervorhebt, daß die sinnlichen Freuden nur dann strafbar seien, wenn sie den Menschen beherrschten oder zum Laster ausarteten, daß das unschuldige Vergnügen, wie die ganze Einrichtung der Natur beweise, unter die Endzwecke des Lebens gehöre. Uebrigens leidet das Gedicht bei vielen einzelnen Schönheiten doch im Ganzen an den Erbfehlern der didaktischen Poesien, wie schon Mendelssohn in seiner vortrefflichen Beurtheilung gründlich aus einander gesetzt hat, d. h. es wird die poetische Auffassung durch die überwuchernde Reflexion beinahe vollständig zurückgedrängt. Wir wollen daher bei demselben nicht länger verweilen, sondern zu denjenigen Dichtungen übergehen, welche ihm auf immer einen nicht geringen Rang in der deutschen Literatur gesichert haben. Er hatte schon im Jahre 1755 eine neue Ausgabe seiner lyrischen Gedichte veranstaltet und dieselben mit einem dritten und vierten Buche vermehrt (Anspach); dieselbe wurde im folgenden Jahre wiederholt (Leipzig 1756), im Jahre 1765 erschien eine vierte Auflage (Ebend.), welcher wiederum zwei neue Bücher beigefügt waren. Obgleich sich auch unter diesen neuen Gesängen manche finden, welche die heitere Lebenslust besingen, so sind diese doch in einem höheren Sinne gehalten, als die früheren, oder vielmehr, sie bewegen sich sämmtlich in dem höheren Ton, den er, wie bereits an seiner Stelle bemerkt worden ist, in einzelnen angeschlagen hatte. Aber er nahm in den spätern Gedichten einen noch höhern Schwung, und er schuf Oden, welche nach Form und Inhalt gleich groß-

artig waren und in denen sich eine wahre poetische Begeisterung kund gab. Es würden ihm selbst diejenigen unsere ungetheilte Bewunderung gewinnen, in denen er, seinem Vorbilde Horaz gleich, die erhabensten Lehren der Weisheit verkündigt, („Der wahre Muth", „Das Erdbeben" u. a. m.) oder wie in der „Theodizee" die Weisheit Gottes in der Weltregierung preist; noch größer aber ist er in den patriotischen Gedichten, in denen er sich zu einer Höhe der Gesinnung und Auffassung erhebt, die in der ganzen Zeit allein dasteht. Denn Klopstocks vaterländische Gedichte verlieren sich meist in Allgemeinheiten, in wesenlose Schwärmerei, Gleim geht nicht über den beschränkten preußischen Patriotismus hinaus; während Uz sich zur Idee des Gesammtvaterlands erhebt und sie mit eben so viel Klarheit und praktischem Sinn als wahrer Begeisterung auffaßt. Eines der schönsten Gedichte dieser Art, „Das bedrängte Deutschland", findet sich schon unter seinen frühesten Liedern. Wer wird nicht jetzt noch von der tiefgefühlten Klage ergriffen, die ihm beim Anblick des zerrissenen, von Bürgerkriegen zerfleischten Vaterlands entströmt, und an deren Schluß er, vielleicht der einzige unter den Millionen seiner Mitbürger, es wagt, das Wort Tyrann auszusprechen, das er deutlich genug auf die Fürsten seiner Zeit bezieht." Ihn kann selbst die Feldherrngröße Friedrichs, wie seine Zeitgenossen alle, wie insbesondere seinen Freund Gleim, nicht bestechen; dessen Siege können in ihm den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie gegen Deutsche erfochten wurden, weshalb er ausruft:

„Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen;"

weil die Siege des Königs so viele Wunden seien, die er den deutschen Völkern schlage. Den Fürsten, welche, statt ihre Völker zu beglücken, Wohlstand und Bildung zu ver-

breiten, dieselben durch Kriege erdrückten, stellt er den wahren Freund des Vaterlands entgegen, der, wie Timoleon, sein Leben dem allgemeinen Wohl widmet, ohne das Geringste für sich zu verlangen („Die wahre Größe"), den Patrioten, der, größer als Alexander und Cäsar, kein größeres Glück kennt, als sich für das Vaterland aufzuopfern („Der Patriot"). Und wie er die Fürsten zu tadeln wagte, so hatte er auch den Muth, sein Volk wegen seiner entwürdigenden Stellung zu tadeln, die es bei allen übrigen Völkern verächtlich machte („An die Deutschen"). So zeigen alle diese Gesänge eben so sehr von poetischer und patriotischer Begeisterung, als von klarer Einsicht in die politischen Verhältnisse, welche um so mehr zu bewundern ist, als er damals vielleicht der einzige war, der sie in ihrem wahren Wesen erkannte, jedenfalls der einzige, der seine freie Gesinnung so muthig auszusprechen wagte.

Nicht weniger beachtenswerth sind seine religiösen Lieder, welche das sechste Buch der lyrischen Gedichte bilden. Sie verbinden die größte Klarheit mit hohem lyrischem Schwung, und zeichnen sich durch Reinheit der Sprache und Wohlklang des Verses vortheilhaft vor den Gellert'schen aus. Zudem sind sie von dem tiefsten religiösen Gefühl eingegeben und sprechen vornemlich des Dichters feste Zuversicht auf die göttliche Güte, auf Gottes unmittelbare Leitung der Menschenschicksale aus.

Im Jahre 1763 wurde Uz, der bis dahin ohne Gehalt gewesen war, zum Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und Rath der Markgrafen von Anspach und Kulmbach ernannt, einer Stelle, die mit ansehnlichem Gehalt verbunden war, seine Zeit aber auch so ausschließlich in Anspruch nahm, daß er sich wenig mehr mit der Poesie beschäftigen konnte, und er ihr auch ganz

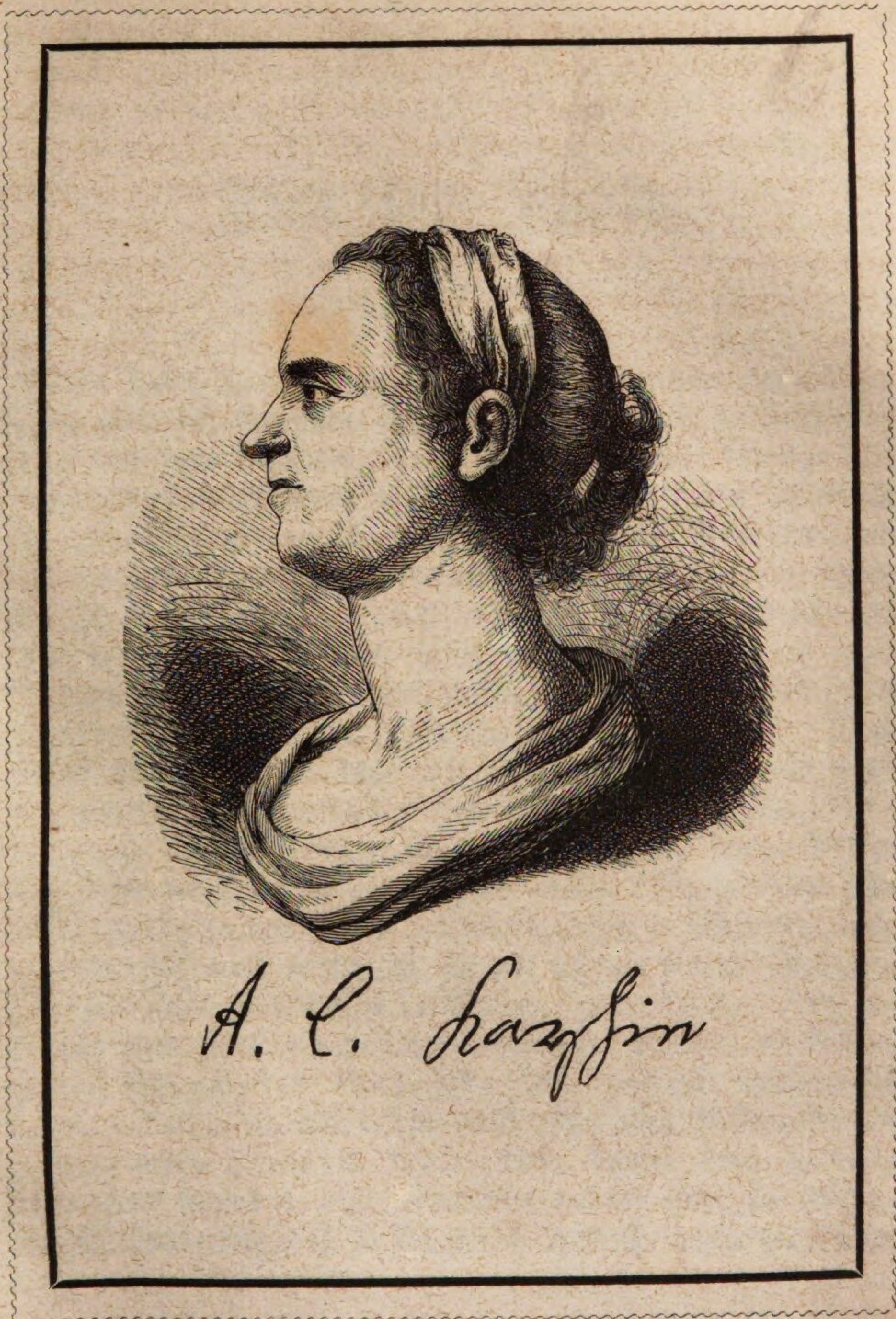
entsagte. Er sprach diesen Entschluß in der schon erwähnten Epistel an Weiße (1767) aus, und er hielt denselben unverbrüchlich, so sehr seine Freunde in ihn drangen, die mit so hohem Glück eingeschlagene Bahn nicht zu verlassen. Man hat behauptet, daß er von der Poesie Abschied nahm, weil er sich alt fühlte, es ist dies aber gewiß unrichtig; *) er that es offenbar nur aus Pflichtgefühl, weil er seiner neuen Stelle genügen wollte, die allerdings, wenn er sie pflichtgemäß verwaltet wollte, seine ganze Zeit in Anspruch nehmen mußte. Es kann darüber kein Zweifel obwalten, wenn wir bedenken, was er hierüber in der erwähnten Epistel an Weiße sagt:

„Ich muß den Helikon und das bekannte Rauschen
Des Haines, wo ich sonst auf manches Lied gedacht,
Und mit den Grazien gelacht,
Mit jenem Labyrinth des schlauen Rechts vertauschen,
Wo unter schreckenvoller Nacht
Die räubrische Chikane wacht;
Doch mürrischer Verdruß soll über mich nicht siegen.
Noch itzt entsagt mein Herz der weisen Freude nicht;
Denn edlen Seelen quillt Vergnügen
Selbst aus Erfüllung ihrer Pflicht.
Freund, einem Armen Recht zu sprechen,
Und, wenn die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen,
Ist göttlicher als ein Gedicht.“

*) Allerdings sagt er selbst in der Nachrede zur ersten Weiße'schen Ausgabe seiner Gedichte: „Es ist gewiß, daß unter allen Schriftstellern sonderlich die Dichter einen gewissen Zeitpunkt haben, wo sie zu schreiben aufhören sollen, es ist zu bedauern, daß sie unter allen am wenigsten diesen Zeitpunkt bemerken. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben, und in diesem Falle wird man es gerne sehen, daß ich jetzt aufhöre.“ Allein darin liegt sicherlich nicht das Geständniß, daß er sich zu schwach und alt fühlte, vielmehr könnte das Gegentheil daraus gefolgert werden.

Und so lebte er von nun an ausschließlich seinem Amte, das allerdings seine ganze Zeit in Anspruch nahm, da man ihm stets die schwierigsten und längsten Arbeiten zuwies. Doch nahm er später noch an zwei literarischen Unternehmungen Antheil, an der Uebersetzung des Horaz (Anspach 1773) zu er sich mit seinen Freunden Junkheim und Hirsch verband, und an der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs für Anspach, das er mit Junkheim gemeinschaftlich bearbeitete, und das sich unter den ähnlichen Erscheinungen der Art vortheilhaft auszeichnete.

Als die Markgrafschaft Anspach durch Aussterben der regierenden Linie an Preußen fiel, wurde er zum wirklichen geheimen Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt; er erhielt das Anstellungsdecret nur wenige Stunden vor seinem Tode: er war von einem Schlagfluße getroffen worden, an dessen Folgen er am 12. Mai 1796 starb.


A. L. Karschin

Anna Luise Karschin.

Anna Luise Karsch, nach dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit die Karschin genannt, wurde am 1. December 1722 auf dem Hammer, einer Meierei an der Grenze von Niederschlesien geboren, wo ihr Vater, Christian Dürbach, der den Hammer gepachtet hatte, nebst dem Ackerbau auch die Brauerei und eine Wirthschaft betrieb. Derselbe starb, als sie sechs Jahre alt war; und da die ganze Geschäftslast auf die hinterlassene Wittwe fiel, konnte diese ihrer Tochter die gehörige Aufmerksamkeit nicht widmen, was schon zu des Vaters Lebzeiten nicht möglich gewesen war. Zum Glück für das Kind kam um diese Zeit der Bruder ihrer Großmutter, der ehemalige Amtmann Fetke nach dem Hammer, um seine Schwester abzuholen, die nach seiner Gattin Tod ihm die Haushaltung führen sollte. Er gewann bald die kleine Luise lieb, deren seltene Anlagen er erkannte, weshalb er sich auch entschloß, sie mit sich an seinen Wohnsitz, dem Städchen Tirschtigel in Polen, zu nehmen. Der gebildete und gemüthreiche Oheim hatte die Freude, die Mühe, die er sich um das Kind gab, bald reichlich belohnt zu sehen. Luise, die bis dahin noch ohne allen Unterricht geblieben war, lernte in überraschend kurzer Zeit geläufig lesen und schreiben und entwickelte zudem einen so mächtigen Wissenstrieb, daß sie Alles las, was ihr unter die Hände

kam. Ihr Lieblingsbuch war aber die Bibel, und namentlich das Alte Testament, dessen Großartigkeit die phantasiereiche Seele des jungen Mädchens so sehr fesselte, daß sie oft Tage lang darin las. Ohne Zweifel weckte diese Lectüre das dichterische Talent der kleinen Luise, wenigstens darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Bilderreichthum ihrer späteren Dichtungen, der oft orientalische Schwung ihrer Gedanken in der Lectüre der Bibel ihren ersten Grund hatte. Da sie bald den ganzen Vorrath der in deutscher Sprache geschriebenen und für sie verständlichen Bücher erschöpft hatte (die Bibliothek des Oheims bestand meist aus lateinischen Werken), und sie diesen fortwährend bestürmte, sie mit neuen Dingen bekannt zu machen, fing er an, ihr Unterricht im Lateinischen zu geben, worin sie so rasche Fortschritte machte, daß der erfreute Oheim schon beginnen wollte, einen Schriftsteller mit ihr zu lesen, als ihre Mutter, die sich unterdessen wieder verheirathet hatte, sie abholte, um ihr in der Wartung und Pflege ihrer aus der zweiten Ehe entsprossenen Kinder behilflich zu sein. Der Abschied von dem geliebten Oheim, bei dem sie vier glückliche Jahre zugebracht hatte, erfüllte sie mit dem bittersten Schmerz, der auch durch die Entfernung und die Jahre nicht gemildert wurde, da sie in der Heimath den Frieden und das Glück nicht wieder fand, das ihr im Hause ihres Oheims geblüht hatte. Zwar verlegten ihre Aeltern später ihren Wohnsitz nach Tirschtigel, aber es war unterdessen der treffliche Oheim gestorben. Als die Kinder so weit herangewachsen waren, daß sie keiner Wartung mehr bedurften, wurden ihr drei Rinder anvertraut, die sie auf die Weide führen mußte. Die Zeit ihres Hirtenlebens war nächst den Jahren ihres Aufenthalts bei ihrem Oheim die glücklichste ihres Lebens. Sie konnte sich in der freien

Natur ihren Gefühlen ganz hingeben, die schon eine bestimmtere Gestaltung anzunehmen begannen. Das Einzige, was sie vermißte, waren Bücher; ein glücklicher Zufall verschaffte ihr, was sie immer so sehnlich gewünscht. Als sie einst eines ihrer Rinder suchte, das sich verlaufen hatte, fand sie einen Hirtenknaben, der, unter einem Baume sitzend, in einem Buche las. Sie setzte sich zu ihm; die gleiche Neigung zum Lesen machte die Beiden bald zu Freunden. Von nun an fanden sie sich alle Tage zusammen und der Hirtenknabe sorgte reichlich für Bücher, die er ihr nicht ohne Anmuth vorlas. Mit dem Sommer hörte freilich dieses Glück auf, aber ihr junger Freund versorgte sie auch im Winter mit Büchern, die sie freilich nur im Verborgenen lesen konnte, weil ihre Mutter diese Beschäftigung für verderblich hielt. So verlebte sie noch zwei Sommer; als sie sich aber ihrem 16. Jahre näherte, glaubte ihre Mutter, es sei Zeit, sie auch mit weiblichen Arbeiten und dem Hauswesen bekannt machen zu müssen, weshalb sie sie zunächst einer Müllersfrau anvertraute, welche einige Meilen von ihrer Heimat wohnte und die im Nähen und andern weiblichen Arbeiten sehr geschickt war. Sie lernte dieselben so rasch, daß ihre Lehrerin ihr schon nach einem Vierteljahre nichts mehr zu zeigen wußte. Nun wurde sie von derselben in unverantwortlicher Weise mißbraucht; sie mußte alle Dienste einer Magd verrichten und erhielt zudem kaum das nothdürftigste Essen. Als sie ungefähr ein Jahr dort war, wurde sie dem Unterrichte des Predigers übergeben, um sie für die Communion vorzubereiten. Auch während dieser Zeit, und selbst am Communiontage hatte sie die schmählichsten Mißhandlungen zu erdulden, so daß sich ihr Stiefvater, der sie bald darauf besuchte, nicht wenig wunderte, sie in solcher Sclaverei zu finden. Er ließ sie auch keinen

Tag länger dort. Kaum war sie wieder in der Heimath, als sie ihren Hirtenknaben wieder aufsuchte, der sie wieder mit Büchern, aber freilich größtentheils mit schon gelesenen versorgte. Es waren meist Volksbücher, „die schöne Melusine", „Kaiser Oktavianus", und ähnliche, oder auch Romane, wie die „Asiatische Banise". Hatten diese schon ihre lebhafte Phantasie mächtig angeregt, so gerieth sie in unbeschreibliches Entzücken, als sie durch Zufall im älterlichen Hause einige Blätter mit Versen über allerlei Gegenstände von dem bekannten Johann Franke fand. Sie hatte bis jetzt keine anderen Poesien gekannt, als die Lieder ihres Gesangbuchs; sie erstaunte daher nicht wenig, daß auch andere Gegenstände in Versen behandelt werden könnten. Diese Entdeckung machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie sogleich zu ihrem Hirtenknaben eilte, um ihm ihre Entdeckung mitzutheilen. „O wie glücklich wäre ich", rief sie aus, „wenn ich auch Solches machen könnte!" Und kaum hatte sie es gesagt, als die freudige Ahnung sie durchschauerte, daß es ihr gelingen würde. Sie machte sogleich ein Gedicht auf ihren Freund. Da dieser aber äußerst häßlich war, was sie jetzt erst bemerkte, als sie zu dichten begann, und ihre durch die Lectüre der Ritter- und anderer Geschichten aufgeregte Phantasie schönere Gestalten verlangte, wendete sie ihre Neigung dem wohlgebildeten Sohne eines Nachbarn zu, der nicht ohne Geist war und sogar Geschmack an der Poesie zu finden schien.*) Er erwiderte ihre Neigung, aber seine Mutter fühlte Widerwillen gegen die junge Dichterin und beleidigte in ihrem blinden Eifer sogar deren Mutter, die sich nun auch ihrerseits den Zu-

*) Trotzdem vergaß sie ihren ersten Freund nicht, dem sie immer mit herzlicher Liebe zugethan blieb. Es hat sich noch ein

sammenkünften der Liebenden widersetzte und daher auch gern ihre Einwilligung gab, als der Tuchweber und Tuchhändler Hirsekorn aus Schwiebus um Luise anhielt. Dieser war in der ganzen Umgegend als fleißig und ordentlich aber auch als geizig bekannt; auch hatte er sich in der That um die junge Dichterin beworben, weil er glaubte, daß sie tausend Thaler von ihrem Vater geerbt habe. Dies war allerdings der Fall; allein die Mutter, deren zweiter Mann sich dem Müssigang hingegeben hatte, war in ihren Umständen so sehr zurückgekommen, daß sie das Erbtheil ihrer Tochter hatte angreifen müssen, um ihr Hauswesen nicht ganz zu Grunde gehen zu lassen. Als ihn nun die noch nicht sechszehnjährige Frau statt der tausend nur hundert Thaler und eine nicht sehr bedeutende Ausstattung einbrachte, rächte er sich an ihr durch rohe Behandlung, für die er darin eine gegründete Entschuldigung fand, daß

Gedicht vom Jahre 1738 erhalten, das sie an ihn gerichtet hatte. Sie war damals 15 Jahr alt.

Neujahrswunsch an Joh. Christ. Gafre.

Geliebter Freund! Des Höchsten Güte
Schenkt abermals ein neues Jahr;
Drum bringt Dir mein erfreut Gemüthe
Die Pflicht ergebner Wünsche dar.
Wenn Zeiten, Tag' und Jahre schwinden,
So grünet die Beständigkeit;
Man wird sie stets im Flore finden,
Sie ändert sich nicht mit der Zeit;
Wenn sich verwechseln Jahr und Wochen,
So bleibt sie doch ununterbrochen.
Wo Redlichkeit und Tugend blühen,
Da ist die Falschheit schon verbannt,
Es heißt vergebens ihr Bemühen,
Sie findet einen Gegenstand,
Der ihr von lauter Treue saget,

die junge, unerfahrene Frau das Hauswesen nicht so führte, wie er es wünschte. Sie gab sich zwar die außerordentlichste Mühe, ihm zu Gefallen zu leben, und seinen Wünschen in allen Dingen zu entsprechen; allein da ihre Phantasie stets mit anderen Gedanken beschäftigt war, konnte sie eine gewisse Vergeßlichkeit nicht überwinden, welche ihren Mann oft so ganz aus aller Fassung brachte, daß er sie sogar mißhandelte. Unter diesen traurigen Umständen, in denen sie nur an der freundlichen Theilnahme ihrer Schwiegermutter einen Trost fand, gebar sie, noch nicht 17 Jahr alt, ihren ersten Sohn und im folgenden Jahre einen zweiten. Bei den vermehrten Bedürfnissen wuchs auch der Geiz ihres Mannes, der die größeren Auslagen an ihr ersparen wollte, daß sie oft nicht genug zu essen hatte, und er ihr, während sie ihr Kind stillte, nicht einmal einen Trunk Bier gönnte,

---

Und alle Flatterei verjaget.
Ich kenne schon Dein reines Wesen,
Du bist von zarter Kindheit an
Mein tugendhafter Freund gewesen;
Drum nimm die treuen Wünsche an,
Die zwar aus schlechter Feder fließen,
Und sich in diese Zeilen schließen:
  Der Geber aller guten Gaben,
Der Herr, von dessen Gütigkeit
Wir Seel- und Leibeswohlfahrt haben,
Der wolle bei erneuter Zeit
Dein Haupt mit Heil und Kraft belegen;
Er kröne Dich mit reichem Segen.
Er wende, was Dich kann betrüben,
Und schenke, was Dein Wohlsein mehrt;
Er stürze, die Dein Unglück lieben;
Und wenn er meinen Wunsch erhört,
Laß er Dich bald was Schönes wählen
Und viel vergnügte Jahre zählen.

während er selbst vor ihren Augen sich daran gütlich that. Diese Härte verleitete sie, ihm dann und wann einige Groschen zu nehmen, um sich etwas Bier dafür zu kaufen; aber der Geizhals bemerkte dies bald, und mißhandelte sie dafür; ja er mißhandelte sie sogar, wenn seine Mutter ihr Etwas zukommen ließ, weil er behauptete, daß sie dadurch verwöhnt werde. Sie ertrug dies Alles mit wunderbarer Geduld und Hingebung, weil sie ihren Mann trotz seiner unmenschlichen Härte wahrhaft liebte, und immer hoffte, daß er endlich ihre Liebe anerkennen würde.

Vielleicht wäre sie jedoch den Mißhandlungen erlegen, wenn ihr nicht nach der unter Thränen und Jammer zugebrachten Woche der Sonntag Ruhe und Trost gebracht hätte. An diesem Tage pflegte nämlich ihr Mann auszugehen, und erst spät zurückzukommen. Da flüchtete sie zu ihren Büchern oder schrieb die Verse nieder, die sie sich während der Woche ausgedacht hatte. Zufällig wurde ihr Talent in der kleinen Stadt und in der Umgebung bekannt; die Neugierde bewog die Leute, sie zu berufen und sich selbst von ihrer Gabe zu überzeugen, wobei sie gewöhnlich kleine Geschenke erhielt, die ihren Mann so sehr erfreuten, daß er dann freundlicher gegen sie wurde. Doch kamen solche Geschenke zu selten, als daß seine Freundlichkeit von Dauer hätte sein können.

Die Eroberung von Schlesien durch Friedrich II., für den die Dichterin schwärmerisch begeistert war*), wurde auch

*) Als die Preußen Schwiebus besetzt hatten, dichtete sie eine Satyre auf die Oesterreichische Regierung, in welcher sie ihre Bewunderung des großen Königs, den sie noch nicht offen zu loben wagte, mit feiner Wendung andeutete. Man erkennt darin schon Spuren vom gestaltenden Talent der Dichterin, weshalb wir sie hier mittheilen:

für sie verhängnißvoll. Ihr Mann hatte nämlich gehört, daß der König die Ehescheidung gesetzlich erlaubt habe, und er machte ihr daher den Vorschlag, als die ersten davon Gebrauch zu machen. So traurig ihr Leben an der Seite ihres Mannes war, so erfüllte sie dieser Vorschlag doch mit dem bittersten Schmerz, nicht nur weil nach der allgemein herrschenden Ansicht, die sie ebenfalls theilte, eine solche Trennung für sie schimpflich war, und sie zudem nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte (ihre Mutter hatte sich seitdem zum drittenmal und wiederum unglücklich verheirathet), sondern weil sie ihren Mann auch wirklich liebte. Ihre Bitten und Thränen blieben fruchtlos, und der harte

---

„Als Friedrichs große Macht in Schlesien marschiert,
Da bin ich gleichfalls mit als Volontär passirt.
Mich trieb der Vorwitz und die Neubegierde an,
So daß ich meinen Weg ein wenig seitwärts nahm.
Da ich mich von dem Marsch der Preußen abgetrennet,
Kam ich vor eine Stadt, die man Schwiebus benennet.
Und als ich im Begriff daselbst hineinzugehn,
Sah ich ein Frauenbild bei einem Baume stehn.
Sie ließ die Traurigkeit aus allen Mienen blicken;
Die Hände waren ihr gebunden auf den Rücken,
Die Augen thränenvoll, die Haare ganz zerstreut,
Und als ich näher kam, war's die Gerechtigkeit.
Ich fragte ganz bestürzt: Was ist Euch denn geschehen,
Madame, daß man Euch hier so betrübt soll sehen?
Wenn's nach den Rechten ging, so solltet ihr ja schon
Heut auf dem Rathhaus sein und bei der Session.
Ach! hob sie seufzend an, dem Himmel sei's geklaget,
Man hat mich schon vorlängst aus dieser Stadt verjaget.
Da lebt ein jeder so, wie es ihm selbst beliebt;
Das ist es, was mir jetzt so Geist als Herz betrübt.
Bemühet Euch, mein Freund, ein wenig umzusehen,
Da wird ein neues Haus vor jenem Thore stehen,
Da wohnt ein Herr vom Rath, ein Schalk in seiner Haut,

Mann trieb die Schändlichkeit so weit, daß er ihren Mangel an Erfahrung benutzte, um sie zur Annahme von Bedingungen zu überreden, die sie dem größten Elend überliefern mußten, da sie auf alles Vermögen Verzicht leistete. Nach ausgesprochener Ehescheiduug verließ sie mit einem kleinem Bündel, in welchem sie einige Kleidunsstücke zusammengepackt hatte, das Haus ihres hartherzigen Mannes, nachdem sie ihre zwei Söhne unter bittern Thränen umarmt hatte, und flüchtete zu ihrer Schwiegermutter, welche die Härte ihres Sohnes verabscheute und sie freundlich aufnahm, aber nur kurze Zeit bei sich behalten konnte. Nach einigen Tagen schied sie auch von ihr, sie verließ die Stadt,

---

Der mit Praktiken hat dies Häuschen aufgebaut.
Da geht der krumme Schalk: Seht, wie er speculiret!
Wie er Betrug und List in seinem Schilde führet!
Wie sieht er unter sich nach Art der falschen Welt!
Er sucht die Schlüssel zu der Bürger Gut und Geld.
Nun wollt' ich Euch noch mehr von dieser Gattung zeigen,
Doch, weil so Zeit als Ort mir jetzt besiehlt zu schweigen,
So sag' ich nur noch dies: Der Konsul und der Rath,
Die stimmen überein sowohl in Wort als That. — —
So bin ich denn hier aus der Stadt verjagt, verbannt,
Bin hier und überall fast keinem mehr bekannt!
Ich sprach: Seid nur getrost, man wird Euch wieder kennen
Und jedermann wird Euch sein Schatz und Freundin nennen,
Dem Könige gehört mit Recht das ganze Land;
Der, der wird Euch geben, das Schwert in Eure Hand;
Und ob gleich er noch ist in seiner Blüth der Jugend,
So find man doch an ihm das Muster aller Tugend.
Er liebet Frömmigkeit, die reine Gotteslehr,
Und mit ihm schickt ins Feld Gott selbst sein Engelheer.
Ich selber werde ihm auch dieses alles sagen,
Das, was Euch so betrübt, und was Ihr mir thut klagen.
Hofft immer nur getrost, indem ich weiter geh':
Indessen lebt vergnügt, ich sag' Euch Adieu."

ohne zu wissen, was sie anfangen, wo sie ihr Haupt niederlegen sollte. Als der Abend herankam, gelangte sie in ein Dorf, das zwischen Schwiebus und Tirschtigel, dem Wohnort ihrer Mutter, lag. Dort blieb sie und benachrichtigte diese von ihrem Elend. Das mütterliche Herz blieb nicht ungerührt; sie schickte ihr durch ihre Söhne von Zeit zu Zeit Trost und einige Unterstützung, und auch ihre Schwiegermutter ließ ihr zuweilen von ihrer Armuth zukommen. So kärglich sie leben mußte, so wirkte doch die Ruhe und der Friede wohlthätig auf ihr Gemüth; die Jugend und die Poesie erfüllten sie mit neuem Muth, den sie in manchem Trost- und Hoffnungslied aussprach. Und sie bedurfte allerdings unerschütterlichen Muths und Gottvertrauens; denn sie gebar nach einiger Zeit ihr drittes Kind, das der hartherzige Vater nicht anerkennen wollte, so daß ihr neue drückende Sorgen erwuchsen, da sie bis dahin kaum ihr eigenes Leben hatte fristen können. Nach einiger Zeit führte der Zufall einen Schneider, Namens Karsch, durch das Dorf. Die Dichterin befand sich mit ihrem Kinde in der Schenke, in welche er einkehrte; sie fiel ihm auf, er erkundigte sich nach ihr, und da er mit ihrem Schicksal Mitleiden fühlte, trug er ihr an, sie zu heirathen, um die Schande der Ehescheidung zu tilgen. So erwünscht ihr dieser Antrag auch sein mußte, so machte doch der junge Mann, auf dessen Gesicht sie die Neigung zum Trunk zu erblicken glaubte, einen so unangenehmen Eindruck auf sie, daß sie ihn an ihre Mutter verwies, in der Hoffnung, daß diese aus demselben Grunde ihre Einwilligung versagen würde. Diese aber, welche die Heirath für ein Glück ansah, weil ihre durch die Ehescheidung beschimpfte Tochter wieder zu Ehren gebracht wurde, und sie überdies hoffte, daß dieselbe dadurch auch in bessere Umstände kommen würde,

gab nicht nur ihre Einwilligung, sondern gebrauchte auch ihr mütterliches Ansehen, um die junge Frau, die ihren Widerwillen nicht besiegen konnte, zu bewegen, den Antrag anzunehmen, sich zu verloben, und sogleich ihrem Bräutigam zu folgen, der sich mit ihr und ihrem Kind nach Fraustadt begab, wo er sich niederließ, und sie bald darauf heirathete. Was sie befürchtet hatte, erwies sich bald als wahr: Karsch ergab sich immermehr dem Trunk, was bald zu den größten Mißhelligkeiten zwischen den beiden Gatten führte. Dazu kam, daß das Hauswesen immer mehr in Unordnung gerieth; denn obgleich die Dichterin durch Gelegenheitsgedichte und durch Briefschreiben ziemlich viel Geld verdiente, so auch mancherlei Geschenke bekam, besonders als sie nach zweijähriger Ehe eine Tochter gebar, so konnte sie doch nur wenig oder gar Nichts für sich und ihre Kinder verwenden, weil ihr Mann Alles vertrank. Das Elend nahm nach und nach so sehr zu, daß sie kaum die nothdürftigsten Kleider hatte, und daher auch nur in die Frühpredigten ging, und dann sich hinter einen Pfeiler versteckte, um nicht gesehen zu werden. Dies waren ihre glücklichsten Stunden, die sie dadurch zu verlängern suchte, daß sie zu Hause die angehörten Predigten in Verse brachte. Einmal kam sie auf den Gedanken, diese Arbeiten dem Pfarrer mitzutheilen; doch begnügte sie sich, dieselben in den Beichtstuhl zu legen, ohne ihren Namen beizufügen, weil sie sich ihrer Armuth schämte. Als sie dies einigemal gethan hatte, gab der Pfarrer, der darob neugierig geworden war, auf sie Acht, und redete sie an, nöthigte sie in sein Haus, und nahm sich ihrer voll Theilnahme an, als sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt hatte. Er verschaffte ihr mehrere ansehnliche Bekanntschaften in Fraustadt; Mitleid und Achtung vor ihrem Talent erwarb ihr Unterstützung; doch würde dies

nicht hingereicht haben, sie vor Mangel zu schützen, wenn ihr nicht ihre Dichtergabe das Mittel gegeben hätte, sich Etwas zu verdienen. Sie machte Gedichte, wo sich irgend eine Gelegenheit darbot, besang Hochzeiten, Kindtaufen, Namens- und Geburtstage, und bereiste sogar die umliegenden Dörfer und Städte, als das kleine Fraustadt ihr nicht mehr genügenden Erwerb gab. Da wanderte sie hinaus oft im fürchterlichsten Schneegestöber, bei der größten Kälte in einem dünnen Kleide, dem einzigen, das sie besaß, und mit einem Kinde auf dem Arm, nach einem vielleicht Meilenweit entfernten Ort, an welchem irgend ein Familienfest gefeiert wurde, bei dem sie mit ihrer Dichtergabe willkommen zu sein hoffte. Mit dieser wunderbaren Aufopferungskraft wäre es ihr gewiß gelungen, ihre Haushaltung mit Ehren durchzubringen, wenn ihr Mann seine Leidenschaft hätte beherrschen können. Aber da er immer Alles vertrank, was sie verdient hatte, ja selbst die Kleider seiner Kinder verkaufte, wenn er sich auf andere Weise kein Geld verschaffen konnte, um ins Wirthshaus zu gehen, so stieg das Elend von Tag zu Tag, das um so unerträglicher wurde, als es auch von häuslichem Zwist begleitet war, da sie sich nicht enthalten konnte, ihrem Manne Vorwürfe zu machen, und dieser sie in der Trunkenheit mißhandelte. Von dieser Zeit sagt sie in „Beloisens Lebenslauf", in welchem sie ihre eigene Lebensgeschichte erzählt:

„Sie (die Musen) geben mir Muth und Geduld
Und lehrten mich Lieder dichten
Mit kleinen Kindern auf dem Schooß.
Bei Weib- und Magd- und Mutterpflichten,
Bei manchem Kummer schwer und groß
Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und seiner Heldenschaar
Unsterblich grüne Kränze brachten,

Und hatte noch manch saures Jahr,
Eh', frei von andrer Pflichten Drang,
Mir Tage wurden zu Gesang."

Ihre Freunde riethen ihr, nach Glogau zu ziehen, wo sie bessere Gelegenheit finden würde, aus ihrem Dichtertalent Nutzen zu ziehen. Sie folgte diesem Rath (1755), und sie hatte es nicht zu bereuen; mit den ihr gegebenen Empfehlungen fand sie bald einige Familien, die sich ihrer annahmen. Aber das häusliche Elend nahm demungeachtet nicht ab, und da sie alle Hoffung verloren hatte, ihrem Mann die Trunksucht abzugewöhnen, trennte sie sich ohne gerichtliche Ehescheidung von demselben, was durch den Einfluß eines angesehenen Mannes vermittelt wurde, der Mitleid mit der Unglücklichen fühlte. Ihre Freunde in Glogau verschafften ihr Bücher, nach denen sie sich so sehr sehnte; sie lernte jetzt Horaz und Young kennen, was ihren Gesichtskreis nicht wenig erweiterte und ihr eine Fülle von neuen Gedanken gab. Sie brachte die Oden und Episteln Friedrichs in deutsche Verse, besang den König, für den sie leidenschaftliche Bewunderung empfand, und es waren zum Theil diese Lieder, welche ihr neue Freunde gewannen. Bald darauf nahm ihr Schicksal eine noch günstigere Wendung. Es hatte sich nämlich ihr Ruf so sehr verbreitet, daß sogar Fremde nach Glogau kamen, um die Dichterin kennen zu lernen und Verse von ihr zu erhalten. Entferntere traten wenigstens in Briefwechsel mit ihr, so die Generalin von Wreech in Berlin, welche die Veranlassung wurde, daß sie später in diese Stadt kam. Da sie lange keinen Brief von der Karschin erhalten hatte, ersuchte sie den Baron von Kottwitz, sich nach der Dichterin und ihren Verhältnissen zu erkundigen. Der Baron schickte seinen Bedienten zu ihr, und diese schrieb in dessen Gegenwart

sogleich einen Brief in Versen an die Generalin und einen andern an den Baron, der dadurch nicht wenig überrascht wurde, und sie sogleich am andern Tag zu sich kommen ließ. Ihre unansehnliche Tracht und noch mehr ihre Blödigkeit ließen ihn anfänglich zweifeln, ob es wirklich die Dichterin sei, deren Ruf bis in die Hauptstadt gedrungen war; allein da sie seine Anrede sogleich in einigen anmuthigen Versen beantwortete und dann in weniger als einer halben Stunde ein hübsches Gedicht auf ihn niederschrieb, erstaunte er nicht wenig über ihr Talent, und von da an bewies er ihr die rücksichtsvollste Theilnahme; er unterstützte sie auf eine zarte Weise, und nahm sie sogar auf ihre Bitte mit nach Berlin, wo sie vor den Verfolgungen ihres Mannes sicher zu sein hoffte. Ihre Freude darüber war so groß, daß sie Alles verschenkte, was sie besaß und Nichts behielt, als ihre Kleider und ihre beiden Kinder. Der edle Kottwitz sorgte schon auf der Reise für ihren Sohn, den er bei dem Amtmann seines Gutes unterbrachte; ihre Tochter durfte sie nach Berlin mitnehmen. Auf der ganzen Reise, auf der sie mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurde, schwamm sie in Entzücken; es kam ihr wie ein Wunder vor, daß sie, die bisher in den größten Entbehrungen gelebt hatte, die oft mühselig von Dorf zu Dorf sich hatte schleppen müssen, um ihrem Erwerb nachzugehen, nun in einer prächtigen Kutsche fahren, in den vornehmsten Gasthöfen übernachten, sich an den ausgesuchtesten Speisen sättigen, in den weichsten Betten schlafen konnte. Auch war sie in beständiger Aufregung; so oft sie allein war, fiel sie auf die Knie, um Gott für seine Gnade zu danken, für ihren Wohlthäter inbrünstig zu beten.

In Berlin, wo sie am 25. Januar 1761 ankam, beeiferte

sich Alles, was auf Bildung Anspruch machte, die Dichterin kennen zu lernen; sie wurde in die vornehmsten Häuser eingeladen, zu den gebildetsten Gesellschaften zugezogen, in denen sie jederzeit Proben ihres Talents geben mußte. Ob sie gleich damals schon 38 Jahr alt war, ein Alter, in welchem die Phantasie bei den meisten Menschen schon an Lebhaftigkeit und Feuer zu verlieren beginnt, zeigte sich bei ihr nicht nur keine Abnahme derselben, es schien vielmehr, als ob sie erst recht in der jugendlichsten Kraft aufzublühen anfange. Sie entwickelte eine wahrhaft wunderbare Productionskraft; wenn sie von Gesellschaft zu Gesellschaft gegangen und in allen über die mannigfaltigsten Gegenstände, die ihr vorgelegt wurden, Verse gemacht hatte, war sie so wenig erschöpft, daß sie, wenn sie spät Abends nach Hause kam, sich an ihren Schreibtisch setzte und mit ungeschwächter Kraft neue Gedichte hinwarf.

Bald lernte sie Ramler, Sulzer und Mendelsohn kennen, welche ihr Talent künstlerisch auszubilden suchten; aber wenn sie auch bei Ramler die Regeln des Versbaues erlernte, so war sie doch schon zu alt, und sie hatte schon eine viel zu entschiedene Richtung genommen, als daß ihr der Unterricht in den höhern Fragen der Aesthetik von Nutzen hätte sein können. Durch diese Freunde wurde sie auch dem stets hülfreichen Gleim empfohlen, der sie zu sich nach Halberstadt einlud, wo sie einige Monate verweilte, die zu den glücklichsten ihres Lebens gehörten. Sie fand an dem Domdechanten Freiherrn von Spiegel und Grafen von Stolberg-Wernigerode neue theilnehmende Freunde und Wohlthäter. Gleim bemühte sich, ihren Geschmack und Ausdruck weiter auszubilden, indem er sie mit den Dichtern des Alterthums bekannt machte. Die Liebenswürdigkeit des trefflichen Mannes machte einen solchen Ein-

druck auf sie, daß sie, obgleich schon 40 Jahr alt, die heftigste Neigung für ihn faßte, und ihm dieselbe so deutlich zeigte, daß er nicht wenig in Verlegenheit gerieth und es nur seiner Gewandtheit gelang, die Sache wieder ins Gleichgewicht zu bringen, ohne der Freundin wehe zu thun. Dagegen verdoppelte er seine Bemühungen, um ihr ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Er machte eine Auswahl aus ihren Gedichten, zu welcher Sulzer eine Vorrede schrieb, sammelte Subscriptionen, und hatte die Freude, ihr als Ertrag derselben nach Abzug der Kosten die Summe von 2000 Thalern in Gold zustellen zu können. Von Halberstadt aus machte sie einen Ausflug nach Magdeburg, wohin sie von der Gattin des Kommandanten von Reichmann eingeladen worden war. Mitten unter dem Waffengetümmel erwachte von Neuem ihre Begeisterung für den großen König, der damals im Felde war, mit neuer Stärke und sie dichtete einige Lieder auf ihn, die zu ihren besten gehören. Die Königin, die sich in der Festung befand, ließ sie mehre mal zu sich kommen; es erregte allgemeine Bewunderung, mit welcher Sicherheit und welchem Anstand sich die Dichterin in dem Hofkreise bewegte, sie, die noch einige Monate vorher in den dürftigsten und niedrigsten Verhältnissen gelebt hatte. Als sie nach Berlin zurückkehrte, erfuhr sie zufällig, daß ihr ältester Stiefbruder, den sie immer vor allen ihren Geschwistern lieb gehabt hatte, daselbst lebe. Sie suchte ihn sogleich auf, und die Freude, ihn nach so langer Zeit wieder zu sehen, und ihr gutes Herz verleitete sie zu einem Schritte, der ihren bisherigen Wohlstand und Frieden auf einmal zerstörte. Um nämlich immer bei ihrem geliebten Bruder sein zu können, und um ihr Glück mit ihm zu theilen, verließ sie die freie Wohnung, die sie im Hause des Barons von Kottwitz immer noch hatte, obgleich derselbe

schon seit langer Zeit Berlin verlassen hatte. Sie miethete eine kleine Wohnung, welche sie mit ihrem Bruder bezog, den sie ganz unterhielt, während derselbe sich mit seinem Handwerke ehrlich, wenn auch nothdürftig hätte durchschlagen können. Da ihre Ausgaben sich auf diese Weise bedeutend vermehrten, gerieth sie bald wieder in eine dürftige Lage, und sie mußte wieder zu der Verfertigung von Gelegenheitsgedichten ihre Zuflucht nehmen.

Im October 1763 wurde sie zum König Friedrich II. berufen, der von ihr gehört hatte. Sie hat ihre Unterredung mit demselben in folgenden Versen erzählt:

— — „Ich sagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich niederbeugte,
Wie mein Genie emporgestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regeln wüßte.
Er fragte drauf: Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenklang?
Held! sprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte, und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm? Da sagt' ich: Freunde müssen
Mich nähren; täglich geh' ich hin
Zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne sieht,
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter dir erzieht.
Ich sprachs, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben,
Nach meiner Wohnung fragt' er mich.
Monarch, sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zürntest, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer dächtest
Wie einen Winkel der Bastille zu Paris,
In welche Ludwig viele Menschen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu.

Der König lachte laut, und ich? — Beherzt und frei,
Wie eine Römerin, zog ich der Stirne Falten
Sanft auseinander, ja, und lachte mit,
Wie einer, der ein Brett hat in dem Meer erhalten.
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt, er werde mir das Leben sorglos machen,
Und alle Musen sprechens nach."

Sie hatte bei ihrer neuen Einrichtung auf dieses Versprechen gerechnet, aber der König machte ihr nur ein Geschenk von 50 Thalern.

Ihre Lage wurde bald noch drückender, als der Herr von Kottwitz starb, und sie in Folge dessen ihren Sohn zu sich nehmen mußte. Zwar wurde derselbe bald darauf von einem ungenannten Wohlthäter wieder versorgt, aber ihre Unbesonnenheit legte ihr bald darauf eine neue Last auf. Ihre grenzenlose Liebe zu ihrem Stiefbruder gab ihr den unglücklichen Gedanken ein, ihm ihre Tochter, deren Erziehung der reiche menschenfreundliche Arzt Stahl übernommen hatte, zur Frau zu geben, obgleich dieselbe noch kaum mannbar war. Ihr Bruder hatte zwar durch ihre Vermittlung ein kleines Amt erhalten, doch reichte dieses nicht hin, eine Frau zu ernähren, und so mußte sie auch für diese zweite Haushaltung sorgen. Uebrigens fühlte sich ihre Tochter, die ihren Mann wider Willen geheirathet hatte, unglücklich, und ließ sich auch nach einigen Jahren scheiden. Eine zweite Ehe, die sie bald darauf einging, fiel nicht glücklicher aus, und endigte ebenfalls mit einer Scheidung. Sie nahm mit ihrem Sohne, den sie in zweiter Ehe geboren hatte, ihre Zuflucht zu ihrer Mutter, wodurch deren Lage immer bedenklicher und gedrückter wurde, um so mehr als nach und nach die Theilnahme erkaltete, die sie Anfangs erregt hatte. Da wendete sie sich wieder an den König, der ihr bei der Uebersendung der erwähnten 50 Thaler hatte

sagen lassen, daß sie sich später wieder melden solle. Sie bat ihn wiederholt um ein kleines Haus, erhielt aber nur unbedeutende Geschenke an Geld, und auf einen ihrer letzten Briefe im Jahre 1773 sogar nur zwei Thaler durch die Post mit der Bemerkung: „Zwei Thaler für Deutschlands Dichterin." Sie schickte dieselben wieder zurück und begleitete sie mit folgenden Zeilen:

Zwei Thaler gibt kein großer König!
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück:
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum gab' ich es zurück.

So unerhört diese Kühnheit war, so hatte sie doch keine nachtheiligen Folgen für sie, aber eben so wenig wurde ihr eine größere Gabe zu Theil. Als sie zehn Jahre später den König nochmals um ein Haus bat, erhielt sie drei Thaler von ihm, für welche sie mit den folgenden Versen quittirte:

Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen. —
Der Monarchbefehl ward traun!
Prompt und treulich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbaun.
Sonst bestellt' ich ohne Graun
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten,
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Uebrigens ertrug sie ihre gedrückte, öfters sogar traurige Lage mit bewundernswürdigem Muth. Wenn sie auch hie

und da klagte, so konnte sie doch selbst der bitterste Mangel nicht niederbeugen; sie verlor keinen Augenblick das Vertrauen auf die Güte Gottes, und fand unerschütterlichen Trost in der Erinnerung an die glücklichen Tage, die sie erlebt hatte. Eben so wenig verlor sie je den Glauben an ihre Freunde, denen sie auch mit ungeheuchelter Dankbarkeit zugethan blieb, wenn sie sie zu vergessen schienen. Das geringste Geschenk, das man ihr machte, jedes freundliche Wort, das man an sie richtete, erfüllte ihre Seele mit den dankbarsten Empfindungen, und konnte sie so glücklich machen, daß sie darob allen Kummer und alles Elend vergaß. Sie hatte auch in ihrem hohen Alter das, was man ein kindliches Gemüth zu nennen pflegt.

Ihr sehnlicher Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen, wurde doch endlich erfüllt. Der Nachfolger Friedrichs II. ließ ihr bald nach seiner Thronbesteigung auf Bitten der Prinzessin Friderike, nachmaligen Herzogin von York, eines bauen.*) Sie konnte es kaum erwarten, bis sie es beziehen könne, sie kränkelte schon seit einiger Zeit, und fühlte, daß sie nicht mehr lang zu leben habe. Sie bezog es daher, ehe es noch hinlänglich ausgetrocknet war. Die Feuchtigkeit vermehrte ihre Schwäche; doch erhielt sie die Freude noch aufrecht, und sie fühlte sich um so glücklicher, als sie auch wieder mehr Theilnahme fand. Trotz ihrer Schwäche reiste sie noch im Jahre 1791 nach Frankfurt a. d. O., wo

---

*) Der durch das Religionsedikt berühmt gewordene Geheime Rath von Wöllner glaubte, diese Gnadenbezeugung der Dichterin in Versen mittheilen zu müssen. Er schrieb ihr:

„Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir!“

ihr Enkel studierte, der die Freude ihres Alters war, und dessen Abwesenheit sie nicht ertragen konnte. Von dort aus wollte sie nach ihrer Vaterstadt Tirschtigel reisen, wo ihr ein ehrenvoller Empfang zugedacht war, denn die Einwohner waren jetzt stolz auf ihre Mitbürgerin, die sie ehemals verachtet, oder mit Gleichgültigkeit behandelt hatten; aber ihre Schwäche nahm so zu, daß sie fast zwei Monate lang das Bett hüten mußte. In diesem Zustande schrieb sie noch ein Gedicht auf die Abreise der Herzogin von York, das einige gelungene Stellen hat. Aber es war dies ihre letzte Dichtung. So schwach sie sich fühlte, so wollte sie doch der Vermählung der Herzogin beiwohnen; sie reiste daher am 30. September nach Berlin zurück; ihre Kraftlosigkeit nahm aber nach ihrer Ankunft außerordentlich schnell zu, und sie starb bald darauf am 12. October 1791 in einem Alter von beinahe 69 Jahren.

Wenn wir bei der Lebensgeschichte der Dichterin länger verweilten, als die Bedeutsamkeit ihrer Dichtungen zu verdienen scheint, so mag dies zunächst in den merkwürdigen Lebensumständen selbst seine Rechtfertigung finden, dann aber auch und vornehmlich, daß wir erst durch die genaue Kenntniß der Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war und späterhin lebte, in den Stand gesetzt werden, sie und ihre Dichtungen richtig zu beurtheilen. Eben weil man weder auf den eigenthümlichen Gang ihrer Entwickelung, noch auf die eigenthümliche Richtung ihres Talents gebührende Rücksicht nahm, ist man meist ungerecht gegen sie gewesen; außer Herder*) wüßten wir Niemanden zu nennen, der sie billig beurtheilt hätte, selbst Lessing nicht ausgenommen.**) Aber auch Herder hat das nicht erkannt,

*) Werke zur schönen Literatur 20, 338 ff.
**) In den „Literaturbriefen" 17, 123 ff.

worauf es ganz vorzüglich ankommt. „Will man von den Gedichten unserer Sängerin mit einiger Billigkeit reden", sagt er in der angeführten Stelle, „so muß man in ihnen Natur und Kunst unterscheiden. Alle reinen Empfindungen über Gott, Vorsehung, über die Schicksale und Erfahrungen ihres eigenen Lebens, über Menschenpflichten, über sich selbst, so wie auch über große Situationen der Menschheit, insonderheit im Krieg, beim Brand, in Hunger, Kummer und Elend, über tröstende Hoffnungen der Religion u. s. w. setze ich in die Sphäre ihrer hohen und starken Naturempfindungen. Die meisten, auch spät geäußert, stammen bei ihr aus Jahren ihrer Kindheit und Jugend her; sie gaben ihrer Muse die wahrsten Bilder, die treffendsten Ausdrücke, und sind oft mit Flammenschrift geschrieben." Aber, fährt er fort, man wird ausgebildete Kunst in ihren Liedern nicht suchen dürfen, sie kennt keines der Mittel, deren sich Horaz oder andere große Lyriker mit so mächtiger Wirkung bedienten. Und das war es eben, was ihre Beurtheiler an ihr vermißten, was sie ihr aufdringen wollten, was aber, wenn sie sichs wirklich angeeignet hätte, ihre ganze Eigenthümlichkeit hätte vernichten, den Schwung ihrer Phantasie unbedingt hätte lähmen müssen.*) Sieht man von dieser ungeeigneten Forderung ab, so wird man ein ganz anderes Bild von der Dichterin gewinnen, die man so ganz un-

*) Sulzer, der sich nebst Ramler und Gleim die größte Mühe um ihre künstlerische Ausbildung gab, verzweifelte endlich daran. „Die Karschin" schrieb er an Bodmer, „fährt noch fort, mich durch ihr außerordentliches Genie in Verwunderung zu setzen; aber es wird Nichts mehr aus ihr, als was sie gegenwärtig ist. Es sind ingenii vividissimi; und sie ist zu alt noch zu lernen und nach Grundsätzen zu denken. Man kann ihr keine Ideen angeben; was ihr gelingen soll, muß in ihrem Kopf erzeugt sein."

passend die deutsche Sappho nannte, weil man sie gegen ihre Natur zu einer solchen machen wollte, ob sie gleich mit dieser weder in ihrem Leben, noch in ihrer Gemüthsstimmung, noch in ihrer geistigen Ausbildung die geringste Aehnlichkeit hatte.

Selbst die härtesten Beurtheiler der Karschin haben zugestehen müssen, daß sie eine unerschöpfliche Productionskraft hatte, die sich beinahe an die fünfzig Jahre ungeschwächt erhielt, und zwar unter Umständen, die hundert andere Talente vernichtet hätten. Und wir rechnen zu diesen erdrückenden Verhältnissen nicht bloß die unglücklichen Jahre, in denen sie im trostlosesten Elend schmachtete, sondern auch die glücklicheren Zeiten in Berlin, wo ihre Dichtergabe beinahe stündlich in Anspruch genommen wurde, so daß sie kaum zu Athem kommen konnte. Wir wundern uns nicht, daß sie unter solchen Umständen manche gehalt- und formlose Reimerei niedergeschrieben hat; vielmehr wundern wir uns, daß sie in dieser Zeit eine Reihe der schönsten Dichtungen zu schaffen im Stande war.

Dies war nur möglich, weil ihr eine große Fülle poetischer Gedanken zu Gebote stand, die sie mit wunderbarer Leichtigkeit beherrschte, daß sie selbst in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen eine poetische Seite zu finden fähig war, daß sich ihr die bedeutendsten und wirkungsvollsten Bilder ungesucht darboten, und daß sie endlich eine Gewandtheit in Behandlung der Sprache und des Reimes besaß, die an das Wunderbare grenzte. Viele ihrer Oden und Lieder sind in der Auffassung und Behandlung des Stoffes, bei dem Reichthum an großen, ja selbst erhabenen Gedanken, bei der hinreißenden Kraft der Sprache von außerordentlicher Wirkung. In manchen ist sogar die Composition unübertrefflich, wenn man bei ihr von Composition reden kann,

da ihre Gesänge ihr gleichsam unbewußt entquollen. Von vielen Oden, die in dieser Beziehung erwähnt werden könnten, heben wir bloß die „An Gott bei dem Ausruf des Friedens hervor“:

„Was hör ich? rauschen goldne Flügel,
Posaunet in zertheilter Luft
Ein Seraph, welcher über alle Grabeshügel
Daher fährt und die Todten ruft?

Was reißet mich empor? Ich fühle
Den nahen Himmel; bin ich schon
Hoch über der Gebirge Gipfel, über Stühle
Der Scepterführer weggeflohn?

Hör' ich, du Gott der Erdengötter,
Dich loben durch den ganzen Raum
Der neuen Schöpfung, selbst von deines Glanzes Spötter,
Der deine Wunder nannte Traum?

Erblick' ich Miriaden Sterne
Um deines Sonnenthrones Fuß?
Hellleuchtend, daß davor ich zitternd in der Ferne
Mein Angesicht bedecken muß?

Horch' ich erstaunt dem hohen Liede
Der Sänger deines Namens zu?
Gott! welch ein Saitenspiel! Es tönet Friede! Friede!
Und, Kronengeber, den gibst du!

Du lässest deinem Volke wieder
Die Ruhe schmecken, rufest laut
Uns aus dem Schmerzensschlaf zum Jubel neuer Lieder
Bei den Altären, dir gebaut.

Wir lagen, gleich den Blumenstengeln,
Wenn sie der Nordost niederbeugt;
Du hebst uns auf, und hörst dein Lob von allen Engeln,
Wenn unsre stumme Freude schweigt.

„Welch eine süße Trunkenheit der Freude!“ sagt Herder über dieses Gedicht. Hienieden wird der Friede ausgerufen; aber aus dem Munde der Menschen hört ihn die Dichterin nicht. Auf den Schwingen des Seraphs hebt sie sich über Sonnen und Sterne empor und vernimmt den Ausruf: Friede! aus dem Saitenspiel der Seligen, ja aus dem Munde Gottes selbst. Ein Blick auf die Erde hienieden endet das Lied in der erhabensten Andacht stummer Freude.“ —

Wir haben oben gesagt, daß selbst Herder, der die Dichterin jedenfalls am Billigsten beurtheilt hat, indem er mit Recht von allen Anforderungen absah, die man an einen Kunstdichter zu machen berechtigt ist, die Eigenthümlichkeit ihrer Poesie nicht vollständig erkannt habe. Diese bestand aber offenbar darin, daß Alles, was die Karschin dichtete, Eingebungen des Augenblickes war, daß sie in der That Alles improvisirte. Denn wenn sie auch weit aus das Meiste nicht mündlich mittheilte, was allerdings den Improvisator charakterisirt, sondern niederschrieb, so geschah es in so kurzer Zeit, so ohne alles Nachdenken und Besinnen, daß sie es gewiß eben so gut mündlich hätte sagen können. Nur Sulzer erkannte die wahre Natur ihres Talents, ohne jedoch die rechte Bezeichnung für dasselbe finden zu können. In dem schon angeführten Briefe an Bodmer sagt er: „Eine einzige rührende Idee setzt sie plötzlich ins Feuer; dann schreibt sie ganz schnell hin, was ihr Geist ihr eingibt, folgt ihren Gedanken und den Ausschweifungen ihrer Einbildungskraft ohne alle Ueberlegung; und so entstehen oft sehr schöne Oden und Lieder in so viel Zeit als nöthig ist, sie niederzuschreiben.“ Betrachtet man aber, wozu man gewiß das vollste Recht hat, ihre Dichtungen als Improvisationen, so wird man noch viel eher Ursache

haben, dieselbe zu bewundern, man wird über die Größe und den Umfang ihres Talents erstaunen, und tief beklagen, daß ihr keine Gelegenheit ward, dasselbe zu pflegen und zu entwickeln. Der Improvisator bedarf vor Allem eine reiche Fülle von Stoffen, die er in einem bewegten und an Erfahrungen reichen Leben, sowie in der Aneignung vielseitiger Kenntnisse gewinnen kann; beide Quellen waren der Karschin verflossen. Denn wenn sie auch in verschiedene Lagen gerieth, mit dem mannigfaltigsten Elend zu kämpfen hatte, so waren die Verhältnisse, in welchen sie lebte, doch bis zu ihrer Reise nach Berlin äußerst beschränkt, und zudem waren sie sich immer gleich. So gab ihr die äußere Welt wenig; sie mußte alles aus sich selbst schöpfen, und wir müssen es gewiß bewundern, daß diese Quelle so lange und so reichlich floß. Noch wunderbarer ist es, daß die Dichterin, die in der Kraft ihrer Jahre und ihres Talents beinahe keine andern Stoffe zu behandeln hatte, als Verlobungen, Hochzeiten, Taufen, Geburtstage u. dergl. und zwar für Persönlichkeiten, die auch nicht den geringsten Anlaß zu poetischer Erhebung boten, in diesen Erbärmlichkeiten nicht zu Grunde ging; daß, als sie in bessere Verhältnisse kam und sich ihr ein reicheres Leben eröffnete, ihr Talent mit jugendlicher Kraft hervorbrach, ob sie gleich damals schon beinahe 40 Jahr alt war.

Just Friedrich Wilhelm Zachariä.

Als Mitglied der Leipziger Dichterschule, als einer derjenigen, durch welche späterhin Braunschweig ein Mittelpunkt der deutschen Literaturbestrebungen wurde und endlich als der Hauptrepräsentant einer in der ganzen Zeit äußerst beliebten poetischen Gattung verdient Just Friedrich Wilhelm Zachariä selbst neben den größeren Talenten seiner Tage genannt zu werden. Am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen in Thürigen geboren, zeigte er schon auf der Schule nicht gewöhnliche Anlagen und insbesondere Neigung zur Dichtkunst. Seit 1743 in Leipzig, um die Rechte zu studieren, widmete er den größten Theil seiner Zeit dem Studium der schönen Literatur und eigenen poetischen Arbeiten, die Gottsched so hoch schätzte, daß er denselben näher an sich zu ziehen suchte und die Veröffentlichung seines „Renommisten" in den „Schwabe'schen Belustigungen" veranlaßte. So sehr dies den jungen Dichter schmeicheln mußte, so war er doch bereits so selbstständig, daß er keinen Anstand nahm, sich dem Verein anzuschließen, der sich in Leipzig in stiller, aber nicht weniger wirksamen Opposition gegen Gottsched gebildet hatte: er wurde ein thätiger Mitarbeiter der „Bremer Beiträge", deren weitgreifender Einfluß in diesem Werke schon öfters besprochen wurde. Nach dreijährigem Aufenthalt in Leipzig ging er 1747 nach Göttingen, und 1748 nach

Braunschweig, wo er zum Hofmeister am Karolinum ernannt worden war. Seine Kenntnisse und seine Lehrgabe erwarben ihm im Jahre 1761 die Ernennung zum Professor der Dichtkunst an der nämlichen Anstalt, neben welchem Amte ihm ein Jahr später die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses, so wie über die Braunschweigischen Intelligenzblätter, mit welchen die Herausgabe der „Gelehrten Beiträge" verbunden war, übertragen wurde. Er gab diese zuletzt genannten Aemter im Jahre 1764 wieder auf, übernahm aber dagegen von 1768 bis 1774 die Redaktion der „Neuen Braunschweigischen Zeitung", in welcher die meisten Beurtheilungen neuer Schriften von ihm herrühren. Im Jahre 1775 erhielt er ein Kanonikat bei dem St. Cyriakstifte in Braunschweig, konnte sich aber seiner verbesserten Stellung nicht lang erfreuen, da er schon am 30. Januar 1777 starb.

Zachariä bearbeitete vorzüglich die komische Epopöe, welche durch die bemerkenswerthen Leistungen der Engländer (Pope's Lockenraub) und der Franzosen (Boileau's Pult) auch in Deutschland beliebt worden war. Sein erstes Gedicht in dieser Gattung, „Der Renommist", das er noch in Leipzig verfaßte, ist auch rücksichtlich der Wahl des Stoffes das bedeutendste. Es war ein sehr glücklicher Griff, daß er das Studentenleben seiner Zeit poetisch zu vergegenwärtigen unternahm, und zwar wie es sich nach einer zwiefachen Seite ausgebildet hatte: das rohe, ungeschlachte, das in Jena seinen Hauptsitz hatte, und das feine, elegante, französirende, wie es vorzüglich in Leipzig erschien. Es wird deshalb immer von Werth bleiben, weil es, wie Goethe ganz richtig bemerkt, ein schätzbares Dokument ist, woraus die damalige Lebens- und Sinnensart anscheinlich hervortritt. Die Ausführung läßt freilich viel zu wünschen übrig;

der Dichter kopirte darin seine englischen Vorbilder zu sklavisch, denen er die schwächlichen und langweiligen Maschinen, die Sylphiden und Aehnliches mehr entlehnte, welche in keinem innern und nothwendigen Zusammenhang mit der dargestellten Handlung stehen, weil ihnen alle Realität fehlt. Noch entschiedener lehnt sich „Das Schnupftuch", das zu seiner Zeit für das beste Werk des Dichters gehalten wurde, an den Lockenraub von Pope, steht diesem aber unendlich nach, weil ihm die gesellschaftliche Eleganz fehlt, die den Hauptwerth des englischen Gedichts bildet. „Die Verwandlungen" stehen noch weit tiefer, weil sie zudem ohne bedeutenden Gehalt sind. Zwar wäre die zum Grunde liegende Idee so übel nicht (es sollen nämlich die verschiedenen Gattungen von männlichen und weiblichen Gecken geschildert werden), aber es tritt dieselbe nicht kräftig genug hervor. Unzweifelhaft das beste ist „Der Phaeton", der auch schon in der Form den andern vorzuziehen ist, weil er darin die steifen Alexandriner mit dem beweglichen Hexameter vertauscht. Auch ist der Dichter darin im Gebrauch der Maschinen glücklicher, als im Renommisten, da er sie sparsamer einführt*) und sie zudem mehr episches Leben haben, weil sie nicht bloß allegorischer Natur sind, sondern zum Theil wenigstens auf dem Volksglauben beruhen und daher mehr Anschaulichkeit und poetische Wahrheit gewähren. „Die Lagosiade", „Murner in der Hölle" und „Hercynia" bieten nur einzelne Schönheiten, sind dagegen als Ganzes betrachtet ohne Bedeutung. —

Zachariä versuchte sich auch in der beschreibenden Poesie. „Die Tageszeiten, ein malerisches Gedicht", erhielten bei

*) Es sind deren nur zwei, der Neid und die Seenixe; im Renommisten erschienen die Galanterie, die Mode, Leipzigs Schutzgeist, der Gnom Pandur und der Kaffeegott.

ihrem Erscheinen großen Beifall, doch erkannte man bald, daß seine Naturschilderungen sich nicht über die gemeine Wirklichkeit erhoben. Eben so wenig poetischen Werth haben „Die vier Stufen des weiblichen Geschlechts" (wie „Die Tageszeiten" in Hexametern), in denen sich jedoch viele gute und edle Gedanken finden. —

Seine lyrischen Dichtungen haben mehr wegen ihres leichten Flusses und ihres Wohllauts, als wegen der Tiefe ihres Gehalts zu ihrer Zeit Anerkennung gefunden. Großes Verdienst erwarb er sich dagegen durch eine (nicht vollendete) Sammlung älterer Dichter: „Ausgewählte Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit histor. Nachrichten und kritischen Anmerkungen (Braunschweig 1766—1778, 3 Bde.; der 3. Band von Eschenburg), wobei nur zu bedauern ist, daß die mitgetheilten Gedichte nicht mit diplomatischer Genauigkeit wiedergegeben sind. Eine Frucht dieser Arbeit waren die „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier (Braunschw. 1771), deren Stoff er übrigens ebenfalls meist aus dem älteren Dichter entlehnte. Seine sämmtlichen „Poetischen Schriften", welche auch die mißlungene Uebersetzung von Miltons „Verlorenem Paradiese" enthalten, erschienen in 9 Bänden zu Braunschweig 1763—1765 und ohne Miltons Gedicht in zwei Theilen ebend. 1772.



Ramler.

Karl Wilhelm Ramler.

Kaum gibt es einen Dichter, über den so abweichend, ja entgegengesetzt geurtheilt wird, als Ramler. Während ihn seine Zeitgenossen den deutschen Horaz nannten und ihm eine der hervorragendsten Stellen unter den deutschen Dichtern der Zeit anwiesen, wird ihm von den Neueren mit wenigen Ausnahmen alles dichterische Talent abgesprochen und es wird sogar seine Bedeutsamkeit als Kritiker geläugnet, die selbst ein Lessing willig anerkannte. Bei so widersprechenden Ansichten ist es schwer, zur Wahrheit zu gelangen; vielleicht gelingt es uns, derselben wenigstens näher zu kommen.

Karl Wilhelm Ramler, geb. am 15. Februar 1725*) zu Colberg, trat als zehnjähriger Knabe in das Schinmayersche Waisenhaus zu Stettin. Er versuchte schon damals, Verse zu machen. Es war ihm nämlich das „Irdische Vergnügen in Gott" von Brockes in die Hände gekommen und hatte den lebhaften Geist des Knaben so mächtig ergriffen,

*) Seine sechzigjährige Mutter sagte ihm einst: „Ich reisete mit deinem Vater neun Monate vor deiner Geburt aufs Land, mehr der Nachtigallen als des Gesundbrunnens wegen." Darauf bezieht sich der Anfang der Ode „An seinen Freund Lycidas":

„Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallenchör' empfing."

daß er es unternahm, in der Weise des Hamburger Dichters den Frühling zu besingen. Der Versuch muß nicht schlecht ausgefallen sein, da ihm sein Lehrer sagte: „Er ist ja ein Poet, mache Er doch Verse aus biblischen Sprüchen!" Voll Freude über diesen unerwarteten Ehrennamen,*) ergriff der zehnjährige Knabe die Bibel, und wählte sich eine Stelle aus den Psalmen Davids, und eine aus dem Propheten Jesaias, und brachte sie in Reime. Im Jahre 1740 kam er in das Hallische Waisenhaus, wo man seiner Neigung zur Poesie eine Richtung zu geben suchte, die dem damaligen Charakter der Anstalt angemessen war. „Aber von allen Anleitungen, die er hier erhielt," sagt sein Biograph Göckingk, „und die seines Geistes Flug hätten lähmen müssen, nahm er bloß an denen Theil, welche ihn zur Mythologie, zum Verstehen eines Dichters überhaupt oder zu mechanischen Uebungen der Prosodie führten. Selbst die kleinen Verfolgungen, die er beim Lesen selbstgewählter dichterischer Stellen, so wie über heimliche Entwürfe von Nachahmungen und über eigene Gedichte zu erdulden hatte, brachten bei ihm die Wirkung hervor, die sie immer haben müssen: sie verstärkten die Neigung, die sie unterdrücken sollten."

Gründlich vorbereitet bezog er vier Jahre darauf die dortige Universität, wo er, nach seinen mündlichen Aeußerungen zu urtheilen, nur wenige Vorlesungen besuchte. Vielleicht wurde sein Vater eben deshalb bewogen, ihn von dort zu entfernen, und nach Berlin zu schicken, wo er das Collegium anatomicum besuchte, denn er sollte sich dem Stu-

*) Dieses deutet der Dichter in der nämlichen Ode an:
„Ununterwiesen wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblumen singen, und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören."

dium der Medizin widmen, gegen das er jedoch lebhaften Widerwillen fühlte. Dort lernte er Gleim kennen und nicht schon in Halle, wie Göckingk berichtet, der Ramlers Abgang nach Berlin in das Jahr 1746 setzt, während er gewiß schon am Anfang des Jahres 1745 dort war. Gleim wurde durch die Klagen Ramlers, daß er gegen seine Neigung Medizin studieren solle, so gerührt, daß er ihn bei seinem Schwager, dem Oberamtmann Fromme in Lähme, zwei Meilen von Berlin, als Hauslehrer unterbrachte. Dort blieb er ungefähr ein Jahr, worauf er wieder nach Berlin ging, von dort einen Herrn von Rosey als Vorleser und Hauslehrer nach Magdeburg begleitete, diesen aber noch vor Ablauf eines Jahres wieder verließ und nach Berlin zurückkehrte, wo er 1748 an der Cadettenschule eine Anstellung als Maître erhielt. Später wurde er wirklicher Professor der Logik und der schönen Wissenschaften an der nämlichen Anstalt, die in ihm eine ihrer kräftigsten Stützen erhielt, indem er sich vorzüglich die geistige Entwickelung der ihm anvertrauten Zöglinge angelegen sein ließ, von denen viele in späteren Jahren mit dankbarem Gefühl erklärten, daß sie ohne seine Leitung niemals Freude an geistiger Beschäftigung gewonnen haben würden. Unter seinen Zöglingen befand sich auch Knebel, in dessen Dichtungen sich des Lehrers Einfluß in der erfreulichsten Weise kund gibt und der darum stets mit Liebe und Achtung für ihn erfüllt war.

Seine Amtsgeschäfte verdrängten die Liebe zur Poesie nicht, vielmehr erhielt sie durch das Bestreben, auch seine Schüler für dieselbe zu gewinnen, neue Kraft. Er hatte schon mehrere poetische Versuche drucken lassen, einige z. B. in den „Bremer Beiträgen", doch sämmtlich ohne seinen Namen; im Jahre 1748 wagte er es zum erstenmale sich zu nennen, und zwar in der „Ode an Apollo", die er bei

Eröffnung des Berliner Opernhauses dichtete. Sein Talent brachte ihn bald in freundschaftliche Verhältnisse zu den bedeutendsten Männern, welche sich damals in Berlin aufhielten, namentlich mit Spalding, Sulzer, Ewald von Kleist, Lessing u. a. m. Mit Sulzer vereinigte er sich 1750 zur Herausgabe der „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", einer Zeitschrift, die nicht ohne glücklichen Einfluß auf die Entwickelung des besseren Geschmacks in Deutschland blieb. Doch überließen sie, aus welchem Grunde vermögen wir nicht zu sagen, vom Jahre 1751 an die Redaktion andern Händen, wogegen sie in die von Sucro herausgegebene Wochenschrift „Der Druide" mehrere Beiträge lieferten. Wie sein Freund Gleim für Friedrich II. begeistert, widmete er diesem manche schöne Ode; allein es blieb dem König unbekannt, und er selbst hatte zu hohe Meinung von seinem Dichterberuf, als daß er sich hätte vordrängen wollen. „Mein so herzlich besungener Held," schrieb er an Knebel den 3. September 1772, „hat kein Oel für die Lampe seines Poeten. Ich bin auch nicht unwillig darüber. Er gebe das Oel denen, die ihr Leben so oft wagen. Ein Sänger, den er nicht gedungen hat, kann keine Belohnung fordern. Das Häufchen, das ihn versteht, ist überdem allzuklein; das größere Häufchen, das ihn nicht versteht, würde ihm lieber eine Strafe gönnen, als eine Belohnung, denn er beschimpft ihren Verstand." In ähnlichem Sinne sagte er in der Ode „Der Triumph":

— — — Des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Solchen König besingen.
Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Ceische
Und Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,

Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch den Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter, unnachgesungen.

Erst Friedrichs II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. gab ihm 1786 einen Beweis der Anerkennung; er ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und setzte ihm neben seinem freilich kleinen Gehalt eine Pension von 800 Thalern aus. Als Ramler vier Jahre darauf seine Stelle niederlegte, wurde er auf Engels Vorschlag Mitdirector des Nationaltheaters. Von 1793 führte er die Direction allein, er wurde aber 1796 auf sein Ansuchen wegen heranrückenden Alters von derselben entbunden. Er starb bald darauf am 11. April 1796.

Ramler wurde zu seiner Zeit als Dichter und als Kritiker bewundert; allein so scharf diese beiden Seiten auch äußerlich geschieden sind, so durchdringen sie sich innerlich so entschieden, daß man die Eine ohne die andere nicht begreifen kann. Seine Dichtungen sind Ergebnisse seiner Kritik, und seine Kritik hätte sich nicht auf die Weise und in dem Maße ausbilden können, wenn er nicht zugleich die Dichtkunst ausgeübt hätte. Doch scheint es, als ob das kritische Element bei ihm überwiegend war, und wir möchten von ihm sagen, was wir an andern Orten von Lessing gesagt haben, daß die Kritik ihn zum Dichter gemacht hat, oder, um es deutlicher auszusprechen, daß er eben so wenig als Lessing ein freischaffendes Talent besaß, sondern daß bei ihm, wie bei seinem Freunde, die dichterische Produktion eine Folge und Wirkung seiner kritischen Thätigkeit war. Dem kann nicht entgegenstehen, daß er nachweislich schon

weit früher dichtete, als das Bedürfniß der Kritik in ihm erwachte; es ist bei Lessing die nämliche Beobachtung zu machen. Die jugendlichen Dichtungen beider Männer gingen aber weniger aus dem Drang hervor, poetisch zu gestalten, als vielmehr aus einem in der Jugend so häufigen Trieb, die Lieblingsschriftsteller nachzuahmen; und wie Lessing aus diesem Grunde schon auf der Schule dramatische Versuche machte, so war es Horaz, den Ramler in seinen ersten poetischen Uebungen zum Vorbild nahm. Das tiefere Eindringen in die Werke der Meister mußte ihnen bald zum Bewußtsein bringen, daß ihre Arbeiten die großen Schöpfungen ihrer Meister in keiner Weise erreichten; und da weder in Lessing, noch in Ramler, „jene lebendige Quelle sprudelte, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt"*), so waren sie darauf angewiesen, die fehlende Schöpfungskraft auf dem Wege der Reflexion und der Kritik zu ersetzen. Daß es sich bei Lessing also verhält, läßt sich leicht nachweisen, indem seine kritischen Arbeiten mit der poetischen Production Hand in Hand gehen; was Ramler betrifft, so liegen freilich keine äußeren Beweise vor, daß auch er diesen Weg gegangen sei, weil er mit Ausnahme seiner wenig zahlreichen Berichte in den „Kritischen Nachrichten" und der spätern Uebersetzung des Batteux seine Ansichten über die Kunst im Allgemeinen und die Poesie insbesondere nicht veröffentlicht hat. Aber wir kennen diese Ansichten doch im Allgemeinen, weil er sie seinen Freunden gegenüber geltend machte, die sich ihnen auch willig unterwarfen und ihm ihre Arbeiten zur Beurtheilung und Verbesserung übergaben; und wir finden, daß seine eigenen

*) Lessing über sich selbst in der „Hamburgischen Dramaturgie."

Dichtungen vollständig auf den nämlichen ästhetischen Grundsätzen beruhten, die er bei der Durchsicht fremder Werke befolgte. Diese Grundsätze waren, wie es kaum anders sein konnte, sämmtlich auf das Aeußere, auf die Form gerichtet, worin er übrigens nur die scharf ausgesprochene Richtung der Zeit bewahrte*) und sie lassen sich leicht auf folgende Hauptpunkte zurückführen. Er verlangte zunächst vollständige Reinheit und Correktheit der Sprache, strenge Durchführung der metrischen Form, Mäßigung im Ausdrucke, wie in den Gedanken, Klarheit der Darstellung, logische und übersichtliche Anordnung des Stoffes. Und wie er ferner unbedingt forderte, daß der Dichter alles Unedle, Breite und Schwülstige vermeide, daß er sich in ruhiger und einfacher Würde bewege, so war er auch der entschiedenste Gegner alles Ueberschwenglichen, Unklaren, Schwärmerischen. Daher bildet er den schroffsten Gegensatz zu Klopstock, dessen großartiges Talent er übrigens gern anerkannte und mit dem er in wesentlichen Punkten auch übereinstimmte. Es ist aber eben dieses ein wesentliches, nicht genug anerkanntes Verdienst Ramlers, daß er nicht in die Klopstocksche Ueberschwenglichkeit einging, sondern die Klarheit der Gedanken mit der Schönheit der Form zu verbinden suchte. Es ist dies um so höher zu schätzen, als aus der Geschichte unsrer Literatur erhellt, daß das Gefühl für strenge und würdige Form immer verloren geht, wenn sich die Dichter in das Ueberschwengliche verirren. Daß aber die Poesie damals nicht vollständig in solche Verirrung gerieth, haben

*) Es erscheint, wie wir an einem andern Orte ausgesprochen haben, die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts wesentlich als eine Zeit der Erziehung des deutschen Volkes, weshalb im Gebiete der Poesie vor Allem das Formelle die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte (Geschichte der deutschen Literatur).

wir nebst den großartigen Bemühungen Lessings dem Einflusse Ramlers zu verdanken.

Dieser Einfluß war allerdings sehr bedeutend. Man war nämlich allgemein überzeugt, daß er das sicherste und reinste Gefühl für die Correktheit der Sprache und die Schönheit der metrischen Form besitze, weshalb sich selbst die bedeutendsten Dichter vertrauensvoll an ihn wandten, und ihm, wie schon oben erwähnt, ihre Poesien zur Verbesserung ohne allen Vorbehalt überließen, so Kleist, Gleim, Götz, u. a. m., ja selbst Lessing, der ihm noch seinen „Nathan" zur Durchsicht übersandte und Ramlers Veränderungen nicht einmal vor dem Druck zu sehen verlangte.

Man hat Ramlern häufig und sebst in der neuesten Zeit noch bittere Vorwürfe gemacht, daß er fremde Dichtungen ohne Wissen und sogar gegen den Willen der Verfasser willkürlich geändert habe; es stellt sich die Sache bei näherer Prüfung jedoch nicht so schlimm heraus, als es den Anschein hat. Als Ramler die „Einleitung in die schönen Wissenschaften" von Batteux übersetzte (Leipzig 1758, 4 Thle.), und er den Entschluß faßte, die Musterbeispiele aus deutschen Dichtern zu entnehmen, mußte sich ihm bald die Bemerkung aufdringen, daß oft diejenigen Stücke, welche sich zur Mittheilung am besten eigneten, doch nicht in allen Beziehungen den Anforderungen entsprachen, welche man an Musterbeispiele zu stellen berechtigt war. Um daher nicht genöthigt zu sein, entsprechende Stücke in fremden Literaturen aufzusuchen, änderte er die deutschen Dichtungen in Sprache und Form, oft auch in Bezug auf Composition und Ausführung der Gedanken, um sie der Vollkommenheit möglichst nahe zu bringen. Niemand wird in Abrede stellen, daß seine Aenderungen meist gelungen waren und die einzelnen Gedichte durch dieselben wirklich

gewannen, auch waren die meisten Dichter mit den Verbesserungen zufrieden, viele sogar dankbar. Uebrigens hatte diese kritische Thätigkeit Ramlers noch einen weiteren bedeutsamen Erfolg: sie zeigte den jüngeren Dichtern, wie sie selbst zu verfahren hätten, um ihren Werken die möglichste Vollendung zu geben, sie zeigte ihnen, wie man mit redlicher Bemühung Gedanken und Form in die nothwendige Harmonie zu bringen vermöge; und es ist wohl kein Zweifel, daß wenn das Gefühl für Correktheit der Sprache und Schönheit der Form sich immer kräftiger ausbildete, dies zum großen Theil dem Einflusse Ramlers zu verdanken ist. In derselben Weise verfuhr er in den verschiedenen Sammlungen, die er später herausgab; in den „Liedern der Deutschen" (Berlin 1761), welche er später als „Lyrische Blumenlese" (Leipzig 1774—1778, 2 Thle.) verbessert und vermehrt herausgab, in der „Fabellese" (Leipzig 1783—1790, 3 Bde.), und in deren Fortsetzung „Fabeln und Erzählungen aus verschiedenen Dichtern". So großen Beifall diese Sammlungen gerade wegen der darin vorgenommenen Veränderungen fanden, erregte ein anderes Unternehmen gerechte Entrüstung. Er gab nämlich „Auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen von Lichtwer" (Greifswalde und Leipzig 1761) ohne Wissen und Willen des Verfassers heraus. Wenn sich auch gegen die Veränderungen einzelner in die oben erwähnten Sammlungen aufgenommenen Gedichte Nichts einwenden ließ, oder wenn man wegen des damit verbundenen Zweckes stillschweigend darüber hinging, so war hier das Verhältniß doch ganz anders. Es handelte sich um die sämmtlichen Werke eines Dichters, die er sich unberufener Weise angeeignet und herausgegeben hatte. Es war daher begreiflich, daß Lichtwer dagegen wohlbegründeten Einspruch erhob. Nur hätte er die Frage des Rechts

einzig und allein geltend machen sollen; da er aber auch die ästhetische in Betrachtung zog, verlor sein Einspruch nicht wenig an Gewicht. Denn es zeigte sich, als er selbst eine verbesserte Ausgabe seiner Fabeln veranstaltete, daß er die meisten Aenderungen Ramlers anerkannte und er ihnen vollständig Rechnung trug, indem er selbst diejenigen Mängel tilgte, auf welche Ramler aufmerksam gemacht hatte.

Der Ruf, in welchem dieser stand, daß er überall seine bessernde Hand aufdrängte, zog ihm auch unverdiente Anklagen zu. Man behauptete insbesondere, daß er die Gedichte seiner Freunde Götz und Ewald von Kleist, deren Ausgabe er besorgte, willkürlich verändert habe. Was den letzteren betrifft, so haben wir das Sachverhältniß in dem ihm gewidmeten Abschnitt schon beleuchtet und die Anklage als vollkommen unbegründet nachgewiesen.*) In Bezug auf die Götzischen Gedichte läßt es sich nicht eben so entschieden darthun, allein nach den von Voß gegebenen Aufklärungen darf man mit Sicherheit behaupten, daß Ramler nicht so willkürlich verfahren ist, als man ihm vorwirft. Aber sollte dies auch der Fall sein, so würde Ramler doch

*) Seitdem haben wir eine Stelle in Mendelssohns Briefen an Lessing gefunden, welche die Behauptung, daß Ramler Kleists Dichtungen willkürlich verändert habe, zu rechtfertigen scheint, und die wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten wollen, als sie bis jetzt, so viel uns erinnerlich, noch von keiner Seite angeführt wurde. Bei Gelegenheit der von Ramler herausgegebenen und veränderten Fabeln Lichtwers schreibt nämlich Mendelssohn an seinen Freund: „Es hat Jemand die Lichtwerschen Fabeln verbessert herausgegeben. Man vermuthet, daß sich Herr Ramler diese Freiheit herausgenommen, und ist sehr begierig zu sehen, wie Lichtwer diese Freiheit aufnehmen wird. So stille als Logau und Kleist wird doch der noch athmende Lichtwer gewiß nicht herhalten" (Mendessohns Schriften 5, 66).

in seinem vollsten Rechte sein, denn Götz hatte ihm unbeschränkte Vollmacht gegeben, alle ihm nothwendig scheinenden Aenderungen zu treffen.

Wie gegen die Werke anderer Dichter, so verfuhr Ramler auch gegen seine eigenen Dichtungen: er unterwarf dieselben fortwährend neuer Prüfung und war nicht eher zufrieden, als bis er den besten Ausdruck und die schönste Form für seine Gedanken gefunden, bis er diese selbst in die richtigste Ordnung gebracht hatte. So sind seine Oden Muster namentlich in der Composition, worin sich das tiefste Studium und das geschmackvollste Ergreifen seines Vorbildes, des großen römischen Lyrikers Horaz kund gibt, dem er auch die geschickten Uebergänge und die feinen Wendungen mit Glück ablauschte, die den Gedichten des Römers einen so hohen Werth geben. In vielen Oden hat Ramler sich vielleicht nur zu sehr an Horaz angelehnt; manche ruhen ganz auf seinem Vorbild, wie z. B. die Ode „An ein Geschütz"; allein selbst in diesen hat er den Gedanken des römischen Dichters mit Geschick auf die eigenen Verhältnisse übergetragen, so daß er beinahe neu und selbstständig erscheint. Ramlers Oden sind aber nicht bloß wegen ihrer Form zu loben; sie haben meistens auch einen tüchtigen Gehalt. Zwar ist er nicht reich an Gedanken; wir finden in seinen Dichtungen nicht die reiche Mannigfaltigkeit, die wir an Horaz bewundern; aber er weiß den wenigen Stoffen, die er behandelt, immer neue und ansprechende Seiten abzugewinnen. Am glücklichsten ist er, wenn er Friedrich II. und dessen Heldengröße besingt; in den dahin gehörigen Oden nimmt er oft einen höheren Schwung, der freilich weniger dichterischer Begeisterung als seinem glühenden Patriotismus entstammte. Wir haben schon berührt, daß Ramler dem großen König unbekannt blieb, sowie daß er

stolz darauf war, den Helden zu besingen, von dem er Nichts erwartete und Nichts suchte. Eine eben so ehrenwerthe Gesinnung bewies er darin, daß er es wagte, die Fürsten, deren Ehrgeiz Deutschland verwüstete, auf ihre Pflichten gegen die Völker aufmerksam zu machen („An die Könige").

Wir dürfen, um das Bild seiner dichterischen Thätigkeit zu vollenden, nicht unberührt lassen, daß er auch eine Reihe Cantaten dichtete, welche zum Theil von Graun in Musik gesetzt wurden. Sie gehören immer noch zu den besten Erscheinungen der Art; weil er gerade das, worauf es vorzüglich ankommt, das musikalische Element der Sprache, im vollsten Maße beherrschte.

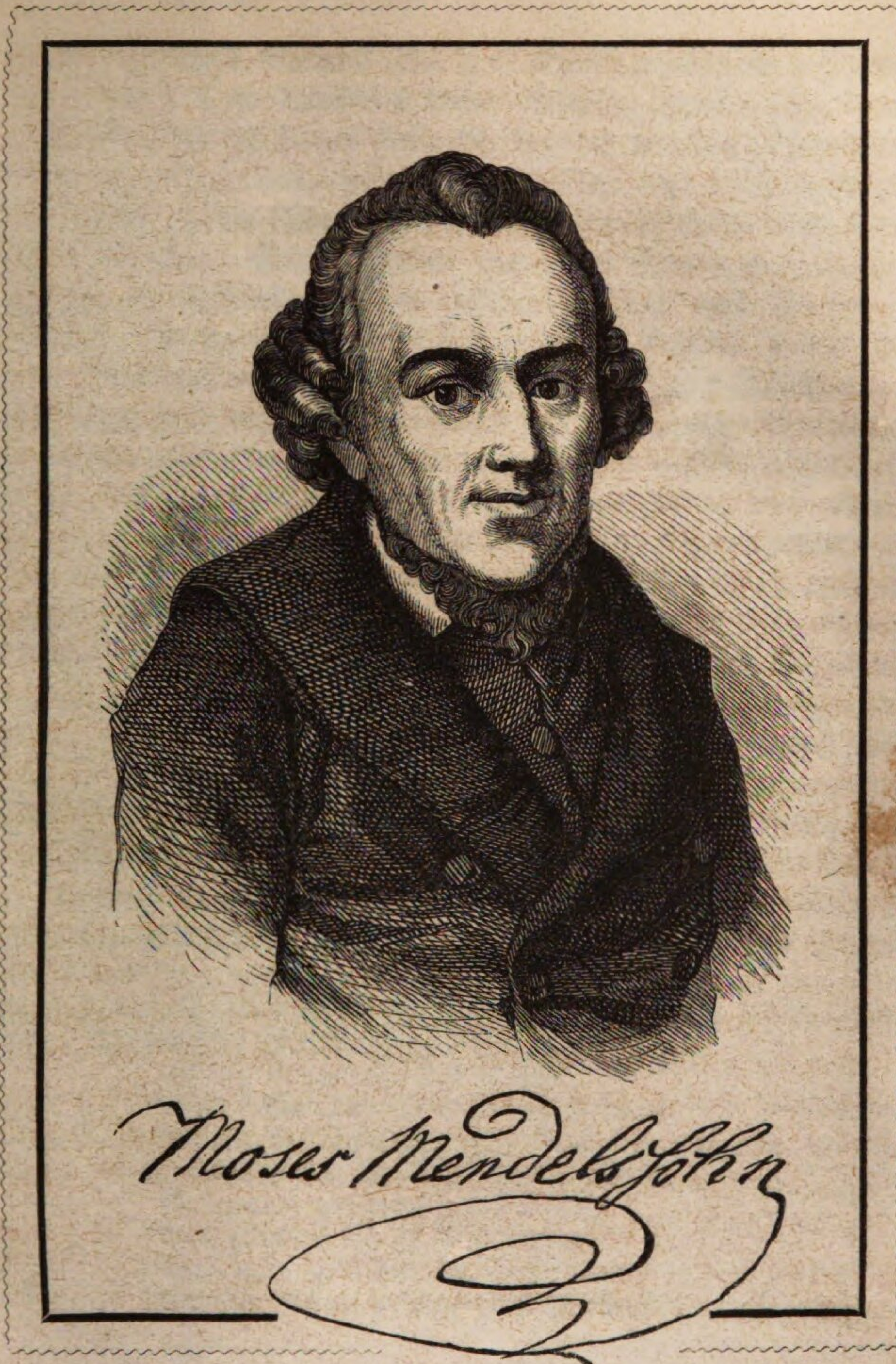
Seine Vorliebe für Horaz veranlaßte ihn, dessen Oden zu übersetzen, von denen er jedoch zuerst nur einzelne herausgab (Berlin 1769). Der Beifall, den dieser Versuch sich erwarb, bewog ihn, sämmtliche Oden des Römers zu übertragen, doch erschien die Gesammtausgabe erst nach seinem Tode (Berlin 1800, 2 Bde.). Er hatte bei dieser Arbeit zunächst die Absicht, durch seine Uebersetzung nachzuweisen, daß die antiken Maße in ihrer vollsten Reinheit auf die deutsche Sprache angepaßt werden könnten, weshalb er auch in seinem ersten Versuch meist solche Oden gewählt hatte, denen verschiedene Versmaße zu Grunde lagen. So unvollkommen diese Uebersetzungen auch sind, so verdienen sie schon deswegen unsere vollste Anerkennung, weil sie die ersten Versuche waren, Geist und Form des antiken Originals wiederzugeben; und es muß eben deshalb Ramler als der eigentliche Begründer der deutschen Uebersetzungskunst angesehen werden. Noch hat sich Ramler um die ältere deutsche Literatur verdient gemacht, indem er mit Lessing eine Auswahl von Logaus Epigrammen herausgab (Leipzig 1759 und Eb. 1791, 2 Thle.), eine „Sammlung der besten

Sinngedichte der deutschen Poeten" (Riga 1766) und eine neue Ausgabe von „Wernikens Ueberschriften" (Leipzig 1780) veranstaltete. Zwar hat er sich bei allen diesen Sammlungen ebenfalls erlaubt, die ursprüngliche Abfassung der Dichter nach seinen metrischen und ästhetischen Grundsätzen zu verändern, oder wie er sich ausdrückte, zu verbessern, und es verlieren seine Ausgaben dadurch bedeutend an Werth; allein wenn wir erwägen, daß jene alten Dichter bei seinen Zeitgenossen gewiß keinen Eingang gefunden hätten, wenn er sie in ihrer ursprünglichen Gestalt hätte mittheilen wollen, so müssen wir nur billigen, daß er jenen Weg einschlug, wenn auch seine Ausgaben für uns unbrauchbar geworden sind. Endlich hat sich Ramler durch seine „Kurzgefaßte Mythologie" (Berlin 1790, 2 Thle.) um die geschmackvollere Behandlung der antiken Götterlehre ein nicht geringes Verdienst erworben. Daß sein Buch zeitgemäß war, bezeugen die schnell auf einander folgenden Ausgaben, deren letzte im Jahre 1833 erschien.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn wurde am 6. September 1729 in Dessau geboren, wo sein Vater bei der jüdischen Gemeinde als Schreiber und als Lehrer an der Primarschule angestellt war. Dieser, der sich nicht für fähig hielt, das schon in den ersten Zeiten der Kindheit hervorbrechende Talent seines Sohnes zu entwickeln, brachte ihn, als er noch wenig über drei Jahr alt war, in die höhere Schule, welcher der gelehrte Rabbi Fränkel vorstand. Bei diesem setzte der Knabe das Studium der Bibel fort, welches er schon bei seinem Vater begonnen hatte. Nach einiger Zeit wußte er das alte Testament auswendig, worauf der Rabbi zur Erklärung des Talmud überging und später ihm sogar die Philosophie des Maimonides vortrug, welche der Knabe mit unermüdlichem Eifer studierte. Aber diese geistige Anstrengung warf ihn in eine heftige Nervenkrankheit, in deren Folge sich sein Rücken krümmte; auch blieb eine große Nervenschwäche zurück, die niemals wieder gehoben werden konnte. Vielleicht war sein Stottern im Sprechen eine Folge dieser Nervenschwäche.*) Als er 13 Jahr alt war, wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen; der junge Mendels-

*) Wenn er heiter gesinnt war, scherzte er gern über diese körperlichen Gebrechen. Als man einst in einer Gesellschaft, bei welcher sich auch Lessing, Sulzer, Ramler u. A. befanden, auf den


Moses Mendelssohn

sohn, den seine Aeltern für den Kaufmannsstand bestimmten, für den er durchaus keine Neigung hatte, fühlte sich nach Entfernung seines Lehrers, dem er mit der rührendsten Liebe zugethan war, gar sehr vereinsamt und selbst unglücklich, weil er die ihm theuer gewordenen Studien nicht fortsetzen konnte. Endlich gaben ihm seine Eltern nach langen Bitten die Erlaubniß, dem geliebten Lehrer nach Berlin zu folgen. Er war damals 14 Jahre alt. Fränkel nahm ihn mit Wohlwollen auf; er beschäftigte ihn mit Abschreiben, wofür er ihm einen kleinen Lohn gab, verschaffte ihm einige Freitische und bewog einen ihm ergebenen wohlthätigen, obwohl nicht reichen Mann, Namens Bamberger, dem armen Knaben eine Dachkammer zur Wohnung unentgeldlich zu überlassen. In diesen dürftigen Umständen lebte er mehrere Jahre. Er selbst erzählt, daß er oft auf einem Brode, welches er sich kaufte, mit Strichen den Theil bezeichnet, den er an einem Tage essen durfte, um den andern Tag nicht hungern zu müssen. Seine große Schüchternheit hielt ihn ab, sich an seine reichen Glaubensgenossen zu wenden. Die Sorge um das tägliche Brod war aber nicht die einzige und nicht die drückendste, mit der er zu kämpfen hatte: er mußte seine Studien, in so fern sie über den Talmud und die jüdische Gelehrsamkeit hinausgingen, geheim halten,

---

Einfall gerieth, daß jeder ein Spottgedicht auf sich selbst machen solle, improvisirte Mendelssohn folgende Verse:

„Groß nennet ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen;
Aesop, der Höckrige, gilt Euch für weise,
Triumph! ich werd' in Euerm Kreise
Gedoppelt groß und weise sein,
Der glücklich ich in mir verein',
Was man getrennt im Demosthen
Und im Aesop gehöret und gesehn."

um nicht in die größte Verlegenheit zu gerathen. Wie um dieselbe Zeit die hochdeutsche Sprache in den katholischen Ländern für lutherisch gehalten wurde und die Rechtgläubigen gegen den Gebrauch derselben eiferten, so eiferten auch die Rechtgläubigen unter den Juden gegen die richtige deutsche Sprache, die ihnen als ketzerisch und als Greuel erschien. Die Rabbiner predigten gegen diejenigen, welche die deutsche Sprache gründlich erlernen und sich dadurch den Christen nähern wollten, und es wurden in Berlin, als sich unter den aufgeklärteren Juden nach Friedrichs II. Thronbesteigung die Neigung zeigte, sich höhere Bildung anzueignen, strengere Maßregeln gegen diese Ketzereien ergriffen. Die Vorsteher der jüdischen Gemeinde hatten nämlich mancherlei Rechte, die uns jetzt freilich sonderbar erscheinen, die aber in den ausnahmsweisen Verhältnissen begründet waren, in denen damals die Juden lebten. So standen die auswärtigen Juden ganz unter der polizeilichen Aufsicht des jüdischen Gemeindevorstandes, der sie seine Gewalt auch kräftig fühlen ließ, und unter anderm Alle mit Verweisung aus der Stadt bedrohte, welche sich mit „christlichen Studien" abgaben. Dieses Schicksal hätte den armen Mendelssohn auch beinahe betroffen. Er hatte einen anderen Judenknaben, der noch ärmer war als er, kennen lernen und liebgewonnen; er unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben und theilte öfters sogar sein kümmerliches Brod mit ihm. Dieser suchte ihm seine Dankbarkeit durch kleine Dienstleistungen zu beweisen. Als er seinem jungen Lehrer einmal in einem Buchladen oder bei einem Antiquar ein deutsches Buch geholt hatte, begegnete ihm ein jüdischer Armenverweser, der ihm das Buch aus der Hand riß, ihn zum Voigte schleppte und diesem den Befehl gab, ihn aus der Stadt zu verweisen. Mendelssohn gab sich zwar alle Mühe, ihm

die Erlaubniß zur Rückkehr zu erwirken, allein die Fürsprache eines armen, unbeachteten Jünglings mußte natürlich erfolglos bleiben. Um dieselbe Zeit machte Mendelssohn die Bekanntschaft einiger gelehrten Juden, die ihn in seinen Studien mit Liebe unterstützten und förderten. Ein polnischer Jude, Israel Zamosc, der wegen seiner wissenschaftlichen Studien aus seiner Heimat vertrieben worden war, unterrichtete ihn in der Mathematik; zwei Aerzte, Gumperz und Käsch, gaben ihm, der erste in der französischen und englischen, der zweite in der lateinischen Sprache Unterricht. Sobald er nur einige nothdürftige Kenntnisse in dieser letztern hatte, begann er die Werke Locke's in einer lateinischen Uebersetzung zu studieren. Es machte ihm dies freilich unsägliche Mühe. Er schlug in einem Wörterbuch, das er sich nebst einer Grammatik von seinem ersparten Geld um wenige Groschen bei einem Antiquar gekauft hatte, jedes Wort nach, das er nicht verstand (und das waren die meisten), schrieb sie auf und suchte, wenn er einige Sätze auf diese Weise durchgesehen hatte, den Sinn herauszubringen, was ihm meist erst nach langer Bemühung gelang. Durch Gumperz lernte er zuerst die philosophischen Werke von Leibnitz und Wolf kennen; dieselben bildeten gewöhnlich den Gegenstand seiner Gespräche mit diesem Freunde und einigen Zöglingen des Joachimsthalischen Gymnasiums, deren Bekanntschaft er ebenfalls Gumperz verdankte.

Beinahe sieben volle Jahre hatte Mendelssohn mit der drückendsten Armuth zu kämpfen gehabt, aber sie hatte ihn nicht niedergebeugt; mit einer Seelenkraft, die man ihm bei seinem schwächlichen Körper nicht hätte zutrauen sollen, ertrug er selbst den Hunger, wenn er nur Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse zu vermehren. Im Jahre 1750 kam er endlich in bessere Umstände: ein reicher Seidenfabrikant,

Namens Bernhard, nahm ihn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus. Dadurch war er nicht nur der quälenden Sorge um das tägliche Brod enthoben, er konnte auch, was ihn außerordentlich glücklich machte, mehr Zeit auf seine Studien verwenden und zudem noch einen Lehrer bezahlen, der ihn in der griechischen Sprache unterrichtete. Auch hatte er keine Verfolgungen von Seiten der Finsterlinge mehr zu befürchten, da der reiche Bernhard ihn mit seinem gewichtigen Ansehen vor den Umtrieben jener schützte. Vier Jahre darauf wurde er zwar entlassen, da die Kinder erwachsen waren; allein da er eine sehr schöne Handschrift hatte, er die neueren Sprachen verstand und auch in der Buchführung nicht unerfahren war, stellte ihn Bernhard in seinem Geschäft als Buchhalter und Correspondent unter sehr vortheilhaften Bedingungen an. So kam er nach und nach zu Wohlstand, und er konnte sich sogar später ein Haus kaufen, dasselbe, in welchem nach einander Mylius, Ramler, Lessing und Nicolai gewohnt hatten, und das er selbst erst mit dem Leben verließ. In dem nämlichen Jahre wurde er mit Lessing bekannt, dem er durch Gumperz als ein guter Schachspieler empfohlen worden war. Diese Bekanntschaft wurde bald zur innigsten Freundschaft, welche nur der Tod lösen konnte. Obgleich dieselbe in mannigfacher Beziehung auch auf Lessing von nicht geringem Einfluß war, so war sie doch für Mendelssohn von noch weit höherer Bedeutung. Denn wenn auch Lessing nicht älter war als sein Freund (sie waren beide in dem nämlichen Jahre geboren), so besaß er doch eine weit gründlichere und umfassendere Bildung, so wie er ihn auch an Talent weit überragte. Aber er lernte bald den trefflichen Charakter des jungen Mannes kennen, dessen feurige Wißbegierde der seinigen gleich kam; auch erkannte er dessen ungewöhnliche

Naturanlagen, und es gereichte ihm zu hohem Vergnügen, dieselben zu entwickeln, und seinen Freund in seinen Studien zu leiten. Er führte ihn zuerst in die Kenntniß und das Verständniß der schönen Literatur, für welche er mit der Zeit so große Vorliebe gewann, daß er eine Zeit lang seine philosophischen Studien, wenn auch nicht vernachlässigte, doch nicht mehr ausschließlich betrieb. Auch wurde Mendelssohn erst durch Lessing zum Schriftsteller; er, der von Natur bescheiden und sogar übermäßig schüchtern war, hätte es vielleicht lange nicht gewagt, öffentlich aufzutreten, wenn ihn Lessing nicht sogar ohne sein Wissen bei dem Publikum eingeführt hätte. Im Jahre 1755 gab ihm nämlich Lessing eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen. Als er sie zurückbrachte und Lessing ihn fragte, wie sie ihm gefallen habe, antwortete Mendelssohn: „Nun ja! recht gut! aber so Etwas könnte ich auch machen!" — „So?" erwiederte Lessing; „nun so machen Sie doch so Etwas!" Nach einiger Zeit brachte Mendelssohn seinem Freund ein Manuskript zum Durchlesen. Es vergingen mehrere Monate, ehe der bescheidene Mendelssohn es wagte, mit Lessing darüber zu sprechen; endlich überwand er seine Schüchternheit, und fragte ihn, ob er dieselbe gelesen habe. Statt der Antwort gab ihm Lessing ein Buch, und als Mendelssohn es öffnete, sah er, daß es seine „Philosophischen Gespräche" waren, welche sein Freund unterdessen hatte drucken lassen.

Um dieselbe Zeit wurde Mendelssohn durch Lessing mit Nicolai bekannt, und er fand in diesem einigen Ersatz, als Lessing Berlin verließ. Durch Nicolai wurde er veranlaßt, an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" Theil zu nehmen, für welche er mehrere von Geschmack und Scharfsinn zeugende Recensionen verfaßte. Mit Lessing gab er in demselben Jahre (1755) die Schrift „Pope ein Metaphy-

siker!" heraus, die in der Hauptsache doch ohne Zweifel Lessing zum Verfasser hat; auch die „Briefe über die Empfindungen" stammen aus dieser Zeit, und 1756 übersetzte er Rousseau's Abhandlung „Ueber die Ungleichheit unter den Menschen", welcher er „Betrachtungen über den Ursprung der Sprache" beifügte, welche freilich das Schwächste sind, das er geschrieben hat. Alle diese Schriften zeugen noch, wenigstens in ihrer ersten Gestalt, von Unsicherheit und selbst Unbeholfenheit des Ausdrucks. „Dem vortrefflichen Moses", sagt Nicolai in einer Anmerkung zu dem Briefwechsel desselben mit Lessing, „ward es anfänglich sehr schwer, sich in deutscher Sprache geschmeidig auszudrücken. Er arbeitete unglaublich, um die Natur dieser Sprache, die ihm gar nicht Muttersprache war, nach und nach recht zu fassen. Um so viel bewundernswürdiger ist es, da er Alles durch eigenen Fleiß finden mußte, daß er bei einiger Uebung so starke Fortschritte machte. Im Jahre 1756, da er doch schon treffliche wissenschaftliche Kenntnisse hatte, übersetzte er Rousseau's Buch „Vom Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen", auch in der Absicht, sich im Schreiben der deutschen Sprache zu üben. Die Uebersetzung ist sehr gut; denn Moses hatte Rousseau's schöne Schreibart vor sich und studierte jeden Perioden mit Fleiß, um den Sinn auszudrücken, und soviel möglich die Gallicismen zu vermeiden. Aber es ward ihm noch sehr schwer, in deutscher Sprache selbst zu schreiben; im Ganzen ist die Schreibart ängstlich, welches daher kam, daß er die Sprache noch nicht ganz zu brauchen wußte. Ganz anders schrieb er schon im Jahre 1757." — Vielleicht wollte Nicolai 1759 sagen, denn vorher hatte Mendelssohn Nichts von Bedeutung geschrieben; im Jahre 1759 aber begann seine Theilnahme an den „Literaturbriefen", zu welchen er eine Reihe von trefflichen Auf-

sätzen meist über ästhetische oder verwandte Fragen, so wie zahlreiche Beurtheilungen von neuen Schriften lieferte, die sich durch Klarheit und Gründlichkeit auszeichnen. Die „Literaturbriefe" vermittelten, wie es scheint, seine Bekanntschaft mit Abbt, dem er mit zärtlicher Neigung zugethan blieb, bis der Tod diesen vielversprechenden jungen Mann den Wissenschaften und seinen Freunden entriß.

Im Jahre 1767 gab Mendelssohn seinen „Phädon" heraus, von dem schon im folgenden Jahre eine zweite und ein Jahr später eine dritte Auflage nöthig wurde. „Der Gegenstand, die Art der Behandlung", sagt B. G. Mendelssohn, der Herausgeber seiner sämmtlichen Werke, „und ganz besonders die große Eleganz des Styls in einer so abstracten Materie erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Die gelehrte Welt kannte damals nur drei Juden, die als Schriftsteller in einer andern Sprache als der hebräischen aufgegetreten waren: Maimonides, Spinoza und Orobio. Daß ein jetzt lebender Jude deutsche philosophische Werke schreiben könne, in einer classischen Sprache, die an Klarheit und Eleganz Alles übertraf, was in Deutschland bisher gedruckt worden war — diese Erscheinung war ganz neu. Der Gegenstand, welchen der „Phädon" behandelt, ist aber von der Art, daß auch Nichtgelehrte das Buch mit Begierde lasen; und sie fanden es faßlich und klar und schöpften Trost und Beruhigung daraus." Von nun an war sein Name einer der geachtetsten, nicht blos in Berlin und in Preußen, sondern in ganz Deutschland; jeder Reisende, der auf Bildung Anspruch machte, besuchte den berühmten Juden, und Unzählige wendeten sich in Briefen an ihn, um ihn über philosophische oder religiöse Gegenstände um Rath zu fragen, was ihm sehr viel Zeit raubte, da er nicht leicht Jemanden ohne Antwort ließ.

Unter den Reisenden, welche ihn aufsuchten, war auch Lavater, der ihm später große Unannehmlichkeiten bereitete. Im Jahre 1769 gab Lavater nämlich eine Uebersetzung von Bonnets „Beweise für das Christenthum" heraus, die ihm so unwidersprechlich schienen, daß er sie Mendelssohn widmete und diesen in der Zueignungsschrift aufforderte, entweder diese Beweise zu widerlegen, oder, falls er es nicht könne, zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn gerieth durch diese Zumuthung in nicht geringe Verlegenheit; denn er konnte dieselbe nur dadurch zurückweisen, daß er die von Bonnet gegebenen Beweise entkräftete, und darlegte, daß die christliche Religion eben nicht die alleinseligmachende sei. Dies war aber zu jener Zeit nicht ohne Gefahr, was Mendelssohn auch gar wohl fühlte, weshalb er, um sich sicher zu stellen, bei dem Consistorium anfrug, welchem von dessen Räthen er die einzelnen Blätter seiner Antwort vorzulegen habe, oder ob man ihm erlauben wolle, das Ganze dem Gesammtconsistorium zur Beurtheilung vorzulegen. Dieses benahm sich auf eine würdige Weise, indem es ihm folgenden, beide Theile gleich ehrenden Bescheid ertheilte: „Herr Moses Mendelssohn könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie einzeln oder vollendet dem Consistorium zur Censur vorzulegen, weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt sei, er werde Nichts schreiben, das öffentliches Aergerniß geben könnte." Und das Consistorium hatte sich in dem trefflichen Manne nicht getäuscht. Die Antwort, die er der unbesonnenen Aufforderung ertheilte, war bei all ihrer Entschiedenheit doch so mäßig und klug, daß selbst die Zeloten unter der christlichen Geistlichkeit Nichts gegen dieselbe hätten aufzubringen vermögen, und daß selbst Lavater, dessen Unbesonnenheit darin scharf gezüchtigt wurde, doch die Milde des von

ihm beleidigten Mannes anerkennen mußte. Sie ist zu bedeutend, als daß wir sie nicht unsern Lesern, wenigstens nach ihren Hauptzügen, mittheilen sollten.

Der Uebertritt zur christlichen Religion, sagt Mendelssohn, könnte nur mit großen äußern Vortheilen verbunden sein; die Verhältnisse, unter denen die Juden schmachteten, seien so drückend, so herabwürdigend, daß ihn Nichts an eine so verachtete Religion fesseln könnte, wenn er nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Er leugne nicht, bei seiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen zu haben, allein welcher Freund der Wahrheit könne sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? „Wir kennen ihn alle," fährt er fort, „diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten abwischen zu können. Allein von dem W e s e n t l i c h e n meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie oder Herr Bonnet nur von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine Seele nicht eine andere Natur annimmt." Das mosaische Gesetz, fährt er fort, sei nur für die gebornen Juden verbindlich, weil es nur ihnen geoffenbart worden sei. Was die übrigen Nationen betreffe, so gehe die einmüthige Meinung der Rabbiner dahin, daß alle Menschen, welche sich der Erkenntniß Gottes und der Ausübung der Tugend befleißigten, ebenfalls der ewigen Seligkeit theilhaftig würden, wenn sie auch das mosaische Gesetz nicht befolgten, daher sei der Geist der Bekehrungssucht dem Geiste der jüdischen Religion schnurstracks zuwider.

Die Juden verlangten nicht, daß man ihre Religion annehme, und könnten daher auch billiger Weise fordern, daß man sie in der Ausübung ihrer Gebräuche weder störe noch verhöhne. Es sei zwar die natürliche Verbindlichkeit eines jeden Menschen, Erkenntniß und Tugend zu verbreiten, Vorurtheile und Irrthümer nach Vermögen zu vertilgen, aber nur diejenigen, welche der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unmittelbar zuwider seien. Solcher Art seien die Irrthümer und Vorurtheile der Menschen, die ihre und ihrer Nebenmenschen Ruhe und Zufriedenheit stören, und jeden Keim des Wahren und Guten tödten; von der einen Seite Fanatismus, Menschenhaß, Verfolgungsgeist, von der andern Leichtsinn, Ueppigkeit und unsittliche Freigeisterei. Wenn aber die Meinungen, die man für Irrthümer halte, einerseits im Leben unschädlich seien, andererseits aber die Grundlagen bildeten, auf welchen ein Volk das System seiner Sittenlehre und Geselligkeit aufgeführt habe, so sei es unverantwortlich, diese Meinungen zu bekämpfen, weil man zugleich das untergrabe, worauf die Moral und Religiosität dieses Volkes beruhe. Man dürfe es um so weniger thun, wenn die Nation, deren religiöse Ansichten man für irrthümlich halte, sich durch Tugend und Weisheit verehrungswerth gemacht habe, und eine Menge großer Männer zähle, welche Wohlthäter des menschlichen Geschlechts genannt zu werden verdienten. Aus diesem Grunde und aus dem weiteren, daß seine Nation in dem christlichen Preußen geduldet werde, weshalb er diesem Staate zu Dank verpflichtet sei, habe er von jeher Religionsstreitigkeiten vermieden; er habe Privataufforderungen hierzu jederzeit mit Stillschweigen übergangen; allein eines Lavaters feierliche Beschwörung nöthige ihn, seine Gesinnungen öffentlich auszusprechen, damit Niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halten möge.

Die Bonnetsche Schrift habe ihn keineswegs überzeugt; es gebe viele Bücher, welche die christliche Religion weit besser vertheidigten, als es von ihm geschehen sei. Die allgemeinen Betrachtungen seien zwar gründlich, die Anwendung derselben sei aber ganz willkürlich. Die meisten Schlußsätze folgten so wenig aus den Vordersätzen, daß man jede Religion mit denselben Gründen vertheidigen könne. Vielleicht habe Bonnet nur für solche Leser geschrieben, die, wie er, überzeugt seien und nur lesen, um sich in ihrem Glauben zu bestärken. Wenn Schriftsteller und Leser über das Resultat einig seien, so vertrügen sie sich bald über die Gründe. „Aber auf Sie, mein Herr!" heißt es weiter, „fällt billig meine Verwunderung, daß Sie diese Schrift für hinlänglich halten, einen Menschen zu überführen, der seinen Grundsätzen nach vom Gegentheile eingenommen sein muß. Sie können sich unmöglich in die Gedanken eines Solchen versetzt haben, der die Ueberzeugung nicht mitbringt, sondern in diesen Worten erst suchen soll. Haben Sie aber dieses gethan, und glauben dennoch, wie Sie zu verstehen geben, daß ein Sokrates die Beweisgründe des Herrn Bonnet unwiderleglich finden müsse, so ist Einer von uns sicherlich ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt der Vorurtheile und der Erziehung selbst über Solche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen."

Er habe, schließt er, die Gründe angegeben, warum er wünsche, niemals über Religionssachen zu streiten, und zugleich zu erkennen gegeben, daß er gar wohl glaube, die Bonnetschen Gründe widerlegen zu können. Wenn darauf gedrungen werde, so müsse er wohl seine Bedenklichkeiten überwinden und seine Gegenbetrachtungen öffentlich bekannt machen; allein er hoffe, daß Lavater ihn nicht dazu nöthigen,

ihm vielmehr gestatten werde, in die friedsame Lage zurückzukehren, die ihm so natürlich sei.

Diese kleine Schrift ist in ihrer Form, ihrer Sprache und den darin entwickelten Gedanken ein wahres Meisterstück; wir bewundern darin die Mäßigung, die Würde und den Anstand, mit welchem er seinem Gegner die bittersten Wahrheiten sagt, so wie die Kraft der Gründe, die er ihm entgegenstellt, namentlich aber die glückliche Wendung, durch welche er den Bekehrungseifer Lavaters zurückweist, indem er zugleich das Judenthum von einer Seite wenigstens in ein außerordentlich günstiges Licht stellt. Lavater erkannte seine Unbesonnenheit und ehrte sich dadurch, daß er den Verletzten öffentlich um Verzeihung bat.*) Auch wurde er durch Mendelssohns Antwort von seiner Bekehrungssucht geheilt, und ob er gleich seine Ansichten von der Religion immer mehr entwickelte, so bewies er doch stets fort eine achtungswerthe Toleranz gegen Andersdenkende. Aber seine Abbitte vermochte nicht den Sturm zu beschwören, den sein erstes Schreiben hervorgerufen hatte; es trat ein Heer unberufener Kämpfer gegen Mendelssohn auf, die ihn und seine Antwort an Lavater zum Theil auf unverschämte Weise angriffen und ihn zu nöthigen suchten, den Kampf auf-

---

*) Auch die im Scherz von seinen Freunden gemachten Anspielungen auf seinen Glauben wußte er geistreich und heiter zurückzuweisen. Der bekannte Theolog Teller wendete sich einst an Mendelssohn mit folgender scherzhaften Anrede:

„An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt ja sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben."

Sogleich erwiederte Mendelssohn darauf:

„Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben."

zunehmen, den er aus so guten Gründen vermeiden wollte. Er ließ sich zwar nicht verleiten, diesen meist skandalsüchtigen Menschen zu antworten,*) allein die Aufregung, welche diese Streitigkeiten in ihm hervorbrachten, war so groß, daß er in eine heftige lebensgefährliche Nervenschwäche verfiel, von der ihn nur eine mehrere Jahre lang streng befolgte körperliche und geistige Diät befreien konnte. Alles tiefe Denken war ihm streng untersagt, und er konnte sich nur des Morgens mit gelehrten Arbeiten ohne großen Nachtheil beschäftigen. Gewöhnlich stand er um 5 Uhr auf und arbeitete bis 9 Uhr; alle Schriften, die er seit 1770 abfaßte, sind in diesen Morgenstunden niedergeschieben worden.

Im Jahre 1771 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede; allein Friedrich II. versagte seine Genehmigung; so gleichgültig ihm die Religion war, so konnte er sich doch betreffs der Juden niemals über das allgemeine Vorurtheil erheben. Er strich den Namen Mendelssohn aus der ihm überreichten Liste aus, ohne einen Grund anzugeben; früher hatte er ihn unter die Schutzgenossen des preußischen Staates aufgenommen, aber erst nach langem Zaudern und nur in Folge einer Bemerkung, welche der Marquis d'Argens unter Mendelssons Bittschrift schrieb, und in der er den König bei seiner schwachen Seite angriff.**) Um zu begreifen, warum Mendelssohn sich zu wiederholten Malen in dieser Angelegenheit an den König

*) Nur einen gewissen Göttinger Juristen züchtigte er in wohlverdienter Weise mit einer Kraft der Ironie, die an Lessing erinnert. (S. Mendessohns Werke 3, 70 ff.)

**) Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilége à un Pilosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.

wendete, obgleich immer nur von seinen Freunden dazu aufgefordert, und zum Theil sogar mit Widerwillen, muß man sich die Verhältnisse vergegenwärtigen, unter denen er in Preußen lebte. Da weder er noch seine Frau (er hatte im Jahre 1762 eine Hamburgerin geheirathet) im preußischen Staate geboren waren, so konnte er nach den damaligen Gesetzen nur unter dem Schutz eines ansässigen Juden im Lande bleiben. Diese Bürgschaft hatte sein Prinzipal geleistet; aber wenn dieser ihn seines Dienstes entlassen, ihm seinen Schutz entzogen und Mendelssohn keinen andern Bürgen gefunden hätte, so hätte ihn die Polizei ohne Weiteres des Landes verwiesen. Der König erließ ihm auch die gesetzliche Abgabe von tausend Thalern, welche für das Privilegium bezahlt werden mußten; dagegen schlug er 1779 seine Bitte um Ausdehnung des Privilegiums auf seine Kinder ab.*)

Mendelssohns schriftstellerische Thätigkeit war seit seiner Krankheit vorzugsweise seinen Glaubensgenossen gewidmet, die nicht bloß in politischer Hinsicht, sondern auch in religiöser und geistiger Beziehung unter dem größten Drucke schmachteten. Wir entnehmen die Schilderung jener Zustände der den Werken Mendelssohns vorgesetzten Biographie, weil sie dieselben in gedrängter und doch vollständiger Uebersicht darstellt. „Die bürgerlichen Rechte der Juden," heißt es daselbst (1, 4 f.), waren zu jener Zeit höchst beengt, und dadurch ihre geistige Ausbildung vollkommen vernachlässigt. Als einziger Nahrungszweig war ihnen der Kleinhandel angewiesen und auch dieser mit vielen Ausnahmen. So durfte kein Jude mit Materialwaaren handeln, denn dieser

---

*) Friedrich Wilhelm II. ertheilte der Wittwe und den Kindern Mendelssohns 1787 ein solches Privilegium „wegen der bekannten Verdienste ihres Mannes und Vaters."

Handel war zünftig. Es blieb den Juden, um ihr Leben zu fristen, nur der Handel mit alten Kleidern, mit Schnittwaaren und der Wucher. Von den Christen aus jeder gesellschaftlichen Beziehung streng zurückgewiesen, war in ihrem elenden Zustande die Religion ihr einziger Trost, an welcher sie dann um so fester hielten. Da das alte Testament hebräisch geschrieben ist, so war das Studium der hebräischen Sprache das Erste, welches die Kinder trieben, und von welchem sie zum Talmud und dessen Commentatoren übergingen. Damit war Alles beendigt, was für die geistige Bildung der Juden geschah. Es waren fast ausschließlich polnische Juden, welche in den Gemeinden als Rabbiner und als Lehrer im Talmud angestellt waren, weil man diese für schriftgelehrter hielt als die Deutschen. Diese Leute, durch Kleidung, körperliche Bildung und Lebensgewohnheit noch weiter von den Christen in Deutschland abstehend als die deutschen Juden, erhielten die Kluft zwischen Juden und Christen, ja sie erweiterten sie auf alle Weise. Sie ahneten, daß wissenschaftlicher Unterricht und besonders die verbesserte Sprache ein Mittel sein würde, die Christen den Juden näher zu bringen und besorgten von dieser Annäherung Gefahr für die Religion. Der Eifer für diese Religion mußte also die Unwissenheit begünstigen. Wer es wagte, richtiger deutsch zu sprechen, als polnische Juden es damals sprachen, galt für einen Ketzer. War es ein Kind, so ward es gezüchtigt; war es ein Erwachsener, so unterlag er Verfolgungen. Das Lesen eines deutschen Buches war nun vollends ein Frevel, der nicht hart genug zu ahnden war. Die drückenden Nahrungssorgen und die strenge Wegweisung aus jedem gesellschaftlichen Verhältniß mit gebildeten Menschen brachten es dahin, daß es dem Juden gar nicht in den Sinn kam, sich mit der Nation zu ver-

schmelzen, mit welcher er lebte. Er blieb starr und steif geistig da stehen, wohin ihn sein Lehrer — ein polnischer Jude — gestellt hatte; an Fortschreiten in Bildung und Kenntnissen war nicht zu denken. Der Talmud war und blieb das einzige Studium; und Achtung bewies man nur dem, der mehr als gewöhnlich im Talmud belesen und die Spitzfindigkeit desselben noch spitzer zu schnitzeln im Stande war. Der Jude der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts glich vollkommen dem des 16.; es war unter ihnen kein Unterschied, weder in der körperlichen Haltung, noch in der Kleidung, ja kaum in der Sprache, die ein crasses Gemisch von Deutsch und Hebräisch war und eine Sprache genannt zu werden nicht verdiente. So war der Jude in einem Staate, in welchem er und seine Voraltern, oft durch viele Geschlechter, geboren waren und gelebt hatten, ein völlig Fremder, verachtet von der Nation, unter der er lebte, wegen seiner Armuth, seiner Unwissenheit und seiner cynischen Lebensweise — eine Folge seiner Absonderung. Diese Verachtung ging so weit, daß selbst noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Buben auf der Straße einen Juden — war es ein junger Bursche oder ein Greis — laut verhöhnten und ihm Jude, Mauschel u. s. w. nachriefen.*)"

Wenn die Juden in unsern Tagen eine viel menschlichere Stellung einnehmen, wenn sie in gesellschaftlicher und geistiger Bildung den Christen nicht mehr nachstehen, und in der

---

*) Selbst Mendelssohn hatte dergleichen Beschimpfungen zu erdulden, die er mit philosophischem Gleichmuth ertrug oder mit feiner Ironie beantwortete. Einst rief ihm auf der Straße ein Soldat pöbelhafte Worte nach; als sein Begleiter, ein junger Gelehrter, seinen Unmuth darüber äußerte, sagte er: „Aber mein Gott, was bleibt denn einem solchen Menschen noch übrig, wenn er nicht einmal einen Juden kujoniren darf!" — Ein andermal,

neueren deutschen Literatur mehrere Juden eine hohe Bedeutung erlangt baben, so ist dies zunächst nur den erfolgreichen Bemühungen Mendelssohn's zu verdanken, der im vollem Recht als der Reformator seiner Glaubensgenossen bezeichnet werden kann. Er ging dabei mit seltener Klugheit zu Werke, aber auch diese vermochte nicht, ihn vor Verunglimpfung zu schützen, denn die Strenggläubigen unter seinen Glaubensgenossen bemerkten nur zu bald, daß er eine vollständige Umgestaltung in der geistigen Bildung seines Volkes beabsichtigte, was ihnen als die strafbarste Ketzerei erschien. Nachdem er schon im Jahre 1771 einen in hebräischer Sprache abgefaßten Commentar des Predigers Salomonis veröffentlicht hatte, gab er 1778 die „Ritualgesetze der Juden" im Auftrag der Regierung und unter Genehmigung des Oberrabbiners heraus. Zwei Jahre später erschien seine deutsche „Uebersetzung der fünf Bücher Moses", in der Hoffnung, sie zum Gebrauch der Jugend in den Schulen eingeführt zu sehen und durch dieselbe den Jargon zu verdrängen, in welchem bis dahin das Alte Testament in den Schulen übersetzt wurde. Er ließ seine Uebersetzung mit hebräischen Lettern drucken, weil ein Buch mit deutschen Lettern in keiner Schule aufgenommen worden wäre. Mit Recht hielt er das Jüdisch-Deutsch für das größte Hinderniß der Bildung unter seinen Glaubensgenossen und für die mächtigste Scheidewand zwischen diesen und den

---

da er durch ein Thor ging, an welchem ein junger Offizier die Wache hatte, wollte ihn dieser aufziehen und frug ihn unter Anderm, womit er handle, er wolle ihm Etwas abschachern. „Womit ich handle, das kaufen Sie doch nicht!" erwiederte Mendelssohn. — „Nun," sagte der Offizier, „womit handelst Du denn?" — „mit Verstand" war Mendelsohn's Antwort, über die der übermüthige Junker nicht wenig verblüfft war.

Christen, da sie, so lange sie sich einer eigenen, den übrigen Deutschen unverständlichen Sprache bedienten, als ein besonderes Volk erscheinen mußten, das mit der Nation, unter der sie lebten, gar Nichts Gemeinschaftliches hatte. Es ist wohl unzweifelhaft, daß nicht allein die Religion, sondern auch ganz vorzüglich der Umstand, daß die Juden als eine abgesonderte Nation erschienen, die sich gleichsam als eine schädliche Wucherpflanze unter dem deutschen Volke angesetzt hatte, die Christen von ihnen entfernte. Mendelssohn bemühte sich daher vor Allem, das Judendeutsch zu untergraben, das er auch, wie wir sogleich sehen werden, aus andern Gründen für verderblich hielt. So schlug er vor, daß die Vermahnung bei dem Eid, welche bis dahin dem Schwörenden im Judendeutsch vorgelesen worden war, nunmehr in reiner deutscher Sprache abgefaßt werden sollte. Ein Rabbiner verwahrte sich bei der Behörde gegen diese Neuerung, worauf Mendelssohn in einem Briefe an den mit der Sache beauftragten Beamten erwiederte: „Ich würde es sehr ungern sehen, wenn nach Herrn F. (des Rabbiners) Meinung die jüdisch-deutsche Mundart und die Vermischung des Hebräischen mit dem Deutschen durch die Gesetze autorisirt werden sollte. Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen und verspreche mir sehr gute Wirkung von dem unter meinen Brüdern aufkommenden Gebrauch der reinen deutschen Mundart." — Aber wie der preußische Rabbiner, so waren auch andere der Einführung des reinen Hochdeutsch abgeneigt, weil sie den Einfluß größerer Bildung unter ihren Glaubensgenossen fürchteten. Mehrere, darunter namentlich der Oberrabbiner in Hamburg und der in Fürth, erklärten alle Diejenigen in den Bann, welche Mendelssohn's Uebersetzung des Pantateuchs lesen würden. Ueber diese Ver-

folgung sprach er sich in einem Briefe auf eine seiner würdige Weise aus. „Ich weiß es leider, wie viel Widerspruch, Haß, Verfolgung und dergleichen die geringste Neuerung, wenn sie auch wichtige Verbesserungen zur Folge hat, beim Volke findet. Mögen sie aber fluchen, ich werde gesegnet sein. Ich werde ihrer Gewalt nicht die mindeste Gewalt von meiner Seite entgegensetzen, aber Gründe möchte ich gern wissen, warum man mich verurtheilt hat." Und in einem andern Briefe sagt er: „Wenn meine Uebersetzung ohne Widerrede von allen Juden angenommen werden sollte, so wäre sie überflüssig. Je mehr sich die sogenannten Weisen der Zeit widersetzen, desto nöthiger ist sie. Ich habe sie Anfangs für das niedrig stehende Volk gemacht, finde aber, daß sie für Rabbiner viel nothwendiger ist, und bin Willens (wenn Gott mir seinen Beistand schenkt), auch die Propheten und die Hagiographen übersetzt herauszugeben." Der Tod verhinderte ihn freilich, diesen Vorsatz auszuführen, er konnte nur noch die Psalmen übersetzen, aber wie sein Biograph bemerkt, „der Pentateuch ward nach seiner Uebersetzung das Hauptstudium der jüdischen Jugend, und die Talmudschulen wurden weniger besucht, die Sprache der heranwachsenden Jugend läuterte sich; mit der verbesserten Sprache fanden sich Anstand und gute Sitten ein, und der Weg ward gebahnt, um dieser Jugend die deutsche Literatur, sowie Wissenschaften und Künste zugänglich zu machen. Jene Uebersetzung des Pentateuchs dient noch heute in den meisten jüdischen Schulen zum Studium der Bibel." Und da es unzweifelhaft ist, daß der höhere Bildungszustand der Juden, ihre rege und zum Theil höchst einflußreiche Theilnahme an der deutschen Literatur und Wissenschaft (wir erinnern nur an Heine, Börne, Michael und Meyer Beer, Rachel, Neander, Gans, Gustav

Weil, Munck und viele Andere*) mehr) seinen ersten und hauptsächlichen Grund in Mendelssohns reformatorischen Bestrebungen hatte, so sind ihm nicht bloß seine Glaubensgenossen, auch die Christen sind ihm zu hohem Dank verpflichtet, weil die Juden erst in Folge dieser Bemühungen zu Deutschen geworden sind, und sie aufgehört haben, einen unorganischen und deshalb krankhaften und schädlichen Theil der Bevölkerung des Landes zu bilden.

Die preußische Regierung erkannte die Bedeutsamkeit Mendelssohns und seiner Bestrebungen an: er wurde von 1775 bis 1785 von den Redactoren des Entwurfs zum allgemeinen Landrecht oft über philosophische Grundsätze und namentlich über die besondern Verhältnisse seiner Glaubensgenossen zu Rathe gezogen. Um den eingewurzelten Vorurtheilen zu begegnen, welche gegen das Judenthum und die Juden allgemein verbreitet waren, und der Hebung derselben beinahe unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten, übersetzte er 1782 „Die Rettung der Juden" aus dem Englischen des Rabbi Manasseh ben Israel, und begleitete dieselbe mit einer Vorrede, in welcher er die Grundsätze und Ansichten kurz darlegte, die er im folgenden Jahre in der höchst bedeutsamen Schrift „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum" ausführlicher entwickelte. Kaum ist jemals die Sache der Gewissensfreiheit, das Verhältniß des Staats zur Kirche und der Kirche zu den Gläubigen und Ungläubigen einleuchtender und richtiger dargestellt, die Sache der Toleranz besser und gründlicher verfochten worden, als in dieser Schrift, welche noch heut zu Tage die größte Beachtung verdiente, und die jeder

*) Daß mehrere dieser Männer später zum Christenthum übergingen, ist natürlich gleichgültig, denn ihre Entwickelung und Bildung erhielten sie doch als Juden.

Gebildete kennen sollte. Kant war von Bewunderung für dieselbe erfüllt. „Herr F. wird Ihnen sagen," schrieb er an Mendelssohn, „mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihr Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch vor die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch Andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grad von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hatte und dergleichen keine Andere sich rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsrerseits darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen belästigen und drücken kann, von der ihrigen absondern, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen belästigende Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bildung der Seligkeit macht." Höchst merkwürdig ist Mendelssohns Ansicht, die er freillich nur andeutet, daß die Verschiedenheit der Religionen durchaus nothwendig sei und daß die Menschheit zur tiefsten Barbarei sinken würde, wenn es gelänge, irgend eine Religion zur herrschenden zu machen. Deutlicher, obgleich immer noch mit großer Vorsicht, sprach er sich darüber in seinen Briefen, namentlich in denen an seinen Freund Hemberg aus. Im „Jerusalem" ist folgende Stelle in dieser Hinsicht vorzüglich beachtenswerth, weil er offenbar auf die Religion bezogen haben will, was er vom Staate sagt: „Welche Regierungsform ist die beste? ist eine Frage, auf welche bisher sich widersprechende Antworten mit gleichem Scheine der

Wahrheit gegeben worden sind. Im Grunde ist sie zu unbestimmt, fast so wie jene medicinische Frage von gleicher Art: welche Speise ist die gesündeste? Jede Complexion, jedes Clima, jedes Alter, Geschlecht, Lebensart u. s. w. erfordert eine andere Antwort. Ebenso verhält es sich mit unserem politisch-philosophischen Problem. Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur, auf welcher es steht, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen würden höchst elend sein, wenn man sie sich selbst überließe, so elend als manche freigesinnte Republikaner, wenn man sie einem Einzelnen unterwerfen wollte. Ja manche Nation wird, so wie sich Cultur, Lebensart und Gesinnung abändert, auch mit der Regierungsform ändern, und in einer Folge von Jahrhunderten den ganzen Zirkel der Regierungsformen, von Anarchie bis zu Despotismus durch alle Schattirungen und Vermischungen durchwandern, und doch immer die Form gewählt haben, die unter solchen Umständen für sie die beste war." (Werke 3, 266.) Auch die folgenden Bemerkungen über Staat und Religion sind vortrefflich, doch müssen wir uns begnügen, auf dieselben zu verweisen.

Den wesentlichen Charakter des Judenthums erblickte Mendelssohn darin, — und dieses Charakters wegen blieb er ihm unentwegt treu —, daß es keine Kirche im Sinne des Christenthums und keinen Glaubensartikel und keinen Glaubenszwang kenne. Er unterschied zwischen Dogmen und den Ceremonial- oder Ritualgesetzen, wie sie des Judenthum aufstellt. Warum er aber auch an diesen festhielt, begründete er im „Jerusalem" und in gedrängter, aber erschöpfender Kürze in einem Briefe an seinen Freund Hemberg (Werke 5, 669 f.) „Ueber die Nothwendigkeit der Ritualgesetze," schreibt er, „sind wir nicht einerlei Meinung.

Wenn auch ihre Bedeutung als Schriftart oder Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätte, so hört doch ihre Nothwendigkeit als Band der Vereinigung nicht auf; und diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach meiner Meinung so lange erhalten werden müssen, so lange noch Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die ächten Theisten eine Art von Verbindung unter sich Statt finden lassen, wenn jene nicht Alles unter den Fuß bringen sollen. Und worin soll diese Verbindung bestehen? In Grundsätzen und Meinungen? Da haben wir Glaubensartikel, Symbole, Formeln, die Vernunft in Fesseln. Also Handlungen und zwar bedeutende Handlungen — d. i. Ceremonien. Unsere Bemühung sollte eigentlich nur dahin gehen, den eingerissenen Mißbrauch abzuschaffen und den Ceremonien ächte, gediegene Bedeutung unterzulegen; die Schrift wieder leserlich und verständlich zu machen, die durch Heuchelei und Pfaffenlist unverständlich geworden ist. Alle unsere Halsstarrigkeit aber sollten wir dem jesuitischen Kunstgriffe entgegensetzen, mit welchem man uns mit allem Anschein der Freundlichkeit zur Vereinigung auffordert, und im Grunde uns nur herüberlocken will. Man nähert sich uns mit falschen Schritten, hebt den Fuß hoch auf, und kommt gleichwohl nicht von der Stelle. Es ist das Vereinigungssystem der Wölfe, die sich mit den Schafen so sehr zu vereinigen wünschen, daß sie aus Schaf- und Lammfleisch gern Wolfsfleisch machen möchten. — Geben wir diesen Anlockungen Gehör, (wovor die Vorsehung behüte) so ist in Zeit von 50 Jahren Alles wieder Barbarei!"

Aus diesem Grunde beobachtete er die Ceremonialgesetze und ließ sie von den Seinigen beobachten, wenn auch nicht mit der Strenge, welche die Orthodoxen unter seinen Glau-

bensgenossen verlangten, denn er hielt es sogar für seine Pflicht, ihre Beobachtung zu untersagen, wenn sie der Gesundheit nachtheilig werden konnten, z. B. die strengen Fasten. Er wußte übrigens sehr wohl, daß er jeden Einfluß bei seinen Glaubensgenossen verloren haben würde, wenn er sich nicht dem allgemeinen Gesetze unterworfen hätte; und weil er es that, erwarb er sich das unbedingte Vertrauen, durch welches er allein im Stande war, so vielseitig und erfolgreich zu wirken. Sein Biograph berichtet eine Thatsache, die seinen eben so mächtigen und weitverbreiteten als wohlthätigen Einfluß recht deutlich erscheinen läßt. „Die jüdische Gemeinde in Schwerin erhielt von ihrer Regierung den Befehl, ihre Todten drei mal vierundzwanzig Stunden über der Erde zu lassen, ohne sie zu beerdigen. Dies war gegen die hergebrachte Sitte unter den Juden. Die Aeltesten der Gemeinde glaubten, durch die Befolgung jenes Befehles ihre Religion zu gefährden, und wurden von dem Oberrabbiner darin bestärkt. Sie wendeten sich in der Angst ihres Herzens an Mendelssohn. Dieser bewies ihnen aus dem Talmud selbst, daß es nicht allein Pflicht sei, die Leichen so lange unbeerdigt zu lassen, bis man des Todes gewiß sei, sondern daß zu jener Zeit, als der Talmud verfaßt worden, die Juden ihre Verstorbenen drei Tage in Höhlen legten und bewachten, um sich zu überzeugen, daß sie todt seien. Er schlug ihnen vor, die Regierung zu bitten, daß es ihnen erlaubt werde, eine ähnliche Anstalt — ein Todtenhaus zu errichten.“ (Werke 1, 45.) Wir fügen hier sogleich die Mittheilung einer andern, von dem nämlichen Biographen berichteten Thatsache bei, welche in erfreulicher Weise darthut, wie groß Mendelssohns Ansehen auch bei den Christen war. Ein Böhmischer Jude, den er aus früherer Zeit kannte, kam einst auf einer Leipziger Messe in

den Verdacht eines Diebstahls, weshalb er nach einer Festung gebracht wurde und dort zehn Monate lang unverhört in Ketten lag. Endlich wendete er sich auf heimlichem Wege an Mendelssohn mit der Bitte, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß er verhört werde, damit seine Unschuld an den Tag komme. Um sich nicht bloß zu stellen, weil der Gefangene ihm vielleicht doch nicht die ganze Wahrheit gesagt haben konnte, und weil er befürchtete, daß eine Einmischung in den Gang der Justiz gerade entgegengesetzte Wirkung haben könne, entschloß sich Mendelssohn dem Gefangenen direkt zu antworten, damit sein Brief der Behörde in die Hände komme. „Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten," schrieb er ihm; „da ich Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte Sache haben, obgleich ich nicht weiß, was Ihnen Schuld gegeben wird. Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld sehr langsame Schritte, aber wir wollen hoffen, desto sichrere. Da Sie übrigens Ihr Schicksal mit so viel Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, so hoffe ich zu dem Gotte unserer Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe Familie so unglücklich nicht sein wird, als es jetzt scheint. Was ich nur immer beitragen kann, derselben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun." Was er erwartet hatte, geschah: der Brief wurde von der Post dem Magistrat übergeben, der Gefangene wurde sogleich entfesselt, bald darauf verhört und entlassen, da man seine Unschuld erkannte.

Friedrich Heinrich Jacobi, der durch Elise Reimarus, die Schwester des bekannten Verfassers der Wolfenbüttler Fragmente mit Mendelssohn bekannt geworden war, hatte schon im Jahre 1783 behauptet, daß Lessing, der vertraute Freund Mendelssohns, dessen Tod diesen mit dem tiefsten,

niemals überwundenen Schmerz erfüllt hatte, ein Anhänger des Spinoza sei. Dieser Behauptung, durch welche er das Andenken seines Freundes gefährdet glaubte, trat Mendelssohn mit aller Wärme seines liebevollen Gemüths entgegen. Es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen Mendelssohn, Jacobi und Elise Reimarus über diesen Gegenstand; Mendelssohn glaubte, denselben auf eine für beide Theile erfreuliche Weise durch seine „Morgenstunden" beendigen zu können, deren ersten (und einzigen) Band er am 4. October 1785 an seinen Gegner mit einem höchst verbindlichen Schreiben übersandte. „Empfangen Sie hiermit, theuerster Freund!" schrieb er ihm, „den ersten Theil meiner Morgenstunden. In demselben wird zwar unsres eigentlichen Streites noch nicht ausdrücklich erwähnt, aber immer doch auf denselben Rücksicht genommen. Ich habe von den ersten Grundbegriffen anfangen müssen, weil ich vermuthe, daß in dieser Region der Grund enthalten sei, warum wir uns einander so wenig verstehen. Ich finde, daß ich zu alt und steif bin, mir mein Schiboleth abzugewöhnen. Ich kann mich in keine andere philosophische Sprache mehr hinein studieren, als die ich so lange gewohnt bin. Und die Schule, in welcher ich gebildet worden, hat mich gewöhnt, so fest an Deutlichkeit zu halten, daß ich nicht einen einzigen Tritt mehr thun kann, sobald ich sie aus den Augen verliere. Haben Sie also die Geduld, mich meine ganze Lection aufsagen zu lassen, und rufen Sie mir freundschaftlich zu, sobald ich auf einen Irrweg ausweiche. Auf diese Weise denke ich, müssen wir entweder am Ende zusammen, oder wie Sie gar richtig Sich ausdrücken, aus einander kommen. Von meiner Seite, und ich hoffe und wünsche auch von der Ihrigen, soll dieses so wenig als jenes ohne herzliche Zuneigung und Freundschaft geschehen."

Die „Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" sind zwar mit Rücksicht auf den Streit mit Jacobi niedergeschrieben worden, doch hatten sie ursprünglich eine andere Veranlassung. Als nämlich Mendelssohns ältester Sohn heranwuchs und derselbe glückliche Anlagen zeigte, hielt er für Pflicht, ihn frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuleiten. Er widmete ihm die wenigen Stunden des Tages, in denen er noch heiter zu sein pflegte, die Morgenstunden, und zog noch seinen Schwiegersohn und einen andern Jüngling dazu. Er unterredete sich mit denselben über die Wahrheiten der natürlichen Religion, hielt ihnen von Zeit zu Zeit zusammenhängende Vorlesungen über wichtige Punkte, jedoch ohne allen Schulzwang; sie hatten die Freiheit, ihn zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, und selbst mit einander darüber zu sprechen. Auf diese Weise entstanden die Aufsätze, welche die „Morgenstunden" bilden. Mendelssohn gesteht in der Vorrede selbst, daß er der durch Kant herbeigeführten Bewegung in der Philosophie nicht habe folgen können; allein es ist sein Werk nicht weniger vortrefflich, sowohl was die Gründlichkeit der Ausführung als die Klarheit und Eleganz des Styls betrifft, worin dieses letzte Werk alle seine früheren Schriften weit übertrifft. Wir bewundern überdies die logische Schärfe, die bei aller Anmuth der Darstellung die ganze Arbeit beherrscht. Der Verfasser geht, ohne daß wir den Grundriß oder wenn man will, das Gerippe der Schrift bemerken, mit großer Sicherheit Schritt für Schritt vorwärts, bis er endlich zum beabsichtigten Resultate gelangt. Nachdem er in einer Einleitung die Begriffe Wahrheit, Scham und Irrthum festgestellt, bespricht er die „wissenschaftlichen Lehrbegriffe vom Dasein Gottes". Es lag in seiner Ausgabe, die verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand, ja

selbst die Gründe der Atheisten und Pantheisten anzuführen, um sie zu widerlegen, und so ist es begreiflich, daß er auf den Spinozismus zu reden kam. Der Streit mit Jacobi veranlaßte ihn aber, diesen Punkt weitläufiger zu behandeln, als er sonst wohl gethan haben würde, so wie er ohne Zweifel nur durch diesen Streit bewogen wurde, auch über Lessing und seine religiösen Ansichten zu sprechen. Doch ging er auf den Gegenstand nicht näher ein; er wollte dieß erst im folgenden Theile thun, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt und in dem oben angeführten Briefe an Jacobi wiederholt. Dieser hatte aber nicht einmal das Erscheinen des ersten Theils abgewartet, sondern noch vorher eine Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza. In Briefen an M. Mendelssohn„ (Breslau 1781) herausgegeben, worin er Lessing auf Grund eines mit dem Verstorbenen geführten Gesprächs des Spinozismus öffentlich anklagte und zugleich seinen Charakter verdächtigte. Diese Anklage erschütterte den treuen Freund des Verstorbenen auf das Tiefste; er hielt es, für seine Pflicht, die Vertheidigung Lessings zu übernehmen, die er unter dem Titel „An die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza" verfaßte. Diese kleine Schrift, die sich dem Briefe an Lavater würdig anschließt, ist in jeder Beziehung vor, trefflich. Obgleich mit dem größten Anstand sich bewegend, züchtigt er den schwärmerischen Philosophen für seine Unbesonnenheit, die sogar an Böswilligkeit grenzte mit der größten Schärfe, indem er einerseits den Mißbrauch, den Jacobi von Lessings verrtraulicher Aeußerung und von Mendelssohns Privatbriefen aufdeckte, und andrerseits bis zur Evidenz darthut, daß Lessing den Phiosophen Jacobi zum Besten gehalten habe, als er gemerkt, daß derselbe ihn bekehren wolle.

Ganz von Lessingischem Geiste sind die polemischen Stel-

len getragen, besonders diejenigen, in denen er die nebelhafte Schreibart Jacobi's schildert. Er hatte schon in seinem Briefe an denselben auf dieselbe gedeutet, indem er seine eigene Liebe zur Deutlichkeit betonte; hier aber zeigte er in schlagender Weise, daß Jacobi nicht im Stande sei, scharf und klar zu denken. „Als ich Herrn Jacobi's Schreiben" heißt es unter Andern, „und seine deutsche Darstellung des Spinozismus erhielt, mußte ich alle Hoffnung aufgeben, mit diesem Weltweisen je in einem Punkte zusammen zu kommen. War mir der französische Spinoza unerreichbar, so war mir der deutsche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Ich konnte keinen Gedanken festhalten; kaum wagte ich es, einen zu erhaschen, so mußte ich ihn in der folgenden Periode schon wieder fahren lassen. — — — Mit einem Worte, ich war wie im Zirkel herumgetrieben und konnte nirgends festen Fuß fassen." — — — „Es geht mir mit Herrn Jacobi sonderbar," wiederholt er aus einem früheren Briefe an Elise Reimarus. Je mehr Erläuterung er mir geben will, desto weniger verstehe ich ihn. Seinen Brief an Hemsterhuis habe ich schlechterdings in dem buchstäblichen Sinne nicht verstanden, und vor einigen Tagen habe ich einen ausführlichen Aufsatz von ihm erhalten, der zur Erläuterung jenes Briefes und zur Beantwortung meiner Erinnerungen gegen sein System dienen soll und — ich schäme mich nicht, es zu gestehen, ich verstehe diesen Aufsatz noch weit weniger." Allerdings war Jacobi's mystisch nebelhafte, meist nur halb klar gedachte Darstellung nicht für Mendelssohn, der, wie er in einem Briefe sagt, immer liebte, seine Gedanken deutlich auszusprechen und seine Meinung klar und hell wie die Morgensonne darzulegen, nicht aber sie in Nebel und Dunkel zu hüllen. (Werke 6, 445.)

Mendelssohn sollte die Veröffentlichung seiner Schrift

nicht erleben. Er war durch Jacobi's Ausfall so erschüttert worden, daß seine Gesundheit darunter litt, und ihn nur der Gedanke, daß es seine Pflicht sei, den Freund zu vertheidigen, noch aufrecht erhielt. Als er das Manuscript dem Verleger brachte, zog er sich eine Erkältung zu, die drei Tage nachher am 4. Januar 1786 seinem Leben durch einen Stickfluß ein Ende machte.

Mendelssohn ist vorzüglich dadurch bedeutend geworden, daß er die geistige Reformation des Judenthums anbahnte; er hat dadurch, wie aus unserer Darstellung schon hervorgeht, nicht bloß auf seine Glaubensgenossen den heilsamsten Einfluß ausgeübt, die er aus nationeller Abgeschiedenheit riß und zu Deutschen machte, sondern er hat auch, wie ebenfalls schon dargethan wurde, eben dadurch den folgereichsten Einfluß auf die Christen wohlthätig gewirkt. Doch selbst, wenn wir diese hauptsächliche Wirksamkeit außer Betrachtung lassen wollten, ist seine Bedeutsamkeit nicht gering, und er würde auch dann noch durch seine rein philosophischen Schriften zu den einflußreichsten Erscheinungen seiner Zeit gehören. Frühzeitig durch den Talmud und Maimonides gebildet, schloß er sich der Leibnitz-Wolffischen Schule an; doch behandelte er das System mit großer Selbstständigkeit, indem er dessen starre Formen zu beleben und den ursprünglichen Leipnitzischen Kern in seiner Reinheit herzustellen suchte. Er war vom Bedürfniß seiner Zeit beseelt, sagt Brandis in der Einleitung in Mendelssohns philosophische Schriften (Werke 1, 61), der Philosophie Ueberzeugung abzugewinnen, und sie für das Leben fruchtbar zu machen, ohne gerade Neues erforschen oder aufstellen zu wollen. Ob er gleich schon vor seiner Bekanntschaft mit Lessing diesen Weg betreten hatte, so ist er doch erst durch seinen Freund zur vollständigen Klarheit gelangt, und ganz be-

sonders ist Lessings Einfluß in seinem Bestreben sichtbar, die philosophischen Untersuchungen künstlerisch darzustellen. Von dem ersten Augenblick seiner schriftstellerischen Wirksamkeit bis zu seinem Tode hatte er nur das Eine Ziel im Auge, die Gesinnung zu veredeln, das religiöse Bewußtsein zu kräftigen und aufzuklären, die Freiheit der religiösen Ueberzeugung und allseitige Toleranz zu erkämpfen. Dies erkannte auch sein großer Freund Lessing an, weshalb er ihm in seinem „Nathan" ein unvergängliches Denkmal setzte. Denn Nathan ist Mendelssohn und keineswegs Lessing selbst, wie Guhrauer in seiner Fortsetzung von Denzel's „Lessing" behauptet. Aber schon davon, daß es ein seltsamer Einfall wäre, den wahren Christen (wie sich Guhrauer ausdrückt) unter der Person eines Juden darzustellen, so würde folgende Stelle allein schon genügen, die Vermuthung dieses Gelehrten umzustoßen,

„Klosterbruder. Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie!
Nathan. Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!"

Als Guhrauer seine Behauptung aufstellte, waren ihm sicherlich die Schriften Mendelssohns nicht gegenwärtig, sonst hätte er wohl keinen Augenblick zweifeln können, daß Lessing unter dem Nathan seinen Freund habe vorstellen wollen. Denn die ganze Welt- und Lebensansicht Nathans, seine religiösen Anschauungen sind in der That bis auf die letzte Kleinigkeit dieselben, welche Mendelssohn in seinen Schriften, namentlich in seinem „Jerusalem" entwickelt. Freilich ist der Nathan längere Zeit vor diesem letzten Werke Mendelssohns gedichtet worden (war ja Lessing schon gestorben,

als dasselbe erschien); allein die darin niedergelegten Ansichten waren nicht erst in ihm entstanden, und wir wissen, daß er seinem Freunde Lessing von jeher sein ganzes Herz öffnete, daß er ihm seine geheimsten Gedanken mittheilte, um wie vielmehr solche, die zu verbergen er keinen Grund hatte.

Daß Lessing unter dem Nathan seinen Freund verherrlichen wollte, wie er denn das Drama schon viele Jahre vor seinem Erscheinen entworfen hatte*), also wahrscheinlich zu der Zeit, wo er mit Mendelssohn in täglicher Berührung stand, darüber liegen auch äußere Beweise vor. Mendelssohns Biograph sagt darüber Folgendes: „Mehrere Figuren im Nathan sind nach dem Leben gezeichnet, wie es diejenigen erkennen, die Mendelssohn und sein Haus, in welchem Lessing oft verkehrt hat, gekannt haben. Zuerst ist Nathan Lessings Freund Mendelssohn. In der That ist die Art, wie Mendelssohn sich ausdrückte, aufs Getreueste nachgeahmt. So floß Mendelssohns Rede hin — mild, ruhig, mit tiefem Sinne, doch nie anstoßend oder auffahrend. Wie Nathan seine Recha, so belehrte Mendelssohn seine Kinder. — So wie Nathan mit dem Tempelherrn spricht, war es Mendelssohns eigene Kunst, mit denen zu sprechen, die, wie er wußte, gegen ihn eingenommen waren; und ebenso gewann er sich die Freundschaft mancher edlen Seele, die sich einem Juden mit innigem Widerwillen näherte. So wie Natan sich gegen Saladin beträgt, verstand es Mendelssohn, ohne sich zu übernehmen, seiner geistigen Würde auch gegen Große Nichts zu vergeben. Im Tempelherrn schwebte Lessing sein eigenes Bild vor, wie viele behaupten, die ihn persönlich genau gekannt haben. Es ist ja eine bekannte Bemerkung, daß die Maler zu den Figuren, zu

---

*) S. den Brief an seinen Bruder vom 10. August 1778.

denen sie nicht eben ein Original vorliegen haben, Aehnlichkeit mit sich selbst zu legen pflegen.*) — Der Derwisch ist ein getreues Bild eines jüdischen Rechenmeisters, der oft in Mendelssohns Haus kam. Eben so obstrus, eben so leidenschaftlicher Freund des Schachspieles, welches er nicht als Spiel, sondern als eine wichtige Angelegenheit des Lebens betrachtete, ebenso sehr versenkt in seine Ideen, und für die äußere Welt mit Ausnahme seines Freundes Mendelssohn völlig abgeschlossen, war Abraham Rechenmeister, der Mendelssohns Kinder unterrichtete, und auch außer den Lehrstunden oft in das Haus kam." Diese „Parallele" zwischen den damals im Verkehr mit Mendelssohn lebenden Menschen und den Figuren im Nathan," fügt der Biograph hinzu, „ließe sich wohl noch fortsetzen".

*) Daß Lessing im Tempelherrn sich selbst gezeichnet habe, ist nicht sehr wahrscheinlich: die Charakterverschiedenheit ist zu groß, als daß dies denkbar wäre. Uebrigens ist der von der Gewohnheit der Maler, sich selbst in ihren Gemälden anzubringen, hergenommene Grund gewiß nicht passend; denn da der Maler es zunächst nur mit Physiognomien, überhaupt mit äußeren Gestalten zu thun hat, so kann er leicht seine eigene anbringen, ohne die Einheit des Ganzen zu stören. Ganz anders aber verhält es sich mit den Dichtern, die es mit bestimmten Charakteren zu thun haben, an deren Stelle sie die eigenen nicht setzen können.

Christoph Friedrich Nicolai.

Wie früher Gottsched, so erfreute sich auch Nicolai lange Zeit eines großen Ansehens unter den Gelehrten und Gebildeten des deutschen Volks, und wenn er auch nicht wie jener „Alleinherrscher und Dictator" in Sachen des Geschmackes und der Dichtkunst war, weil neben ihm noch andere und zwar weit aus größere Talente lebten, welche das geistige Leben beherrschten und bestimmten, so war doch sein Einfluß nach mancherlei Richtung hin höchst bedeutend und erfolgreich. Aber wie Gottsched überlebte auch er seinen Ruhm und es trat eine Zeit ein, in welcher es zur Mode, ja zum guten Tone gehörte, ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Allerdings zog er sich dieß selbst zu, da er die Fortschritte, die seit Lessing gemacht worden waren, nicht anerkennen wollte; und die neue Generation hatte vollkommen Recht, ihm mit allen Waffen, die zu ihrem Zwecke dienlich waren, entgegen zu treten. Man kann ihr sogar nicht einmal den Vorwurf machen, daß sie seine früheren Verdienste zu wenig oder gar nicht in Anschlag gebracht habe; denn wo es gilt, einen Feind zu bekämpfen, sich eine Stellung zu erobern, auf die man vollgültigen Anspruch hat, ist man oft gezwungen, selbst die nächsten Rücksichten unbeachtet zu lassen. Allein wenn die Zeit des Kampfes vorüber, der Sieg gesichert ist, wird es zur Pflicht, zur Mäßig-

ung und mit ihr zur ganzen Wahrheit zurückzukehren. Dieß ist in Bezug auf Gottsched geschehen; so viel wir wissen, ist es dagegen noch nicht versucht worden, Nicolai's große Verdienste um die deutsche Literatur, ja um die gesammte Bildung des Volks in unpartheiischer, ruhiger und leidenschaftsloser Weise darzustellen. Es kann dieß zwar nur in einer ausführlichen Behandlung des Gegenstandes genügend geschehen; doch wollen wir versuchen, auch in dem engen Raume, der uns hier vergönnt wird, wenigstens in allgemeinen Umrissen, ein Bild von dem Manne zu geben, aus welchem seine hohen Verdienste ersichtlich werden und ihre Bedeutsamkeit auch dann nicht verlieren, wenn die Irrthümer und Abwege bezeichnet werden, in die er in späteren Jahren verfiel. Dieß wird aber um so leichter geschehen können, als wir uns überzeugen werden, daß er in seinen späteren Kämpfen gegen die neuen Richtungen, denen er entgegentrat, keineswegs immer Unrecht hatte.

Christoph Friedrich Nicolai wurde am 18. März 1773 zu Berlin geboren. Sein Vater war der Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai, der die noch jetzt blühende Buchhandlung zwar nicht gegründet, aber doch zuerst zu größerer Bedeutung gehoben und ihr seinen Namen gegeben hatte. Wie angesehen dieselbe schon unter Friedrich Wilhelm I. war, ist daraus ersichtlich, daß Friedrich II. sie als Kronprinz öfters besuchte; auch zeigen die ziemlich zahlreichen und zum Theil sehr bedeutenden Verlagswerke, unter welchen wir nur das immer noch sehr schätzbare deutsche Wörterbuch von Frisch erwähnen, daß der Besitzer in seinen Unternehmungen eben so thätig als intelligent war. Diese Eigenschaften traten auch in seinen Privatverhältnissen hervor, in welchen er zudem einen religiös ernsten und sittlich würdigen Charakter entwickelte, was sich insbesondere in der

Erziehung seiner Kinder kund gab, für deren geistige und sittliche Entwickelung er unablässig besorgt war. Friedrich Nicolai hat selbst eine Schrift herausgegeben, in welcher er seine Erziehung bespricht*); sie ist nebst einem früheren ungedruckten Aufsatz über den nämlichen Gegenstand, welchen Göckingk im Auszug mittheilte**), die wichtigste Quelle, aus der wir die Jugendgeschichte des merkwürdigen Mannes kennen lernen.

Er verlor seine Mutter schon im fünften Jahre. Da seine Brüder zum Theil viel älter waren als er und von denen einige sogar außerhalb Berlin wohnten, da sein Vater die meiste Zeit in der vom Wohnhause entfernten Buchhandlung zubrachte, so war der Knabe schon früh auf sich selbst angewiesen, was eine große Selbstthätigkeit in ihm entwickelte, die nur durch das ernste Wesen des Vaters geregelt wurde. Als er hinlängliche Elementarkenntnisse erworben hatte, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, und später (1748) das Waisenhaus in Halle, wo eben einer seiner Brüder studierte. Die pedantische Unterrichtsmethode, welche dort wie in Berlin herrschte, hatte den nachtheiligsten Einfluß auf seine Entwickelung, da nur Gedächtniß und sclavischer Gehorsam in Anspruch genommen wurde; bei seiner schon sehr lebhaften Phantasie mußte ihn solches Verfahren zur Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit führen, was die verderblichsten Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn nicht der Lehrer des Griechischen (er hieß Stein) durch sein mildes Wesen und Bestreben, den Verstand seiner Schüler zu bilden, sein Interesse an den Lehrgegenständen geweckt

*) Ueber meine gelehrte Bildung, über Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte. Berlin u. Stettin 1799.

**) Friedrich Nicolai's Leben und literar. Nachlaß. Herausgegeben von L. F. G. v. Göckingk. Berlin, 1820.

hätte. Zum Unglück wurde Steiu bald darauf des Unterrichts im Griechischen enthoben und durch einen Pedanten ersetzt, der im Knaben alle Lust für diese Sprache erstickte, so daß er endlich verlangte, von dieser Stunde dispensirt zu werden. Als Ersatz dafür mußte er mit mehreren andern einige Stunden besuchen, in denen widersinniger Weise Cicero's Reden cursorisch gelesen wurden. Zwar war die Frucht dieses Unterrichts, wie leicht zu begreifen, sehr gering; doch hatten diese Stunden die gute Wirkung, daß Nicolai daraus lernte, es seien die lateinischen Bücher nicht blos da, um lateinische Grammatik aus ihnen zu lernen; er erstaunte, daß man sie auch l e s e n könne, was ihn zum Entschluß brachte, einen andern Schriftsteller, den Curtius, für sich selbst durchzunehmen. Dieß war der Anfang seines Privatfleißes, zu dem er früher nicht gebracht werden konnte. Um diese Zeit wurde ihm auch bekannt, daß es außer dem Neuen Testamente noch andere griechische Bücher gebe; aus einer Sammlung griechischer Dichter, die er bei einem ältern Schüler sah, lernte er den Homer kennen, der sogleich den größten Eindruck auf ihn machte. Er nahm sich vor, die ganze Iliade zu lesen; aber sein Bruder widerrieth es ihm, da sie zu schwer für ihn sei; überhaupt solle er zuerst seinen Geschmack bilden, zu welchem Zwecke er ihm die „Bremischen Beiträge" zu lesen gab. Diese studierte er nun sehr fleißig; aber da bekanntlich im Waisenhause ein sehr streng pietistischer Geist herrschte, und man daselbst, wie Nicolai berichtet, von nichts Anderm reden durfte als vom „Durchbruch und vom Herrn Jesus in uns,"*) da die

*) „Außerdem lernte ich in der Schule des Waisenhauses b e t e n, und würde auch nach damaliger Stimmung das H e u c h e l n gelernt haben, wenn ich die geringste natürliche Anlage dazu gehabt hätte." (Ueb. m. gelehrte Bildung S. 12.)

weltlichen Bücher und besonders die deutschen streng verboten waren, so wurden ihm die „Beiträge", sobald man erfuhr, daß er sie habe und lese, unter ernsten Strafpredigten weggenommen, und so war es mit seiner „Geschmackbildung auf einmal aus".

Bald darauf rief ihn sein Vater nach Berlin zurück, wo er in die Realschule eintrat, die eben damals gestiftet worden war. Obgleich diese den Zweck hatte, solche junge Leute heranzubilden, welche sich keinem gelehrten Berufe widmeten, so war der Unterricht doch verständig und gründlich. „Das Schicksal hat gewollt", sagt er (a. a. O. S. 15), „daß ich in dem Einen Jahr, welches ich in dieser nicht gelehrten Schule zubrachte, weit mehr von den Anfangsgründen wahrer Gelehrsamkeit lernte, als vorher in fünf Jahren in zwei berühmten gelehrten Schulen, und daß hier in mir der Hang zum eifrigen Studieren und zu gelehrten Beschäftigungen entschieden erweckt werden sollte, welcher mich nachher während meines ganzen Lebens nicht verlassen hat. Ich kam in der Realschule in eine ganz neue Welt. So uninteressant und unbedeutend mir Alles auf den vorigen gelehrten Schulen war, so interessant und mannichfaltig erschien mir alles, was ich hier lernte." Alles, was vorgetragen und gelehrt wurde, Botanik, Anatomie, Oekonomie, Naturlehre, Kunst und architektonisches Zeichnen, Astrognosie, Mechanik, studierte er mit Fleiß und Einsicht, und es wurde durch den verständigen Unterricht namentlich seine Beobachtungsgaben geschärft. Am Einflußreichsten war der Unterricht in der Mathematik, um so mehr, als er ihm von einem sehr tüchtigen Manne ertheilt wurde, der mit ihm auch den Virgil und Horaz las, ihm die deutsche Uebersetzung von Miltons „Verlornen Paradies" in die Hände gab, ihn zur Verfertigung deutscher Aufsätze anlei-

tete und überhaupt auf die Entwickelung seines Geistes und Geschmacks den besten Einfluß ausübte, so daß Nicolai mit Recht sagen konnte, „er habe ihm seine ganze Bildung, überhaupt Alles zu verdanken, was er sei (a. a. O. S. 22.). Zu seinem größten Leidwesen durfte er jedoch nur kurze Zeit in dieser schönen aufblühenden Anstalt verbleiben; gegen Ende des Jahres 1749 schickte ihn sein Vater nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu erlernen. Dort verblieb er drei Jahre, in denen er zwar mancherlei Ungemach zu erdulden hatte, die aber, wie er selbst in seinen obenerwähnten Aufzeichnungen sagt, für seine Ausbildung höchst glücklich waren. Doch waren es nicht sowohl die „schätzbaren und nützlichen Bekanntschaften", die ihn förderten, wenn auch diese nicht ohne glücklichen Einfluß blieben, als vielmehr sein angestrengter und beharrlicher Fleiß, dem er sich zudem nur in Folge fortgesetzter Entbehrungen hingeben konnte. Da er nämlich selbst im Winter kein Licht bekam, so frühstückte er eine Zeitlang nicht, um sich mit dem dadurch ersparten Gelde Oel zu einer Lampe zu kaufen. Eine seiner ersten Beschäftigungen war, mit Hülfe einer Grammatik und einiger alten schlechten englischen Bücher, die er im Laden fand, die englische Sprache zu erlernen. Die Kenntniß derselben vermittelte seine nähere Bekanntschaft mit dem Epigrammendichter Friedrich Ewald, durch welchen er mit E. v. Kleist bekannt wurde. Ewald, der eine schöne Sammlung englischer Schriftsteller besaß, überließ dieselben seinem jungen Freunde zur Benutzung, der sich dann einen ganzen Band Gedichte abschrieb, weil er sich die Bücher nicht kaufen konnte. Noch bedeutender wirkte er dadurch auf Nicolai's Ausbildung, daß er ihn ermunterte, das Studium des Griechischen wieder vorzunehmen. Ohne weitere Anweisung las dieser innerhalb zwei Jahren den ganzen Homer, den Herodot,

Einiges von Plutarch und Anderes mehr. Um sich eine größere Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache anzueignen, übersetzte er eine Rede von Sheridan und den Anfang der Iliade ins Deutsche, so wie, um sich noch größere Sicherheit im Englischen zu erwerben, Kleists Frühling ins Englische. Auch studierte er Mathematik und Geschichte, insbesondere die Gelehrtengeschichte mit großem Eifer. So mannigfaltige Beschäftigung war ihm nur dadurch möglich, daß er jeden Augenblick benutzte, über den er verfügen konnte und dieß zwar mit einer bei einem so jungen Menschen seltenen Beharrlichkeit und Ausdauer.

Im Januar 1752 kehrte er nach Berlin zurück; wenige Wochen darauf starb sein Vater. Die Buchhandlung fiel den vier Söhnen zu, von denen der älteste sie für Rechnung der sämmtlichen Erben fortführte; er selbst wurde als untergeordneter Gehülfe bethätigt, was ihn beinahe den ganzen Tag in Anspruch nahm. Doch setzte er seine Studien mit demselben Eifer fort, wie in Frankfurt. Schon dort hatte er sich mit Philosophie beschäftigt; in Berlin studierte er zunächst Wolfs deutsche Schriften, unter denen die „Von der Menschen Thun und Lassen" so wie Hoffmanns Buch „Von der Zufriedenheit" den günstigsten Einfluß auf seinen Charakter ausübten, da sie ihn zum ernsthaften Nachdenken über die wichtigsten Beziehungen des menschlichen Lebens anleiteten, in Folge dessen er sich sittliche Grundsätze vorzeichnete, die er auch mit der größten Strenge befolgte. Neben der Philosophie setzte er seine früheren Studien fort und insbesondere erwarb er sich eine ebenso ausgebreitete als gründliche Kenntniß der englischen Literatur, was auf die Ausbildung und besondere Richtung seines Geschmacks den größten Einfluß hatte. Zugleich machte er sich jetzt auch in weiterem Umfange mit der deut-

schen Literatur bekannt, die ihn bald fast ganz ausschließlich in Anspruch nahm. Sie wurde ihm von nun an zur Herzenssache; er widmete ihr seine ganze Thätigkeit als Schriftsteller und Buchhändler, und es kann nur ein ganz unbegründetes Vorurtheil läugnen, daß er die deutsche Literatur in beiden Eigenschaften wesentlich gefördert habe.

Schon in seinem zwanzigsten Jahre gab er eine kleine Schrift heraus, in welcher er Milton gegen Lawder vertheidigte, zugleich aber auch Gottsched bekämpfte, der Lawders Beschuldigungen in Deutschland verbreitet hatte*). Hatte er schon in diesem ersten Versuche eine große Selbstständigkeit des Urtheils bewiesen, so trat diese in einer zweiten Schrift noch entschiedener hervor, welche er bald darauf veröffentlichte. Doch wollen wir über die Entstehung und die Wirkung derselben selbst sprechen lassen. In einem Schreiben (v. 29. Weinmonat 1762) an Lichtenberg als Herausgeber des „Göttingschen Magazins" **) heißt es: „Schon mehrere Jahre vorher (d. h. vor Erscheinen der Literaturbriefe) war die deutsche Literatur in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, in die Schweizerische und in die Gottschedische. Man mußte zu einer von beiden gehören; einen Mittelweg gab es nicht. Ich war damals ein junger Mensch, der außer den gewöhnlichen Schulstudien keine gelehrte Erziehung gehabt hatte, und nach Ausbildung begierig, aber keinem Menschen bekannt war, der dazu hätte

*) Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderischen Buches von Miltons Nachahmung der neueren Schriftsteller. Ff. u Lpz. 1773. — Diese Recension war von Gottsched und stand im 27. Bande oder Jahrgang 1752 des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkei" S. 261 ff.

**) Abgedruckt in „Lessings Werken" (Berlin 1828. B. 30. S. XI. ff.).

beitragen können. Außer einem kurzen Umgange mit Ewald und einem sparsamen Briefwechsel mit Kleist, war nichts da, wodurch ich mich hätte durch fremde Beihülfe bilden können; ich mußte Alles aus Büchern und aus mir selbst ziehen. Ich las also mit unermüdetem Eifer, und reflectirte über das Gelesene nach meiner Art, ohne daß ich mit irgend Jemand mich unterreden konnte, welches doch zur Entwickelung der Gedanken so vortheilhaft ist. Da ich von der Welt nichts wußte, und die menschlichen Leidenschaften nicht kannte, so schien mir der damalige Zustand der Gelehrsamkeit ganz unbegreiflich. Die Streitfragen, welche damals allenthalben so wichtig traktirt wurden, kamen mir unwichtig vor, und die Schriften der Alten und der neueren Ausländer, die ich gelesen hatte, fand ich ganz anders als die deutschen Schriften, die man damals unsterblich nannte. Weil ich Niemand hatte, dem ich meine Gedanken mündlich mittheilen konnte, so mußte ich sie der Feder anvertrauen. So schrieb ich „Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften", welche 1754 herauskamen*). Diese

*) Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Mit einer Vorrede von Gottlob Sam. Nicolai, o. Prof. d. Philosophie in Frankfurt a. d. O. Berlin 1755. — Die Jahrzahl auf dem Titel steht mit der in Widerspruch, welche Nicolai in der oben mitgetheilten Stelle angiebt. Dieß ließe sich freilich leicht dadurch erklären, daß die Schrift, obgleich gegen Ende 1754 erschienen (wie denn Nicolai in der Vorrede ausdrücklich erklärt, es seien die Briefe in diesem Jahre abgefaßt worden), doch auf dem Titel die Jahrzahl 1755 gehabt habe. Dagegen ist es auffallend, daß Göckingk (a. a. O. S. 19) ausdrücklich berichtet, das Werk sei Anfang des Jahres 1756 herausgegeben worden. Es beruht dieß ohne allen Zweifel entweder auf einem Druckfehler oder auf einem Irrthume Göckingks, was schon daraus erhellt, daß dieser den Zeitpunkt, wann Nicolai mit Lessing bekannt wurde, ganz richtig angiebt, nämlich des J. 1754 (a. a. O. S. 17).

Briefe machten damals Aufsehen; denn ein junger Mensch redete aus seinem Winkel heraus, ohne irgend eine literarische Verbindung, ohne irgend eine von den Rücksichten, die damals jedermann brauchte; sagte ohne Umschweif, was ihm an jeder von beiden Parteien mißfiel. Mit dieser meiner Offenherzigkeit ging es mir, wie es mir mit meiner Offenherzigkeit immer gegangen ist. Sie zog mir den Haß beider Parteien zu. Aber das war eine Kleinigkeit; denn durch sie ward ich zu gleicher Zeit mit Lessing, und durch ihn mit Moses bekannt, welches ich für das größte Glück meines Lebens halte."

Sein Verhältniß zu den beiden Freunden schildert Nicolai in dem von Göckingk mitgetheilten Aufsatz (S. 17.) auf folgende Weise: „Die innigste Freundschaft verband mich bald mit beyden, und sie hat bis zum Tod dieser großen Männer gedauert. Was beyde für Deutschland waren, erkennt es dankbarlich; was sie mir waren, empfinde ich tief, kann es aber nicht in seinem ganzen Umfange ausdrücken. Wir waren damals alle drey in der Blüthe unserer Jahre, alle drey voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drey von unbefangenem Geiste und hatten keine andere Absicht, als wissenschaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln. Keiner hatte gegen den andern Mißtrauen oder die geringste Zurückhaltung, vielmehr beseelte uns alle das uneingeschränkteste Vertrauen. Daher entstand bey unserm mehr als zwanzigjährigem sehr genauem Umgange auch nicht ein einzigesmal das geringste Mißverständniß, obgleich fast jede unserer Zusammenkünfte lebhafte Disputation war, durch die ohne Rechthaberey und Lehrerton eine Menge Ideen bey jedem von uns helle wurden. Beym Anfange unserer Bekanntschaft war ich Moses Mendelssohn in der Art, die Gegenstände zu betrachten, in so fern etwas näher, weil

er, so wie ich, einen großen Theil seiner Kenntnisse ohne mündliche Anleitung durch eignen Fleiß erworben hatte. Er war auch, so wie ich, ein Kaufmann, und wir hatten daher beyde verschiedene Gegenstände aus Gesichtspunkten betrachten lernen, aus welchen sie derjenige nicht ansieht, der bloß eine gelehrte Erziehung erhalten hat. Mit Lessing hatte ich, im Gegensatz auf Moses in so fern Anlage zu übereinstimmenden Ideen, weil ich, wie er, die gewöhnliche Schule und Erziehung gehabt hatte, und ob ich gleich nicht selbst auf Universitäten gewesen war, so kannte ich doch so ziemlich die daselbst gewöhnliche Art zu studiren. Ich hatte daher auch Sinn für manche Wissenschaften und gelehrte Beschäftigungen, welche Lessing mit Eifer trieb, die aber unserm Freunde Moses beinahe ganz unbekannt waren".

Wir haben oben gesagt, daß die „Briefe" Nicolai's Bekanntschaft mit Lessing vermittelten. Es waren nämlich die Aushängebogen derselben dem Buchhändler Voß, Lessings Freunde, zufällig in die Hände gerathen; dieser theilte sie Lessing mit, der ihre Bedeutsamkeit erkannte und daher veranlaßt wurde, Nicolai's Bekanntschaft zu suchen. Er mußte dieß um so mehr wünschen, als er aus den „Briefen" erkennen mußte, daß er selbst, wie wir unten sehen werden, nicht ohne Einfluß auf Nicolai's Ansichten geblieben war.

Nicolai hatte seinen „Briefen", ob sie gleich alle von ihm verfaßt waren, die Form einer Correspondenz zwischen zweien Freunden gegeben, um Gelegenheit zu haben, seinen Behauptungen schon gemachte oder von ihm selbst aufgestellte Einwendungen entgegenzusetzen. Als Zweck der Briefe wird in dem ersten angegeben, daß man nicht beabsichtige „ein Lehrgebäude über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften zu liefern", es gehe die Absicht dersel-

ben bloß dahin, „Gelegenheit zu der Bestreitung gewisser algemeiner Vorurtheile zu geben, die Aufmerksamkeit auf gewisse Gegenstände zu erwekken, auf die man bisher nicht genug acht gegeben habe, den Streitigkeiten über den Geschmakk einiges Licht zu geben, und die Leser zu vergnügen, ohne das Ansehen zu haben, daß man sie unterrichten wolle". (S. 4.) Daß er darunter den immer noch fortdauernden Streit zwischen Gottsched und den Schweizern verstand, konnte keinem Zeitgenossen zweifelhaft sein. Nicolai beginnt dann damit, daß er einige Schwächen Gottscheds aufdeckt, namentlich dessen für seine Zwecke verarbeiteten Auszug aus Batteux (S. 8 ff.) und im dritten Brief dessen verkehrte Urtheile über die Musik lächerlich macht, von der er im Grunde Nichts verstand. (S. 13 ff.) Doch wendet er sich schon im fünften Briefe (S. 45 ff.) gegen die Schweizer, nicht aber gegen ihre kritischen Schriften, sondern gegen die Dichtungen Bodmers und seiner Nachahmer, unter welchen bekanntlich Wieland hervorragte. Diese „Patriarchaden", sagt er, würden von Vielen nicht ihres Inhalts und ihrer Form wegen bewundert, sondern weil sie im Gegensatz zu den gereimten Heldengedichten der Gottschedischen Schule ständen. Sie seien aber trotz der Hexameter um Nichts besser als jene. Was den wahren Dichter beurkunde, Richtigkeit der Gedanken, Genauigkeit des Ausdrucks, kunstmäßige Anordnung der einzelnen Theile zu einem schönen Ganzen, wahrhaft poetische Auffassung des Stoffs und poetische Behandlung des Einzelnen, werde in diesen Gedichten eben so sehr vermißt als in den Gottschedischen. Es herrsche in allen eine seltsame, störrische, aufgedunsene, unbestimmte und pedantische Schreibart, mit welcher sich der gute Geschmack nicht versöhnen könne. „Die Herrn", heißt es (S. 52), „die sich mit diesem besondern Geschmack gar

viel wissen, kommen mir vor, wie die Rathsherrn eines kleinen Städtgens, wo sie die vornehmsten sind; die gezwungenen Hexameters, die lateinischen Buchstaben und eine affektirt-einfältige und niedrig-schwülstige Schreibart sind nichts anders als Allongeperrücken, breite Halskrausen und steife Unterkinne, womit diese ehrbare und veste Männer einhertreten". Der folgende Brief (S. 54 ff.) vertheidigt Bodmern gegen diese Vorwürfe; seine Gedichte, heißt es darin, verdienten Anerkennung sowohl wegen ihrer den Griechen nachgeahmten Einfalt, als auch wegen vieler poetischer und malerischer Stellen, und insbesondere wegen ihrer vortrefflichen Absicht, Religion und Tugend zu befördern. Darauf wird im siebenten Brief (S. 61 ff.) erwiedert, es seien unter den schweizerischen Dichtern allerdings einige, die nicht zu verachten seien, insbesondere seien diejenigen mit Ehrfurcht zu nennen, welche so großen Antheil an der Aufnahme der schönen Wissenschaften in Deutschland gehabt hätten; aber dieß dürfe nicht hindern ihre Fehler und Irrthümer aufzudecken. Bodmer sei einseitig geworden, und er wolle dieser Einseitigkeit allgemeine Anerkennung verschaffen. Diese Einseitigkeit zeige sich sowohl in dem ausschließlichen Gebrauch des Hexameters, in welchem allein die ganze Kraft und Mannichfaltigkeit der deutschen Sprache sich nicht zeigen könne; in dem vorwiegenden Gebrauch verschiedener Lieblingswörter, z. B. seraphisch, zärtlich, harmonisch, chaotisch u. s. w. Von großem Scharfblick zeugt das, was über Wieland bemerkt wird: „Die Muse des Herrn Wielands", heißt es (S. 75), ist ein junges Mädchen, das die Betschwester spielen will und sich der alten Wittwe (Bodmer) zu Gefallen in ein altväterisches Käppchen einhüllt, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre ju-

gendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiger Spektakel, wenn diese jedoch junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde. Der Brief schließt (S. 83) mit Bemerkungen, die zum Theil nicht bloß für jene Zeit wahr sind. „Man kann unserer Nation seit Opitzens Zeiten den Vorwurf machen, daß unsere Dichter mehr aus einem Ohngefähr als aus einer richtigen Kenntniß des Schönen ihre besten Werke hervorgebracht haben. Unsere allzugroße Hastigkeit hat die Regeln der gesunden Kritik, die einen Corneille, Flechier, Pope gebildet haben, nie bey uns so festen Fuß fassen lassen, als es zu wünschen wäre. In den Werken unserer meisten Dichter findet man eben so viel Spuren der Pedanterey als der Nachlässigkeit. Jetzt da kaum einige vortreffliche Geister anfangen, einen bessern Geschmack zu zeigen, und da uns einige zu gutwillige Patrioten schon, wer weiß wie viel Gutes, von dem Ruhme des deutschen Witzes vorsagen, sehen Unpartheyische aus den Ausschweifungen der beiden Partheyen, die sich immer noch die Herrschaft über den deutschen Witz anmaßen, wie weit wir von der Höhe entfernt sind, die wir erstiegen zu haben glauben."

Von besonderer Wichtigkeit ist der eilfte Brief (S. 113 ff.), in welchem das deutsche Drama besprochen wird. Der Verfasser findet dieß sehr schlecht bestellt; die Ursachen seien darin zu suchen, daß man eine zu hohe Meinung von demselben habe, was jeden Fortschritt hindere, und ferner darin, daß die Dichter meist aus dem Innersten ihres Kabinets schreiben und die Welt nicht kennen, und endlich darin, daß Deutschland keine Hauptstadt besitze und daß nur in wenigen Städten stehende Theater zu finden seien. Dazu komme, daß meist nur fremde Stücke in Uebersetzungen vorgestellt würden, und daß die Uebersetzer, so wie die Originalschriftsteller die

Eigenschaften der tragischen Sprache gar nicht verstünden. Als Mittel, das deutsche Drama zu heben, empfiehlt er nähere Bekanntschaft mit dem englischen Theater, das die Gottschedische Schule so gründlich hasse, weil sie es nicht verstehe. „Wem das engländische Theater bekannter ist", heißt es (S. 120), „der weiß, daß es in seiner Art so viel Vorzügliches hat, als das französische. Die Größe und Mannigfaltigkeit der Charaktere ist eine der vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könnten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übel geordneter Dialog ist nicht nachzuahmen; aber die Regeln sind dasjenige, was ein Deutscher am ersten weiß, und mit einer mäßigen Kenntniß derselben sind diese Fehler bis auf den letzten sehr leicht zu vermeiden".

Die beiden letzten Briefe, der 17. u. 18. (S. 178 u. 190), entwickeln die Ansicht, daß die schärfste Kritik nöthig sei, wenn die schönen Wissenschaften zu einer höhern Blüthe gelangen sollten; wie die Kritik jetzt geübt werde, müsse sie nur schaden, so verkehrt und elend sei dieselbe, was darin seinen Grund habe, daß, je nach der Parteistellung des Kritikers, die neuen Erscheinungen im Gebiete der Dichtkunst entweder von vornherein als elend bezeichnet oder mit übermäßigen und meist ganz unverdienten Lobsprüchen überhäuft würden. Man solle endlich das lächerliche Vorurtheil ausrotten, daß man nothwendig einer von zwei Parteien folgen müsse, die beide allzusichtbare Fehler hätten. „Die Herrn Gottschedianer" (so schließt das Ganze S. 204 f.) „sind schon zum Sprüchwort geworden und machen es täglich ärger; die Herrn Schweizer haben bei ihren übrigen Verdiensten von je her ihren Kopf für sich gehabt. Viel Eigensinn und Heftigkeit; alzuviel Liebe zum Besonderen und alzuwenig Aufmerksamkeit auf die Schönheiten der

Sprache, der sie wirklich durch eine zwanzigjährige Uebung noch nicht mächtig geworden sind. Seit einiger Zeit fangen sie an, sich fast auf die Seite des Besondern und vielleicht des Abendtheuerlichen zu ziehen; hätten sie vor fünfzehn Jahren so gelehrt, wie sie jetzt dichten, so würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten sein. Die Dichtkunst ist von der leichten Kunst, Reime und Verse zu machen, sehr unterschieden. Lasset uns ihre innersten Gründe untersuchen, und lasset uns die Critik, die alle große Geister gebildet hat, nicht scheuen, so werden wir nicht Gefahr laufen, ohne Verdienst zu loben und ungegründet zu tadeln; und wenn wir die wahren Quellen des Schönen untersuchen werden, so wird die Partheilichkeit unsern Beifall nicht mehr bestimmen. Die Klagen über das Verderben des Geschmakks, die die eine Parthei anstimmt, sobald die andere sich emporzuheben anfängt, bedeuten nicht mehr, als wenn eine Coquette von der andern übels redet. Lasset uns bei unsern Dichtern Genie voraussezzen, so werden wir keine Aesopische Fabeln, keinen Hermann, keine Versuche von Trauerspielen von ihnen zu befürchten haben. Und wenn sie Gelegenheit haben, mit der großen Welt bekannt zu werden und zu lernen, wie weit dieselbe von dem Cabinet eines Dichters oder von einem Hörsaal unterschieden ist, so wird ihnen auch der Geschmakk der Welt zu bekannt werden, als daß sie nicht befürchten sollten, mit matten Hexametern, unausgearbeiteten Ideen, seraphischen Tändeleien und altväterischen Wortfügungen ausgepfiffen zu werden".

Obgleich Nicolai erst durch die „Briefe" mit Lessing bekannt wurde, so hat ihn bei der Abfassung derselben doch Lessings Geist geleitet, den er aus seinen „Kleinen Schriften" und seinen Aufsätzen in der Vossischen Zeitung und in der Beilage

zu derselben („Das Neueste aus dem Reich des Witzes") kannte; ja Danzel glaubt sogar, und es hat viel für sich, daß Nicolai's „Briefe" noch nicht vollständig gedruckt waren, als er mit Lessing bekannt ward und daß dieser daher wohl auf Einzelnes unmittelbaren Einfluß gehabt haben möge. *) Wie dem aber auch sei, so hat doch Nicolai die in den „Briefen" dargelegten Ansichten zuerst im Zusammenhang dargestellt, und es ist unbestreitbar, daß sie auf eine fernere Entwickelung der Literatur den entschiedensten und heilsamsten Einfluß übten; sie hatten für Bodmer die nämliche Wirkung, welche dessen Schriften für Gottsched gehabt; man hörte auf, ihn für die einzig wahre Quelle der Kritik zu halten, und mit der Vernichtung seines Ansehens war auch, wie Danzel richtig bemerkt, der Gegensatz zwischen den Schweizern und Leipzigern auf immer beseitigt. Durch die „Briefe" erscheint Nicolai ganz eigentlich als der Vorläufer Lessings, mit dem vereinigt er nunmehr eine Zeitlang die Kritik beherrschte.

Wahrscheinlich durch seine „Briefe" selbst angeregt, faßte Nicolai, vielleicht schon während er dieselben abfaßte oder drucken ließ, den Plan, eine kritische Zeitschrift herauszugeben; aber ob er gleich, wie erwähnt, bald darauf mit Lessing und Mendelssohn bekannt wurde, theilte er ihnen seinen Plan Anfangs doch noch nicht mit. Erst als Mendelssohn in ihn drang, die ihm von Gellert angebotene Correspondenz mit dem in Paris erscheinenden Journal étranger**) anzunehmen und er des Freundes Bitte nicht länger abweisen konnte, gab er ihm von seinem Plane und den deshalb schon eingeleiteten Verhandlungen mit einem Verleger Kennt-

*) Danzels Lessing 1, 272.

**) Näheres über diese Zeitschrift in Nicolai's „Briefen" S. 32 ff., 171 ff.

niß und versprach, jene Correspondenz zu übernehmen, wenn Mendelssohn Antheil an seiner Zeitschrift nehmen wolle, was dieser denn auch versprach.*) Nicolai's Theilnahme sollte verschwiegen bleiben, weil er damals noch an der Buchhandlung betheiligt war und von seinem älteren Bruder abhing, der nicht erfahren durfte, daß er sich mit gelehrten Dingen beschäftige. Doch wurde es sogar schon vor dem Erscheinen der Zeitschrift bekannt, da Lessing, der von dem Plane ebenfalls Kenntniß erhalten hatte, Gellert davon unterrichtete, welcher seinerseits keinen Grund hatte, die Mittheilung geheim zu halten. Schon im Jahre 1756 oder vielleicht schon Ende 1755 erschien eine „Vorläufige Nachricht", **) in welcher das neue Unternehmen unter dem Titel „Bibliothek für die Liebhaber der schönen Wissenschaften" angekündigt wurde. In derselben sprach er zuvörderst die nämlichen Ansichten von der Nothwendigkeit einer sowohl gründlichen als strengen und unparteiischen Kritik aus, die er in den „Briefen" entwickelt hatte, und legte sodann den Plan des Unternehmens vor. Der Zweck desselben sei Beförderung der schönen Wissenschaften und des guten Geschmacks unter den Deutschen; es werde daher Alles mitgetheilt werden, was zur Erreichung dieses Zweckes dienlich scheine. Zwar werde man hauptsächlich Dichtkunst und Beredtsamkeit ins Auge fassen, aber auch die übrigen Künste besprechen, da in der That alle Künste eng verwandt seien, und alle in ihren Grundregeln übereinstimmten, wenn auch jede ihre Eigenthümlichkeiten habe. Die Zeitschrift sei übrigens nicht sowohl für diejenigen bestimmt, welche die Künste wirklich betrieben, als

*) Anhang zum 3. u. 4. Bande der Bibliothek d. sch. Wissenschaften, Vorw. S. 9 f.

**) Sie wurde im ersten Bande (S. 1—16) wieder abgedruckt.

vielmehr für die Liebhaber derselben, daher Alles so vorgetragen werden solle, daß es diesen angenehm und verständlich bleibe. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles werde man von allen deutschen und ausländischen Büchern Nachricht geben, welche sich auf die schönen Wissenschaften beziehen, nöthigenfalls auch früher erschienene besprechen. Dabei werde es die vornehmste Sorge sein, den Lesern einen richtigen Begriff von den besprochenen Werken zu geben, sei es durch zusammenhängende Auszüge oder durch Mittheilung der charakteristischen Stellen, woran sich ein Urtheil anknüpfen solle, das vor Allem nach Unparteilichkeit streben werde, welche um so sicherer erreicht werden könne, da man zu keiner von der herrschenden Partei gehöre. Die Zeitschrift solle kein Schauplatz für Streitigkeiten und Wortgezänke sein; doch werde man auch Discussionen zulassen, sobald sie nicht auf Parteistellung, sondern auf einer wahren Liebe zur Sache beruhten. Eine besondere Aufmerksamkeit werde man auf die Reinheit der Sprache und die Richtigkeit des Ausdrucks wenden, und sie nicht nur selbst zu beobachten suchen, sondern auch bei der Beurtheilung der Schriften darauf strenge Rücksicht nehmen. Die Zeitschrift solle sich aber nicht bloß mit Beurtheilungen von Büchern beschäftigen, sie werde auch über alle Theile der schönen Wissenschaften kritische Abhandlungen bringen. Die allgemeinen Dicht- und Redekünste reichten nicht aus, so gut sie auch an sich sein möchten; es müßten alle einzelnen Fragen eindringlichen Untersuchungen unterworfen werden, wenn wirklich Ersprießliches erreicht werden solle. „Wir werden der Spur großer Kunstrichter alter und neuer Zeiten nachgehen, und entweder unsere Gedanken mit den ihrigen bewähren, oder auch, wenn wir es nützlich finden, ganze Abhandlungen von ihnen

übersetzen*) und einrücken. Wir werden suchen, falsche Begriffe, die man bisher gehabt hat, zu widerlegen, Sätze, die ununtersucht geblieben sind, in ein helleres Licht zu setzen, streitige Punkte zu erörtern, Fehler zu verbessern und richtige Gedanken noch mehr zu bestätigen. Man werde endlich die Geschichte der schönen Wissenschaften ins Bereich der Mittheilungen ziehen und besonders der Verbesserung wie der Geschichte des deutschen Theaters alle Aufmerksamkeit widmen. Die „Vorläufige Nachricht" schloß mit der Anzeige, daß für das Jahr 1756 ein Preis von 50 Reichsthalern für das beste Trauerspiel ausgesetzt werde und daß im ersten Stücke der „Bibliothek" eine Abhandlung über das Trauerspiel mitgetheilt werden solle, welche die Regeln enthalten werde, nach denen die eingesandten Stücke geprüft werden sollten.

Der Plan der neuen Zeitschrift, welche bei ihrem Erscheinen in einiger Abweichung von der Ankündigung den Titel „Bibliothek der schönen Wissenschaften" erhielt, war durchaus zeitgemäß; ja er ist so verständig, daß er auch unter ganz andern Verhältnissen angemessen sein würde. Sie machte, wie Danzel richtig bemerkt, in doppelter Beziehung in der deutschen Literatur Epoche: Deutschland erhielt in ihr die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht in Gottscheds Händen war, und sie zog zuerst auch die schönen Künste wieder in das Gebiet der allgemeinen Bildung. Daß es dabei lediglich um die Sache zu thun war und nicht um Gelderwerb, wie man Nicolai bei dieser und bei andern Unternehmungen bis auf die neueste Zeit herab zum Vorwurf machte, beweist schon der Umstand, daß er von der Verlagshandlung für jeden Band nur 50 Tha-

*) Der Ausdruck „übersetzen" giebt schon zu erkennen, was Nicolai von den heimischen Aesthetikern hielt.

ler Honorar erhielt *), wovon er außer mancherlei kleinen Ausgaben die Mitarbeiter zu bezahlen hatte. Zudem bezahlte er die für die besten Trauerspiele ausgesetzten Preise aus eigenen Mitteln.**) Diese Preisaufgabe ist für die Entwickelung des deutschen Theaters von nicht geringem Erfolg gewesen. Durch sie wurde Weisse veranlaßt, seine Talente für das Trauerspiel zu versuchen, an welches er sich bisher noch nicht gewagt hatte"***), wie er denn zum Zweck der Einsendung seinen „Richard III." schrieb, den er zwar einsandte, aber später wieder zurückzog, als er die Redaction der „Bibliothek" übernahm. Den Preis erhielt aber Freiherr von Cronegk aus Anspach für sein Trauerspiel „Codrus", der jedoch die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung nicht mehr erlebte. Neben dem „Codrus" wurde der „Freigeist" von J. W. v. Brawe ehrenvoll erwähnt; beide Trauerspiele wurden mit einer eingehenden Beurtheilung im Anhang zum 1. und 2. Bande der „Bibliothek" gedruckt. Noch bedeutender war es, daß Lessing durch die Preisaufgabe gereizt wurde, einen neuen Versuch im bürgerlichen Trauerspiel zu machen, aus welchem später die „Emilia Galotti" hervorging.

Das Erscheinen der „Bibliothek" wurde durch verschiedene Umstände verzögert, unter welchen der wohl der hauptsächlichste der sein mochte, daß die Unterhandlungen mit dem ersten Verleger (Lange in Berlin) abgebrochen werden mußten,

*) Anmerk. zum ersten Briefe Nicolai's an Lessing (Lessings Werke 29, 70) Göckingk (a. a. O. S. 20) berichtet dagegen, Nicolai habe 100 Thaler Honorar für jeden Band erhalten, wovon er freilich den ausgesetzten Preis habe bezahlen müssen. Er beruft sich hierbei auf den Vertrag Nicolai's mit der Verlagshandlung, der sich unter dessen Papieren gefunden habe.

**) Auch darin irrt Göckingk (a. a. O.), daß die Preise aus dem Honorar bezahlt worden seien.

***) S. S. Selbstbiographie S. 48 und 56.

und die Zeitschrift einem andern (Dyk in Leipzig) übergeben ward. Der erste Band erschien Anfangs oder Mitte 1757; er begann mit der versprochenen Abhandlung vom „Trauerspiele", welche Nicolai selbst verfaßt hatte. Diese war nicht bloß an sich wichtig, weil sie den Gegenstand von einer ganz neuen Seite beleuchtete, sie wurde es noch mehr dadurch, daß sie einen lebhaften Briefwechsel zwischen den drei Freunden hervorrief, durch welchen Lessing zu seinen Epoche machenden Forschungen über das Drama veranlaßt wurde. Unterdessen hatte nämlich Lessing Berlin verlassen und Nicolai machte ihn in einem Briefe (vom 31. August 1756) mit dem Zweck und dem Inhalt seiner Abhandlung bekannt. Er habe, sagt er, alle allgemeinen Sätze, worüber Jedermann einig sei, vorausgesetzt, um das hundertmal Wiederholte nicht noch einmal zu wiederholen, überhaupt nichts gesagt, als was gewissermaßen neu sei. „Hauptsächlich habe ich den Satz zu widerlegen gesucht, den man dem Aristoteles so oft nachgesprochen hat, es sei der Zweck des Trauerspiels, die Leidenschaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er ist, wo nicht falsch, doch wenigstens nicht allgemein, und schuld daran, daß viele deutsche Trauerspiele so schlecht sind. Ich setze also den Zweck des Trauerspiels in die Erregung der Leidenschaften, und sage: das beste Trauerspiel ist das, welches die Leidenschaften am heftigsten erregt, nicht das, welches geschickt ist, die Leidenschaften zu reinigen. Auf diesen Zweck suche ich alle Eigenschaften des Trauerspiels zu vereinigen. Das vornehmste Stück ist und bleibt die Handlung, weil dieselbe zur Erregung der Leidenschaften am meisten beiträgt. Die wesentlichen Eigenschaften der Handlung sind die Größe, die Fortdauer, die Einfalt. Die tragische Größe einer Handlung besteht nicht darin, daß sie von großen oder

vornehmen Personen vollbracht wird, sondern darin, daß sie geschickt ist, heftige Leidenschaften zu erregen. Die Fortdauer einer Handlung besteht darin, daß sie nie durch eine andere Handlung unterbrochen werde, und die Simplicität, daß sie nicht durch Incidenthandlungen so verwickelt werde, daß es Mühe kostet, ihre Anlage einzusehen. Hat sie diese beiden letzteren Eigenschaften, so hat sie zugleich die Eigenschaft, welche die Kunstrichter schon längst unter dem Namen der Einheit anbefohlen haben. Die Einheit der Handlung ist durchaus nothwendig; ohne sie können wohl Theile, aber niemals das Ganze schön sein. Die Einheiten der Zeit und des Ortes dürfen nicht so strenge beobachtet werden, und es ist am besten, Zeit und Ort nicht allzu genau zu bestimmen.“ Auf diese Sätze fortbauend, giebt er eine neue Eintheilung der Trauerspiele nach den Leidenschaften, die sie erregen sollen; er unterscheidet nämlich Trauerspiele, welche Schrecken und Mitleiden zu erregen suchen (rührende Trauerspiele, wozu alle bürgerlichen Trauerspiele gehören), solche, welche durch Hülfe des Schreckens und Mitleidens Bewunderung erregen (heroische), und solche, worin die Erregung des Schreckens und Mitleidens mit der Bewunderung vergesellschaftet ist. Trauerspiele, welche ohne Hülfe des Schreckens und Mitleidens Bewunderung erregen sollen, seien dagegen nicht möglich. Nachdem er hierauf den Plan des Trauerspiels besprochen, fährt er fort: „Der Dichter überhaupt ahmt die Natur nach, aber nur insofern sie sinnlich ist; also ahmt der tragische Dichter die Natur nach, aber nur in so fern sie Leidenschaft erregt. Wenn also der Dichter einen Gegenstand auf zweierlei Art vorstellen kann, wovon die eine natürlich ist, die andere aber mehr Leidenschaften erregt, so hat die letzte den Vorzug; z. E. die Vertrauten sind natürlich, aber

kalt; also muß man caeteris paribus lieber einen Monolog machen, der zwar nicht so natürlich ist, aber leidenschaftlicher sein kann." Den Schluß machen Bemerkungen über die tragischen Charaktere und den tragischen Ausdruck, wobei er an der Gottschedischen „Alzire" zeigt, wie man nicht schreiben solle.

Man wird aus dieser kurzen Uebersicht der über 50 Seiten langen Abhandlung ersehen, daß Nicolai zwar seine Vorgänger, namentlich El. Schlegel benutzt, zugleich aber auch manche neue Ansicht vorgetragen und überhaupt den Gegenstand in klares Licht gesetzt hat. Wir können hier nicht auf den Inhalt des zwischen den drei Freunden geführten Briefwechsels eingehen, weil derselbe weniger für Nicolai als für Lessing wichtig geworden ist, da dieser sich seitdem fortwährend mit der Theorie des Dramas beschäftigte, während Nicolai den Gegenstand nicht weiter behandelte. Zwar hat er Recensionen über die Lustspiele des Italieners Goldoni, über Gottscheds „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", worin er mit großer Unparteilichkeit das Verdienstvolle des Werkes anerkennt, doch spricht er sich darin nicht über das Wesen des Dramas aus. Wir gehen daher zur weiteren Betrachtung der „Bibliothek" über. Mendelssohn nahm an derselben sogleich den lebhaftesten Antheil; schon im ersten Bande stand ein längerer Aufsatz von ihm, in welchem er das bekannte Werk des Engländers Lowth über die heilige Poesie der Hebräer, worüber allerdings nicht leicht Jemand besser urtheilen konnte als er, seiner Kritik unterwarf.*) Nicolai selbst war nicht weniger thätig; doch

*) Im 4. Bde. (Abth. 1) von Mendelssohn „Gesammelten Schriften" (Lpz. 1844. VII) sind dessen Beiträge zur „Bibliothek" nicht vollständig mitgetheilt; es fehlt die Recension von Klopstocks „Messias" (Bibliothek I, 2).

bestehen seine Beiträge meist nur in Anzeigen älterer und neuerer Schriften, selten in wirklichen Recensionen, von denen die Beurtheilung des zweiten Bandes (oder des 6—10 Gesanges) von Klopstocks „Messias" ohne Zweifel die wichtigste ist. Dieselbe beurkundet eben sowohl seine Unparteilichkeit als seinen Scharfsinn und seinen gebildeten Geschmack. Unter Anerkennung der großen Vorzüge, die auch dieser Theil der Dichtung darbot, zeigte er in bescheidener Weise das Mangelhafte im Plane, in so fern sich vor Abschluß des Ganzen darüber urtheilen lasse; er tadelte ferner, daß insbesondere der 8. und 9. Gesang zu viel „Blicke und Reden" und zu wenig Handlung enthalte, und hebt besonders die Fehler der Darstellung hervor, was er vorzüglich deshalb thue, sagt er, weil grade diese Fehler Nachahmung fänden, weil seine Nachfolger nicht im Stande seien, auch die Schönheiten der Dichtung nachzuahmen. Wie richtig Nicolai's Bemerkungen waren, und wie günstig sie daher mit der Zeit wirken mußten, wird aus der kurzen Anführung derselben von selbst erhellen. „Der Dichter", heißt es, „gebraucht allzuvieler Beywörter, die öfters entweder unnöthig oder falsch sind; er hat sich an gewisse Ausdrücke gewöhnt, denen er metaphorische Bedeutungen beylegt, und zwar so vielfältige, daß sie endlich unbestimmt und dunkel werden; er sucht öfters Empfindungen auszudrücken, wo keine sind, und dann verfällt er ins süße und spielende; und endlich verwirrt er zuweilen seine Wortfügungen dermaßen, daß sie die Beziehungen der Begriffe auf einander verliert, und sie dunkel werden müssen". In diesen wenigen Sätzen hat Nicolai die wesentlichsten Mängel mit aller Schärfe ausgesprochen, welche Klopstocks großartigem Gedicht vorgeworfen werden können, und welche besonders in der Manier begründet sind, welche

der Dichter schon früh angenommen hatte; er hätte aber nicht unberührt lassen sollen, daß selbst diese Fehler von heilsamem Einfluß auf die Ausbildung der Sprache und die Entwickelung der Poesie waren.*) Es ist sicher, daß die bessere Kritik in Deutschland mit der „Bibliothek" begonnen hat (die vortrefflichen Recensionen Lessings in der Vossischen Zeitung standen zu vereinzelt da, als daß sie weitgreifenden Einfluß hätten haben können); die Bibliothek enthielt gleich Anfangs freimüthigere und belehrendere Urtheile, als die bisherigen Zeitschriften; sie zeichnete sich auch vor diesen dadurch aus, daß sie das Schlechte und Mittelmäßige unbeachtet ließ und nur die Erscheinungen hervorhob, die wirklich bedeutend waren, oder solche, welche durch einzelne Schönheiten leicht verführen konnten.

Nicolai besorgte die Redaction der „Bibliothek" bloß bis zum 4. Bande; vom 5. Bande an übernahm sie sein Freund Weisse (S. o. S. 136), weil neu eingetretene Verhältnisse seine ganze Zeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen. Im März 1758 hatte sein ältester Bruder, der die Buchhandlung bis dahin im Namen sämmtlicher Erben geführt hatte, dieselbe auf eigne Rechnung übernommen; Nicolai trat aus dem Geschäft und widmete sich ganz wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen die Beschäftigung mit der griechischen Sprache und Literatur ihn vorzüglich in Anspruch nahm. Doch dauerte diese ihm liebgewordene Unabhängigkeit nicht lang; sein Bruder starb im October 1758 und Nicolai mußte sich entschließen, die Buchhandlung zu übernehmen, um sein und seines Bruders, des Professors, Vermögen zu retten, welches im Geschäft steckte und bei Verkauf des-

*) Man vergleiche übrigens Lessings Brief an Nicolai aus Leipzig ohne Datum (Lessings Werke 29, 126) und dessen Recension des „Messias" im 18. u. 19. Theile der „Literaturbriefe."

selben unfehlbar verloren gegangen sein würde. Wohl mag auch der Gedanke, daß er in dieser Stellung der deutschen Literatur ebenfalls nützlich werden könne, seinen Entschluß bestimmt haben. Und in der That seine Buchhandlung, die er durch Fleiß, Ordnung und Einsicht von Jahr zu Jahr zu größerer Blüthe emporhob, so daß sie mit der Zeit als eine der ersten in Preußen, ja in ganz Deutschland galt, wurde bald der Mittelpunkt der literarischen Bewegung, was er sowohl dadurch erreichte, daß er mit vielen der besten deutschen Schriftsteller in Verbindung trat und ihre Werke verlegte, als auch dadurch, daß er selbst Unternehmungen begründete, welche auf die Entwickelung der Literatur und auf die wissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt den größten und zum Theil auch den heilsamsten Einfluß ausübten. Die erste und im Ganzen auch wichtigste und folgenreichste dieser Unternehmungen sind die Briefe „die Neueste Litteratur betreffend", gewöhnlich die „Litteraturbriefe" genannt. Ueber die Entstehung derselben berichtet Nicolai in einem Schreiben an Lichtenberg vom 29. Weinmonat 1782: „Lessing dachte über die damalige Literatur eben so wie ich. Da wir fast täglich beisammen waren, so kamen wir immer wieder auf eben die Gedanken zurück, welche sich durch beständige Erörterung immer mehr entwickelten, besonders durch unsern lieben Moses, der bei uns war, was bei den alten Schauspielen der Chor. Er war gewöhnlich unserer lebhaften Disputen kaltblütiger Zuhörer und zog unvermuthet, und wenn wir noch weit vom Ziele zu seyn glaubten, in wenig Worten ein treffendes Resultat, das uns alle befriedigte. Dieß währte über ein Jahr *). Fast bey jedem neuen Buche, über das wir

---

*) Also schon während die „Bibliothek" von Nicolai redigirt wurde, woraus hervorgeht, daß weder Lessing noch Mendels=

sprachen, erneuerte sich der Verdruß über die schiefe Wendung, die Alles nahm. Hierauf entstand endlich das Verlangen, diesem Uebel abzuhelfen. Die damaligen Journale waren fast alle frostig, parteiisch, voll Komplimente. Der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit ganz deutsch herausgesagt würde, war sehr natürlich, um so mehr, weil die Bibliothek der schönen Wissenschaften wegen meiner veränderten Lage, die mir alle Muße raubte, damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns im Scherze, man dürfte ja nur schreiben, was wir so oft sagten. Indessen ward noch von keinem von uns ernstlich daran gedacht, dieses Vorhaben auszuführen. Im November 1758 war ich einmal mit Lessing zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherlei daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden zuerst wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon; denn wir betrachteten die Schwierigkeit einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bey der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: Wir haben so

---

sohn, noch selbst Nicolai mit derselben recht zufrieden waren. Dieß ist jedenfalls auffallend, da es doch nur von ihnen abgehangen hätte, der „Bibliothek" eine veränderte Richtung zu geben. Jedenfalls gab Nicolai die Redaction derselben auch deshalb auf, weil er es für unpassend hielt, eine Zeitschrift bei einem andern Verleger erscheinen zu lassen, während er selbst eine Buchhandlung besaß.

oft gesagt, man sollte schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unseren täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt; gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern. Dieser Vorschlag gefiel Lessingen und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannte Alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermaßen etwas Vollständiges zu haben, und sich nicht in ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfang des Krieges zu übersehen, und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Dies war kein allzuweitläuftiges Unternehmen; wir glaubten, es ausführen und das Ende absehen zu können. Der Gedanke, an einen verwundeten Offizier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden; so sollen die Briefe an ihn gerichtet seyn. Lessing kam damals von Leipzig zurück, wo er mit Kleisten eine innige Freundschaft geschlossen hatte."

Wir können nicht verbergen, daß Nicolai sich bei der Gründung der „Literaturbriefe" nicht ganz offen und vielleicht könnte man sagen, nicht ganz redlich gegen seinen Nachfolger in der Redaction der „Bibliothek" benahm. Weisse konnte sich nämlich lange nicht entschließen, die Redaction zu übernehmen, und gab erst den wiederholten Aufforderungen und Bitten Nicolai's nach, als dieser ihm die Theilnahme Winckelmanns und Chr. L. von Hagedorns zusicherte. „Wie groß aber war seine Verwunderung", erzählt Weisse von sich selbst in seiner Selbstbiographie (S. 52), „als, ehe noch das Manuscript zum zweiten Stück

des vierten Bandes von Berlin angekommen war und eben die ersten Vorschritte zur Herausgabe des fünften Bandes geschehen waren, Nicolai mit dem Eintritt des Jahres 1759 die Litteraturbriefe herauszugeben anfing. Diese mußten Weissen anfangs als die Bibliothek der schönen Wissenschaften unter einem veränderten Titel und in einem neuen Verlage erscheinen, und er mußte Verdacht gegen Nicolai's Redlichkeit schöpfen, den er ihm auch zu eröffnen kein Bedenken trug. Und kaum konnte ihn dieser durch die Betheuerung einigermaßen beruhigen, daß die Litteraturbriefe sich niemals in eine weitläuftige Beurtheilung witziger Schriften einlassen, daß ihr Gegenstand nie die schönen Wissenschaften allein sein würden." Selbst diese spätere Erklärung Nicolai's ist nicht ganz redlich, da die Literaturbriefe sich doch ganz vorzüglich mit den schönen Wissenschaften (um uns des damals allgemein gebräuchlichen Ausdruckes zu bedienen) beschäftigen sollten, wie die „Bibliothek", wenn auch in veränderter Form und mit einer entschiedeneren Richtung.

Die neue Zeitschrift, von der alle Donnerstage eine Nummer erschien, wurde freilich zunächst von Lessing gehalten, der ihr auch den Stempel seines Geistes aufdrückte, wie denn die ersten Briefe beinahe sämmtlich von ihm sind. Nicolai konnte nur geringen Antheil daran nehmen. Er hatte sich genöthigt gesehen, die Buchhandlung auf einen ganz andern Fuß einzurichten, was seine Thätigkeit fast vollständig in Anspruch nahm; er mußte, dem damaligen Zustande des Buchhändlergeschäfts gemäß, jährlich drei längere Handlungsreisen machen, die ihn oft Monate lang von Berlin entfernt hielten, und so trat er meist nur da ein, wenn es an Manuscript fehlte, und dies trat vorzüglich dann ein, als Lessing nach Breslau übersiedelte (Ende 1760)

und er an den Literaturbriefen keinen Antheil mehr nahm, weshalb Nicolai auch daran dachte, das Unternehmen aufzugeben. Nur die dringenden Ermahnungen Mendelssohns konnten ihn bestimmen, die „Literaturbriefe" fortzusetzen, der dann auch regere Theilnahme versprach. Doch wäre es selbst für die vereinten Kräfte dieser Beiden unmöglich gewesen, Das zu leisten, was Lessing, der freilich keine andere bestimmte Beschäftigung hatte, allein geleistet hatte. Nicolai suchte daher neue Mitarbeiter und fand sie in Abbt, Resewitz und Grillo, die freilich eben so wenig Lessing ersetzen konnten, weshalb dann Nicolai schon im 20. Theil ankündigte, daß die Zeitschrift mit dem 24. Theile aufhören solle, was denn auch geschah.*) Von den Beiträgen Nicolai's erwähnen wir nur die wichtigsten.**) Im 58. Briefe tadelt er die Nachahmungssucht der Deutschen; daß er damit einen wunden Fleck getroffen hatte, bewies die Wuth, mit welcher die zahlreichen Schriftsteller dieser Gattung über die Literaturbriefe herfielen. Auf denselben Gegenstand kommt er im 121. Briefe zurück, in welchem er die „mittelmäßigen" Schriftsteller geißelt, denen er die ganz schlechten vorzieht, weil diese doch etwas Originelles haben, während jene nur Nachahmungen fremder oder deutscher Muster auftischen. „Ich weiß nicht", heißt es dann, „was für ein besonderes Unglück über Deutschland verhänget ist, daß fast kein Deutscher selbst denken, sondern immer nur sich

*) Der 24. Theil enthält ein doppeltes Register, nämlich eines über die recensirten Schriften, und ein zweites über die in der ganzen Zeitschrift vorkommenden Sachen.

**) Er lieferte im Ganzen 67 Briefe, die an den unterschriebenen Zeichen (Re. S. T.) leicht zu erkennen sind. Nur der 192. ist mit K. bezeichnet und vom 276. gehören ihm die Seiten 173 bis 179. Außerdem ist die Nachricht im Th. 19. S. 5 von ihm. Vergl. u. S. 312 Anmerk. **).

nach andern richten will. Daher kommt es, daß mit wenig Mühe und selbst ohne viel Genie oder Geschicklichkeit zu besitzen, jemand, der sich nur ein wenig von andern unterscheidet, oft die ganze Nation umkehren kann". Nun folgt ein ganz gutes Bild von dem Gange der deutschen Literatur: „Als Menantes (Hunold) vor ein Original passirte, affectirte ganz Deutschland und redete halbgebrochen französisch; Gottsched lehrte ganz Deutschland in kurzer Zeit reines Deutsch reden, so rein wie klar Wasser. Die Schweizer führten bald die Mode ein, auf Gottscheden zu schimpfen und auf andere Art so schlecht zu schreiben als er. Klopstock führte ohne seine Schuld Hexameters und Unsinn, Gellert und Gleim ebenfalls ohne ihre Schuld, abgeschmackte verliebte Gedichte und eine fade Art zu erzählen bey der ganzen Nation ein."*) Um eben dieselbe Zeit war es auch Mode geworden, melancholisch zu sein;**) Youngs Nachtgedanken hatten zahlreiche Nachahmungen gefunden, unter denen die „Gräber" des Freiherrn von Creuz noch jetzt von den Literarhistorikern genannt, aber schwerlich mehr gelesen werden. Indem Nicolai im 183. Briefe eine Reihe solcher melancholischer Schriftsteller bespricht, trifft er, um uns eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Ist es möglich zu schweigen, wenn täglich unter unsern Schrift-

*) Wem fallen bei dieser Stelle nicht die späteren Epidemien in der deutschen Literatur ein von den durch Goethe zwar ebenfalls nicht verschuldeten, aber doch aus seinem Götz und Werther hervorgegangenen Ritterschauspielen und sentimentalen Romanen bis zur Nachäfferei der Heine'schen Lyrik? Wahrlich es ließe sich eine Geschichte der deutschen Literatur schreiben, deren Abschnitte nach den herrschenden Epidemien oder Moden (wie man lieber will) bestimmt würden.

**) In unsern Zeiten nannte man diese Seuche „Weltschmerz".

stellern der Geist der Scheinheiligkeit mehr einreißt und es beynahe für Sünde will gerechnet werden, wenn man eine alberne Schrift auszischt, deren elender Verfasser thut, als ob er Religion und Tugend predigte? Kann man schweigen, wenn eben deswegen fast alle elende Schriftsteller sich unter dem Mantel einer guten Absicht verbergen wollen, und uns die Geburten ihres ungesunden Geschmacks für Moral und Religion verkaufen, wenn, ich schäme mich fast, es zu sagen, selbst einige unserer guten Schriftsteller diesen verderbten Geschmack begünstigen und uns sehr oft anstatt inniger Empfindungen die abentheuerlichsten Ideen vorlegen, die, da sie in verschiedenen Fällen sehr nahe an den Fanatismus gränzen, eben so geschickt sind, das wahre Wesen der Religion als den guten Geschmack zu verderben? *) Und da der große unwissende Haufe dennoch dieses falsche Flittergold mit großer Freude als ächt annimmt, sollte man nicht wenigstens unsere Jugend, die einen so unsäglichen Schreibekritzel fühlet, warnen und ihr einzuprägen suchen, daß dieser dunkle, nächtliche, übermenschlich-melancholische Geschmack, von dem sie glaubt, daß er zum pathetischen führe, gemeiniglich als der geradeste Weg zur Abentheuerlichkeit und zum unerträglichsten Unsinn befunden wird". In einer Reihe von Briefen (200—206) werden die Zustände des deutschen Theaters besprochen, **) wobei mehrere Schriften angezeigt werden, welche den näm-

*) Daß er unter diesen guten Schriftstellern namentlich Klopstock und Wieland, dann auch wohl Bodmer meint, ist kaum zu bezweifeln.

**) Obgleich die Nummern 204—206 mit Bſ. und Db. unterzeichnet sind, und Nicolai sie im oben angeführten Schreiben nicht als von ihm herrührend bezeichnet, können sie doch keinen andern Verfasser haben, wie man sich aus Inhalt und Darstellung leicht überzeugen kann.

lichen Gegenstand behandeln. Es wird gezeigt (Anderes übergehen wir, weil er die Gedanken, die er über den Gegenstand in seiner ersten Schrift und in der „Bibliothek“ ausgesprochen hatte, wiederholt oder weiter ausführt), wie elend die regelmäßigen Stücke aus der Gottschedischen Schule seien, und mit Recht bemerkt, daß es besser wäre, die Hanswurststücke beizubehalten, als mit solchem elenden Zeug das Publicum zu langweilen oder seinen Geschmack zu verderben. Dieser Gedanke giebt die Veranlassung, Mösers bekannten „Harlekin“ zu besprechen, dessen Bedeutsamkeit vollkommen anerkannt wird. Außer diesen Briefen sind noch diejenigen anzuführen, welche über Ramlers „Oden“, Weisse's „Amazonenlieder“, über die Lustspiele von Romanus und ganz besonders über Mosers „Herr und Diener“ berichten; wir machen auf letztere insbesondere aufmerksam, weil eben so viel Muth dazu gehörte, das Buch in dieser Weise anzuzeigen, als der Verfasser haben mußte, um es zu schreiben. Daß Nicolai schon in den „Literaturbriefen“ den Kampf gegen die Dunkelmänner der Zeit begann, haben wir in den obigen Mittheilungen aus seinen Beiträgen hinreichend ersehen können.

Die „Literaturbriefe“ ärndteten zwar den lebhaftesten Beifall, und die bedeutendsten Zeitgenossen haben ihre Bedeutsamkeit und heilsame Wirkung laut und dankbar anerkannt; dagegen kann es nicht befremden, daß sie sich auch viele und erbitterte Feinde zuzogen, da sie die schlechten und mittelmäßigen Schriftsteller mit aller Strenge in ihr wahres Licht setzten und auch kein Bedenken trugen, die Schwächen und Irrthümer der besten zu beleuchten. Natürlich machten auch manche ihrer Erbitterung Luft. Es wäre dies verzeihlich gewesen, wenn sie sich darauf beschränkt hätten, sich wegen der ihnen vorgeworfenen Mängel zu rechtferti-

gen und nachzuweisen, daß die „Briefe" selbst im Irrthum seien; es wäre dieß verzeihlich gewesen, sogar auch dann, wenn sie ebenso rücksichtslos verfahren wären, wie die „Briefe". So lange sich die feindlichen Stimmen in diesen Schranken hielten, schwiegen die Verfasser der „Literaturbriefe"; als man aber auch anfing, ihnen böse Absichten und niederträchtige Gesinnungen Schuld zu geben, wäre Stillschweigen Feigheit gewesen. Nicolai unternahm es, im 243. Briefe diese Beschuldigungen zurückzuweisen und er hat es mit eben so viel Gewandtheit als Kraft ausgeführt. Da die darin entwickelten Gedanken im Ganzen die nämlichen sind, die er schon in den „Briefen über den Zustand der schönen Wissenschaften" und in der Anzeige der „Bibliothek" ausgeführt hat, gehen wir in dieselben nicht weiter ein.

Wir haben schon gesagt, daß Lessing den „Literaturbriefen" den Stempel seines Geistes aufgedrückt habe; in der That hat er nicht nur weit aus das Bedeutendste geliefert; das erste Drittel der Briefe ist beinahe zur Hälfte von ihm. Demungeachtet ist auch Nicolai's Name von den „Literaturbriefen unzertrennlich," weil sie ohne ihn nicht zu Stande gekommen wären, weil er das Ganze zusammen halten mußte, auch weil die durch eine bisher in Deutschland unerhörte Freimüthigkeit aufgeregten Wespenschwärme zunächst um ihn als Herausgeber und Verleger sauseten. Man stellt sich dieses Toben nicht mehr vor, wie es war; die getadelten Theologen sprachen nur von Juden und Freigeistern; der große König selbst sollte hineingeflochten werden wegen der freimüthigen Kritik (von Mendelssohn) über die Oeuvres du Philosophe de Sanssouci; ja die „Briefe" wurden einst wirklich, obgleich nur auf kurze Zeit, in Berlin verboten".*)

*) Göckingk a. a. O. S. 24.

Als Nicolai am Schlusse des 20. Theils der „Literaturbriefe" (Nov. 1764) das Publicum benachrichtigte, daß dieselben mit dem 24. Theile aufhören würden, kündigte er zugleich ein neues kritisches Unternehmen an, das mit dem Jahre 1765 beginnen sollte und auch wirklich begann. Die Idee zu dieser neuen Zeitschrift, welche den Titel „Allgemeine Deutsche Bibliothek" erhielt, war von ihm allein ausgegangen. Man muß über die Großartigkeit des Planes erstaunen und noch mehr darüber, daß er wirklich in seinem ganzen Umfange ausgeführt wurde. Die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" sollte nämlich die ganze deutsche Literatur vom Jahre 1764 an umfassen und daher von allen in Deutschland herausgekommenen Büchern, sowie von andern die Literatur betreffenden Vorfällen Nachricht ertheilen, alle Werke von einiger Wichtigkeit ausführlich recensiren, minder bedeutende Schriften dagegen und Uebersetzungen unter Beifügung eines Urtheils nur kurz anzeigen. Um seinen Zweck zu erreichen, bemühte er sich, die bedeutendsten Gelehrten für das Unternehmen zu gewinnen, und es gelang ihm auch, schon beim Beginn tüchtige Kräfte zur Theilnahme zu bewegen; so außer den bisherigen Mitarbeitern an den Literaturbriefen: „Abbt, Grillo, Mendelssohn und Resewitz",*) Eberhard, Ehlers, Herder, Heyne, Hippel, Iselin, Kästner, den jüngeren Lessing, Meinhard, K. F. v. Moser, Schroeckh, Teller, Zimmermann und selbst den bekannten Staatsminister von Wöllner. Der über Erwarten glückliche Erfolg, dessen sich dies Unternehmen schon bei seinem ersten Erscheinen zu erfreuen hatte, reizte später noch manche andere bedeutende Männer, sich daran zu betheiligen, und viele blieben ihm bis zum Ende getreu.**)

*) Nur Lessing nahm niemals Antheil an der „Bibliothek".

**) Wir nennen unter den späteren Mitarbeitern nur folgende

Es ist begreiflich, daß in einer Zeitschrift, welche schon am Anfang vierzig, zuletzt gegen hundert und vierzig Mitarbeiter zählte, die verschiedenartigsten Arbeiten anzutreffen waren, verschieden im Gehalt, Gelehrsamkeit, Geschmack, und Darstellung. Aber doch hatte sie eine ausgesprochene Tendenz, einen Alles beherrschenden Geist, und diesen Geist hatte ihr Nicolai selbst aufgedrückt, nicht bloß durch die Wahl der Mitarbeiter, sondern auch dadurch, daß er dieselben, ihnen bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger leitete, daß er ihnen den Weg vorzeichnete, den sie einzuschlagen hatten, wovon seine Correspondenz mit denselben das vollgültigste Zeugniß giebt. Man hat den Geist, der die Allgemeine Deutsche Bibliothek beherrschte, als den Geist der Mittelmäßigkeit bezeichnet, und diese Ansicht ist jetzt beinahe allgemein geltend; und doch ist diese gewiß irrig, denn Nicolai hat sich stets als ein Feind der Mittelmäßigkeit gezeigt. Aber er war zugleich schon bei seinem ersten Auftreten ein entschiedener Feind des Uebermaßes, in welcher Gestalt dieses auch erscheinen mochte. Deshalb bekämpfte er es in religiösen, wie in ästhetischen Dingen. Er war der Ueberzeugung, daß der Pietismus die wahre Religiosität untergrabe, daß die Verletzung der Kunstgesetze in der Poesie zur regellosen Wildheit und Vernichtung aller Kunst führen müsse. Wir läugnen keineswegs, daß er

---

mehr oder weniger hervorragende: Ammon, Biester, Blankenburg, Böttiger, Brandis, Bruns, Büsch, Campe, Cramer, Crome, Degen, Dohm, Dusch, Ebeling, Eichhorn, Eichstädt, Engel, Ersch, Eschenburg, Feder, Reinh. Forster, Gaspari, Gatterer, Gedicke, Gmelin, Göckingk, Gotter, Henke, Hermes, Höpfner, Jacobs, Knigge, Lafontaine, Manso, Mauvillon, Merck, Meusel, Just. Möser, J. v. Müller, J. G. Müller, Musäus, Reinhard, Reinhold, Reinwald, Schlözer, Spittler, Sprengel, Stosch, Tiedemann, Tychsen, Vensenmeyer.

sich bei der Festhaltung seines Grundsatzes oft verirrte, daß er namentlich in späteren Jahren die neuen Erscheinungen nicht in ihrer Bedeutsamkeit auffaßte und auf Nebensachen oft allzuviel Gewicht legte; aber er theilt darin eben die Schwäche aller derjenigen, welche von einem großen Gedanken beherrscht sind und durch ihn in eine unvermeidliche Beschränktheit eingezwängt werden. Wenn der unparteiische Beurtheiler diese auch anerkennen muß, so darf er sich andrerseits doch nicht verleiten lassen, wie es Nicolai gegenüber geschehen ist, dieselbe allein zur Grundlage seines Urtheils zu machen.

Nicolai hatte sich zum Ziel gesetzt, durch seine „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ Aufklärung unter die weitesten Kreise zu verbreiten; daß damit der Kampf gegen die Feinde derselben nothwendig verbunden war, leuchtet von selbst ein, da diese gerade damals an Zahl, Bedeutsamkeit und Rührigkeit immer mehr zunahmen. Einerseits war der immer mächtiger hervortretende Pietismus im Schooße der protestantischen Kirchen, andererseits der Jesuitismus zu bekämpfen, welcher den in den katholischen Ländern verlornen Boden in den protestantischen wieder zu erobern trachtete. Man hat oft über Nicolai's und seiner Freunde Jesuitenriecherei gespottet, und es ist allerdings nicht zu läugnen, daß er in dieser Beziehung oft zu weit ging; allein es kann heutzutage nicht mehr bezweifelt werden, daß er im Ganzen doch vollkommen Recht hatte, daß in der That Pietismus und Katholizismus sich in einer Weise die Hände reichten, welche dem Protestantismus höchst gefährlich zu werden drohte. Wie sehr die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ von dieser Partei gefürchtet wurde, geht schon daraus hervor, daß sie in Wien verboten und später von dem berüchtigten Staatsminister von Wöllner, der, wie schon

oben berichtet wurde, selbst an ihr Theil genommen hatte, einer strengen Censur unterworfen wurde, welche das Unternehmen mit völliger Vernichtung bedrohte, weshalb sich Nicolai entschloß, sie aufzugeben und sie dem Buchhändler Bohn in Hamburg zu überlassen, der sie von 1792—1800 verlegte, worauf Nicolai sie bis zu ihrem Schluß (1805) wieder übernahm.

Die Bedeutsamkeit der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" liegt aber nicht bloß in ihrer Tentenz und ihrem Inhalt, sondern auch in ihrer allgemeinen Verbreitung. Sie drang bis in die entferntesten Gegenden und vermittelte daher den literarischen Zusammenhang aller deutschen Länder. „Durch sie erst", sagt Biester in seiner „Denkschrift auf Nicolai", „erfuhr Deutschland, was in ihm vorging, es lernte sich selbst kennen, und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit sich selbst". Wie wichtig und einflußreich die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" in dieser Beziehung war, begreift man aber erst vollkommen, wenn man sich die Verhältnisse vergegenwärtigt, in welchen sich damals der deutsche Buchhandel bewegte. Während jetzt die Verleger ihre neuen Artikel in alle Länder, Städte und Städtchen des gesammten Deutschlands, oft in großer Anzahl, versenden, die einzelnen Buchhändler die auf diese Weise erhaltenen Neuigkeiten an ihre Abnehmer zur Einsicht schicken, reisten damals die Buchhändler an die Leipziger Messen, die Verleger mit ihren neuen Verlagswerken, die „Sortimenter", um diese anzusehen und sich diejenigen auszuwählen und zu kaufen, welche sie wieder zu verkaufen hofften. Da sie natürlicher Weise den Werth oder Unwerth der neuen Werke nicht beurtheilen konnten, und sie auch, selbst wenn sie die hierzu nöthigen Kenntnisse besessen hätten, aus Mangel an Zeit nicht im Stande wa=

ren, so viele neue Werke auch nur oberflächlich kennen zu lernen, so trafen sie die Auswahl ganz nach äußeren Kennzeichen, indem sie die Bedürfnisse und Neigungen ihrer Abnehmer im Allgemeinen zu Rathe zogen und aus den Titeln der neuen Bücher ermaßen, ob sie diesen Bedürfnissen und Neigungen entsprechen möchten. Da nun aber über eine und dieselbe Wissenschaft gar manche Werke erschienen, und sie doch z. B. nicht alle Predigtsammlungen ankaufen konnten, weil sie mit Sicherheit nur eine oder höchstens einige anzubringen hoffen durften, so blieb die weitere Auswahl immer ein Werk des Zufalls, und es konnte leicht geschehen, daß der Buchhändler ein schlechtes Buch kaufte und ein besseres liegen ließ, von dem aber sein Abnehmer Nichts erfuhr, wenn ihn nicht ein günstiger Zufall damit bekannt machte. Es gab zwar gelehrte Zeitschriften, in welchen man sich Raths erholen konnte, allein theils waren diese nicht sehr verbreitet, theils umfaßten sie nur einen kleinen Theil der Literatur, und zudem hatten die wenigsten oder gar keine ein hinlängliches Ansehen, weil sie mit der größten Parteilichkeit redigirt wurden. Diesen vielfachen Uebelständen half nun die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" in eben so großartiger als glücklicher Weise ab. Durch sie wurden die Gelehrten und Gebildeten aller deutschen Länder mit allen neuen Erscheinungen bekannt gemacht, so daß sie, von den in ihr gegebenen Auszügen und Urtheilen geleitet, selbst eine für sie passende Auswahl treffen konnten und nicht mehr von dem mehr oder weniger glücklichen Griff der Buchhändler abhiengen, welche selbst sicherer gestellt waren, weil auch sie entweder die Zeitschrift zu Rathe zogen oder die Aufträge ihrer Abnehmer erwarteten. Daß endlich durch die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" eine große Masse der verschie-

denartigsten Kenntnisse unter einem zahlreichen Publicum verbreitet werden mußte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Alles dies gilt freilich insbesondere von der ersten Zeit ihres Bestehens; sie mußte schon deshalb an Werth abnehmen, als sie einer strengen Censur unterworfen wurde, was zur Folge hatte, daß neue kritische Zeitschriften entstanden, welche sie weit überflügelten, und sie konnte auch später nicht wieder zur früheren Blüthe gelangen. „Allein", sagt Biester mit vollem Recht in der angeführten Denkschrift, „wer wäre so verblendet, nur auf das letzte Alter seine Blicke zu heften und nicht zu der kraftvollen Periode hinaufzusehen, wo dieses Werk eine Wirksamkeit geäußert hat, die eine wahre Revolution von der heilsamsten Art in allen Theilen der Wissenschaft und Cultur, ja in der ganzen Denkungsweise des deutschen Volkes hervorbrachte? Wer drei kritische Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger Bibliothek, die Literaturbriefe und die Allgemeine Bibliothek, und zwar zu einer Zeit, wo nichts ähnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm durchmessen worden ist". — Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß die Opposition, welche sie gegen die neueren Erscheinungen insbesondere im Gebiete der Philosophie und der Dichtkunst machte, nicht ohne alle Begründung und nicht ohne heilsame Wirkung war, wenn es auch nur die gewesen wäre, daß die neuen Anschauungen gerade durch den Kampf erstarkten, den sie zu bestehen hatten.

Nicolai war, wie schon aus dem Vorigen erhellt, nicht bloßer Verleger der Bibliothek, er war in der That deren einziger Redacteur, und er unterzog sich dieser Aufgabe mit der größten Gewissenhaftigkeit und nie erkaltendem Eifer. Schon die Corresrondenz, die er mit den Mitarbeitern unter-

hielt, zeugt von einer seltenen Thätigkeit; dazu kam, daß er viele Recensionen umgießen oder wenigstens corrigiren mußte, weil sie in der übersandten Gestalt unbrauchbar waren. Manche Recensenten waren zu bitter, manche schrieben zu weitschweifig oder zu uncorrect, welches letztere besonders bei den Recensenten in Oberdeutschland der Fall war; andere erlaubten sich verdrießliche Anspielungen auf Personen und Vorfälle; einige konnten es nicht unterlassen, unschickliche Tiraden einzuschalten; der Ton von andern war zu burschikos u. s. w. Der schlimmste Fall war, wenn einer der Mitarbeiter einem andern in der Beurtheilung seiner Schriften nicht hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ersterer sich von Nicolai davon nicht überzeugen ließ.*) Bei allen diesen Uebelständen und Mißverhältnissen entwickelte Nicolai so viel Klugheit, daß er in den 21 Jahren, in denen er die Bibliothek leitete, mit einem einzigen Mitarbeiter, dem durch seine Anmaßung bekannten Klotz in Streit gerieth.

Wenn es schon in Verwunderung setzen muß, daß Nicolai zu gleicher Zeit seiner Buchhandlung, die er zu immer größerer Blüthe emporhob und der Redaction der Bibliothek vorstand, d. h. zweien Geschäften, von denen jedes die ganze Thätigkeit eines fleißigen und einsichtsvollen Arbeiters hätte in Anspruch nehmen können; so muß man noch mehr erstaunen, wenn man erwägt, daß er außerdem noch eine große Zahl zum Theil umfangreicher Schriften herausgab. So ehrte er in zwei kleinen Schriften das Andenken seiner Freunde Ewald von Kleist (1760) und Thomas Abbt (1767); im Jahre 1769 gab er die „Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potzdam", die namentlich in der dritten Auflage (1786) musterhaft genannt werden kann, da sie sich über alle Ver-

*) Göckingk a. a. O. S. 37.

hältnisse verbreitete, die ein sicheres oder allgemeineres Interesse darboten, und diese mit sicherem Blick und scharfer Beobachtungsgabe darstellten. Großes Aufsehen machte sein Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker". (3 Bände 1773—76), von welchem vier Auflagen (die letzte 1799) und an 20,000 Exemplare verkauft wurden. Nicolai hat seinen „Nothanker" an die „Wilhelmine" von Thümmel angelehnt, d. h. er hat die Geschichte der Hauptpersonen dieses Romans in dem seinigen fortgeführt, und auch einige Nebenpersonen beibehalten; doch ist er dabei ganz selbstständig verfahren, indem er den Charakter dieser Personen nach seinen Bedürfnissen mehr oder weniger umgestaltet hat. Was die Ausführung betrifft, so hat der Verfasser den „Tristram Shandy" von Sterne zum Vorbild genommen und dessen Humor oft recht glücklich nachgeahmt. Der „Nothanker" ist freilich kein künstlerisch ausgeführtes Werk; allein der Verfasser hatte auch gar nicht die Absicht, ein solches zu geben, wie er es in der Vorrede deutlich genug sagt. Er will nicht, heißt es in derselben ausdrücklich, wie Thümmel ein Gedicht, sondern eine wahrhafte Geschichte liefern, was nichts Anderes heißt, als daß es ihm nicht auf die poetische Entwickelung ankommt, daß er vielmehr das Leben, wie es sich in der Wirklichkeit zeigt, darstellen will. Seine Hauptabsicht ging im „Sebaldus Nothanker" dahin, diejenigen falschen Richtungen in Kirche, Literatur und Leben zu geißeln, welche damals hervortraten, und ihre Nichtigkeit zu zeigen. Daher liegt die Wucht des Romans nicht in den Handlungen und den Erlebnissen der Personen, sondern in ihren Meinungen und Ansichten, die er jedoch mit Geschick in die Erzählung einzuflechten weiß. Vor Allem wollte Nicolai die geistliche Heuchelei geißeln, die,

hinter unwesentlichen oder sogar ganz unchristlichen Glaubensartikeln sich verschanzend, sich nicht entblödet, ihre unmenschliche Härte als nothwendige Folgerung ihres religiösen Sinnes darzustellen. Der Generalsuperintendent Stauzius liefert uns das zwar mit grellen Farben aufgetragene, aber nichts desto weniger sehr wahre Bild eines solchen Heuchlers, dem die mannichfaltigsten Wendungen und Kunstgriffe zu Gebot stehen, seine wahre Gestalt zu verbergen und seine eigennützigen Zwecke zu erreichen. Den schönsten Gegensatz zu ihm bildet der arme Landpfarrer Nothanker, der nur die Wohlfahrt seiner Gemeinde im Auge hat, sich von seinen edlen Gesinnungen öfters zu unklugen Schritten verleiten läßt und dadurch den Heuchlern die erwünschte Veranlassung giebt, ihn zu verderben. Die Geduld und Standhaftigkeit, mit welcher er sein Unglück und selbst das größte Elend erträgt, erwirbt ihm unsere Hochachtung im vollsten Maße, da ihn selbst die härtesten Schläge des Schicksals nicht bewegen können, irgend eine Handlung zu begehen, die mit seinen strengen Grundsätzen im Widerspruch steht. Nächst den geistlichen Verhältnissen der Zeit hat Nicolai auch das Wesen der damaligen Gelehrsamkeit und des damit eng zusammenhängenden Buchhandels vortrefflich zur Anschauung gebracht. Niemand war freilich geeigneter, diese Verhältnisse zu schildern als er, der selbst ein Gelehrter und Buchhändler war, und somit wie kein Anderer Gelegenheit hatte, das innerste Wesen derselben kennen zu lernen. Seinem gesunden praktischen Blicke mußte namentlich das Unfruchtbare in den Bemühungen vieler seiner Zeitgenossen mit Unmuth erfüllen, der sich zum Widerwillen steigerte, wenn er bemerkte, wie viel Schein und Charlatanerie damit verbunden war. Auch die Poesie blieb nicht ohne Berücksichtigung; die durch die sogenannten Anakreontiker gepflegte

süßliche Sentimentalität wird in der Person des jungen Herrn Säugling mit Glück und vielem Witze lächerlich gemacht. Daß aber unter diesem Herrn Säugling zunächst Joh. Georg Jacobi vorschwebte, ist schon damals erkannt worden. Freilich hatte dieser zu jener Zeit diejenigen Lieder noch nicht gedichtet, welche ihm stets eine Ehrenstelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichern werden.

Der „Nothanker" gefiel der Kaiserin Katharina von Rußland so sehr, daß sie dem Verfasser die große goldene Denkmünze übersandte, und auf den Umschlag eigenhändig die Bitte niederschrieb, er wolle ihr alle seine künftigen Arbeiten zukommen lassen. Diese Anerkennung hatte in der Zukunft auch die glücklichsten Folgen für Nicolai, der von nun an so viele und wichtige Aufträge von der Kaiserin erhielt, daß sie unter allen seinen Handlungsgeschäften die einträglichsten wurden. „Die Kaiserin", berichtet Göckingk (a. a. O. S. 41), „wollte für ihre Enkel, die Großfürsten Alexander und Constantin, eine historische Bibliothek sammeln und trug Nicolai im Mai 1783 auf, ein Verzeichniß aller in deutscher und französischer Sprache herausgekommenen historischen Werke, im weitesten Verstande genommen, folglich auch von Chroniken, Annalen, Urkunden-Sammlungen u. s. w. zu machen, und zwar von allen Ländern der Welt. Zu dieser weitläufigen Arbeit hatte er nur wenige Monate Zeit. Indessen ward das Verzeichniß dennoch schon im September des gedachten Jahres der Kaiserin übersendet. Es betrug handschriftlich einen ziemlich enge geschriebenen Folianten. Katharina wünschte nunmehr, daß Nicolai diese historische Bibliothek wirklich für sie in allen Ländern zusammen kaufen und übersenden möchte. Dieß geschah, und die Lieferung dauerte mehrere Jahre nach einander fort". Ebenso mußte er ihr, als sie im Jahre

1784 das vergleichende Lexikon aller lebenden und todten Sprachen herausgeben wollte (welches nachher auch gedruckt worden ist), ein Verzeichniß der vorhandenen Wörterbücher, Grammatiken und anderer die Sprachen betreffenden Werke und Schriften entwerfen und diese für sie ankaufen. Als Beweis ihrer Anerkennung für seine Bemühungen schickte ihm die Kaiserin die Handschrift der deutschen Uebersetzung ihrer für ihre Enkel aufgesetzten Erzählungen, welche Nicolai unter dem Titel „Bibliothek der Großfürsten Alexander und Constantin" drucken ließ.

Wir kehren zur Darstellung seiner literarischen Arbeiten zurück. Dem „Nothanker" folgten die „Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes, voran und zuletzt ein Gespräch" (Berlin 1775), welche sich, wie der Titel schon besagt, auf „Werthers Leiden" von Goethe beziehen. Man hat dieses Schriftchen sehr häufig mißverstanden, selbst Goethe, der doch über seinen Roman in der That gerade so dachte, wie Nicolai. „Ich hatte mich", sagt er in „Dichtung und Wahrheit", nachdem er von dem Eindruck gesprochen, den sein Werk auf seine jüngeren Freunde hervorgebracht hatte, „ich hatte mich durch diese Composition mehr als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, aus dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal trefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde

daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen; und was hier im Anfang unter wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publicum, und dieses Büchlein, was mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen."*) Gegen dieses allgemeine Mißverständniß des Romans war nun Nicolai's Schrift gerichtet und nicht gegen den Roman selbst, noch weniger gegen den Verfasser, wie denn Nicolai in dem voranstehenden Gespräch ausdrücklich sagt, daß er diesen bewundere. Wieland hat die „Freuden des jungen Werthers" ganz richtig verstanden. In der Anzeige, welche er davon im „Deutschen Merkur" gab, sagt er sehr richtig: „Man muß sehr wider den Verfasser eingenommen sein, um seine wahre Absicht zu mißkennen. Diese kann eben so wenig gewesen sein, die „Leiden des jungen Werthers" lächerlich zu machen, als einen Anti-Werther aufzustellen, der, als Werk des Genies und der Kunst betrachtet, jenem den Vorzug streitig mache. Herr Nicolai hat dem Publicum bloß ein kleines Digestivpülverchen eingeben wollen, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, welche sich manche Hansen und Hänsinnen**) durch allzugieriges Verschlingen der Werke des Herrn Goethe zugezogen haben möchten. Das Werklein des Herrn Nicolai ist also vielmehr eine Satyre auf eine gewisse Art von Lesern, als auf das mit Recht allgemein bewunderte Werk des Herrn Goethe"***). Nicolai kannte seine schwärmerischen Deutschen, als er das Schriftchen schrieb. Er machte den

*) Goethes Werke 26, 227 f.

**) Der junge Mann in den „Gesprächen", der das schwärmende Publicum repräsentirt, heißt Hans.

***) Deutscher Merkur 1775 März S. 283.

jungen Werther mit seiner blinden Leidenschaft und seiner innern Haltlosigkeit lächerlich und was noch von größerem Werthe war, das stürmische Geniewesen, welches damals alle jungen Brauseköpfe befangen hielt und sie nicht nur für das Leben untüchtig machte, sondern auch sogar unfähig, die ächte Poesie zu genießen. Goethe hatte sich durch seinen „Werther" von dieser Krankhaftigkeit geheilt, Nicolai heilte ohne Zweifel Manchen, der durch „Werthers Leiden" noch heftiger von derselben angegriffen worden war. Wir können uns nicht versagen, eine Stelle aus Nicolai's Schrift mitzutheilen, in welcher das damalige Geniewesen recht glücklich persiflirt wird. Werther hatte sich ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen gekauft, wo er in glücklicher Behaglichkeit mit seiner Lotte lebte. Da kaufte auf einmal ein Mann, der lange in England gelebt hatte, den daran stoßenden Hügel, legte darauf große Dinge an, „sonderlich und wunderlich", Schlangengänge, Abgründe, Tempel, Pagoden und Wildnisse. Dann ließ er einen ziemlich großen Fluß mit Mühlen in die Höhe leiten, daß dieser in einem prächtigen Wasserfall auf der anderen Seite herabstürzte; aber ehe man sichs versah, war der Fluß in Werthers Garten, spülte die Bäume aus, riß das Gartenhäuschen um und verheerte Alles. „Der Kerl ist traun ein Genie", sagte Werther zu sich selbst, „aber ich merk's wohl, ein Genie ist ein schlechter Nachbar. Wenns einem selbst auch wohl thut, als ein Genie zu sprechen, so thuts andern oft schier übel, wenn man als ein Genie handelt." Da er aber einsah, daß er gegen den reichen Nachbarn Nichts würde ausrichten können, suchte er die Sache gutlich abzuthun, und bot ihm daher sein Gütchen zum Verkauf an. „S' ist 'n Wort", schrie der Nachbar, „'ch seh 'r seyd 'n Kerl der 's Große liebt. Schaut wie die Bäume mit 'n Wurzeln

emporliegen, und wie 's Dach vom Häuschen auf d' Seite hängt, und die Krautköpfe drüber rollen! He! Nachbar! Natur im Garten geht weit über die verdammte Kunst; solch 'ne Aussicht hätt' mir nun keine Theorie, wie s' den Quark nennen, aussinnen können."

In demselben Sinn und mit ähnlichem Zweck wie die „Freuden des jungen Werthers" gab er heraus: „Eyn feyner kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volkslider, lustigerr Reyen und kleglicherr Mordgeschichten, gesungenn von Gabryel Wunderlich weyl. Benkelsengernn zu Dessaw, heraußgegebenn von Danyel Seuberlich, Schusternn zu Rytzmück ann der Elbe. Erster Jahrgang, Berlynn und Stettynn 1777. Zweyter Jahrgang Ebend. 1778." So überaus glücklich für die Verjüngung der deutschen Poesie es war, daß Herder schon im Jahre 1772 in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst" auf das Volkslied aufmerksam gemacht und Goethe durch seinen Vorgang gezeigt hatte, wie dasselbe benutzt werden könne, so verfiel man wie gewöhnlich in das Uebermaß, und verurtheilte nicht bloß Alles, was nicht volksmäßig war, sondern verwechselte auch alsobald das Volksmäßige mit dem Pöbelhaften und Gemeinen, wovon selbst Bürger ein trauriges Zeugniß giebt. „Ich sende Ihnen hiebei", schrieb Nicolai an Justus Möser, „einen Almanach von Volksliedern, von welchem die Vorrede von mir, die Lieder aber alle ächte Handwerksburschen- und Pöbellieder sind. Meine Absicht ist, unsern sein wollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben".*) Wie aus diesen Wor-

*) J. Mösers Werke, herausg. v. Abeken. Berl. 1843. B. 10. S. 164 f.

ten, so geht auch aus den beiden launigen Vorreden zum „Almanach" hervor, daß Nicolai keineswegs gegen die Schönheit des ächten Volksliedes unempfindlich war; aber er war nicht so einseitig zu glauben, daß jedes Volkslied ohne Ausnahme vortrefflich sei, noch daß jede Dichtung im Sinn und Ton des Volksliedes abgefaßt sein müsse. Der „Almanach" blieb auch nicht ohne Nutzen; er klärte Manche über das Wesen des Volksliedes auf und machte den Bänkelsängereien nach und nach ein Ende, welche die deutsche Lyrik zu vernichten drohten. Sein Freund Möser schrieb ihm hierüber: „Meister Seuberlich kann mit Recht aufhören: er hat gewiß mehr Narren bekehrt, als mancher Apostel Heiden; und die Narren, die ihm nachschreien, haben ihm mehr zu danken, als sie erkennen wollen. Wehe dem armen Geschöpfe, dessen Geschmack sich von solchen Windfedern leiten läßt".*)

Wir erwähnen seinen „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimniß" u. s. w. (2 Thl. Berl. u. Stettin 1782) nur vorübergehend, da derselbe die literarischen Verhältnisse nicht berührt, die hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; doch dürfen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses Werk, sowie die „Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer" u. s. w. (Berl. 1806) von großer Belesenheit und vom ehrenwerthesten Streben des Verfassers zeugt, die Wahrheit zu erforschen.

Hatte sich Nicolai durch seine bisherigen Schriften und namentlich durch die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" viele Feinde zugezogen, so wurde die Zahl derselben noch durch die

*) A. a. O. S. 175.

„Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781“ (12 Bd. 1783 — 1795), welche er mit seinem ältesten Sohne unternahm, bedeutend größer. Die Freimüthigkeit, mit welcher er seine Beobachtungen über Personen und Zustände kund gab, fand bei Wenigen Anerkennung; sie erweckte dagegen bei Vielen, deren Eigenliebe er verletzt hatte, nicht bloß Widerspruch, sondern sogar den feindseligsten Haß. Wir wollen gern zugeben, daß er öfters irrte, Manches von einem unrichtigen Standpunkt aus betrachtete; allein so viel darf mit voller Bestimmtheit versichert werden, daß er stets aus voller Ueberzeugung sprach, und Alles in dem Lichte darstellte, in welchem es ihm erschien. Die „Reise“ wird immer eine Quelle für die Kenntniß der Zustände im damaligen Deutschland sein, da sie einen großen Reichthum von Beobachtungen über Kultur, Wissenschaften, Künste, Verfassungen, Religion, ja über das ganze Leben und Weben des deutschen Volks enthält. Nur ein Mann von so umfassender Bildung, der bei so reichen Kenntnissen einen so offenen Sinn für alle Erscheinungen des Volks- und Staatslebens, so wie der Literatur und Kunst besaß, konnte alle diese Verhältnisse mit so klarem Blick und richtigem Urtheil überschauen. Das größte Verdienst erwarb er sich aber dadurch, daß er überall auf die geheime Thätigkeit der Jesuiten, Pietisten und Schwärmer aller Art aufmerksam machte, deren finsteres Treiben damals eine große Bedeutung und weitgreifende Wirksamkeit hatte. Man hat der „Reise“ allerdings mit Recht den Vorwurf der allzugroßen Weitschweifigkeit gemacht, allein wenn dieß derselben allerdings in künstlerischer Beziehung wesentlich schadet, so kann es ihr an dem Werthe ihres Inhalts keinen Abbruch thun.

Wie im „Nothanker“, und noch mehr als in diesem, so ist auch in der „Geschichte eines dicken Mannes, worin

drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe" (2 Bde. Berl. u. Stettin 1794) die erzählte Geschichte nur eine Einkleidung, um Gelegenheit zu haben, seine Ansichten über Lebens- und literarische Verhältnisse unter einem größeren Publicum zu verbreiten. Und auch hier erkennen wir wieder den praktisch tüchtigen Sinn und die Unparteilichkeit des Verfassers. So weiß er den Charlatanismus Basedows von seinen wirklichen Verdiensten recht wohl zu trennen, welche er im fünften Abschnitt klar und einleuchtend entwickelt. Nicht weniger verständig sind die Aeußerungen über Universitäten, Studenten und Doctorpromotionen, die zum Theil jetzt noch beherzigt zu werden verdienten. Viele Abschnitte sind gegen die Kantische Philosophie gerichtet, oder vielmehr gegen die Anhänger und Ausleger Kants, von denen Schiller so schön sagt:

„Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!"

Ihm war vorzüglich die Anmaßung verhaßt, mit welcher diese Jünger des großen Philosophen alle nicht mit diesem übereinstimmenden Bestrebungen behandelten, wodurch sie sich freilich auch oft die größten und selbst lächerlichsten Blößen gaben. Aus demselben Grunde bekämpfte er vorzüglich Fichte und die romantische Schule, diese in den „Vertrauten Briefen von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**" (Berl. u. Stettin 1799), jene im „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts eines deutschen Philosophen" (Ebend. 1798). Dieser Roman, der freilich als Roman eben so wenig bedeutet als die „Vertrauten Briefe" und noch weniger als die „Geschichte eines dicken Mannes", ist namentlich gegen die Ausschweifungen und die Mißbräuche der Speculation gerichtet, und er verhält sich zur Fichte'schen Wissenschaftslehre ungefähr wie die „Physiognomischen Reisen'

von Musäus zu der Lavaterschen Physiognomik. Es wird nämlich darin die Geschichte eines Philosophen erzählt, der durch die Ausübung seines philosophischen Systems in die unangenehmsten Verhältnisse verwickelt wird. Manches ist darin allerdings übertrieben, vieles zu weitschweifig, aber es läßt sich dem Ganzen doch eben so wenig Witz als gesunder Sinn und richtige Auffassung der Blößen absprechen, welche die Philosophen und namentlich Fichte geben. Entschieden muß man ihm Recht geben, wenn er den Mißbrauch der philosophischen Schulsprache und deren Gebrauch auch bei solchen Gegenständen tadelt, die sich ohne dieselbe klar und tief darstellen lassen. Wir wissen aus den späteren philosophischen Schulen, daß man bei dem Gebrauch des philosophischen Jargons dem gewöhnlichsten Gedanken und selbst dem abenteuerlichsten Unsinn mit wohlfeiler Mühe den Schein der Tiefe geben kann.

In den „Vertrauten Briefen" trat er, was er übrigens schon wiederholt gethan hatte, namentlich in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" und auch in den „Reisen" gegen die Vergötterung auf, welche die Romantiker, oder genauer gesagt, die Brüder Schlegel gegen Goethe an den Tag legten, wobei er sich natürlich auch über diesen aussprach und sich dahin äußerte, daß manche seiner Werke nicht auf der Höhe stünden, welche die früheren, namentlich „Werthers Leiden" erreicht hatten, die er — gewiß mit Recht — weit über „Meisters Lehrjahre" stellte. Auch gegen Schiller erlaubte er sich einige beißende Bemerkungen, und so ist es begreiflich, daß diese beiden großen Dichter ihn als den Feind ihres Ruhms, als ihren Gegner und Verkleinerer ansehen, was er bei genauer Betrachtung in der That nicht war. Als sie daher im „Musenalmanach" von 1797 ihre berühmten „Xenien" veröffentlichten, bedachten sie ihn mit reichlichem Erguß ihres Spottes und Hohns.

Nicolai antwortete darauf im „Anhang zu Friedrich Schillers Musen=Almanach für das J. 1797" (Berl. u. Stettin) zwar mit großer Schärfe, ohne sich jedoch zur Verletzung des Anstands hinreißen zu lassen. Was er gegen Schillers philosophische Schreibart sagt, ist im Ganzen richtig; denn da dieser sich in seinen philosophischen Schriften oft poetischer Ausdrücke und Wendungen bedient, den Gedanken in Metaphern und andere Bilder einkleidet, so wird die Darstellung zwar lebendig und wenn man will, geistreich, aber es fehlt ihr die nöthige Deutlichkeit und Schärfe. Uebrigens dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß sich Nicolai in seinem „Anhang zum Musen=Almanach" öfters hinreißen läßt, das wahrhaft Schöne in den Schriften seiner Gegner zu verkennen und sich dadurch manche Blößen giebt. Wir begreifen dieß zwar gar wohl, da die gegen ihn gerichteten Angriffe in den „Xenien" alles Maß überschritten und ihm jegliches Verdienst absprechen wollten; aber er würde seinen Zweck eher und vollständiger erreicht haben, wenn er sich in seinen Entgegnungen hätte bemeistern können. Wenn wir im Ganzen das Meiste für richtig anerkennen müssen, was er gegen Schillers philosophische Abhandlungen und gegen Goethe's „Meister" oder „Groß=kophta" sagt, so sind dagegen seine Bemerkungen gegen dessen „Reineke Fuchs", „Hermann und Dorothea" oder „Benvenuto Cellini" durchaus unwahr, und es klingt geradezu lächerlich, wenn er A. W. Schlegels „Pygmalion" mit Goethe's „Alexis und Dora" und mit Schillers „Klage der Ceres" zusammenstellt.

Seinen Kampf gegen die kritische Philosophie setzte Nicolai fort in der Schrift: „Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren

Kant, J. B. Erhard und Fichte.“ (Berl. u. Stettin 1799.) Der erste Theil dieser Schrift ist vorzüglich deshalb von Interesse, weil er uns mit dem Gange seiner Bildung genau bekannt macht und wir aus demselben beurtheilen können, wie sich der praktische, gesunde Sinn entwickeln mußte, der ihn fähig machte, das Falsche oder Halbwahre in jeglicher Gestalt zu erkennen, aber auch das Große und Schöne zu würdigen, wenn sein Blick nicht durch äußere Umstände getrübt wurde. Diese Schrift erregte den Zorn Fichte's auf das Höchste und er ließ sich durch denselben hinreißen, eine Satyre gegen Nicolai zu schreiben, „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen. Beitrag zur Literaturgeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des gegenwärtigen Jahrhunderts. Von Joh. Gottlieb Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel“ (Tüb. 1801), welche des Verfassers wie des Herausgebers durchaus unwürdig ist, da sie sich, wir können uns nicht enthalten, es nackt auszusprechen, in pöbelhaften Gemeinheiten bewegt, welche weder dem Scharfsinn des Philosophen, noch dem Geschmack des Dichters Ehre macht. Wir heben aus dieser Schrift nur eine Stelle hervor, um zu zeigen, wie falsch Fichte die Verhältnisse ansah. „Ich will hier nicht untersuchen“, heißt es*), „ob es nothwendig sei, daß der Uebergang der Schriftstellerei einer Nation aus der gelehrten in die lebende Sprache eine Epoche des Verfalls der wahren gründlichen Gelehrsamkeit bei sich führe. Bei den deutschen wenigstens war dies der Erfolg. Man bildete sich etwas ein darauf, endlich deutsch schreiben gelernt zu haben; man wollte, daß es auch für deutsch anerkannt würde, und bemühte sich daher, über alle Gegenstände so zu schreiben, daß dann in der That nichts weiter zum Verstehen gehöre, als die

*) Fichte's sämmtliche Werke Bd. 8 S. 13.

Kenntniß der deutschen Sprache. Der Vortrag wurde die Hauptsache, das Vorzutragende mochte sich bequemen; was sich nicht so sagen ließ, daß die halbschlummernde Schöne an ihrem Putztische es auch verstände, wurde eben nicht gesagt; — und da man nur, um sagen zu können lernte, auch nicht weiter gelernt, — späterhin verachtet als elende Spitzfindigkeit und Pedanterie: kurz das elende Popularisiren kam an die Tagesordnung und von nun wurde Popularität der Maaßstab des Wahren, des Nützlichen und des Wissenswürdigen". Selbst wenn der hier ausgesprochene Hauptsatz richtig wäre, würde man die Uebertreibung tadeln müssen, mit welcher er dargestellt worden; allein jener Hauptsatz ist, wie kaum erwähnt zu werden braucht, durchaus unwahr. Es ist nicht wahr, daß bei den Deutschen der Uebergang der Schriftstellerei aus der gelehrten in die lebende Sprache eine Epoche des Verfalls der wahren gründlichen Gelehrsamkeit herbeigeführt hat; vielmehr ist, wie der oberflächlichste Blick auf das Unzweifelhafteste beweist, die Gelehrsamkeit erst durch den Gebrauch der Muttersprache zu der Höhe gelangt, welche die Bewunderung aller fremden Völker erregt. Nur zur Zeit als die Deutschen noch nicht deutsch schreiben konnten, konnte ein frecher Franzose (Bouhours) die Frage aufwerfen, ob ein Deutscher auch Verstand habe? Die Achtung der Fremden begann erst, als man anfing, deutsch zu schreiben und jene popularisirenden Männer, auf welche Fichte mit so großer Verachtung herabschaut, und unter denen er nothwendig auch Lessing begreifen muß, haben den Grund zu Deutschlands Ruhm und Ehre gelegt. Allerdings hat Fichte Recht, wenn er sagt, daß nicht Alles, was sich leicht verstehen läßt, gut und wahr sei, aber eben so wenig ist Alles tief, was in unverständlicher Sprache vorgebracht wird.

Nicolai antwortete auf Fichte's Schrift nicht; er konnte und durfte ein solches Pasquill unerwiedert lassen. Dagegen ergriff er die Gelegenheit, sich darüber auszusprechen, als in der Berliner Akademie der Antrag gestellt wurde, Fichte zum Mitglied zu ernennen. Seine Stimme entschied*); Fichte wurde nicht gewählt. So begreiflich Nicolai's Auftreten in dieser Angelegenheit war, und obgleich die von ihm angeführten Gründe wichtig genug sind, so können wir es doch nicht gut heißen; er hätte die persönlichen Beziehungen vergessen und auch das anmaßende Auftreten Fichte's als Philosoph übersehen sollen. Er hätte vorab bedenken sollen, daß Fichte, abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit seines philosophischen Systems, eine große geistige Kraft war und den weitgreifendsten Einfluß auf die deutsche Wissenschaft und Kunst hatte.

Nicolai schloß seine literarische Thätigkeit mit dem „Leben Justus Mösers" (Berl. u. Stettin 1797) und der „Gedächtnißschrift auf Johann Jakob Engel" (ebend. 1806), in denen er seinen langjährigen Freunden ein würdiges Denkmal setzte. Die „Philosophischen Abhandlungen" (Erster u. einz. Band. Ebend. 1808) enthalten zum größten Theil Abdrücke von vermischten Abhandlungen philosophischen Inhalts, die er meist in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen hatte. Er hatte Pläne und Vorarbeiten zu mancherlei andern Schriften gemacht; es ist zu bedauern, daß er wenigstens zwei derselben nicht ausgeführt hat, die „Geschichte vom Anfange, Fortgange und Ende der Allgemeinen Deutschen Bibliothek", die für die Geschichte der Bildung und der Wissenschaft in Deutschland während einer langen Reihe von Jahren von großem Interesse und ge-

*) Göckingk hat a. a. O. S. 56 — 72 Nicolai's Votum mitgetheilt.

wiß auch von Wichtigkeit geworden sein würde, und die „Geschichte der deutschen Literatur in den letzten 60 Jahren", welche kaum irgend ein Zeitgenosse so genau gekannt haben wird als er. Das kurze Schema, das in seinen hinterlassenen Papieren vorgefunden wurde, zeigt den Standpunkt, von welchem aus er den Stoff behandeln wollte, und beweist, daß er den Gang der Entwickelung unserer Literatur scharf beobachtet hatte, weswegen wir es hier mittheilen. „Im Anfang hing die Literatur bloß an den Universitäten. Theologie war ihr erster Umdrehungspunkt. Alles bezog sich dahin, nur daß die Theologie durch die Wolfische Philosophie erheitert und modificirt ward. Durch diese philosophische Umbildung äußerte sich zuerst Aufklärung des Verstandes, und nun bildete sich unsere Prosa, weitschweifig, wie Prediger zu sein pflegen, und steif und umständlich, wie vom Lehrstuhle herab. Durch Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller bildete sich Poesie, und nun that die deutsche Literatur einen starken Fortschritt. Aber es ist merkwürdig, daß (gegen die Ausbildung aller andern Nationen) bey den Deutschen die Ausbildung der Prosa der Ausbildung der Poesie voranging. Dieß Charakteristische ist in der deutschen Literatur noch nicht ganz verwischt. — Der ältere Einfluß der Theologie zeigt sich noch an Klopstock, dessen Gedicht (so wie Wielands erste Gedichte) religiös war. Mosheim bildete unsere Prosa durch Predigten, Haller durch Philosophie. Hagedorn, durch Alte und Engländer gebildet, machte den Uebergang zur Poesie"*).

Wenn wir die große schriftstellerische Thätigkeit Nicolai's überblicken, die um so bewundernswürdiger erscheint, als er gerade in den Jahren seiner größten Fruchtbarkeit

*) Göckingk a. a. O. S. 47.

seinen schriftstellerischen Arbeiten, wegen seiner Handlungsgeschäfte, nur einen verhältnißmäßig geringen Theil seiner Zeit widmen konnte, so muß sich die Bemerkung aufdrängen, daß er stets redlich bemüht war, die Wahrheit zu erforschen und für das, was er als wahr erkannt hatte, offen und muthig einzustehen. Es ist allerdings wahr, daß er die großartigen Bestrebungen der späteren Zeit nicht in ihrem ganzen Umfang erkannte, daß er ihnen sogar schroff und feindlich entgegentrat, allein er hatte darin doch nicht ganz Unrecht; und daß er nicht ganz Unrecht hatte, dieß hat zum großen Theil die Nachwelt bestätigt, wenn diese auch seine Verdienste nicht in ihrem vollen Maaße anerkannt hat. Wenn er in den „Genies" der Sturm- und Drangperiode die unkünstlerische und oft sogar unnatürliche Uebertreibung bekämpfte, so hat er dieß gethan, um die, namentlich durch Lessing errungene künstlerische Gestaltung der deutschen Poesie sicher zu stellen; wenn er später Kants und Fichte's philosophische Schriften angriff, so wollte er einerseits die ebenfalls durch Lessing begründete Schönheit und Klarheit der prosaischen Sprachdarstellung retten, welche durch jene großen Männer auf eine traurige Weise verunstaltet wurde, und andererseits wollte er den vielfachen Mißbräuchen entgegentreten, welche die Anhänger der Kant'schen Philosophie mit dem System trieben, was Kant selbst für vollkommen berechtigt anerkannte. Nicolai war ein Feind aller Heuchelei und Schwärmerei; ein großer Theil seiner Thätigkeit war der Bekämpfung derselben gewidmet, und er hat nicht wenig dazu beigetragen, die eine zu entlarven, die andere zurückzudrängen, mochte sich dieselbe in Wissenschaft oder Religion zeigen.

Seine vielfachen Verdienste wurden auch von seinen Zeitgenossen anerkannt: er wurde 1781 von der Münchener,

1799 von der Berliner Akademie zum Mitglied, 1804 von der Petersburger zum Korrespondenten ernannt, und 1799 ertheilte ihm die philosophische Facultät zu Helmstädt das Doctordiplom. Noch bezeichnender ist es, daß er mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in freundschaftlichem Verkehr, mit manchen in den vertrautesten Verhaltnissen stand und die Namen: Abbt, Biester, Campe, Chodewiecky Dohm, Eschenburg, Reinh. Forster, Gedike, Gleim, Göckingk, Hamann, Herder, Iselin, Kästner, Kleist, Lessing, Mendelssohn, Musäus, Reichard, Reimarus, Schlözer, Spalding, Sulzer, Uz, Winckelmann und Zollikofer zeugen zugleich von der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und Bestrebungen, wie er denn nicht bloß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besaß, sondern auch ein tüchtiger Kenner der Musik und der bildenden Künste war.

Nicolai hatte sich trotz seiner angestrengten Arbeiten bis zum Jahre 1805 fast einer ununterbrochenen Gesundheit erfreut; in diesem Jahre befiel ihn eine Augenkrankheit, in deren Folge er das eine Auge verlor. Die letzten Jahre seines Lebens wurden vorzüglich durch die Kriege getrübt, die sein geliebtes Preußen beinahe vernichteten, und auch er hatte persönlich durch dieselben zu leiden. „Er hat es nicht erlebt", so schließt sein Biograph Göckingk die Darstellung seines vielbeschäftigten Lebens, „Berlin von französischen Truppen, Preußen von fremder Willkür und Europa von einem Tyrannen befreit zu sehen, den er seiner Immoralität wegen noch mehr als um seine Herrschsucht willen verabscheuete. Ohne seinen Tod so nahe wähnen zu können, verschied er am 6. Jan. 1811 (77 Jahre alt)."

Jakob Michael Reinhold Lenz.

Frau von Staël macht in ihrer „Corinna" die sehr richtige Bemerkung, daß man, um die Literatur und die geistige Richtung eines Volkes gründlich kennen zu lernen, sich nicht damit begnügen dürfe, die hervorragendsten Schriftsteller und deren Werke zu studiren, daß man vielmehr auch die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges ins Bereich der Untersuchung ziehen müsse; denn wenn jene großen Gestalten auch ihre Nation auf das Vollständigste repräsentirten, und man in Dante eben so wenig den Italiener als in Shakespeare den Engländer verkennen könne, so stünden sie wiederum so hoch über ihrem Volke, sie seien, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, so allgemein menschlich, daß, wenn man das geistige Leben eines Volkes nach ihnen beurtheilen wollte, man nothwendig zu irrigen und zum Theil ganz falschen Schlüssen gelangen müßte, während sich in den untergeordneten Schriftstellern der Charakter eines Volkes viel schärfer ausgeprägt finde und er daher auch viel sicherer erfaßt werden könne. Es ist somit eine genauere Betrachtung des Dichters, mit dem wir uns jetzt beschäftigen wollen, schon aus diesem Grunde gerechtfertigt; sie ist es aber noch aus einem zweiten, nicht minder wichtigen. Es kann nämlich, wie schon der geistreiche Dorer bemerkte, Goethe's Entwickelungsgang nicht

gründlich verstanden werden, wenn man nicht Alles genau kennt und erwägt, was auf denselben nähern oder auch entferntern Einfluß geübt hat; es ist insbesondere nicht möglich, wenn man die Persönlichkeiten nicht genau kennt, mit welchen er in engerer Verbindung stand, als er eine entschiedene Stellung gegen die bisher geltenden ästhetischen Anschauungen nahm. Und unter diesen Persönlichkeiten ist Lenz einer der bedeutendsten und durch seine Abhandlungen über's Theater auch einflußreichsten.

Jakob Michael Reinhold Lenz, geb. am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland, war der Sohn des dortigen Pfarrers. Seinen ersten Unterricht erhielt er wahrscheinlich von seinem Vater; als dieser aber im Jahre 1759 als Prediger nach Dorpat berufen wurde, besuchte er mit seinem jüngern Bruder Christian die dortige Schule. Er zeigte schon früh Neigung und Anlage zur Dichtkunst, die durch den esthnischen Prediger Theodor Oldekop gefördert wurde. So ließ derselbe einen der ersten Versuche des jungen Dichters „Gedanken von dem Versöhnungstode Christi" in den „Rigaischen Anzeigen" drucken, aus welchem Tieck, wie es scheint, ein Bruchstück unter dem Titel „Fragment eines Gedichts über das Begräbniß Christi" drucken ließ*). Man erkennt leicht auf den ersten Blick, daß der junge Dichter sich Klopstock zum Vorbild genommen hatte; aber wenn sich auch eine oft beinahe ängstliche Nachahmung nicht verkennen läßt, so zeugen doch auch einzelne Stellen von selbstständigem Schaffen, von unzweifelhaftem poetischen Talente. Dieses und noch zwei andere Fragmente „Schreiben Tankreds an Reinald" und „Gemählde eines Erschlagenen"**)

*) Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von L. Tieck. 8°. Berlin 1828. 3 Bände. (Bd. 3 S. 56.)
**) Ebend. S. 61 u. 65.

stammen aus dem Jahre 1766, also aus dem 16. Jahre des Dichters. Hatte er in diesen eine sein Alter weit überflügelnde geistige Reife an den Tag gelegt, so trat diese noch auffallender in einem kleinen Drama „Der verwundete Bräutigam" hervor, das er in dem nämlichen Jahre verfaßte*). Lenz hatte dasselbe, wahrscheinlich dazu aufgefordert, zur Verherrlichung der Hochzeit eines Barons Igelström gedichtet, welcher kurz vorher von seinem Kammerdiener meuchelmörderisch überfallen und gefährlich verwundet worden war. Diese Begebenheit bildet auch den Inhalt des Drama's, und man muß gestehen, daß der junge Dichter sie mit großem Geschick in die dramatische Form gebracht hat. Wenn die Anordnung des Stoffs und zum Theil auch die Zeichnung der Charaktere ein nicht geringes Talent beurkundet, so erinnert dagegen die Ausführung an das jugendliche Alter des Verfassers; man bemerkt, daß er für die Empfindungen und Gemüthszustände, die er seinen Personen leiht, noch keinen rechten Sinn hat. Der Dialog ist deshalb oft breit, und ohne Inhalt, ja er verfällt häufig sogar ins Kindische**).

*) Im Manuscript aufgefunden und herausgegeben v. K. L. Blum. Berlin 1845. 8⁰.

**) Ueber den Inhalt vergl. Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausg. v. O. F. Gruppe. Berlin 1861 (S. 244 ff.). Doch müssen wir auf einen bedeutenden Irrthum des Verfassers aufmerksam machen. Derselbe sagt nämlich, der mörderische Ueberfall werde nur erzählt (was sehr zu loben sei), während der erste Auftritt des zweiten Aufzuges die That mit allen Umständen vor die Augen führt. Gruppe führt auch weiter an, daß das Blatt, welches die Erzählung enthielt, verloren gegangen sei; er verwechselt damit die Stelle, in welcher erzählt wurde, wie der Baron seinen Kammerdiener wegen eines Vergehens schlug; denn wie Blum in der Ausgabe des Drama's ausdrücklich bemerkt (S. 20), fehlt dieses Blatt.

Im Jahre 1768 bezog Reinhold mit seinem Bruder Christian die Universität Königsberg, jener, um sich der Theologie, dieser um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Es scheint, daß Reinhold sich mehr mit der Poesie, wahrscheinlich auch mit alten und neuen Sprachen, beschäftigte, als mit seinem Berufsstudium; wenigstens ist nicht bekannt, welche Vorlesungen er besuchte. Daß er dagegen der Poesie viel Zeit widmete, erhellt schon daraus, daß er im Jahre 1769 ein längeres Gedicht „Die Landplagen" (Königsb.) herausgab. Die Wahl des Stoffes und der Gattung (die „Landplagen" gehören zu den didaktisch-beschreibenden Gedichten) lassen einen Einfluß der vorklopstockischen Richtung sowie des Engländers Thomson durchblicken; die Form und die Ausführung dagegen erinnern wieder lebhaft an Klopstock. „Die Landplagen" sind den meisten beschreibenden Gedichten der Zeit schon deshalb vorzuziehen, weil sich darin das Streben nach epischer Veranschaulichung kund giebt, wie uns denn der Dichter schon im ersten Buch („Der Krieg") mitten in das Kriegsgetümmel und dessen Schrecken versetzt. So glücklich die Belagerung und Eroberung der Stadt geschildert ist, so wenig genügt dagegen die Schilderung der Schlacht; man sieht, der junge Dichter hatte selbst keinen rechten Begriff von derselben, weshalb das Ganze in lauter unzusammenhängende Einzelnheiten zerfällt; noch ungenügender ist der folgende Abschnitt, in welchem die Folgen des Kriegs beschrieben werden; das epische Element, das der Dichter mit so großem Glück eingeführt hatte, zerfährt in abgerissene Detailsschilderungen. Der Stoff des zweiten Buches (Die Hungersnoth), widerstrebte an sich schon der epischen Entwickelung, und der Dichter hat auch dadurch, daß er zwei verschiedene Verhältnisse zu Grunde legte, Hungersnoth mit Mißwachs und in Folge einer Belagerung, die Ein-

heit des Ganzen zerstört. Manche glückliche Stellen finden sich auch in den folgenden vier Büchern („Die Pest", „die Feuersnoth", „die Wassersnoth", „das Erdbeben"), allein da sich der Dichter in eine Menge von einzelnen Bildern verliert, so gewähren die Schilderungen keine rechte Anschauung. Wenn man aber erwägt, daß das Gedicht die Arbeit eines achtzehn- oder neunzehnjährigen Jünglings ist, so wird man ihm die vollste Anerkennung nicht versagen können und sowohl die Lebendigkeit und Kraft der Darstellung, als den Reichthum der Anschauungen bewundern. Die Wahl des Stoffes scheint allerdings für einen so jungen Menschen seltsam; allein wenn man, wie Gervinus, darin eine Neigung erblickt, „sich und Andere zu quälen," oder wenn man, wie Gruppe, glaubt, daß dies eine „Düsterheit der Lebensansicht bekundet", so läßt man sich ohne Zweifel durch die spätern Schicksale des Dichters irre führen und vergißt, daß damals der Klopstocksche Ernst alle Gemüther ergriffen hatte, und selbst die Jugend in solchen Anschauungen schwärmte, wie einige Jahre später Alles den Werther und Siegwart spielte. Die „Landplagen" zeigen noch keinen Einfluß weder Lessings noch Herders, dessen „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" schon im Jahre 1767 erschienen waren; doch ist es nicht unwahrscheinlich, oder vielmehr, es darf wohl als gewiß vorausgesetzt werden, daß Lenz Herders Schriften (außer den „Fragmenten" auch die „Kritischen Wälder") kennen lernte, ehe er Königsberg verließ, sowie daß er durch dieselben und durch Lessings „Hamburgische Dramaturgie" (1767) bewogen, schon damals Shakespeare's Werke mit Eifer studirte. Auch die Dramen des Römers Plautus müssen ihn schon in der letzten Zeit seines dortigen Aufenthalts lebhaft beschäftigt haben.

Als er seine Studien vollendet hatte, oder vielleicht vor Abschluß derselben, begleitete er zwei junge kurländische Edelleute als Gesellschafter auf ihren Reisen. In Berlin besuchte er Ramler, dem er eine Sammlung Gedichte, so wie eine in Alexandrinern abgefaßte Uebersetzung von Pope's Essay on Criticism vorlegte. Was dieser über diese Versuche urtheilte, ist unbekannt; dagegen wissen wir, daß Nicolai, dem Lenz sie zum Verlag anbot, sich zur Uebernahme derselben keineswegs geneigt zeigte. Es ist dies sehr begreiflich, da sie wahrscheinlich im Klopstockischen Sinn und Geschmack waren und Nicolai bekanntlich dieser Richtung nichts weniger als hold war. Von der weiteren Reise ist nichts bekannt; Straßburg war das Ziel derselben, da die beiden Herren von Kleist (so hießen die jungen Edelleute) dort in französische Militärdienste treten sollten. Dadurch war auch der Umgang bedingt, auf welchen Lenz angewiesen war; doch war zu erwarten, daß er bei seinem strebsamen Geiste an demselben keine große Freude fand, und daher andere Gesellschaft aufsuchte. Er schloß sich an den aus Goethe's Leben allgemein bekannten Actuar Salzmann an, um den sich schon mehrere gleichstrebende junge Männer schaarten. Diese bildeten einen literarischen Verein, an welchem Lenz lebhaften Theil nahm; er hielt in demselben verschiedene Vorträge, unter welchen die „Anmerkungen übers Theater" einige Jahre später von ihm herausgegeben wurden *). Im lakonischen Vorbericht zu demselben sagt er ausdrücklich, daß die Schrift zwei Jahre vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst (von Herder, Goethe, und Möser) und des Götz von Berlichingen in einer Gesell-

---

*) Anmerkungen übers Theater nebst angehängtem übersetztem Stück Shakespeare's (Loves Labour's lost). Lpz., Weygand 1774.

schaft guter Freunde vorgelesen worden sei *), also im Jahre 1771, oder vielleicht schon Ende 1770. Goethe bezweifelt zwar die Richtigkeit dieser Behauptung: „In Lenzens Straßburger Verhältnissen", sagt er in Wahrheit und Dichtung **), „schien ein literarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch"; allein es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß ihn hier wie in manchen andern Fällen sein Gedächtniß täuschte, und daß vielleicht die unrichtige Ansicht, die er später von Lenzens Charakter hatte, und seine entschiedene Abneigung gegen denselben auf die erwähnte Behauptung Einfluß gehabt hat. Da sich aber Lenz schon vor seinem Straßburger Aufenthalt lebhaft mit Shakespeare beschäftigte, wie nicht nur seine genaue Kenntniß der englischen Sprache, sondern vorzüglich sein tiefes Erfassen des großen englischen Dichters unzweifelhaft darthut, und da er auch in Straßburg das Studium desselben mit rastlosem Eifer fortsetzte, so spricht Alles dafür, daß Lenz die „Anmerkungen" wirklich schon vor Erscheinen des Götz abgefaßt hatte; und man darf seiner Behauptung um so eher Glauben schenken, als er die kleine Schrift schon im Jahre 1774 drucken ließ, das heißt zu einer Zeit, wo er befürchten mußte, Lügen gestraft zu werden, wenn er die Unwahrheit gesagt hätte, da wohl noch alle Personen lebten, welche mit dem Sachverhältniß bekannt waren. Uebrigens bürgt schon eine Stelle in den „Anmerkungen" dafür, daß dieselben in die ersten Zeiten seines Aufenthaltes in Straßburg fallen. „Sie werden mir", heißt es am Anfang, „als einem Fremden, nicht übel nehmen, daß ich mit einer gewissen Freiheit von den Dingen rede ***)." Hätte er den Vortrag erst im dritten oder

*) Lenz, herausg. v. Tieck 2, 200.

**) Goethe's Werke, Ausgabe von 1829. Bd. 26, S. 253.

***) Lenz von Tieck 2, 203

vierten Jahre seines Aufenthalts gehalten, wo er natürlich in den mannigfaltigsten Beziehungen stand, und eine größere Zahl Freunde und Bekannte hatte, würde er sich gewiß nicht als einen Fremden bezeichnet haben. Uebrigens hielt man Anfangs Goethe selbst für den Verfasser der „Anmerkungen"*).

Ist aber die Schrift wirklich schon im J. 1771 abgefaßt worden, so gewinnt sie eine hohe Bedeutung, weil Lenz dann als derjenige erscheint, welcher den Keim zur Entwickelung des neuen deutschen Drama's legte, weil er der erste ist, der den großen englischen Dichter nicht bloß den Franzosen, sondern sogar den Griechen entgegensetzte. Es ist daher nothwendig, die „Anmerkungen übers Theater" genauer kennen zu lernen. Bei der oberflächlichsten Betrachtung derselben ersieht man, daß Herders Einfluß die Schrift beherrscht; eben so wenig ist zu verkennen, daß Lenz mit Hamann vertraut war; einzelne Wendungen scheinen beinahe aus dessen Aesthetica in nuce entlehnt zu sein. Uebrigens hat er sich die Ideen dieser beiden Männer mit großer Selbstständigkeit angeeignet und auf das Drama angewendet. Auch die Darstellung erinnert an Hamann und Herder, noch mehr aber an Sterne, dem er den abentheuerlich geschnittenen Styl abgeborgt hat**). Das Wesen der Poesie,

---

*) Deutscher Merkur 1774. Nov. S. 181 f.

**) In einer spätern Abhandlung „Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache" u. s. w. tadelt er diese Manier selbst mit ganz guten Gründen. Wir schreiben diese Stelle ab, weil sie auch jetzt noch Anwendung finden kann. „Alle Redseligkeit", sagt er, „ist glänzende Armuth, flitternder Komödiantenstaat; doch kann auch die Kürze zur Affektation ausarten." In einer Note fügt er hinzu: „Ich finde diese Anmerkung zu machen nöthig wegen des im südlichern Deutschland hauptsächlich Mode gewordenen sogenannten coupirten Styles, der eigentlich nichts als der zu-

dies ist in Kurzem der Inhalt der „Anmerkungen", ist Nachahmung; der Trieb nachzuahmen, ist, wie schon Aristoteles sagt, dem Menschen angeboren. Seine Seele ist aber ein Ding, dessen Wirkungen wie die des Körpers successive sind; und doch möchte sie Alles mit Einem Blick in sich aufnehmen und mit sich vereinigen. Dieses Bestreben nun, alle gesammelten Begriffe anschaulich und gegenwärtig zu machen, ist die zweite Quelle der Poesie. Jedoch kann eine Erkenntniß gegenwärtig und anschaulich sein, und ist deswegen doch noch nicht poetisch; damit sie es werde, muß noch Etwas hinzutreten, was wir Begeisterung, Schöpfungskraft, Dichtungsvermögen oder lieber gar nicht nennen. Den Gegenstand zurückzuspiegeln, das ist der Knoten, die nota diacritica des poetischen Genies; denn das Vermögen nachzuahmen, ist nicht das, was bei allen Thieren im Ansatz — nicht Mechanik — nicht Echo. Der wahre Dichter verbindet nicht in seiner Einbildungskraft, wie es ihm gefällt, was die Herrn die schöne Natur zu nennen belieben, was aber, mit ihrer Erlaubniß, nichts als die verfehlte Natur ist. Er nimmt Standpunkt — und dann muß er so verbinden. Man könnte seine Gemählde mit der Sache verwechseln. Die Nachahmung ist allen schönen Künsten gemein; das Anschauen sollte aber allen Wissenschaften ohne Unterschied gemein sein. Die Poesie unter-

---

sammengezogene Styl ist, der bei Stellen, die Nachdruck und Wärme erfordern, seine gute unleugbare Wirkung thut. Eben deswegen aber muß er nicht bei unerheblichen Veranlassungen gebraucht, nicht gemein gemacht werden, oder er macht in der Rede gerade den Uebelstand, den die Stellung eines Menschen, der zu einem gewaltigen Schlage ausholt, machen würde, wenn er sich dieselbe als seine Liblingsstellung in Gesellschaften angewöhnen wollte; man würde ihn auslachen." (Ausg. v. Tieck 2, 319 f.)

scheidet sich dadurch von allen Künsten und Wissenschaften, daß sie diese beiden Quellen vereinigt, alles scharf durchdacht, durchforscht, durchschaut — und dann in getreuer Nachahmung zum andernmal wieder hervorgebracht hat*). Auf einen besonderen Gegenstand übergehend, fährt er dann fort: „Es kommt itzt darauf an, was beim Schauspiel eigentlich der Gegenstand der Nachahmung: der Mensch oder das Schicksal des Menschen? Hier liegt der Knoten, aus dem zwei so verschiedene Gewebe, als die Schauspiele der Franzosen (sollen wir der Griechen sagen?) und der ältern Engländer oder vielmehr aller ältern nordischen Nationen sind, die nicht griechisch gesattelt waren. Nach Aristoteles ist die Handlung der letzte Endzweck des Drama's; er konnte nach den Mustern, die er vor sich hatte, und die auf den damaligen religösen Ansichten beruhten, nicht anders lehren; aber diese Lehre paßt nicht mehr für uns. Da ein eisernes Schicksal die Handlungen der Alten bestimmte und regierte, so konnten sie als solche interessiren, ohne davon den Grund in der menschlichen Seele aufzusuchen und sichtbar zu machen. Wir aber hassen solche Handlungen, von denen wir die Ursache nicht einsehen, und nehmen keinen Theil daran. Daher sehen sich die heutigen Aristoteliker, die bloß Leidenschaften ohne Charaktere mahlen, genöthigt, eine gewisse Psychologie für alle ihre handelnden Personen anzunehmen, aus der sie darnach alle Phänomene ihrer Handlungen so geschickt und ungezwungen ableiten

*) Man vergleiche mit obigen Stellen folgende aus Hamann's „Aesthetica“: „Wir baben aus der Natur nichts als die Turbatverse und disjecta membra poetae zu unserem Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen, — oder noch kühner! — sie in Geschicke zu bringen, des Poeten bescheiden Theil.“

können, und die im Grunde mit Erlaubniß dieser Herren nichts als ihre eigene Psychologie ist. So wird Alles verallgemeinert; das Individuelle geht unrettbar verloren; der charakteristische Mahler, selbst der von Karrikaturen, ist aber zehnmal höher zu schätzen als der idealische; denn es gehört zehnmal mehr dazu, eine Figur mit eben der Wahrheit und Genauigkeit darzustellen, mit der das Genie sie erkennt, als zehn Jahre an einem Ideal der Schönheit zu zirkeln, das endlich doch nur in dem Gehirn des Künstlers, der es hervorgebracht, ein solches ist. Der Satz des Aristoteles, daß das Trauerspiel die Nachahmung einer Handlung und durch diese auch der handelnden Personen sei, muß für uns gerade umgekehrt werden, d. h. das Wichtigste für den Dramatiker ist die lebenswarme Darstellung, der Charaktere und durch diese der Handlung." — Hierauf geht Lenz auf die Prüfung der Aristotelischen Lehre von den drei Einheiten über, was wir übergehen, da er sich im Ganzen in den Lessing'schen Ansichten bewegt; eben so wenig ist es aus demselben Grunde nöthig, seine Charakteristik des französischen Drama's anzuführen, die übrigens eben so scharf als witzig ist. Dagegen müssen wir den folgenden Abschnitt näher betrachten, in welchem er untersucht, warum Aristoteles im Trauerspiele, wo auf die handelnden Personen Alles ankommt, den Charakteren so wenig Bedeutung giebt. Er findet den Grund davon in dem ἦθος der Schauspiele. Die Schauspiele der Alten waren alle religiös, weil sie im Gottesdienst ihren Ursprung hatten. Da nun das Fatum bei ihnen Alles war, so glaubten sie eine Ruchlosigkeit zu begehen, wenn sie Begebenheiten aus den Charakteren berechneten. Es war Gottesdienst, die furchtbare Gewalt des Schicksals anzuerkennen, und seinem blinden Despotismus „hinzuzittern". Die Hauptempfindung, welche

erregt werden sollte, war nicht Hochachtnng für den Helden, sondern blinde und knechtische Furcht vor den Göttern. Damit wir nun nach unsern Religionsbegriffen und unserer ganzen Art zu denken, die Gränzen unsers Trauerspiels richtiger abstecken, als bisher geschehen, so müssen wir von einem andern Standpunkt ausgehen, als Aristoteles *); wir müssen, um den unsrigen zu nehmen, den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heut zu Tage Volksgeschmack bleibt und bleiben wird. Zieht man die ältesten deutschen Schauspieldichter zu Rathe, so findet man, das bei ihnen das Trauerspiel nie wie bei den Griechen das Mittel war, merkwürdige Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen, sondern merkwürdige Personen mit allen ihren Nebenpersonen, Interessen, Leidenschaften, Handlungen. So ist's auch mit den historischen Stücken Shakespeare's. Ganz anders aber verhält es sich mit der Komödie, bei welcher die Hauptempfindung immer die Begebenheit ist. Die Personen sind für die Handlungen da, für die artigen Erfolge, Wirkungen, Gegenwirkungen. Im Trauerspiele sind die Handlungen um der Personen willen da — sie stehen also nicht in der Gewalt des Dichters, er mag nun Pradon oder Racine heißen **), sondern

*) Besser hätte er gesagt: wir müßten seinen Standpunkt auf unsere Verhältnisse anwenden.

**) Dies bezieht sich auf eine frühere Stelle. „Voltaire selbst hat eingesehen", heißt es dort, „daß einer willkürlich zusammengesetzten Fabel, die nur in den Wünschen des Dichters, nicht in den Charakteren den Grund hat, das Reizende und Anziehende feble, das uns nach befriedigter Neugierde beim zweiten Anblick unterhalten und rühren kann, er sucht also dieses wie eine geschickte Kokette durch äußeren Putz zu erhalten. Die Diction, die Symmetrie und Harmonie des Verses, der Reim selbst, für den er fast zum Märtyrer wird. Pradon und Phädra hatten eine

sie hängen von der Person ab, die er darstellt. In der Komödie aber geht der Dichter von den Handlungen aus und läßt Personen daran Theil nehmen, welche er will. Eine Komödie ohne Personen interessirt nicht, eine Tragödie ohne Personen ist ein Widerspruch."

Diesem Aufsatz war die Uebersetzung von Shakespeare's „Love's Labour's lost" unter dem Titel „Amor vincit omnia" beigegeben, welche an sich vortrefflich ist, aber im Vergleich zur Eschenburgisch-Wielandischen Uebersetzung als genial und des großen Dichters würdig erscheinen mußte. „Niemand war vielleicht fähiger als er," sagt Goethe, „die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeare'schen Genies zu empfinden und nachzubilden: die oben gedachte Uebersetzung giebt ein Zeugniß hiervon. Er behandelt seinen Autor mit großer Freiheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Gebärden so humoristisch gleichzustellen, daß er demjenigen, den solche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann"*).

Lenz wurde erst im Jahre 1771 mit Goethe bekannt, nicht gar lange Zeit, ehe dieser Straßburg verließ. Doch wurden sie durch gleiches Streben und gleiche Anschauungen einander näher gebracht, so daß ihr Verhältniß ziemlich

---

Phädra geschrieben". Nun führt Lenz Voltaire's Urtheil über diese zwei Tragödien an. „Der Gang dieser beiden Werke ist ungefähr derselbe. Noch mehr: da die Personen der zwei Stücke sich in den nämlichen Situationen befinden, so sagen sie auch beinahe das Nämliche; aber eben darin unterscheidet man den großen Mann und den schlechten Dichter; gerade, wenn Racine und Pradon das Gleiche denken, unterscheiden sie sich am meisten."

*) Goethe's Werke 26, 76 f.

vertraut gewesen zu sein scheint; denn wenn sie sich auch nur selten sahen, wie Goethe berichtet, so suchten sie doch Gelegenheit, sich zu treffen, und sie theilten einander gern mit. In der angeführten Stelle giebt Goethe ein Bild seiner äußern Erscheinung. „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprechen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand."

Wir wollen sogleich anfügen, was Goethe von Lenzens Charakter und poetischem Talente berichtet*). Lenz, sagt er, habe sich unter Denen, welche seine Arbeiten im Manuscript gekannt und denselben die ihnen zu Theil gewordene Anerkennung begeistert prophezeit, und die zugleich selbst von productiver Kraft gewesen wären, am lebhaftesten und gar sonderbar hervorgethan. Er habe zu jenen Selbstquälern gehört**), die damals so häufig gewesen und die im „Werther" geschildert worden seien. Ein individueller Zug habe ihn jedoch von allen Uebrigen unterschieden, nämlich ein entschiedener Hang zur Intrigue, ohne daß er jedoch eigentliche Zwecke dabei verbunden hätte. Goethe sucht an dieser und andern Stellen zu beweisen, daß Lenz unter Anderm auch gegen ihn intriguirt und ihm zu schaden gesucht habe; allein eine nähere Prüfung der Verhältnisse zeigt auf das Unzweifelhafteste, daß er sich hierin voll=

*) Ebend. 26, 247 ff.

**) Man erkennt leicht, daß diese Schilderung auf Gervinus Urtheil über Lenz allzu großen Einfluß gehabt hat.

kommen getäuscht und verschiedene Handlungen Lenzens gänzlich falsch gedeutet habe, wie schon Dorer in seiner vortrefflichen Schrift gründlich nachgewiesen hat*). Wir können hier nicht in das Einzelne eingehen; es genügt, auf Goethe's Irrthum aufmerksam gemacht zu haben, um Lenz vor falschen Beschuldigungen sicher zu stellen, die ihm noch jetzt gemacht werden. Richtiger urtheilt Goethe über Lenzens Talent. „Aus wahrhafter Tiefe," sagt er, „aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber bei aller seiner Schönheit durchaus kränkelte; und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchslosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann."

Nachdem Goethe ferner erzählt, daß der ältere der beiden Brüder, die Lenz begleitete, auf einige Zeit ins Vaterland gereist war, daß sich der zweite Bruder um ein junges Frauenzimmer bewarb, mit welcher der ältere Bruder ein festes Verhältniß geknüpft hatte, und daß Lenz, um seinem abwesenden Freunde die Geliebte zu erhalten, sich selbst in sie verliebt gestellt habe, fährt er fort: „Mündlich und nachher schriftlich hatte er mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten, und einen

*) Lenz und seine Schriften. Von Edward Dorn-Egloff. Baden 1857. 8⁰.

kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann."

Was Goethe in dieser Charakteristik nur andeutet, das hat ein anderer Zeitgenosse des Dichters mit der größten Schärfe ausgesprochen*). „Lenz ist einer unserer Schwung- und Kraftmänner, aber unsers Dünkens der vollkommenste unter den Nachbetern Goethe's. Menschenkenntniß, fruchtbare, blühende Einbildungskraft, Kenntniß seiner Sprache, wer kann die Stücke ihm absprechen? Aber eben die ungeheuren Sprünge u. s. w., kurz Alles, was die Genies in den Augen der Kunstjüngerlein zu den großen Menschen macht, müssen wir an ihm tadeln." Die Behauptung, daß Lenz ein Nachbeter Goethe's gewesen, ist durchaus irrig. Lenzens dichterischer Charakter stand schon fest, als er Goethen kennen lernte; er war, wie wir gesehen haben, durch Hamann und Herder auf die Bahn geleitet worden, die auch Goethe unter den nämlichen Einflüssen betrat, wobei wir zwar keineswegs in Abrede stellen wollen, daß Goethe's größerer Geist auf seine Entwickelung von mächtigem Einfluß war, was jedoch von Nachbeterei weit entfernt ist. Im Uebrigen ist das mitgetheilte Urtheil vollkommen richtig; Lenzen ging das ab, was Goethe selbst in seinen stürmendsten Werken bewahrt, was ihn von allen seinen Mitstrebenden wesentlich unterscheidet, — die Mäßigung, die ihn nicht in das Abenteuerliche, Geschmacklose und Unnatürliche verfallen ließ, deren Mangel das Talent der Andern mehr oder weniger untergrub. Ganz in dem-

*) Almanach der Belletristen und Belletristinnen für das J. 1782. Ulietea, bei Peter Jobst Edler von Omai. S 120.

selben Sinne spricht sich Tieck aus*)." „Unter denen, die durch Goethe zuerst erwachten**), und sich an ihn schlossen steht Lenz durch sein Talent, Humor, Witz und Seltsamkeit oben an. So begeistert er von Shakespeare war, so ahmte er ihn doch eigentlich so wenig nach, wie (d. h. als) Goethe; die eigne Natur war in beiden zu übermächtig. Was aber bei Goethe Laune ist, wird bei Lenz schon Grille, die Grille Goethe's wird hier schon Fratze. Er hat aber manches Treffliche, was wir so sonderbar gestaltet und grell hervortretend auch bei Goethe nicht finden." Wir fügen diesen Urtheilen noch einige andere bei. „Lenz hilft mir Nichts," schreibt Wieland an Merk (Merk's Briefwechsel S. 97), „denn wiewohl ihm von Zeit zu Zeit was Herrliches in seiner Art entfällt, so hat's doch immer den Fehler, daß man es nicht drucken lassen kann". — Fr. H. Jacobi schreibt an Wieland: „Lenz hat, wie wir sämmtlich wissen, einen herrlichen Geist in sich; aber vor seinen Augen schweben fast immer Wolken und Dünste, sogar wenn er als Dichter sieht" (Jacobi's Briefwechsel 1, 232). Endlich äußerte sich Lessing in einem Briefe an seinen Bruder über ihn also: „Lenz ist immer noch ein anderer Kopf als Klinger, dessen letztes Stück ich unmöglich habe auslesen können" (Lessings Werke 12, 481). Freilich bezieht sich dieses Urtheil zunächst auf die Kindermörderin von Wagner, die sein Bruder umgearbeitet hatte und die er, wie dieser, von Lenz verfaßt glaubt; allein er hatte offenbar auch zugleich die Dramen, welche wirklich von Lenz waren, im Sinn. Was er für ein Stück Klingers meint, wissen wir nicht, da im Jahre 1776 mehrere erschienen waren.

Goethe kannte Lenzens bedeutendste Arbeiten schon im

*) Ausgb. von Lenz. Band 1. S. LXXI.

**) In wie weit dies Beschränkung erleidet, haben wir eben gezeigt.

Manuscript; sie waren somit schon während dessen Aufenthalts in Straßburg, wenn auch nicht vollendet, doch der Vollendung nahe. Doch wollen wir in dieselben jetzt noch nicht näher eingehen, weil sie erst später in Druck erschienen, und somit auch erst später Bedeutung für die Literatur erhielten. Wir kehren vielmehr zur Geschichte seines Lebens zurück.

Nach Goethe's Entfernung von Straßburg hielt sich Lenz zu Fort-Louis auf einer Rheininsel auf, wo der jüngere Kleist in Besatzung lag. Von dort machte er verschiedene Ausflüge, unter welchen der nach Sesenheim für ihn und sein Verhältniß zu Goethe wichtig wurde. Er lernte dort nämlich Friederike, die Tochter des Pfarrers Brion kennen, mit welcher Goethe bekanntlich ein so inniges Verhältniß geschlossen, das er aber bei seiner Entfernung von Straßburg stillschweigend gelöst hatte. Das edle und reizende Mädchen verfehlte nicht, auf Lenz Eindruck zu machen; sie erkannte ihrerseits seinen Werth, und sie mochte sich wohl gestehen, daß er unter allen jungen Männern, die sie kennen mochte, allein im Stande sei, Goethen in ihrem Herzen zu ersetzen. Da auch ihre Eltern Lenzens Bewerbungen unterstützten, theils weil sie in ihm als einem Theologen (er predigte mehrmals in Sesenheim) eine passende Verbindung für ihre Tochter erkannten, theils weil sie hofften, daß durch eine baldige Heirath derselben der immerhin unangenehme Schein verwischt würde, der durch Goethe's Verhältniß auf Friederike gefallen war; so nahm diese des geistreichen Dichters Bewerbung an und es ist kein Zweifel, daß sie dessen Neigung mit der Zeit auch erwiederte, wie die Briefe Lenzens an den Actuar Salzmann unwiderleglich bewiesen*). Friederikens Eltern er-

*) Man vergleiche die vortrefflichen Schriften A. Stöbers: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen

kannten jedoch bald Lenzens unstäte Natur und lösten daher das Verhältniß auf, was auf den reizbaren Dichter einen niederschlagenden Eindruck machte, dem sein Freund Salzmann durch ernste und verständige Mahnungen entgegenzuwirken suchte. Doch gewann er erst nach längerer Zeit wieder Ruhe. Daß dieses Verhältniß Lenzens zu Friederiken die freundschaftliche Beziehung zu Goethe störte, läßt sich leicht begreifen, da Goethe dem edlen Mädchen immer noch mit Liebe zugethan war, wenn er auch auf eine Verbindung mit ihr Verzicht geleistet hatte. Doch muß das Mißverhältniß zwischen ihm und Lenz noch eher gehoben worden sein, als dieser nach Weimar reiste, weil sich kaum denken ließe, daß er dahin gegangen sein würde, wenn Goethe ihm noch gezürnt hätte. Uebrigens besiegte Lenz allmählig seine Leidenschaft für Friederiken, da er wohl selbst einsehen mochte, daß er der Geliebten keine sorgenfreie Zukunft bereiten könne. Dazu trug wohl wesentlich bei, daß er um diese Zeit der Theologie entsagte; obgleich immer noch „ein evangelischer Christ", wie er sich selbst in einem Briefe an Salzmann ausdrückte, so sei er doch nicht orthodox, und könne sich daher nicht entschließen, Prediger zu werden.

Im Jahre 1772 war er von Fort-Louis nach Landau gegangen, wo er sich in der schönen Natur glücklich fühlte und viel arbeitete, namentlich beschäftigte er sich eifrig mit Plautus, von dem er schon vorher einige Stücke bearbeitet hatte*). Auch als er noch in dem nämlichen Jahre nach

---

und gleichzeitigen Quellen u. s. w." Bas. 1842. 8° — — „Der Actuar Salzmann." Mühlh. 1855. 8°.

*) Goethe's Biographen und andere Literarhistoriker behaupten, daß er an diesen Uebersetzungen Antheil gehabt habe; allein Goethe selbst erwähnt dieß nirgends, er spricht vielmehr in

Straßburg zurückkehrte, arbeitete er fleißig, theils indem er früher Begonnenes vollendete, theils Neues schuf. Die „Lustspiele nach dem Plautus, für's deutsche Theater" (Ff. und Lpz. 1774) dürfen nur als Studien betrachtet werden, die der Dichter machte, um sich in den Formen der dramatischen Kunst zu üben; und als solche sind sie durchaus lobenswerth; denn sie sind sowohl in Anlage und Entwickelung wohl gerathen und der Dialog ist rasch und lebendig. Der deutsche Dichter hat von seinem Vorbild so viel beibehalten, als es bei der Modernisirung der Stoffe anging, und er hat Manches hinzugefügt, was von dramatischem Talente zeugt; ja es können einzelne Züge sogar Verbesserungen genannt werden. Bei allem dem ist es ihm nicht gelungen, das zu erreichen, was er beabsichtigte, nämlich den römischen Dichter den Bedürfnissen des deutschen Theaters und des deutschen Geschmacks anzupassen. Die Lustspiele des Plautus sind schon in ihrer Anlage so ganz Kinder des römischen Geistes, sie beruhen so ganz auf römischen Sitten und römischer Anschauungsweise, daß sie nicht leicht für unsere Verhältnisse umgestaltet werden können. Am besten ist das zweite Stück, „Die Aussteuer" gerathen, weil sich das Vorbild (Aulularia) am leichtesten auf die modernen Zustände übertragen ließ.

Daß das Studium des Plautus und besonders Shakespeare's auf die Entwickelung seines dramatischen Talentes von Einfluß war, ersehen wir sogleich in dem ersten selbst-

„Dichtung und Wahrheit" vom Plautus in solcher Weise, daß man befugt ist, seine Theilnahme an demselben in Abrede zu stellen. Es hat sich diese nur auf einzelne Rathschläge, Verbesserungen u. s. w. beschränkt, wie aus einem seiner Briefe an den Aktuar Salzmann hervorgeht, der im Morgenblatt 1838 Nr. 36 abgedruckt ist.

ständigen Stücke, welches er herausgab, und das wegen seiner bedeutenden Vorzüge bei seinem Erscheinen sogar Goethen zugeschrieben wurde, dessen „Götz von Berlichingen" erst kurze Zeit vorher erschienen war. „Der Hofmeister, oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie" (Lpz. 1774) ist, wie sein erstes, so auch bestes Drama. Ob es gleich mit vollem Bewußtsein der bis dahin geltenden Gesetze der Kunst spottet und sich die Freiheiten des englischen Theaters bis zur äußersten Grenze erlaubt, so daß nur wenige Scenen mit einander verbunden erscheinen, so hat der Dichter doch diese scheinbar abgerissenen Scenen zur vollsten Einheit verknüpft. Freilich ist dadurch die theatralische Aufführung zur Unmöglichkeit geworden (was übrigens, wie wir sehen werden, auch aus andern Gründen der Fall ist), aber der Dichter hat diese offenbar auch nicht beabsichtigt. Indessen kann ihm dies nicht zur Rechtfertigung, kaum zur Entschuldigung dienen; denn die erste und unerläßlichste Bedingung eines Drama's liegt eben darin, daß es auf der Bühne dargestellt werden könne, und auf derselben die vollste Wirkung gewähre. Ist dies nicht der Fall, so kann es nur auf den Namen einer dramatisirten Erzählung Anspruch machen, nicht aber auf den eines Kunstwerkes. Es ist leicht einzusehn, daß Lenz, wenn er nur gewollt hätte, ein solches hätte schaffen können, und daß ihn nur mißverstandener Eifer für die Freiheit des Dichters auf den bezeichneten Abweg führte.

Der Dichter nennt „den Hofmeister" eine Komödie, und dieß offenbar in Nachahmung der Franzosen, die er sonst so tief herabsetzt. Die französischen Dichter der klassischen Periode kannten nämlich nur zwei dramatische Gattungen, die Tragödie und die Komödie. Die Tragödie charakterisirte sich nicht bloß dadurch, daß der Held derselben

unterging, sondern auch ganz besonders dadurch, daß er sich in den höchsten Lebensverhältnissen befand, während die Komödie einen traurigen Ausgang ausschloß und sich in allen übrigen Lebensverhältnissen bewegen konnte. Der Charakter des Komischen, den wir mit dem Begriff des Lustspiels verbinden, war keineswegs damit verbunden, vielmehr konnte die „Komödie" die ernstesten Zustände in der ernstesten Auffassungsweise darstellen, es waren sogar rein tragische Motive nicht ausgeschlossen; nur durfte der Ausgang nicht tragisch sein, er mußte vielmehr rücksichtlich der Hauptpersonen heiter oder wenigstens beruhigend erscheinen. Komödien dieser Art unterschieden aber die Franzosen dadurch von denjenigen, welche in durchaus heiterer Weise sich bewegten und in denen das komische Element vorherrschte, daß sie dieselben als hautes comédies bezeichneten. Es wurde ihnen auch dadurch ein höherer Charakter gegeben, daß auch sie ihre Helden und Hauptpersonen, wenn auch nicht aus den höchsten, doch aus den höheren Ständen, aus den gebildeten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft wählten, in den früheren Zeiten daher beinahe ausschließlich aus dem höhern Adel, und ferner dadurch, daß sie in rhythmischer Sprache abgefaßt waren. Zu den Komödien dieser Gattung gehören z. B. die Meisterwerke Molière's, „Der Heuchler", „Der Menschenfeind" u. a. m. Die prosaische Darstellung war beinahe ausschließlich der Gattung vorbehalten, welche sich meist, obgleich nicht unbedingt nothwendig, in niedrigeren Sphären bewegte, und bei denen das komische Element vorherrschte, wie z. B. in Molière's „Geizhals".

Im Sinn und Geist dieser französischen haute comédie hat Lenz seinen „Hofmeister" und seine übrigen Komödien gedichtet; daß er nicht auch, wie jene, die rhythmische

Darstellung wählte, hatte einen doppelten Grund. Zunächst war noch keine rhythmische Form für das Drama vorhanden; den Alexandriner hatte man abgeschüttelt, und der fünffußige Jambus war, obgleich namentlich schon von Weiße versucht, doch noch nicht zur Geltung gekommen, die er erst durch Lessings „Nathan" (1779) erhielt. Noch mehr bestimmte der Umstand, daß Lenz, wie Goethe, wie überhaupt das damalige junge Deutschland vor Allem in jeder Beziehung „natürlich" sein wollte, und in der rhythmischen Form eine Abweichung von der wirklichen Natur erblickte.

Wir erinnern uns, daß Lenz in seinen „Anmerkungen übers Theater" den Grundsatz aufgestellt hatte, daß bei der Komödie die Begebenheit den Mittelpunkt bilden müßte, daß die Personen nur um der Handlung wegen da seien. Es folgt natürlich daraus, daß in der Komödie die Handlung, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen soll, nothwendig, mannigfaltig und verwickelt sein muß, und daß die Personen nur Träger der Begebenheiten sind, während in der Tragödie umgekehrt die Begebenheiten nur da sind, um den Charakter der Personen zur Erscheinung gelangen zu lassen, die Handlung daher nur in soweit Mannigfaltigkeit und Verwickelung gewähren muß, als unbedingt nothwendig ist, um jenen Zweck zu erreichen. Betrachten wir nun den „Hofmeister" mit Rücksicht auf jenen Grundsatz, so ist nicht zu verkennen, daß Lenz sich bemüht hat, denselben auch durchzuführen, aber daß es ihm nicht durchgehends gelungen ist. Allerdings ist die Handlung von großer Mannigfaltigkeit; sie ist, wenn auch nicht gerade verwickelt, doch reich an den verschiedenartigsten und meist sehr glücklichen Situationen; allein diese sind sehr häufig eben nur Situationen, d. h. Darstellungen von Zuständen,

ohne daß sie die Handlung weiter führen oder auf sie irgend einen Einfluß ausüben, so daß sie von diesem Standpunkte betrachtet, füglich ganz wegbleiben könnten. Ganz anders verhält es sich aber, wenn man sie vom Standpunkte der Charakterentwickelung auffaßt. Dann erscheinen sie in einem ganz andern Licht; weit davon entfernt, überflüssig zu sein, tragen sie vielmehr das Gepräge der vollkommensten Nothwendigkeit, und es wird aus diesen wie auch aus denjenigen Scenen und Situationen, welche wesentlich zur Entwickelung der Handlung beitragen, ersichtlich, daß der Dichter seine ganze Kraft auf die Zeichnung der Charaktere gelegt hat, daß ihm die Begebenheiten nur Mittel waren, die Personen zur vollkommensten Erscheinung gelangen zu lassen, daß er daher im „Hofmeister" unbewußt oder unwillkürlich ein Trauerspiel in der von ihm entwickelten Auffassung, und nicht eine Komödie gegeben hat.

In der That, wenn wir die Handlung nach ihrer wesentlichsten Entwickelung überschauen, finden wir, daß sie ziemlich einfach ist, daß ein großer Theil der eingeflochtenen Situationen ihr nur den Schein von Verwickelung geben. Zwei Brüder, der Geh. Rath und der Major von Berg, sind in ihrem Wesen grundverschieden; der erste ein verständiger und dabei gefühlvoller Mann, der zweite eine ächte Soldatennatur, rauh, leidenschaftlich und doch auch der weichsten Empfindung fähig. Der Geh. Rath hat einen Sohn, der eben die Universität beziehen soll, der Major eine Tochter, die kaum noch zur Jungfrau herangeblüht ist. Fritz und Gustchen lieben sich und schwören sich ewige Treue; allein der Geh. Rath, der eben dazu kommt, sieht voraus, welches Unheil aus einer so frühzeitigen Verlobung entstehen kann, da eine langjährige Trennung bevor-

steht, welche eine Abschwächung, vielleicht sogar eine vollständige Veränderung der Gefühle zur Folge haben kann. Deshalb untersagt er ihnen die Fortsetzung des Liebesverhältnisses, erlaubt ihnen nur einen beschränkten Briefwechsel, von dem er sogar verlangt, daß er durch seine Hände gehen soll. Fritz will sich dieser Beschränkung nicht unterwerfen, und ob er gleich der Geliebten treu bleibt, zieht er doch vor, ihr gar nicht zu schreiben, um seine Briefe nicht in die Hände seines Vaters gelangen zu lassen. So vergehen mehrere Jahre. In Folge dieses unerklärlichen Stillschweigens hält ihn Gustchen für treulos, sich für vergessen; die Verzweiflung, die sich ihrer deshalb bemächtigt, macht sie für die Verführungskünste des jungen und hübschen Hofmeisters ihres Bruders empfänglich; sie verliert ihre Unschuld, und als die Folgen ihres Falls bekannt werden, entflieht sie, und verbirgt sich in der Hütte einer blinden Bettlerin, wo sie ihre Niederkunft erwartet. Auch der Hofmeister entflieht und es gelingt ihm, in dem Hause eines ehrlichen Dorfschulmeisters sich lange Zeit verborgen zu halten. Endlich erfährt der Major seinen Aufenthalt, er überfällt ihn unversehens, und schießt ihn in der ersten Hitze eine Kugel durch den Arm, stürmt aber verzweifelnd wieder fort, als er vernimmt, daß der Hofmeister seit seiner Flucht Nichts von der Verführten gehört habe. Unterdessen war Gustchen in der Bettlerhütte mit einem Knaben niedergekommen. Zwei Tage nach ihrer Niederkunft ergreift sie Reue und Verzweiflung, sie verläßt die Hütte und stürzt sich in einen nahen Teich. In diesem Augenblick geht der Major vorüber, der im halben Wahnsinn den Hofmeister verlassen hatte; ohne seine Tochter zu erkennen, stürzt er ihr nach und rettet sie. Glücklich, das geliebte Kind wieder gefunden zu haben, verzeiht er ihr.

Die alte Bettlerin hörte, daß sich ihre bisherige Hausgenossin in einen Teich gestürzt habe; da sie das Kind nicht zu ernähren vermochte, verläßt sie ihre Hütte, um Hülfe zu suchen; sie kommt ins Dorf, trifft den Hofmeister an, der aus ihrer Erzählung erkennt, daß das Kind das seinige sei. Aus Verzweiflung entmannt er sich, was ihn nicht hindert, sich bald darauf in ein hübsches Bauermädchen zu verlieben, das sich trotz der Abmahnungen des alten Schulmeisters entschließt, ihn zu heirathen. — Fritz von Berg, der unterdessen infolge seiner Hingebung für einen Freund in üble Verwickelung gerathen war, so daß sein Vater seine Hand von ihm abzog, vernimmt Gustchens Verführung und Tod. Ueberzeugt, daß sein Stillschweigen an allen diesem Unglück Schuld sei, reist er in die Heimath, entschlossen, seine Schuld mit dem Tod zu büßen, wenn sich Gustchens Tod bestätige. Sein Vater führt sie ihm zu, er heirathet sie, weil „ihr Fehltritt sie ihm nur noch theurer, ihr Herz sie nur noch englischer macht."

Wir haben in dieser Uebersicht alle die Scenen ausgelassen, welche auf die Haupthandlung keinen Bezug haben, und die, wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich ist, füglich wegbleiben können, ohne daß die Entwickelung derselben irgend wie Schaden leide. Dagegen sind sie für die Charakteristik einer der Hauptpersonen, des jungen Berg, unbedingt nothwendig, der in jenen Scenen mit einer Anzahl andrer Personen in Verbindung gebracht ist, welche der Dichter einführen mußte, um Gelegenheit zu haben, dessen Charakter zu entwickeln. Obgleich diese also nur untergeordnet sind und bloß als Mittel erscheinen, jenen Zweck zu erreichen, so sind sie doch auch mit Liebe und Kunst behandelt. Ueberhaupt ist die Charakteristik sämmtlicher handelnden Personen mit Meisterschaft durch-

geführt und die Situationen, in denen sich die einzelnen Charaktere entfalten, sind in Erfindung und Ausführung des größten Dichters würdig. Lenz ist namentlich darin unübertrefflich, daß er oft in kurzen, kühn hingeworfenen Zügen die ganze Tiefe des menschlichen Herzens zur lebendigsten Anschauung gelangen läßt. Wir wollen, um dieses Urtheil zu begründen, nur eine einzige Scene mittheilen, freilich eine der schönsten, doch nicht die einzige, welche Bewunderung verdient. Der Major hat seine Tochter erkannt; er bringt sie leblos in seinen Armen. Indem er sie auf die Erde legt, ruft er aus:

„Verfluchtes Kind! habe ich das an dir erziehen müssen! (kniet nieder bei ihr) Gustel! was fehlt dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist noch mein Gustel? — Gottlose Kanaille! Hättst du mir nur ein Wort vorher davon gesagt, ich hätte dem Lausejungen einen Adelbrief gekauft, da hättet ihr können zusammen kriechen! — Gott behüt! so helft ihr doch, sie ist ja ohnmächtig! (springt auf, ringt die Hände; umhergehend) Wenn ich nur wüßt, wo der vermaledeite Chirurgus vom Dorf anzutreffen wäre! — Ist sie noch nicht wach?

Gustchen: (mit schwacher Stimme) Mein Vater!

Major: Was verlangst du?

Gustchen: Verzeihung!

Major: (geht auf sie zu) Ja verzeih dirs der Teufel, ungerathenes Kind! — Nein! (kniet wieder bei ihr) fall nur nicht hin, mein Gustel — mein Gustel! Ich verzeih dir, ist alles vergeben und vergessen. — Gott weiß es: ich verzeih dir — Verzeih du mir nur! Ja, aber nun ists nicht mehr zu ändern. Ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt.

Geh. Rath: Ich denke, wir tragen sie fort.

Major: Laßt stehen! Was geht sie Euch an! Ist sie doch Eure Tochter nicht! Bekümmert Euch um Euer Fleisch und Bein daheim (er nimmt sie auf die Arme) Da Mädchen — Ich sollte wohl wieder nach dem Teich mit dir — (schwenkt sie gegen den Teich zu) aber wir wollen nicht eher schwimmen, als bis wir's Schwimmen gelernt haben, denk' ich. — (drückt sie an sein Herz) O du mein einzig theuerster Schatz! daß ich dich wieder in meinen Armen tragen kann, gottlose Kanaille! (trägt sie fort.)"

Alle Berichte der Zeit erkennen die hohe Vortrefflichkeit des „Hofmeisters" bewundernd an; und wir müssen, was die Wahrheit und das Ergreifende in den Charakteren und den glücklichen Situationen betrifft, diese Bewunderung theilen. Alle Personen treten mit der trefflichsten Anschaulichkeit hervor; in ihrer ersten Erscheinung erkennen wir schon den lebendigen Keim, aus dem sich nach und nach ihr ganzer Charakter entwickelt, der durch keinen einzigen falschen Zug getrübt, durch hundert glückliche Züge fester bestimmt wird. Der Hofmeister ist ein junger schöner Mann, der auf der Universität Nichts gelernt hat, als sich vortheilhaft zu präsentiren, der daher zu jeder Anstellung untüchtig ist, und sich somit glücklich schätzen muß, eine Unterkunft in einem hochadeligen Hause zu finden, wo er die entwürdigendste Behandlung zu erdulden hat, namentlich Seitens der gnädigen Frau, die ihn zwar für geschickt hält, ihrem Sohn äußeren Anstand beizubringen, ihm aber nichts destoweniger fühlen läßt, daß er ein „bloßer Domestik" ist. Nicht bloß Sinnlichkeit treibt ihn an, das Fräulein zu verführen, es reizt dazu auch der Wunsch, sich wegen der täglich zunehmenden Demüthigungen zu rächen, noch mehr die Hoffnung, sich dadurch eine unabhängige Stellung zu verschaffen, vielleicht sogar das Fräulein zur Frau zu be-

kommen. Als das Liebesverhältniß entdeckt wird, verliert er allen Halt und es kommt seine ganze Erbärmlichkeit zum Vorschein, die sich bis zum letzten Augenblick gleich bleibt. Die Majorin ist eine von den so zahlreichen Persönlichkeiten, die ihre innere Leere und Nichtswürdigkeit hinter äußerem Schein zu verbergen suchen und diesem Alles aufzuopfern fähig sind. Sie ist von unverzeihlicher Schwäche gegen ihren Sohn, von eben so unverzeihlicher Härte gegen ihre Tochter, die eben durch diese Härte desto empfänglicher für die Verführung des Hofmeisters wird. Daß die Majorin nach Gustchens Flucht nicht wieder erscheint, zeugt von tiefer Menschenkenntniß und wahrhaft dramatischem Talent des Dichters; was hätte sie auch mit ihrer Gefühllosigkeit und ihrer Herzensleere bei der nachfolgenden Entwickelung thun und sagen sollen, sie, die bei der Entdeckung von Gustchens Verführung an Nichts zu denken vermag als an die Schande, welche die hochadelige Familie dadurch erfahren muß? Der Major ist ein ehrlicher Soldat, rauh nach Außen und dabei doch vom weichsten, der treuesten Liebe fähigen Gemüth. Sein Bruder, der Geheime Rath, bildet zu ihm den lebendigsten Contrast: durch Umgang mit der Welt gebildet, verbindet er Ruhe des Charakters mit verständiger Auffassung des Lebens. Er steht hoch über seinen Standesgenossen, weiß aber auch, daß die Erbärmlichkeit des Bürgerthums, namentlich aber der Gelehrten, als deren Repräsentant der Vater des Hofmeisters, der alte Stadtprediger Läuffer erscheint, einen großen Theil der Schuld trägt, wenn der Adel in seinen Vorurtheilen und durch diese in seiner Rohheit befangen bleibt. „Ihr beklagt Euch so viel übern Adel", ruft er dem alten Läuffer zu, „und über seinen Stolz, die Leute säh'n Hofmeister wie Domestiken an. Narren! was sind sie denn

anders? Stehen sie nicht in Lohn und Brod wie jene? Aber wer heißt Euch ihren Stolz nähren? Wer heißt Euch Domestiken werden, wenn ihr was gelernt habt, und einem starrköpfischen Edelmann zinsbar werden, der seine Tage von seinen Hausgenossen nichts anders gewohnt war als sclavische Unterwürfigkeit?" —

Wir können in die Betrachtung der übrigen Charaktere nicht näher eingehen, da dies uns zu weit führen würde; allein es sind auch diese vortrefflich gezeichnet: Der hohle Graf von Wermuth, der leichtsinnige, aber edle Student Pöbus, der aus jeglicher Gemeinheit zusammengesetzte Herr von Seifenblase mit seinem elenden Hofmeister, der seiner Pflegebefohlenen Nichtswürdigkeiten stets zu unterstützen oder zu bemänteln weiß; der ernsthaft-launische Dorfschulmeister Wenceslaus, der komische Lautenist Rehner, in welchem der Dichter seinen Königsberger Musiklehrer gezeichnet haben soll; mit einem Worte, alle Personen sind von hinreißender Wahrheit.

Daß Lenz in dieser „Komödie" zugleich einen höheren Zweck hatte, ist aus der bisherigen Darstellung zur Genüge ersichtlich geworden; er wollte zur Anschauung bringen, welche traurigen Folgen die Privaterziehung durch Hofmeister haben könne, und wie wenig sie ihrer Absicht entspreche. Freilich hat er, genau betrachtet, seinen Zweck nicht erreicht. Zwar sind in dem schon angeführten Gespräch des Geh. Raths mit dem alten Läuffer die Nachtheile des Hofmeisterwesens gründlich genug geschildert, die Vortheile, welche öffentliche Schulen gewähren, überzeugend nachgewiesen; allein die Haupthandlung steht mit der Absicht, die verderblichen Folgen der Privaterziehung zur Anschauung zu bringen, in keiner Verbindung. Der junge Läuffer ist keineswegs der Hofmeister des verführten Fräuleins, der

er nur nebenbei Zeichenunterricht giebt; wenn er sie entehrt, so ist dies ein Bubenstück, das er eben nicht in seiner Eigenschaft und durch seinen Einfluß als Hofmeister begeht, das er auch in jedem andern Verhältnisse hätte begehen können, das ihn dem Mädchen näher gebracht hätte. Um seinen Zweck wirklich zu erreichen, hätte der Dichter den Hofmeister auf den Bruder des Fräuleins, dessen Erziehung ihm anvertraut war, einen verderblichen Einfluß sollen äußern lassen, aber von diesem ist im ganzen Drama kaum die Rede; er erscheint nur am Anfang, und später erfahren wir Nichts von ihm, als daß sich Läuffer über ihn beklagt.

So hat das Stück allerdings in der Anlage und Ausführung mancherlei Schwächen; allein so bedeutend diese auch sind und so wenig die Komödie Kunstwerk geworden ist, so dürfen wir doch das großartige Talent des Dichters nicht verkennen, der unter glücklicheren Verhältnissen einer unserer ersten Dramatiker geworden wäre.

Wir mußten dem „Hofmeister" eine so ausführliche Betrachtung widmen, um die Eigenthümlichkeit des Dichters in ihrem ganzen Umfang erscheinen zu lassen; ist uns dies, wie wir hoffen, gelungen, so können wir seine übrigen Dramen in rascherer Uebersicht besprechen. Bald nach dem „Hofmeister" erschien „der Neue Menoza. Oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie" (Leipz. 1774). Es ist auffallend, wie kaltsinnig dieses neue Stück aufgenommen wurde; selbst Diejenigen, welche den „Hofmeister" übermäßig gelobt hatten, konnten bei Beurtheilung des „Neuen Menoza" nicht genug Worte des Tadels finden. Und doch theilt dieses zweite Stück, wie alle Fehler, so auch alle Vorzüge des ersten. Wir können uns diese verschiedene Beurtheilung nur daraus erklären, daß man

Goethe für den Verfasser des „Hofmeister" hielt, und dieses Drama daher bewunderte wie den Götz. Als man später das wahre Sachverhältniß erfuhr, schämte man sich, einen solchen Irrthum begangen zu haben, und man rächte sich dafür an dem Dichter, als er mit einem neuen Stücke auftrat. Ueber diese Recensenten hat sich Lenz in einer Selbstrecension, die er in die „Frankfurter Anzeigen" einrücken ließ, in würdiger Weise ausgesprochen *). Der Titel des Drama's bezieht sich auf den dänischen Roman von Erich Pontoppidan, der auch in deutscher Uebersetzung erschien: „Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher durchzogen, Christen zu suchen, aber des Gesuchten wenig gefunden." Der „neue Menoza" kommt nach Deutschland, um Menschen zu suchen, findet aber eben so wenig als sein Vorgänger. Daß der Dichter bei dieser Fiction die Absicht hatte, die Gebrechen zu schildern, an welchen die Deutschen seiner Zeit siechten, ist leicht zu ermessen; und hier wie in seinem ersten Drama beweist er sich als Meister in der Charakterdarstellung. Der Gegensatz des ungetrübten reinen Sinnes im Prinzen Tandi zu der Rohheit und falschen Cultur der übrigen Personen, in denen sich die mannigfaltigsten Eigenthümlichkeiten offenbaren, ist mit großem Glück durchgeführt; und die Charaktere sind mit so großer Wahrheit gezeichnet, daß man geneigt ist, sie für Porträte zu halten. Jedenfalls ist dies bei dem Prinzen Tandi der Fall, in welchem der Dichter seinen Freund J. G. Schlosser, den Schwager Goethe's, darstellen wollte **). Wir können nicht umhin, noch an einem Beispiel zu zeigen, wie oberflächlich und wohl auch

*) Wieder abgedruckt bei Dorer a. a. O. S. 136.

**) Vergl. Nicolovius, J. G. Schlossers Leben und literarisches Wirken. Bonn 1844, S. 39 ff.

wie boshaft der „Neue Menoza“ von den Zeitgenossen beurtheilt wurde. Prinz Tandi nämlich heirathet Wilhelmine, die Tochter des Herrn von Biederling, weil er in ihr alle die Eigenschaften gefunden hatte, die er bei den Männern umsonst gesucht. Bald nach der Hochzeit erhält er die Nachricht, daß sie seine Schwester sei. Von dem tiefsten Schmerz erfüllt, verläßt er sie, und sucht in Ausübung von Wohlthätigkeit die unwillkürliche Schuld abzubüßen. Da kommt ein Magister Bega, ein Pietist, zu ihm, und bemüht sich ihm zu beweisen, daß Gott die Ehen zwischen Blutsverwandten nicht verboten habe, wird aber von Tandi mit Entrüstung fortgejagt. Und doch wurde dem Dichter vorgeworfen, daß er die Geschwisterehe vertheidige. *)

Wie Goethe, so war auch Lenz ein Feind der Wielandischen Dichtung, in welcher er die verschleierte Frivolität haßte. Schon in den beiden Komödien hatte er zum Theil derbe Anspielungen auf Wieland gemacht; die Satyre Göthe's, „Götter, Helden und Wieland“, die bekanntlich von Lenz zum Druck befördert wurde, reizte ihn ebenfalls, eine Satyre gegen den verhaßten Dichter erscheinen zu lassen, und so entstand die Ekloge: „Menalk und Mopsus“, welche zuerst im „Rheinischen Most“ (1775) erschien, die er aber schon 1774 verfaßt hatte. Dieses Gedicht ist die bitterste Satyre, die auf Wielands damalige Dichtungen gemacht werden konnte. Der Charakter derselben, insbesondere des „Neuen Amalis“ kann nicht besser als in den folgenden Zeilen geschildert werden:

„Das ist nun mein Talent. Und schußfrei doch zu seyn,
So kleid ich all das in Moralen ein.

---

*) Selbst Gervinus sagt noch, es sei im „Neuen Menoza“ Miene gemacht, die Geschwisterehe im milden Lichte zu zeigen. Gesch. d. deutschen Dichtung 4, 582.

Der Weiber Unbestand, das ist die güldne Lehre,
Die aus der Fabel fließt. — —
Doch unter uns, der Leichtsinn ist verzeihlich.
Ich säh sie nicht gern anders. Ginge denn
Für unser einen nicht die lange Weile an?
Doch die Moral ist das, was Schwefel bei den Weinen;
Verdirbt sie zwar, doch macht sie besser scheinen,
Und blendt dem Volk die Augen. — —
Das ist das Heiligthum der Kunst. Nur das erweckt
Begierden in dem Bauch, die meine Leser brauchen;
Soll all mein Witz für sie wie Riechsalz nicht verrauchen.
Da, da steckt das Geheimniß. Nur gewinkt —
Wie kitzelts ihren Stolz, Einbildungskraft, Instinkt,
Sich Sachen, die mein Pinsel nie kann mahlen,
Selbst zu erschaffen, mir dann zu bezahlen."

Lenz schrieb noch ein anderes Stück gegen Wieland, ein aristophanisches Lustspiel, das er nach einer Komödie des Griechen „Die Wolken" betitelt hatte. So sehr er zuerst auf den baldigen Druck des Stückes drang, eben so sehr bemühte er sich später, dasselbe wieder in seine Hände zu bekommen. Es wurde nicht gedruckt; man hielt es daher für verloren; aber nach einer scharfsinnigen Vermuthung Gruppe's (a. a. O. S. 291 ff.) ist es unter dem Titel Pandaemonium germanicum erhalten, wie er die Satyre später benannte. Es wurde im Manuscript aufgefunden, von G. F. Dumpf 1819 zu Nürnberg herausgegeben, und von Tieck in die Sammlung von Lenzens Schriften aufgenommen. In demselben wird übrigens nicht allein Wieland verspottet, obgleich er von der bittern Satyre allerdings am Meisten zu leiden hat, sondern es wird die ganze deutsche Literatur von Hagedorn an bis auf Goethe herab einer strengen Kritik unterworfen. Goethe erscheint als das Haupt der neuen, nach Natur und Wahrheit strebenden Richtung, und ihm schließt sich Lenz als zweiter an, der

seine Ansichten über das Drama mittheilt. Das Stück enthält eine zu große Fülle von Einzelnheiten, als daß sich eine Uebersicht des Inhalts geben ließe.

Obgleich erst im folgenden Jahre erschienen, sind „Die Soldaten. Eine Komödie" (Lpz. 1776) doch noch im J. 1775 gedichtet. Sie sind aus den Beobachtungen und Erfahrungen hervorgegangen, welche Lenz während seines langen Umgangs mit den militärischen Kreisen Straßburgs und anderer Garnisonsplätze gemacht hatte; sie sind daher von großer erschütternder Wahrheit. Der Dichter hatte die Absicht, die verderblichen Folgen der Ehelosigkeit der Soldaten zu schildern und auf Mittel dagegen aufmerksam zu machen. Natürlich gewann deshalb die Handlung eine größere Bedeutung, doch sind auch hier die Charaktere mit meisterhafter Hand gezeichnet und insbesondere ist die individuelle Auffassung derselben bewundernswerth. Lenz hoffte, wie aus einigen Briefen hervorgeht, mit seinem Drama die Fürsten für seine wohlgemeinten Absichten zu gewinnen, und wahrscheinlich hat er es auch dem Herzog von Weimar zu diesem Zwecke vorgelegt, doch ist nicht bekannt geworden, wie dieser es aufgenommen hat. Jedenfalls blieb es ohne den gewünschten Erfolg, wozu die späteren Ereignisse in seinem Leben wohl viel beitragen mochten.

Gegen Ende des Jahres 1777 wurde die schon oben erwähnte literarische Gesellschaft von Salzmann erneuert; Lenz nahm an derselben sehr lebhaften Antheil, und e haben sich mehrere Arbeiten von ihm erhalten, die er seinen Freunden vorlas. Sie sind in den „Flüchtigen Aufsätzen" gedruckt, welche von seinem Freunde Kayser herausgegeben wurden (Zür. 1776). Die Sammlung wird durch ein Familiengemälde: „Die beiden Alten" eröffnet, in welchem eine Begebenheit dramatisirt ist, welche dazumal die

allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein Sohn hatte seinen alten Vater in einen Keller eingesperrt, um ihn für todt ausgeben und desto eher zum Gebrauch seiner Güter gelangen zu können. Ein Freund des Greises besuchte einst den Sohn, dessen Bedienter aus Unvorsichtigkeit die Kellerthür offen gelassen hatte. Der Alte kam heraus und traf mit seinem Freunde zusammen, dem er die Sache entdeckte. Als ob Lenz sich vor jedem tragischen Ausgang gefürchtet hätte, läßt er das Stück so schließen, daß der Sohn seine Unthat bereut, von dem Vater Verzeihung erhält und die ganze Familie sich wieder des heitersten Glücks erfreut. Es hat dieß etwas Empörendes, das durch die übrigens glückliche Ausführung des kleinen Drama's nicht getilgt werden kann. Wir brauchen nicht darauf aufmerksam zu machen, daß das Drama an den Franz Moor von Schiller erinnert, der vielleicht Lenzens Drama kennen mochte. —

Das zweite Stück der Sammlung: „Matz Höcker", eine Satyre in Knittelversen, enthält offenbar viele Beziehungen, die uns jetzt unverständlich sind und die durch Gruppe's Versuch, sie zu erklären, doch keineswegs klar geworden sind. Von weit größerem Interesse ist der Aufsatz „Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau, und den benachbarten Gegenden." Lenz zeigt darin eine Schärfe und Tiefe der Beobachtung, die für jene Zeit die größte Anerkennung verdient. Er weist nämlich darin nachdrücklich auf die Nothwendigkeit hin, die Schriftsprache durch das Herbeiziehen der reichen, in den Dialekten verborgenen Quellen zu verjüngen. „Wenn wir in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute gingen", sagt er, „auf ihr Interesse, ihre Leidenschaften Acht gäben, und da lernten, wie sich da die Natur bei gewissen erheischenden Anlässen aus-

drückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen, wie unendlich könnten wir unsere gebildete Sprache bereichern, unsere gesellschaftlichen Vergnügungen vervielfältigen. Unsere Operetten haben das Glück, das sie auf der Bühne gemacht, bloß den veredelten Gefühlen und Ausdrücken der Natur zu danken, die sie aus den geringen Ständen in unsere verdorbenen und ausgeschliffenen Gesellschaften übergetragen. — — Wie vielen wechselseitigen Bedürfnissen (so schließt der Aufsatz) könnte in den Provinzen Deutschlands abgeholfen werden, wenn sich die Leute ganz verständen, und durch ein gewisses allgemeines Band näher zusammengezogen würden!" Eben so bedeutend ist die im Laufe des Aufsatzes gemachte Bemerkung, daß dem immer mehr zunehmendem Gebrauch fremder Wörter ganz vorzüglich durch das Zurückgehen auf die Volkssprache Einhalt gethan werden könne. Wie sehr die Schriftsprache dadurch gewinnen müsse, hatte Goethe schon ein paar Jahre früher durch seinen Götz gezeigt, allein Lenz ist doch, so viel wir uns erinnern, der erste, der es ausgesprochen hat. Wie sehr ihm die fortgesetzte Ausbildung der Muttersprache am Herzen lag, erhellt aus einem weiteren Aufsatze, „Ueber die Vorzüge der deutschen Sprache", worin er sie in Bezug auf Bildsamkeit im einzelnen Ausdruck und in der Satzfügung der französischen entgegenstellt. Das Fragment „Aus einem Neujahrswunsche aus dem Stegreif auf das Jahr 1776" mit seinen Anspielungen auf Wieland übergehen wir, um das letzte Stück der Sammlung „Ueber die Veränderung des Theaters in Shakespeare" zu betrachten. Wir erkennen darin nämlich einen Fortschritt in seinen ästhetischen Ansichten. Die Veränderung der Scene bei dem großen Engländer, sagt er, sei immer nur als Ausnahme von der Regel angebracht, immer nur höheren

Vortheilen aufgeopfert. „Das entschuldigt aber gar nicht, junge Dichter", fährt er fort, „die aus bloßem Kützel, einem großen Mann in seinen Sonderbarkeiten nachzuahmen, ohne sich mit seinen Bewegungsgründen rechtfertigen zu können, ad libitum von einem Ort zum andern herumschweifen und uns glauben machen wollen, Shakespeare's Schönheiten beständen blos in seinen Unregelmäßigkeiten." Daß Lenz darin sich selber tadelt, und vielleicht gerade seine „Soldaten" dabei im Auge hatte, kann keinem Zweifel unterliegen, und wir müssen glauben, daß er später die bisherige Willkür seiner Compositionen besiegt haben und wie Goethe zu einer regelmäßigen Gestaltung seiner Dramen gelangt sein würde, wenn das Schicksal ihm erlaubt hätte, sein Talent weiter zu entwickeln.

Allein das Jahr 1776 sollte der Wendepunkt sein, der alle Hoffnungen, die er auf sich selbst und seine Freunde, ja das gesammte gebildete Publikum Deutschlands auf ihn setzte, auf das Gräßlichste zerstörte. Seine Lage war gegen Ende des Jahres 1775 bedrängt geworden; er war mit den Seinigen zerfallen, sein Vater hatte sogar die Hand von ihm abgezogen, die Gründe sind unbekannt geblieben — wahrscheinlich hatte sich sein Verhältniß zu den Herren von Kleist gelöst, wodurch er seine bisherige Einnahmsquelle verlor, so daß er sich, wie es scheint, von Stundengeben kärglich durchbringen mußte. Straßburg konnte ihm Nichts mehr bieten, und so sehnte er sich nach neuen Umgebungen, in denen sein niedergedrücktes Gemüth sich wieder erheben könne. Das Natürlichste war, daß er an Weimar dachte, wo Goethe mit so großer Auszeichnung aufgenommen worden war und durch den er mit dem Herzog und dem Hof in nähere Beziehung zu kommen hoffen durfte. Das Mißverhältniß wegen der Sesenheimer Friederike hatte sich nach

und nach zu beiderseitiger Zufriedenheit gelöst und Lenz hatte sich mit aller Begeisterung, deren sein Gemüth fähig war, dem Freunde zugewendet. „Kaum war Götz von Berlichingen erschienen", erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit *), „als mir Lenz einen weitläufigen Aufsatz zusendete. Diese Blätter waren betitelt: Ueber unsere Ehe, und sie würden, wären sie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären, als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift war, mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das Alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiederte sein Vertrauen freundlichst". Wahrscheinlich ist dieser Aufsatz aus einer etwas späteren Zeit, als Goethe angiebt; aber wie es sich auch damit verhalten mag, so geht aus demselben doch klar hervor, daß Lenz wohl befugt war, bei Goethen freundliche Aufnahme zu finden. Uebrigens war es nicht allein dieser Umstand, der ihn bewog, nach Weimar zu gehen. Er hatte zu dieser Zeit in Straßburg ein Fräulein Adelaide von Waldner kennen lernen, zu der er die glühendste Leidenschaft gefaßt hatte, und da diese Ende 1775 oder Anfangs 1776 nach Weimar als Hofdame berufen worden war, mußte es ihn um so mehr drängen, dahin zu ziehen.

---

*) Goethe's Werke Ausg. v. 1827 ff. Bd. 26, S. 252.

Lenz verließ Straßburg in der zweiten Hälfte des Monats März 1776. In Weimar fand er sowohl bei Goethe als bei dem Herzog freundliche Aufnahme. Daß sein Gemüth tief erschüttert war, geht schon aus der Art und Weise hervor, wie er sich bei seinem Freunde meldete. Wie Goethe erzählt, schickte ihm Lenz eine Karte mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze". Wir gehen auf die Klatschereien nicht ein, die in verschiedenen Berichten über seinen Aufenthalt in Weimar erzählt werden; wer Interesse an dergleichen Dingen findet, kann sie bei Gruppe ausführlich lesen *). Dieß müssen wir aber sagen, daß er sich die Zuneigung der meisten Leute erwarb, mit denen er umging, daß er selbst Wieland für sich gewann, daß aber sein Benehmen in Folge seines gedrückten Gemüthszustandes unstät und oft sogar unpassend war, wie denn Wieland einst an Jacobi schrieb: „Lenz ist noch hier; ein guter Junge; macht alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich und wundert sich dann darüber wie eine Gans, die ein Ei gelegt hat" **). In einem Brief an Merck schreibt derselbe: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint, als er ist und zu sein Vermögen hat. Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritum und wenig Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nicht was, und richtet wie die Kinder manchmal Unheil an, ohne Bosheit, bloß weil er nichts Anderes zu thun weiß. Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, daß Sie, ohne selbst hier gewesen zu sein,

*) A. a. O. S. 111 ff.
**) F. H. Jacobi's Briefwechsel I. S. 242

und lange hier gewesen zu sein, in unsern Sachen klar sehen, auch von Lenzen lieber milde als strenge zu urtheilen" *). Wenn Wieland von Lenzens Unfähigkeit zu produziren spricht, so ist dieß Urtheil wohl eine Folge des Umstands, daß er nicht nach Wunsch für den „Deutschen Merkur" arbeitete, so daß Wieland einmal an Merck schrieb: „Lenz hilft mir nichts — denn wiewohl ihm von Zeit was Herrliches entfält, so hat's doch immer den Fehler, daß man's nicht drucken lässen kann" **). Daß Lenz in Weimar sehr produktiv war, ist aus den noch erhaltenen Schriften dieser Zeit deutlich genug; doch müssen wir, ehe wir diese betrachten, noch über die letzte Zeit seines Aufenthalts in Weimar berichten. Es hatte sich zwischen ihm und Goethe wieder ein Mißverhältniß entsponnen, das zunächst darin seinen Grund hatte, daß Goethe auf ihn eifersüchtig geworden zu sein scheint, weil er in näherer Beziehung zu Frau von Stein getreten war, zu der Goethe damals leidenschaftliche Neigung trug. Ob Lenz wirklich sein Nebenbuhler war, möchten wir bezweifeln, da seine Leidenschaft zu Adelaiden von Waldner keineswegs erkaltet war, und sein unruhiger Gemüthszustand ganz vorzüglich darin seinen Grund hatte, daß die Geliebte, wie er schon auf der Reise von Straßburg erfahren hatte, mit einem Andern verlobt war und zwar mit einem Manne, den er als ihrer durchaus unwürdig darstellt. Wahrscheinlich hatte Lenz Goethen noch auf andere, uns unbekannte Weise verletzt, sich vielleicht mancherlei Freiheiten auch gegen höhergestellte Personen erlaubt, die ihm früher einfach als „Affenstreiche" angerechnet worden waren, jetzt aber mit weniger günstigen

*) Merck's Briefe S. 100.
**) A. a. O. S. 97.

Augen aufgenommen wurden. Ob Aehnliches, oder wie Dorer vermuthet, ungeziemendes, selbst arg zudringliches Benehmen gegen Fräulein von Waldner seinen längeren Aufenthalt in Weimar unmöglich machte, das hat durch vielfältige Andeutungen in dem Briefwechsel Goethe's, Herder's und Anderer nicht erklärt werden können. Wir wissen nur, daß er vom Herzog den bestimmten Befehl erhielt, Weimar auf der Stelle zu verlassen, und daß ihm nur stillschweigend ein weiterer Aufenthalt von einem Tag gestattet wurde.

Was auch der Grund dieser Verbannung gewesen sein mag, so viel ist gewiß, daß seine Leidenschaft zu Fräulein von Waldner und die Hoffnungslosigkeit derselben sein ganzes Wesen in Anspruch nahm, — daher auch seine Dichtungen aus jener Zeit damit im engsten Zusammenhange stehen. Zunächst stammen die „Liebesgedichte" aus jener Zeit, von denen jedoch einige schon in Straßburg abgefaßt worden sein mögen. Diese Lieder gehören zu den schönsten, welche die deutsche Literatur besitzt: einfach in ihrer Form, selten von größerem Umfang, oft nur aus einer einzigen Strophe bestehend, drücken sie die tiefste und reinste Empfindung mit der vollsten Kraft der Wahrheit aus. Man fühlt es, daß sie aus der Fülle des Herzens strömen, daß sie das Glück und den Schmerz des Dichters so lebendig und ungetrübt schildern, daß jedes Wort als der unmittelbarste und doch zugleich auch als der schönste Ausdruck seiner Empfindungen erscheint. Wir wollen nur zwei kleine Gedichte anführen, um unsere Behauptung zu begründen.

„Bebe, beb' ihr auch zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim' aus deinem Schooß hervor!

Sagt ihr, Veilchen, eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne
Fern von ihr ein Bruder liegt."

Die erwachende Vernunft.

„Du nicht glücklich? stolzes Herz,
Was für Recht hast du zum Schmerz?
Ist's nicht Glück genug für dich,
Daß sie da ist, da für sich?"

Eine eben so große Tiefe des Gefühls spricht sich in der größeren Dichtung aus, welche er unter dem Titel „Petrarch, ein Gedicht aus feinen Liedern gezogen" (Winterthur 1776) wahrscheinlich in Weimar dichtete. Unter Petrarca's Namen schildert er darin seine eigene Leidenschaft, die bei ihrer Hoffnungslosigkeit sein Inneres verzehrte. Es geht dies schon unzweifelhaft aus dem Anfang hervor:

„Glückseliger Petrarch! den itzt der Tod
Getraut mit Lauren hat; im Abendroth,
O du mein bester Freund! komm, steig hernieder
Und hauche deinen Geist in meine Lieder.
Du Sänger aller Zeiten, jedes Herz,
Fühlt, wenn es glücklich ist, von deinem Schmerz.
Auch meines fühlt ihn ganz — mehr zu beklagen,
Fühlt tiefer ihn, und darf ihn nicht so sagen."

Wie wenig er daran dachte, Petrarca's Lieben und Leiden zu schildern, (denn wenn er auch Manches aus dessen Lebensgeschichte einflicht, so geschieht es nur, um das, was er sagen wollte, desto sicherer zu verbergen) geht schon daraus hervor, wie er denselben sterben läßt. Laura giebt ihm in einem Briefe die Erlaubniß, sie zu besuchen; er reist zu ihr; als er vor ihrem Palast steht, fährt sie heraus, das Rad des Wagens erfaßt und zerschmettert ihn.

Ist da nicht der nämliche Gedanke ausgedrückt, den Goethe so schön im „Veilchen" ausgesprochen hat?

„Ach, aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb, und freut sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!"

Aus einem hoffnungsvolleren Herzen ist das Drama „Die Freunde machen den Philosophen. Eine Komödie" (Lemgo 1776) hervorgegangen. In dem Helden Strophan, der von seinem Vetter Arist sogar einmal Reinhold Strophan genannt wird, hat er sich selbst geschildert. Von falschen Freunden umgeben, die ihn mißbrauchen, kann sich Strophan doch den drückenden Verhältnissen nicht entreißen, da seine Leidenschaft für Seraphinen, die Schwester eines Spanischen Granden, ihn gefesselt hält. Sie erwiedert seine Liebe, aber er ist zu schüchtern, ihre Freundlichkeit für Erwiederung seiner Liebe zu halten. Zwar wagt er es, einen unwürdigen Freier zu vertreiben, indem er ihn in einem eigens dafür gedichteten Schauspiel in seiner ganzen Erbärmlichkeit dem allgemeinen Hohne Preis giebt; aber die Folge davon ist, daß Seraphine sich mit einem edleren Manne verlobt. Schon überläßt sich Strophan der Verzweiflung, er will sich am Hochzeitstage selbst ermorden. Der Bräutigam, dem Seraphine so eben ihre Liebe zum Unglücklichen entdeckt hatte, hält ihn zurück und erklärt ihm, daß er auf die Geliebte verzichte. Wahrscheinlich hatte Lenz die Absicht, durch dieses Drama auf die eigene Geliebte, vielleicht sogar auf ihren Bräutigam zu wirken; daß es ihm nicht gelang, wenn es der Fall war, wissen wir aus den oben mitgetheilten Nachrichten. Wenn er aber

auch seinen Zweck nicht erreichte, so hat er doch durch das Drama wiederholt sein poetisches Talent geoffenbart, dessen glückliche Anlage und Entwickelung nebst der trefflichen Charakterzeichnung um so mehr Bewunderung erregen muß, als es ein reines Gelegenheitsstück ist, das er mit so großer Kunst zur Allgemeinheit erhoben hat, daß man seinen Ursprung und seine Absicht erst in neuester Zeit erkannte, als man, durch Dorer aufmerksam gemacht, seinen Lebensverhältnissen und Beziehungen größere Aufmerksamkeit widmete. Wie Tieck berichtet, war dieses Drama das Lieblingsschauspiel Schröders, der lange wünschte, es auf die Bühne zu bringen *).

Die Hoffnung, die er in den „Freunden" ausgesprochen, war zernichtet; mit ihr der Dichter selbst. Dies spricht er in herzzereißender Weise im „Tantalus" aus. Der Tantalus, der seine kühnen Wünsche bis zur Götterkönigin erhebt **), aber in seiner kindlichen Unbefangenheit den Göttern nur zum Spott dient, ist er selbst, dessen „Affenstreiche" den Weimarer Hof ergötzten, bis man deren endlich müde wurde und ihn rücksichtslos mit Schmach und Schande bedeckte. Wie er immer wieder die Hoffnung faßte, die Geliebte zu erringen, so erscheint dem Tantalus das Nebelbild der Götterkönigin, das er zu zeichnen versucht, das aber immer wieder verschwindet, wenn er kaum begonnen hat. Als ihn deshalb der leidenschaftlichste Schmerz erfaßt, kommt Amor, der vom Jupiter den Auftrag hat, ihn zur Göttertafel zu laden, doch unter der Bedingung, das er Nichts anrühren, Nichts ansehen dürfe. Der Schluß macht mit seinem

*) Lenz, herausg. von Tieck, Bd. 1, S. CXXIII.

**) Lenz vermischt, natürlich mit vollem Bewußtsein, zwei Sagen, die vom Tantalus und die vom Ixion.

vernichtenden Spott den überwältigendsten Eindruck: Amor ruft ihm nämlich zu:

„Ein ächter Liebhaber muß
Eigentlich Nichts thun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben sie wohl; ich empfehle mich ihnen.“

Von Weimar reiste Lenz wieder an den Rhein. Zuerst scheint er sich in Emmendingen bei Schlosser, den Schwager Goethe's, aufgehalten zu haben, mit dem er vertraute Freundschaft geschlossen hatte. Von dort machte er verschiedene Reisen nach der Schweiz. In Basel stand er mit der Familie Laresin in freundschaftlicher Verbindung, in Zürich mit Lavater, mit dem er schon seit längerer Zeit, einen, wie es scheint, ziemlich lebhaften Briefwechsel geführt hatte. Neben diesem war Kayser, der Herausgeber der „Flüchtigen Aufsätze“ sein Vertrauter. Mit ihm machte er eine Reise in die Urkantone; kaum war er wieder bei Lavater, als er einen Brief erhielt, in welchem man ihm den Tod von Schlossers Gattin meldete und ihn zum schleunigen Besuch bei seinem Freund aufforderte. Er blieb nicht lange dort, sondern begleitete einen Bekannten, den Baron von Hohenthal, der Italien besuchen wollte. Doch kam er nur bis nach Wallis, wo er sich vom Baron trennte, der wegen seiner Gesundheit nicht wagen durfte, während des heißen Sommers (es war im Juli 1777) nach Italien zu reisen. Lenz reiste nun über Bern nach Zürich, machte von dort mehrere größere und kleinere Ausflüge und begab sich dann nach Basel, wo er eine Zeitlang verweilte. Dieß war im December 1777. Ende Januar 1778 ist er im Elsaß, ohne daß man weiß, wie er hingekommen. Er war wahnsinnig geworden und irrte im Gebirge und in den Wäldern umher. Am 20. Januar kam er nach Wald=

bach zum bekannten Pfarrer Oberlin, dem er einen Gruß von Kaufmann in Winterthur brachte. Dieser nahm ihn freundlich auf und bewies ihm die größte Theilnahme. Doch wuchs das Uebel so sehr, daß er ihn endlich aus dem Hause entfernen mußte. Er brachte ihn nach Straßburg, wo er einige Zeit blieb und hierauf nach Emmendingen zu Schlosser, wo die Krankheit den höchsten Grad erreichte. Er wurde nun zu einem Schuhmacher gebracht, bei dem er ruhiger wurde und dessen Handwerk er lernte. Schlosser hatte unterdessen an Lenzens Vater geschrieben, der sich jedoch hart erwies, und keine Unterstützung schickte, dagegen reichte eine veranstaltete Sammlung hin, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Endlich erschien im Sommer 1779 sein Bruder und führte ihn über Lübeck in die Heimath, was um so eher geschehen konnte, als er ruhiger geworden war und er überhaupt einer vollständigen Genesung entgegen ging, die wahrscheinlich durch die Reise noch gefördert wurde. Allem Anscheine nach hielt er sich nunmehr in Riga auf, wo sein Vater seit einiger Zeit als General-Superintendent lebte. Gildemeister theilt einen Brief Hamanns an Hartknoch mit, in welchem er seinen Freund berichtet, daß „Herr Lenz" während seiner Krankheit bei ihm gewesen sei *). Da dieser Brief aus dem J. 1776 ist, so kann unser Lenz nicht darunter gemeint sein, obgleich Gildemeister es glaubt, wie aus dem „Personenverzeichniß" hervorgeht **). Dagegen stand Lenz Ende 1779 mit Hamann in Briefwechsel, und wir erfahren, daß er damals gesund und heiter war ***). Doch scheint dieser Briefwechsel unterbrochen worden zu sein. Hamann hatte

*) Hamanns Leben und Schriften 2, 206.
**) Ebend. 3, XIX.
***) Ebend. 2, 284.

nämlich durch Kaufmann von Winterthur die Nachricht erhalten, daß Lenz noch eine Kiste mit Büchern, Manuscripten und Kleidern bei demselben zurückgelassen habe; obgleich Hamann bei Lenz wiederholt anfrug, was damit geschehen solle, erhielt er dennoch keine Antwort. Die Kiste scheint später in die Hände von Lenzens Vater gekommen zu sein*).

In Riga bemühte er sich, eine feste Stellung zu erwerben, eine Zeitlang hatte er, scheint es, die Aussicht, eine Professur zu erhalten, wahrscheinlich in Petersburg; doch zerschlug sich diese Hoffnung, was ihn tief erschütterte; noch niederschlagender war die Wirkung auf seinen Geist, als ihm auch die Aussicht auf die Rectoratsstelle in Riga benommen wurde. Er ging nun nach Petersburg, und als er auch da Nichts fand, von dort nach Moskau, wo er im Hause eines Edelmanns bis zu seinem Tode lebte, der ihn am 24. Mai 1792 von seinen Leiden erlöste. Ueber die letzten Jahre seines Lebens ist uns nichts Bestimmtes bekannt, nur so viel ist aus den unzusammenhängenden Mittheilungen zu entnehmen, daß er an Leib und Geist völlig gebrochen war.

Wir haben die Darstellung seiner schriftstellerischen Thätigkeit unterbrochen, um die Geschichte seiner letzten traurigen Lebensjahre im Zusammenhang zu berichten; wir kommen daher auf jene zurück. Auch nach seiner Abreise von Weimar war er vielfach thätig; doch haben seine Schriften meist nur noch in sofern Interesse, als sich sein Gemüthszustand darin abspiegelt, weshalb wir dieselben nur kurz zu berühren brauchen.

„Zerbin, oder die neuere Philosophie, eine romantische Erzählung," die 1776 im ersten Bande des „Deutschen

*) Ebend. 3, 20. 153.

Museums" erschien, und daher wohl schon in Weimar geschrieben wurde, hat in so fern Aehnlichkeit mit dem Drama „Die Philosophen", als auch hier der verderbliche Einfluß selbstsüchtiger Freunde dargestellt wird. Die Erzählung selbst ist ohne rechte Einheit und scheint einer Zeit der höchsten Unruhe anzugehören. Besser, doch auch von Ermattung zeugend, ist der „Landprediger. Eine Erzählung", die 1777 im „Deutschen Museum" erschien. Er schrieb sie in Emmendingen bei seinem Freunde Schlosser, offenbar, wie Gruppe richtig bemerkt, unter dem Einfluß der dortigen Umgebung. „Das Werk ist vielleicht eines der ersten," fügt Gruppe hinzu, „das ein didaktisches Element in den Roman hineinzieht *), worin ihm später Merck und dann Goethe, endlich besonders Tieck gefolgt ist. Es wird geschildert, wie ein Pfarrer durch ökonomische Betriebsamkeit seine Lage verbessert." Obgleich jedenfalls in glücklicherer Stunde verfaßt, als Zerbin, macht doch auch der Landprediger keinen glücklichen Gesammteindruck, wenn auch einzelne bedeutende Stellen das Talent des Verfassers auch für diese Gattung bezeugen. Seine eigenen Verhältnisse schildert er mit erschütternder Treue in seinem letzten Drama: „Die Engländer". Der junge Robert Hot, der Sohn eines reichen Lords, ist in die Prinzessin von Carrignan verliebt; er läßt sich, um in ihrer Nähe zu sein, als gemeiner Soldat in sardinische Dienste anwerben, wagt es, während er als Schildwache vor ihrem Palaste steht, sie anzureden, und ihr seine Liebe zu offenbaren, was ihm Gefängniß und Todesurtheil zuzieht. Die Prinzessin hat Mitleiden mit ihm, er wird begnadigt; sein Vater, der ihn nach langem vergeblichen Suchen endlich ge-

*) Eine Behauptung, die wohl Beschränkung erleiden dürfte.

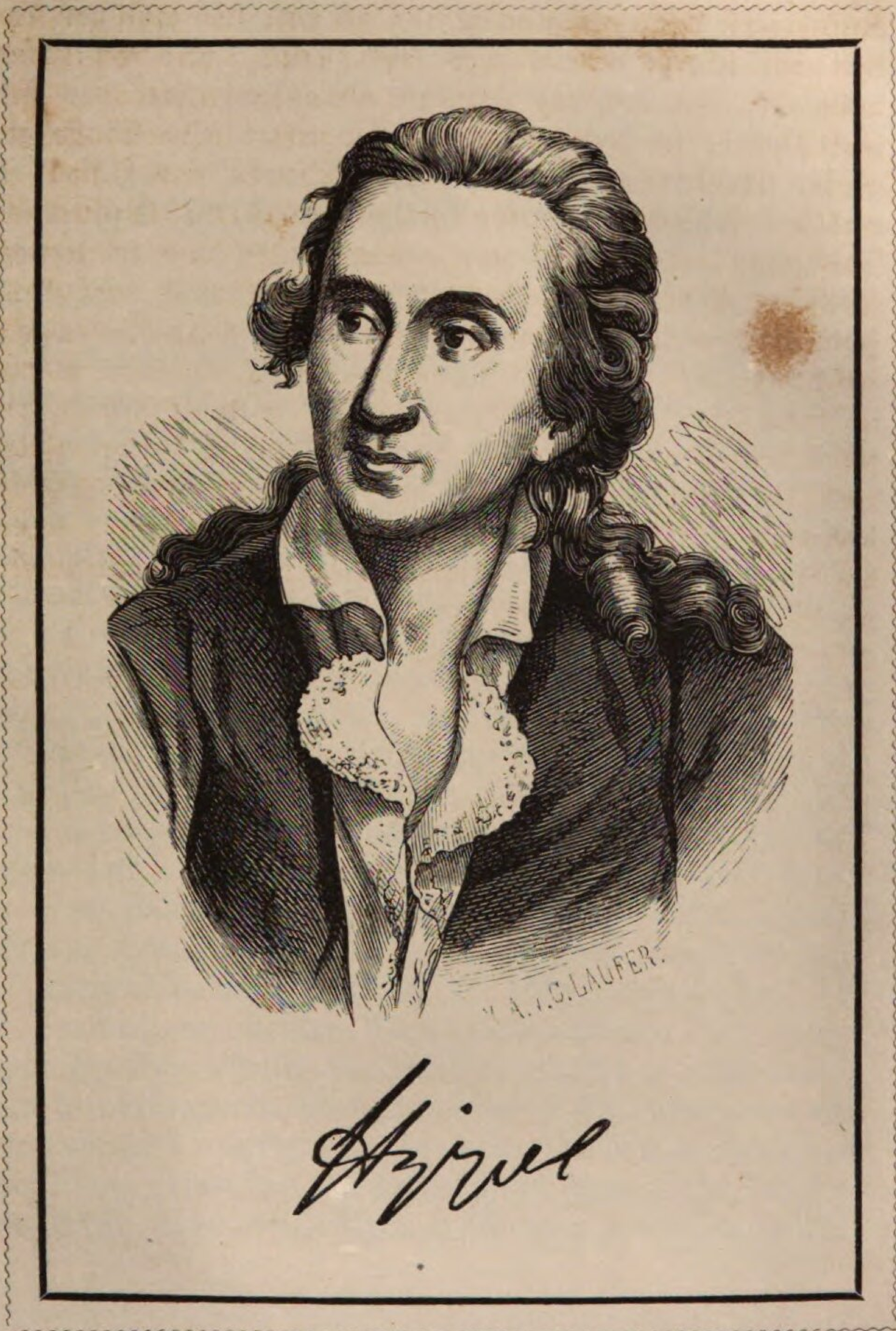
funden, sucht ihn durch alle möglichen Mittel von seiner Leidenschaft zu heilen, aber er will eher sterben, als die Nähe der Geliebten verlassen und entleibt sich. Endlich stammt aus jener Zeit noch der „Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden", ein Roman in Briefen, den Schiller im J. 1797 in den „Horen" veröffentlichte. Ohne Zweifel war dieser Roman unter den Papieren des unglücklichen Dichters, welche Schiller von Goethe zur Benutzung erhielt, und insbesondere meinte er ihn, als er an Goethe schrieb: „Die Lenziana, so weit ich bis jetzt hineingesehen, enthalten sehr tolles Zeug; aber die Wiedererscheinung dieser Empfindungsweise zu jetzigen Zeiten wird sicherlich nicht ohne Interesse sein, besonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfassers allen Neid ausgelöscht hat, und diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben"*). Wir verkennen zwar nicht, daß der „Waldbruder" geniale Züge enthält, aber sein größter Werth ist, wie Schiller ganz richtig bemerkt, nur in seiner Beziehung zum unglücklichen Dichter zu suchen, und wir können ihm unmöglich die hohe Bedeutung als Kunstwerk einräumen, die ihm Gruppe anweist **).

Ueberblicken wir zum Schluß Lenzens dichterische Thätigkeit, so müssen wir in ihm ein bedeutendes lyrisches Talent anerkennen, das sich, obgleich sich verhältnißmäßig nur wenige Gedichte dieser Gattung erhalten haben, als umfassend erweist, indem er mit gleichem Glück die tiefsten Empfindungen in reiner Unmittelbarkeit darzustellen, als die Satyre und den Humor keck zu behandeln weiß. Seine Versifikation ist leicht und reich, und namentlich ist er im sogenannten

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 3, 25.
**) A. a. O. S. 163 ff.

Knittelverse durchaus glücklich. Doch tritt sein lyrisches Talent vor seinem dramatischen sehr zurück, und wir stehen nicht an, ihn als den größten Schauspieldichter der Zeit nach Goethe zu bezeichnen. Er beherrscht seine Stoffe mit großer Meisterschaft. Seine Compositionen sind kühn; sie verletzen freilich auch eben deshalb meist die künstlerische Mäßigung; aber wenn man davon absieht und bei unpartheiischer Beurtheilung auch absehen muß, weil diese Ausschweifungen in der Zeit lagen und zur jugendlichen Erfrischung der deutschen Poesie unbedingt nöthig waren, so kann man nicht in Abrede stellen, daß er sich in dieser Ungebundenheit genial erwies. Daß er in der Zeichnung der Charaktere groß ist, haben wir vielfältig zu bemerken Gelegenheit gehabt; der Dialog ist rasch, lebendig und voll Wahrheit, wie überhaupt seine Sprache kernig und voll Energie ist.


C.LAUFER.

Theodor Gottlieb von Hippel.

Neben den leider allzuzahlreichen deutschen Schriftstellern, welche wegen ihres Mangels an Willenskraft und Charakterstärke untergingen, unter denen wir nur den unglücklichen Johann Christian Günther und den berühmten Gottfried August Bürger erwähnen, finden sich auch viele, die ihre Bedeutsamkeit neben ihren Talenten zugleich auch der festen Willenskraft verdankten, mit welcher sie ihre Zwecke verfolgten. Bei einer großen Zahl tritt dieser Zug, ob er gleich unverkennbar ist, nicht so augenscheinlich hervor, daß er besonders hervorgehoben würde, weil ihr Talent oder die Lebenverhältnisse, in denen sie sich befanden, ihre Thätigkeit ganz vorzüglich zu bestimmen scheint, wie z. B. bei Göthe, der doch mit vollem Recht von sich sagte, daß er es sich habe sauer werden lassen; die Geschichte der deutschen Literatur nennt aber auch Manche, die trotz ihrer ausgezeichneten Talente nicht das geworden wären, was sie wurden, wenn sie nicht mit unerschütterlicher Willenskraft allen Hindernissen, die sich ihnen entgegenstellten, Trotz geboten hätten. Unter diesen nimmt der Schriftsteller, von welchem wir jetzt zu reden haben, einen hervorragenden Platz ein; es wird sich daher schon aus diesem Grunde rechtfertigen, wenn wir ihn in ausführlicherer Darstellung besprechen, die er übrigens schon wegen der Bedeutsamkeit seiner vielseitigen Leistungen verdienen würde.

Freilich mischt sich bei Hippel mit dieser Willenskraft noch ein Zug, der um so mehr verletzt, als er selbst den gewöhnlichsten Anforderungen, welche das sittliche Gefühl an den Menschen stellt, widerspricht; wir meinen nämlich die Verirrung, der er verfiel, daß er in Bezug auf die Wege und Mittel, durch welche er seine Zwecke zu erreichen suchte, öfters zu gleichgültig, nicht streng genug war; dies hängt mit seiner ganzen Natur zusammen, die sich in den merkwürdigsten Gegensätzen bewegte, die wir aus der ausführlicheren Lebensbeschreibung werden kennen lernen, bei welcher wir zunächst seine „Selbstbiographie", die er leider nur bis zu seinem zwanzigsten Jahre fortsetzte*), und dann die weiteren Nachrichten zum Grunde legen, die Schlichtegroll der „Selbstbiographie" beifügt, so wie die einzelnen Mittheilungen, die sich in den „Lebensläufen" befinden.

Theodor Gottlieb Hippel, wurde am 13. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren. Sein Vater, Rektor der dortigen Schule**), war ein gebildeter, ja man kann sagen, gelehrter Mann mit ausgesprochener pietistischer Richtung, seine Mutter eine fromme und zugleich kluge und praktische Frau. Von seinen Kinderjahren berichtet er in seiner Lebensbeschreibung so viel als Nichts, desto mehr in den

---

*) Zuerst von Schlichtegroll ein Nekrolog auf d. J. 1796 (Gotha 1800) Bd. 2, S. 177ff. und Nekrolog auf d. J. 1797 (ebd. 1801) Bd. 1, S. 123ff.; später berichtigt in den „Sämmtlichen Werken" (14 Bde., Lpz. 1828—1839).

**) Hippel sagt in seinem „Leben", daß sein Vater ein „Geistlicher" gewesen sei; dieß hat man so verstanden, als ob er damit habe sagen wollen, sein Vater sei Pfarrer in Gerdauen gewesen; und man hat ihn deshalb der Lüge bezüchtigt, allein er wollte damit nichts Anderes sagen, als daß sein Vater Theologie studiert und somit dem geistlichen Stande angehört habe.

Lebensläufen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst nebst seinem jüngeren Bruder, der jedoch mit ihm nicht Schritt halten konnte, was auch bei zwei jungen Edelleuten der Fall war, die der Vater zur Aufmunterung des Sohnes mit zugezogen hatte, weshalb diese auch bald zurücktraten. Die Sprachen fielen ihm außerordentlich schwer. Sein Vater unterrichtete ihn im Lateinischen und Griechischen, worin er gründliche Kenntnisse besaß, und im Hebräischen, das er nur nothdürftig verstand, weshalb der Sohn nur geringe Fortschritte machte, was ihn bald mit dem größten Widerwillen gegen diese Sprache erfüllte. Unter den lateinischen Schriftstellern war Seneca sein Liebling, den er dem Cicero weit vorzog, so daß er die vollste Ueberzeugung hatte, es sei derselbe nicht werth, jenem „die lateinischen Schuhriemen" aufzulösen. Wie Hippel selbst bemerkt, versah es sein Vater bei seiner Erziehung in zwei Stücken, erstlich darin, daß er sich zu wenig um die Kräftigung des Körpers bekümmerte, und ihn daher zu früh anstrengte, so wie darin, daß er ihn nur mit den Sprachen beschäftigte, von allen übrigen Dingen ihm nur gelegentlich oberflächliche Mittheilungen machte.*)

So erhielt er auch keine Anleitung, schriftliche Aufsätze zu machen; die wenigen Andeutungen, die ihm sein Vater in Bezug auf die Form machte, waren für ihn mehr störend, als daß sie ihn gefördert hätten. Doch versuchte er sich schon früh in solchen Arbeiten, welche namentlich seiner Mutter überaus gefielen. Die Eigenthümlichkeit derselben, im Ge-

---

*) Siehe Lebensbeschreibung S. 43. Damit steht freilich im vollsten Widerspruch, wenn er S. 80 ff. sagt, daß ihn sein Vater mit dem Studium der Geschichte und Geographie, die sein Steckenpferd gewesen seien, gequält habe. Dergleichen Widersprüche finden sich in der „Lebensbeschreibung" öfters.

sprāch bei jeder Gelegenheit Verse und sogar ganze Strophen aus Kirchenliedern zur Unterstützung ihrer Behauptungen anzuführen und sogar zu singen, wovon er in den „Lebensläufen" in höchst anschaulicher und zugleich sehr ergötzlicher Weise berichtet, reizten ihn bald, sich ebenfalls in der Poesie zu versuchen, worüber sein Vater nicht wenig erstaunte, der durchaus keine Neigung für die Dichtkunst hatte. Es ist begreiflich, daß er vorzugsweise religiöse Lieder dichtete, wie es überhaupt begreiflich ist, daß er unter dem Einfluß seiner frommen Eltern selbst eine durchaus fromme Richtung gewann, weshalb denn das Gebet für ihn schon in seinen frühen Kinderjahren eine Hauptaufgabe und Gewissenssache war. Für das Kind, sowie für jedes wahrhaft fromme Gemüth ist das Gebet ein persönlicher Umgang mit Gott, und eben deshalb ist es mit streng sittlicher Gesinnung verbunden, da jeder Fehler als eine persönliche Beleidigung Gottes erscheint. So erzählt Hippel, wie ihm einst eine Unwahrheit, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, ein Fieber zuzog, das erst verschwand, als er sein Unrecht eingestanden hatte. „Noch bis diesen Augenblick", sagt er in seiner Lebensbeschreibung, „ist mir ein Lügner der abscheulichste Mensch, den ich mir denken kann, und eine Lüge eines der größten Verbrechen. Der Wahrhaftigkeit, setzt er dann hinzu, „bin ich in meinem Leben nicht untreu geworden, obwohl ich in spätern Jahren mich zuweilen, wo ich Ursachen zu haben glaubte, durch Umwege von einer Unrichtigkeit loszumachen suchte, und mir dadurch den Vorwurf der Zurückhaltung zuzog".*) Eine knabenhafte Neigung zu einem kleinen Mädchen, von der er in dem „Lebenslaufe" so

*) Auch Kant haßte die Lüge, die er ein Verzichten auf die Menschenwürde nannte. S. s. Abhandlung „von der Lüge".

ausführlich und anziehend spricht, erwähnt er in seiner Selbstbiographie nicht.

In seinem 15. Jahre bezog Hippel die Universität Königsberg, um sich der Theologie zu widmen, die er bei Schultz hörte, „dem größten Wolfianer den Wolf erzeugt hat". *) Daneben studierte er Mathematik und Philosophie mit großem Eifer, ebenso die alten Sprachen, die er jedoch für sich betrieb, da die Universität damals keine hinreichende Gelegenheit für diese Studien bot. Die Philosophie hörte er bei dem Professor Buck; erst nachdem er den ganzen Curs bei demselben durchgemacht hatte, besuchte er auch Kant's Vorlesungen. Schultz war Pietist, wie Hippel's Vater; es ist daher erklärlich, daß er sich dieser Richtung immer mehr hingab, wie er denn damals geistliche Lieder in diesem Sinne dichtete. Wie damals bei den Studirenden der Theologie gewöhnlich, predigte er schon einigemale, meist wenn er die Heimat besuchte.

In den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Königsberg bot ihm der holländische Justizrath Vogt, ein Universitätsfreund seines Vaters, Wohnung und Tisch unter der Bedingung an, daß er ihm Gesellschaft leiste, so oft es seine Studien erlaubten. **) Der Umgang mit diesem gelehrten Juristen war, abgesehen davon, daß er durch denselben gei-

*) „Wenigstens soll Wolf immer gesagt haben: Hat mich Jemand verstanden, so ist's Schultz in Königsberg" (Hippel's Leben S. 60). — Aehnliches soll Hegel geäußert haben: „Es hat mich nur Einer verstanden, und dieser eigentlich auch nicht."

**) So heißt es ausdrücklich in der „Autobiographie"; dies ist aber nicht ganz richtig; wie aus Briefen seines Vaters und Mittheilungen seines Bruders hervorgeht, hatte ihn Vogt als Lehrer für seinen Enkel in sein Haus aufgenommen und zugleich die Bedingung gestellt, daß er ihm zu bestimmten Stunden Gesellschaft leiste.

stig gefördert wurde, deshalb von bedeutenden Folgen für ihn, weil sich in ihm allmählich die Neigung zum Studium der Jurisprudenz entwickelte. Ebenso wichtig wurde der Aufenthalt in dem Hause des Justizraths für ihn, weil er mit dem Leutnant von Keyser bekannt wurde, dem Sohn eines russischen Viceadmirals, mit dem er bald eine enge Freundschaft schloß. Dieser lud ihn ein, mit ihm nach Petersburg zu reisen und Hippel folgte dieser Einladung gern. Kurz vorher hatte er den Entschluß gefaßt, preußische Kriegsdienste zu nehmen, wie zwei seiner vertrautesten Freunde, Scheffner und Neumann, bereits gethan hatten; allein die Mahnungen seines Bruders, der ebenfalls in Königsberg studierte, bewirkten, daß er seinen Entschluß aufgab, dessen Ausführung seinen Eltern, wie sein Bruder ihm vorhielt, das größte Herzeleid bereitet haben würde. Beide Freunde reisten als Couriere, da der Leutnant von Keyser den Auftrag erhalten hatte, „den ersten Bernstein als ein Opfer des eingenommenen Landes zu Füßen der Kaiserin Elisabeth zu legen." (Bekanntlich hatten damals die Russen im Kriege mit Friedrich II. das Königreich Preußen besetzt). Nach einem nicht gar langen Aufenthalt in Petersburg, wo er den hohen Geist Peters des Großen in dessen an das Wunderbare grenzenden Schöpfungen zu bewundern Gelegenheit hatte, reiste er mit seinem Freunde Keyser nach Kronstadt, wo dessen Eltern wohnten. Dort wie in Petersburg machte er viele interessante Bekanntschaften; von dem größten Einfluß auf ihn war aber der Umgang mit den liebenswürdigen Töchtern des Viceadmirals; er wurde, wie er selbst sagt, auf einmal aus einem blöden Jünglinge ein freimüthiger, in die große Welt gestoßener junger Mensch. Er brachte dort 14 glückliche Tage zu, so daß er schon schwankte, ob er in Rußland bleiben oder in die Heimath zurückkehren solle, zumal man ihn auf-

forderte, in russische Seedienste zu treten. In Petersburg, wohin er zurückkehrte, und wo er aus einer Zerstreuung in die andere gestürzt wurde, faßte er jedoch den festen Entschluß, nach Preußen zurückzukehren, ob man gleich von neuem in ihn drang, in russische Dienste zu treten, weil er sich überzeugte, daß er alsdann auf weitere Studien Verzicht leisten müsse, ein Gedanke, der ihm bei seiner unüberwindlichen Liebe zu den Wissenschaften geradezu unerträglich war.

Als er nach Königsberg zurückkam, gerieth er in eine bedrängte Lage; er hatte schon in Petersburg Geld aufnehmen müssen, um zurückreisen zu können; dieses hatte kaum hingereicht, so daß er Nichts mehr hatte, als er in Königsberg anlangte. Bei seiner Ankunft erfuhr er sogleich von seinem Bruder, der ebenfalls dort studierte, daß Vogt wegen seiner Reise auf ihn zürne und sich entschlossen habe, einen andern Gesellschafter zu sich zu nehmen. Von seinen Eltern hatte er nur Vorwürfe zu erwarten, da er sie mit seinem Entschlusse, nach Petersburg zu reisen, erst dann bekannt gemacht hatte, als er sich schon auf dem Wege befand. Die traurige Stimmung, die ihn deshalb befiel, und die Nachwirkungen der anstrengenden Reise warfen ihn auf das Krankenlager, an welches ihn ein heftiges Fieber acht Wochen lang fesselte.

Soweit geht Hippel's Selbstbiographie; für die Erzählung seines ferneren Lebens sind wir auf die Mittheilungen Schlichtegrell's*) und des Herausgebers seiner sämmtlichen Werke**) beschränkt, die freilich nicht überall und immer vollständig Licht gewähren.

Als er von seiner Krankheit wieder genesen war, wurde er Hauslehrer bei einer angesehenen, adeligen Familie, die

*) Nekrolog für 1797 Bd. 1. S. 203—414.
**) Bd. 11. S. 201 ff. 213.

sich den Winter über in Königsberg, im Sommer auf dem Landgute Wesselshöfen nahe bei dieser Stadt aufhielt. Die Eltern seiner Zöglinge, sowie eine Tochter derselben erscheinen in den „Lebensläufen" als Herr und Frau von W. In dieser Familie ward er in den vornehmeren Welt- und Gesellschaftston eingeweiht, den er sich auch bald vollständig aneignete. Da er von den Eltern mit Achtung behandelt, von seinen Zöglingen geliebt wurde, war sein Leben in dieser Familie durchaus angenehm, allein er verließ es schon nach einem Jahre wieder. Er hatte nämlich vermuthlich im Hause des Herrn von W. ein Mädchen kennen lernen, das ihn durch ihre seltene Schönheit und ihre liebenswürdigsten Eigenschaften mit der glühendsten Liebe erfüllte. Da sie aber an Stand und Vermögen weit über ihm stand, so daß er, auch wenn er die reichste Pfarrei hätte erhalten können, doch nie auf ihren Besitz hätte Anspruch machen dürfen, so entschloß er sich, die Rechtswissenschaft zu studieren, weil er auf diesem Wege eher hoffen konnte, ihr an Rang und Vermögen gleich zu kommen. Von nun an verfolgte er den Plan, einst reich und angesehen zu werden, mit der seltensten Willenskraft, die ihn auch zum Ziele führte, wenn auch erst nach Jahren, so daß eine Verbindung mit der Geliebten nicht mehr möglich war. Daß übrigens schon früher Neigung zur Rechtswissenschaft in ihm erwacht war, haben wir schon oben bemerkt; und daß er überhaupt von Natur lebendigen Trieb zur praktischen Thätigkeit hatte, geht schon daraus hervor, daß er schon im väterlichen Hause die Römer den Griechen vorzog. „Die Römer", sagt er in seinem Leben (S. 48), „waren mir damals viel lieber als die Griechen; ein Mensch mit Licht und Schatten, ein Römer mit seinem kriegerischen R und orum galt mir mehr, wenn er handelte, als ein Grieche mit aller seiner Feinsinnigkeit." Er begann sein

neues Studium unter zwei damals berühmten Professoren, Funck und Schienemann. Da ihn sein Vater nicht weiter unterstützte, sei es, weil er es nicht konnte, oder weil er mit dem Schritte seines Sohnes unzufrieden war, so hatte dieser mit dem größten Mangel zu kämpfen. Doch ließ er sich dadurch nicht von seinem Vorsatz abbringen. „Mit einer Resignation, die Bewunderung verdiente", sagt Schlichtegrell, *) „schränkte er sich anderthalb Jahr auf eine fast unglaubliche Art in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhaltes ein. Er sagte damals mit dem Dichter Uz von sich, und schrieb es in mehrere Stammbücher: Nackt flieh' ich in der Weisheit Arme, was auch als Motto über seinen poetischen Gedanken von der Unzufriedenheit steht. Was einen schwächeren Jüngling zur Hoffnungslosigkeit niedergedrückt hätte, war für diesen Talentreichen und Muthvollen nur stärkerer Antrieb zum Fleiß, sich aus jenem Druck des Mangels empor zu arbeiten."

„Er selbst erzählte im vertrauten Kreise", fügt der Herausgeber der „Werke" hinzu, **) „daß er die letzten zwei bis drei Monate vor seiner Prüfung und Zulassung als Advokat (im J. 1765) nur in seinem Zimmer gelebt und seine Baarschaft so genau berechnet und eingetheilt habe, daß ihn am Tage seiner Vereidigung und Einführung nur noch die Zeche für eine einzige Mahlzeit in der Tasche geblieben." Wie fest sein Entschluß, wie mächtig seine Willenskraft war, ergiebt sich auch daraus, daß er, während er mit der größten Noth zu kämpfen hatte, zwei Mal Stellen ausschlug, die, wenn auch nicht glänzend, doch jedenfalls von der Art waren, daß er vor Mangel geschützt gewesen wäre und ein

*) A. a. O. S. 215.
**) A. a. O. S. 206.

behagliches Leben hätte führen können; ja von der einen (es war die eines Sekretairs bei dem General von Krusemark) konnte er sogar mit der Zeit weitere Beförderung hoffen.

Der erste Tag seines öffentlichen Auftretens änderte seine Lage, und da er sich schon bald darauf im Besitze hinreichender Mittel sah und sich sein Ansehen von Tag zu Tag vermehrte, so kam er zur Ueberzeugung, daß ihm Alles gelingen müsse, was er nur ernstlich wollte. „Er wußte", heißt es weiter (a. a. O.), „was er seiner Kraft vertrauen konnte, und war er einmal, sein Ziel im Auge, mit sich selbst über die Mittel dazu einig, so schien ihm das Mißlingen unmöglich. Es war daher auch sein Lieblingsthema gegen seine Verwandten, daß dem fähigen Menschen, unterstützt von der Kraft des Willens, Nichts unmöglich sei, daß schon das Wort „Unmöglichkeit" jungen Leuten gar nicht gestattet, daß keine Entschuldigung wegen Unmöglichkeit geduldet werden dürfe."

Weil damals das Verfahren vor Gericht noch mündlich war, dachte er, als er sich entschlossen hatte, die Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen, sogleich daran, sich im mündlichen Vortrag auszubilden. Er knüpfte mit der Familie der Schauspielunternehmerin Schluch eine enge Bekanntschaft; er übte mit ihnen Deklamation und Mimik und er legte darauf so fortgesetzten und überdachten Fleiß, daß schon bei seinem ersten Auftreten sein mündlicher Vortrag den größten Eindruck machte, um so mehr als ihn dabei seine kräftige und wohltönende Stimme unterstützte. Nicht weniger trug freilich auch sein durchdringender Verstand und seine scharfe Logik zu seinen Erfolgen bei. Er erwarb sich in kurzer Zeit so großes Vertrauen, daß ihm, dem jungen Manne, die wichtigsten Rechtsgeschäfte anvertraut wurden. Durch seinen steigenden Ruf lenkte er auch die Aufmerksamkeit der

Behörden auf sich. Nachdem er kurze Zeit als Advokat beim Stadtgericht gewirkt hatte, wurde er Advokat beim Hofgericht, dann 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiumcollegiums, bald darauf Criminalrath, Stadtrath, Beisitzer des Armencollegiums, Hofhalsrichter, d. h. Criminaldirektor. Im J. 1780 ernannte ihn Friedrich II. zum Oberbürgermeister und Polizeidirektor der Stadt Königsberg mit dem Titel eines Kriegsraths. Da er noch vor Kurzem der jüngste Stadtrath gewesen war, mußte diese schnelle Beförderung zur höchsten Würde in Königsberg selbst ihm auffallend erscheinen. „Mein Consultat", schrieb er damals einem seiner Freunde, „ist auf mich wie vom Himmel gefallen". Doch erwies sich bald, daß der Minister von Gaudy, der ihn zu dem wichtigen Posten vorgeschlagen hatte, keine bessere Wahl hätte treffen können. Er entwickelte eine solche Arbeitskraft, eine solche Klarheit des Blicks, eine so tiefe Einsicht in die Geschäfte, daß dieselben mit der größten Sicherheit und Schnelligkeit behandelt wurden und er doch noch Zeit für gesellschaftliches Leben und für schriftstellerische Arbeiten fand. Seine erfolgreiche Thätigkeit fand auch Anerkennung; er erhielt im Jahre 1780 den Titel eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten, was seinem Ehrgeiz nicht wenig schmeichelte*). Wenn er

*) Er machte um diese Zeit eine Reise nach Berlin und von da weiter bis nach Wiesbaden; wann er dieselbe unternahm, läßt sich aus den bis jetzt bekannten Mittheilungen über sein Leben nicht genau bestimmen. Auch über den Zweck derselben ist man im Unklaren. Schlichtegrell behauptet, daß er diese Reise mit königlicher Bewilligung unternahm, um sich mit den Polizeiverfassungen anderer Orte bekannt zu machen (Nekrolog 1797, I, 221); der Herausgeber seiner Werke ist dagegen der Meinung, daß der Besuch des Freimaurer-Convents zu Wiesbaden der Hauptzweck dabei war (Werke 12, 282).

im Jahre 1790 den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern ließ, so hatte dies wohl zum großen Theil seinen Grund darin, daß er nach noch höheren Stellungen strebte, die, wie er wohl wußte, nur selten Nichtadeligen zu Theil wurden; doch war es nicht blos Ehrgeiz, der ihn zu diesem Schritte veranlaßte. „Seinem richtigen Blick war es nicht entgangen", sagt der Herausgeber seiner Werke*), „daß die furchtbaren, reißenden Fortschritte der französischen Revolution, nachdem ihre Licht- und Blüthenseite abgestreift, nur durch die Abschaffung des Adels und des Einkammersystems herbeigeführt und beschleunigt waren, und daß es in dem Interesse der Fürsten wie der Völker liegen müsse, sich durch eine auf Grundeigenthum fester basirte Aristokratie dagegen zu bewahren. Er hielt es für die heilige Pflicht eines jeden mit Glück und Verstand ausgerüsteten, sich an sie anzuschließen." Wenn auch diese Ansicht keineswegs ganz richtig ist, indem nicht eine reiche und mächtige Aristokratie als solche eine Umwälzung verhindern kann, wie es die französische Revolution selbst sattsam beweist, da die französische Aristokratie damals reich und mächtig genug war, sondern nur eine Aristokratie, welche die Freiheit der Völker gegen die Eingriffe der königlichen Macht in Schutz nimmt und vertheidigt; so konnte sich unter den damaligen Verhältnissen selbst ein Mann mit Hippel's scharfem Blick und tiefer Einsicht leicht täuschen lassen. Daß jedoch die erwähnte Betrachtung, nebst dem oben angeführten Grunde diesen Schritt veranlaßte, ergiebt sich schon daraus, daß er es ablehnte, als man ihm persönlich den Adel ertheilen wollte und daß er die Absicht hatte, ein Majorat für seine Familie zu gründen.

Damit hängt auch zusammen, daß er um diese Zeit ei-

*) a. a. O. S. 210.

nige junge Verwandte um sich versammelte, für deren Bildung er sorgte*). Als Hauptmittel dafür bestimmte er, daß sich alle seine Verwandten, die in Königsberg wohnten, allwöchentlich in einem Abend bei ihm zu einer Leseübung einfinden mußten. „Sie sollten durch den Oheim mit dem Geist der besten, deutschen Dichter bekannt gemacht und zu richtiger Deklamation oder vielmehr zu richtigem, einfachem Lesen der Dichter angeleitet werden**).“ So wurden Lessing's Dramen, die bis zum Auswendigwissen wiederholt wurden, der „dankbare Sohn“ von Engel, „Aufsätze aus dessen Philosophen für die Welt“, zuletzt auch einzelne, damals noch ungedruckte Aufsätze aus Hippel's „Handzeichnungen nach der Natur“ gelesen; jede Versammlung wurde mit einem von Hippel dazu verfaßten Aufsatze eröffnet, in welchem er die Bedeutsamkeit solcher Unterhaltung seinen jungen Verwandten in treffenden Worten an das Herz legte***). „Ein frugales Mahl, an dem er jedoch nur geistigen Theil nahm, machte den Beschluß“. Unterdessen wurden auch häufig noch Uebungen von ihm aufgegeben, Charaden, Logogryphen und Texte oder Worte zu Erzählungen aus dem Stegreife, worin er Meister war.

Im J. 1793 wurde er nach Danzig geschickt, das von Preußen besetzt worden war, um die Verwaltung auf preußischem Fuß zu organisiren. Die Abweichung von seiner ge-

---

*) Unter diesen zeichnete er vorzüglich seinen Neffen Gottlieb Theodor von Hippel aus, der dadurch geschichtlich merkwürdig wurde, weil er der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk“ war, welches Friedrich Wilhelm III. beim Anfange des sogenannten Befreiungskrieges in Preußen verbreiten ließ.

**) Leben S. 214.

***) Werke XII. S. 220: „Hippel's Worte zur Eröffnung der Lesestunden.“

wöhnlichen Lebensweise, die außerordentliche Anstrengung, welche die ihm zu Theil gewordene Aufgabe forderte, noch mehr aber die zahlreichen Unannehmlichkeiten, die damit verbunden waren, griffen ihn ungemein an, wozu noch kam, daß er am rechten Auge blind wurde. Als er nach ungefähr achtmonatlicher Abwesenheit nach Königsberg zurückkehrte, trat er zwar wieder in seine vorige Stellung, allein es wurde die Abnahme seiner Kräfte immer sichtbarer. Dazu kam, daß sein leidenschaftlicher Wunsch, noch zu höherer Würde zu steigen, immer weniger Aussicht hatte, erfüllt zu werden, was ihn, der daran gewöhnt war, Alles zu erreichen, was er sich fest vorgenommen hatte, so tief kränkte, daß seine schon sehr angegriffene Gesundheit immer mehr untergraben wurde. Anfangs des J. 1796 nahm seine Kränklichkeit eine bestimmte Form an; es bildete sich die Wassersucht aus, der er am 23. April erlag. Er war 55 Jahre alt geworden.

Ehe wir zur Betrachtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit übergehen, müssen wir einen Blick auf seinen Charakter werfen, der zum Theil allerdings aus seinen Schriften zu erkennen ist, zum Theil aber auch mit denselben im Widerspruche steht. Manche Eigenthümlichkeiten sind schon aus den biographischen Mittheilungen, die wir auf den vorstehenden Seiten gegeben haben, zu erkennen, andere sind aus den Berichten seiner Freunde und Vertrauten bekannt geworden. Sehr zu bedauern ist, daß er seine Selbstbiographie nur bis zu seiner Rückkehr aus Petersburg fortgeführt hat, so daß die für die Kenntniß seiner Entwickelung wichtigsten Jahre nicht behandelt sind; doch dürfen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß, wenn er seine Lebensbeschreibung vollendet hätte, diese uns nebst vielen wahren und wichtigen Einzelnheiten auch manches Unwahre mitgetheilt haben würde, wie es in dem von ihm bearbeiteten Abschnitt schon

der Fall ist. Es sind jedoch diese Unrichtigkeiten nicht zu hart zu beurtheilen, jedenfalls wäre es unbillig und sogar ungerecht, behaupten zu wollen, daß er wissentlich und mit bewußter Absicht Falsches mitgetheilt habe, was bei ihm gewiß eben so wenig der Fall war, als bei Göthe, in dessen „Dichtung und Wahrheit" nicht wenige Unrichtigkeiten auffallen.

Hippel schrieb im J. 1780 an seinen Freund Scheffner: „Ich hab' es Ihnen schon sonst gesagt, daß just so, wie ich jetzt denke und bin, ich schon in meinen ersten Jahren des Lebens gedacht und gewesen, da ich unter den Augen einer sehr klugen Mutter und eines frommen, fast möchte ich sagen heiligen Vaters war."*) Und in der That, die Keime aller seiner Eigenthümlichkeiten finden sich schon in seinen früheren Lebensjahren; manche schon so kräftig entwickelt, daß selbst das Leben mit seinen Anforderungen und der reifere Verstand sie nicht unterdrücken konnte, während andere Seiten durch das Leben und die reifere Geistesbildung gekräftigt wurden. Es ist seine schon früh ausgeprägte religiöse Gesinnung bereits oben berührt worden. Daß dieselbe eine pietistische Färbung hatte, läßt sich aus dem Einfluß, den sein Vater auf sein kindliches Gemüth ausübte, leicht erklären. Diese Richtung entwickelte schon früh in ihm den Hang zur Einsamkeit. Die Stelle: „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist," machte den bleibendsten Eindruck auf ihn; und da er die Natur für Gottes Tempel ansah, so hielt er sich im Sommer fortwährend im Garten auf. Die Ueberzeugung, daß Gott überall persönlich gegenwärtig sei, führte ihn zum Glauben an eine Geisterwelt. So beschwor er als Knabe die Geister seiner lateinischen und griechischen Schrift-

*) Werke XIV, 85.

steller, in denen er seine Schutzengel erkannte. Dieser Glaube war ihm so zur Natur geworden, daß er sich noch in seinen spätern Jahren von demselben nicht lossagen konnte, als er durch die Erfahrung und den Verstand vom Gegentheil überzeugt worden war. „Es könnte doch etwas Wahres darin sein", rief ihm stets eine Stimme in seinem Innern zu. Daß seine Frömmigkeit nicht blos ein Kleid war, mit welchem er sich umhüllte, ergiebt sich daraus, daß sie mit den strengsten moralischen Grundsätzen verbunden war. Wie ihm die Lüge verhaßt war, haben wir schon oben gesehen; seine Grundsätze waren in allen übrigen Beziehungen eben so streng, und seine Schriften enthalten die edelsten moralischen Betrachtungen. Nun ist es freilich wahr, daß sein Leben nicht selten mit seinen Grundsätzen in Widerspruch stand. So muß es auffallen, daß er, der ein so vortreffliches Buch über die Ehe geschrieben hat*), unverheirathet blieb; daß er, der so viel Treffliches über die Reinheit der Sitten gesprochen hat, seine Sinnlichkeit nicht beherrschen konnte; daß er, der die Freundschaft für die schönste Gottesgabe hielt und auch das Glück hatte, eine nicht kleine Zahl von bedeutenden Männern zu seinen Freunden zu zählen**), bis zu seinem Tode in manchen Dingen gegen dieselben verschlossen blieb; daß er, der für Freiheit und Menschenwürde begeistert war, in seinen Beziehungen zu seinen Vorgesetzten und zu Leuten höheren Standes mit einer übermäßigen Demuth und Unterwürfigkeit sich benahm; daß er, der die Vorzüge und

*) In den „Kreuz- und Querzügen" sagt er einmal: „Sey, wie ein Bischoff, Eines Weibes Mann. Keines oder Vieler Mann seyn, ist schädlich an Leib und Seele."

**) Sein vertrautester Freund war der Kriegsrath Scheffner, außer ihm nennen wir noch Kant, Hamann, Deutsch, Kraus, Fischer und Barowski.

das Glück des beschränkten Mittelstandes nicht genug preisen konnte, nach den höchsten Ehrenstellen strebte, sich den Adel ertheilen ließ und nicht genug Geld zusammenscharren konnte*). Diese und andere Widersprüche lassen sich jedoch, wenn auch nicht rechtfertigen, doch erklären und bis zu einem gewissen Grade sogar entschuldigen; jedenfalls ist es unbillig und hart, ihn deshalb zu verurtheilen, ihn für einen ganz unmoralischen und schlechten Menschen zu erklären, wie es beinahe von allen Literarhistorikern geschehen ist.

Hippel hatte, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Doppelnatur, in welcher die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt waren und im fortwährenden Kampfe mit einander standen. Neben einer stets schaffenden Phantasie besaß er einen durchdringenden Verstand, neben der heißesten Leidenschaftlichkeit die kälteste Klugheit und Ueberlegung, neben der bis zur Selbstquälerei sich steigernden Frömmigkeit die heiterste Laune, neben der entschiedensten Neigung zur Einsamkeit zugleich die eben so entschiedene Neigung zur Geselligkeit, neben der seltensten Willenskraft die größte Weichheit des Gemüths, die selbst zur Schwäche wurde. Weil aber diese widersprechenden Eigenschaften in gleicher Stärke bei ihm herrschten, konnte keine die andere vollständig besiegen und so war bald die starke, bald die schwache Seite vorherrschend, bald traten sie sogar in einem und demselben Augenblicke in die Erscheinung. Er selbst gesteht, daß er „oft schwächer war als seine Leidenschaften“**). Wenn seine Handlungen häufig mit seinen Grundsätzen im Widerspruch standen, so war dies meist eine Folge seiner äußern Stellung, die allerdings die größte Aufmerksamkeit und Klugheit er-

*) Er hinterließ ein Vermögen von 140,000 Thalern.
**) Leben S. 55.

forderte und ihn oft zwang, anders zu scheinen als er war. Man hat ihn z. B. auf das Härteste getadelt, daß er im Verborgenen nach sinnlichem Genusse trachtete und hat ihn weniger wegen der Sache selbst als wegen der Art, wie er sie betrieb, verurtheilt. Allein hätte er, wenn er sich hierin anders benommen hätte, nicht einen großen Theil der Achtung verloren, die er bei seinen Vorgesetzten und Untergebenen genoß? Daß er seine Sinnlichkeit nicht beherrschen konnte, ist allerdings nicht zu rechtfertigen, daß er aber diese Schwäche zu verbergen suchte, ist wenigstens ein Beweis, daß er sich derselben schämte und in der That das sittliche Gefühl bei ihm noch eine gewisse Kraft hatte.

Eben so hart hat man ihn wegen seiner Verschlossenheit gegen seine Freunde beurtheilt. In der That bezog sich diese Verschlossenheit nur auf einige Verhältnisse, in allen übrigen gab er sich seinen Freunden ganz hin, wie man sich aus seinem Briefwechsel mit Scheffner überzeugen kann*). Namentlich war es seine Schriftstellerei, die er zum Theil vor ihnen verbarg. In mehreren Literaturgeschichten ist zu lesen, daß seine Freunde, und selbst sein vertrautester, Scheffner, gar Nichts von seinen Werken gewußt hätten; dies ist aber durchaus nicht der Fall, wie wir sogleich sehen werden; schreibt er ja ausdrücklich an Scheffner: „Ihre Freundschaft hat mich zum Autor aufgewärmt und aufgefordert"**). Diese Geheimnißthuerei hatte übrigens mancherlei Gründe. Sie lag zunächst in seinem, wie wir schon berichtet haben, zum Geheimnißvollen und Mysticismus geneigten Charakter. Er berichtet aus seinen Knabenjahren schon einen ähnlichen Zug: „Damals ersuchte mich Jemand, einen Freund wegen

*) Werke Bd. 13 u. 14.

**) Brief v. J. 1780. S. Werke 14. 85.

des Ablebens seiner Frau zu trösten; da spielte ich jenem einen weinerlichen komischen Brief in die Hand, der, ohne daß ich mich dazu bekannte, und ohne daß mein Concept, das ich den vier Gegenden der Welt in ganz kleinen Stücken übergeben hatte, mich verrathen konnte, gelesen, und als sehr witzig beklatscht wurde. Noch bewundere ich meine Fassung, daß ich nicht den Vorhang aufzog, so daß mein Name nie bekannt wurde"*). Gewiß bewog ihn ferner auch der Umstand, die Anonymität zu bewahren, daß er wußte, wie wenig die höheren Klassen der Gesellschaft und insbesondere die Beamtenwelt auf Schriftstellerei gab, und diese Beschäftigung sogar geradezu mit dem Geschäftsleben für unvereinbar hielt. Der Hauptgrund aber, warum er so viel Werth darauf legte, unbekannt zu bleiben, war die Rücksicht auf seine Stellung, und er spricht sich hierüber am Ende der Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" ausführlich und bestimmt aus. „Ich habe in Wahrheit nichts gegen Recensenten", heißt es daselbst**), „die sich wie wohlthätige Egel an unsere Bücher hängen, um ihnen das böse Blut abzusaugen; vielmehr wünsch' ich herzlich, daß dieser Blutdurst ihnen allerseits nach Stand und Verdienst wohl bekommen möge. Wenn aber Mücken um ein paar Blutstropfen mich verfolgen, und meinen Namen (wahrlich ein paar Blutstropfen) entwenden wollen, so bitt' ich diese Anekdotenfänger in Erwägung zu nehmen, daß ein Buch darum keinen Finger lang oder Finger breit schlechter oder besser wird, weil man weiß, daß es diesen oder jenen Verfasser hat. In der Schriftstellerwelt giebt es keinen Erbadel; und warum will man die gelehrte Republik in einen monar-

*) Leben S. 83.
**) Werke Bd. 6, S. 261 ff.

chischen, wo nicht gar despotischen Staat umwälzen? warum nicht Jeden bei so viel Freiheit, wie nur mensch- und politisch- möglich ist, lassen? — — — Wenn die Kritik der reinen Vernunft mit dem Namen Imanuel Kant in die Welt kommt — wer hat etwas dagegen? wenn aber ein Geschäftsmann Autor ist — in welche Schwierigkeiten sieht er sich verwickelt! Der Präsident beneidet ihn, wenn er Rath und der Minister, wenn er Präsident ist. Zum gemeinen Leben berufen, muß er sich nach demselben einrichten, und sich in die Zeit schicken lernen, und es ist bei dem Geschäftsmanne nur zu oft böse Zeit. Kritiken schaden den Gelehrten von Profession so wenig, als wenn Renommisten sich an den Fenstern des zu strengen Rectors vergreifen, die dann doch durch Laden gesichert werden können; und wie leicht ist das Haus Sr. Magnificenz wieder befenstert! Der unsauberste Geist indeß schadet dem Geschäftsmanne, indem witzleere Antagonisten desselben den schaalsten Einfall mit Freuden aufnehmen, und mit diesen fremden Kälbern pflügen, um den braven Mann zu kränken. Der Gelehrte von Profession schlägt den Ball, den ihm ein unfreundlicher Kritikus zuschlägt, weiter; der Geschäftsmann kann ihn nur zurückschlagen. Jeder Unglücksfall im Dienst wird auf die Autorschaft geschrieben; jede unbegründete Beschwerde einer chikanirenden Parthei findet gewisses Gehör, weil der Herr Decernent, oder Instruent, Referent, und wie die enten alle heißen, Autor ist, und sich nicht Zeit nahm — alle Menschen klug zu machen — Der Revers der Sache? wird nicht mancher Schriftsteller das Ansehen, welches er in der gelehrten Welt hat, zum Schreckmittel brauchen, um sich zu einen Noli me tangere zu erheben? wird nicht sein Vorgesetzter seiner Schriftstellerfeder auf Rechnung seines Postens eine Pension zuwenden und Andern aufbürden,

was Jenem zu thun oblag? Practica est multiplex. Ein Mann, der Vater ist, wenn er Brutus sein soll, der unter den Autoren Präsident, und unter den Präsidenten Autor ist, verdient die Züchtigung eines Johnson's, da hingegen ein Autor, welcher der gelehrten Welt so wenig von seinem politischen Verhältnisse, als diesem von jener verräth, zwiefacher Ehre werth zu sein scheint, indem er sich nicht aus einer Lage in die andere hineinschmeichelt, keine Folie nöthig hat, und nicht eine Farbe in die andere spielen läßt, sondern überall Mann ist." —

Diese Gründe rechtfertigen Hippel's Scheu, seine schriftstellerische Thätigkeit bekannt werden zu lassen, gewiß vollständig, um so mehr, wenn man erwägt, daß er sich in seinen Werken über die Staatsverhältnisse so frei ausgesprochen hat, daß dieß ihm sehr leicht bedeutende Unannehmlichkeiten hätte zuziehen können. Dazu kommt noch, daß er in seinen Romanen mehrere Persönlichkeiten portraitirte, die man sogleich erkannt hätte, wenn der Verfasser bekannt gewesen wäre, und es ist kein Zweifel, daß mancher sich dadurch würde verletzt gefühlt haben, selbst wenn er keinen eigentlichen Grund gehabt hätte.

Da Hippel's Schriften sogleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten und allseitig den größten Beifall erhielten, was dem ehrgeizigen Manne gewiß nicht wenig schmeichelte, so muß man seine Standhaftigkeit bewundern, mit welcher er bis zu seinem Tode das Geheimniß bewahrte. Eben so merkwürdig ist es, und zugleich ergötzlich, wie er sich bemühte, alle möglichen Spuren vermischen und verwischen zu lassen. Selbst der Verleger seiner Schriften (Voß in Berlin) wußte nicht, daß Hippel der Verfasser sei. Das Manuskript wurde dem ehemaligen Münzdirector Gösch in Königsberg übergeben, der um die Autorschaft wußte (ob-

gleich wohl nicht im ganzen Umfang); dieser schickte es an den Postmeister in Stolpe; von da kam es nach Stettin, und so wurde es durch die dritte oder vierte Hand an die Vossische Buchhandlung abgeliefert. Von seinen übrigen vertrauten Freunden kannte keiner das Geheimniß. „Nur Drei", sagt er in den „Lebensläufen"*) „wissen meinen Namen, und Einer ist's, an den ich dieses Buch geschrieben habe. Den andern Beiden habe ich meinen Namen in's Ohr gesagt, Einem in's rechte, Einem in's linke." Dieser Eine war Scheffner; Deutsch wußte nicht, daß Hippel die „Lebensläufe" geschrieben habe, während ihm Anderes bekannt war, was Scheffner nie erfuhr, und so verhielt es sich auch mit Fischer, Jensch und vielleicht noch zwei oder drei andern, denen Hippel Einiges vertraute. Auch dieses, daß er sich dem Einen als Verfasser dieser, einen andern als Verfasser jener Schrift bekannte, war wohl ausgesonnen, um das Geheimniß zu sichern. Wäre er gegen Alle in Allem zurückhaltend gewesen, so hätten sich Alle ihre Wahrnehmungen gegenseitig mitgetheilt, und so hätten sie schon bald zur Ueberzeugung kommen müssen, daß kein Anderer als Hippel der wahre Verfasser jener namenlosen Schriften sei. So aber wurden sie vorsichtig und zurückhaltend in ihren Aeußerungen, weil Hippel sie um Bewahrung des ihnen mitgetheilten Geheimnisses gebeten hatte, und da Jeder das ganze Geheimniß zu wissen glaubte, war er auch zugleich fest überzeugt, daß Hippel nicht der Verfasser derjenigen Schriften sei, von denen er ihm Nichts anvertraut hatte, und konnte daher dessen Autorschaft um so entschiedener läugnen. Doch bildete sich in Königsberg wenigstens das Gerücht, daß Hippel der wirkliche Verfasser der „Lebensläufe" sei, welches auch bis zu

*) Werke Bd. 4, S. 409.

Goldbeck gelangte, der sich sogleich beeilte, dasselbe öffentlich auszusprechen. Dieß verdroß Hippeln nicht wenig; er ließ durch die dritte Hand Goldbeck ersuchen, in sein Blatt eine Berichtigung aufzunehmen, durch welche ein Curländer Dubislaw Friedr. von T. (Treyden) als Verfasser der Lebensläufe bezeichnet wurde, und es um so leichter glaubte, als er sich an einer Stelle der Lebensläufe „von Tr——" unterzeichnet und die Anmerkung beigefügt hatte: „Daß dieß die Anfangsbuchstaben meines Namens sind, bekräftige ich hiermit mit Ja und Amen!"*) Es ist interessant zu sehen, wie er seinen genauesten Bekannten irre zu führen wußte. So schrieb Hamann an Herder**): „Der Verfasser der „Ehe" hat sich mit ganz neuen „Lebensläufen" hervorgethan. Ich glaube, daß Sie auch Geschmack daran gefunden haben. Mendelssohn hat meine Neugierde noch mehr gereizt durch die Versicherung, daß diese Produkte aus Preußen kämen, was er durch den Verleger wissen kann. Ich habe immer den gewesenen Kriegsrath Scheffner im Verdacht gehabt, weil die Vermuthung hier auf Criminalrath Hippel fiel, ersterer Muße übrig und dieser Geschäfte hat und Gesellschaften liebt. Ich bin jetzt auf Spuren gekommen, die ganz für den letzteren reden, den ich gleichwohl genau zu kennen geglaubt habe, und der mich durch seine feyerliche und treuherzige Versicherung des Gegentheils geäfft zu haben scheint. Aller Wahrscheinlichkeit nach steckt das Geheimniß zwischen beyden, und es ist mir gar zu viel daran gelegen, davon Gewißheit zu haben, weil sie mir den Streich

*) Mit diesen Buchstaben (Tr.) unterschrieb sich Hippel in seiner Antwort an F. H. Jacobi, der ihm in einem Briefe „An den Verfasser der Lebensläufe" seine Freude über dieses Buch ausgedrückt hatte. S. Jacobis Briefwechsel 1, 355.

**) Brief v. 25. Nov. 1778 in Hamanns Werken V. 92 f.

nicht umsonst gespielt haben sollen. Ungeachtet Hippel gewohnt ist, mit seiner Autorschaft geheimnißvoll zu thun, so hat er mir doch sein letztes Stück vertraut, eine Freimaurerrede auf unseres seligen Lindner Tod, aus der man gar keinen Schluß auf die „Lebensläufe" und den „Versuch über die Ehe" machen kann, den schlechterdings ein Ehemann wie Scheffner geschrieben haben muß und kein Junggeselle noch Hagestolz". Ein anderer Brief Hamanns an Herder*) über den nämlichen Gegenstand ist noch in anderer Bedeutung wichtig, weil er ein weiterer Beweis ist, daß Scheffner wirklich der Verfasser der „Gedichte im Geschmacke Grecourts ist"**). „Alle beyden Auflagen „über die Ehe" nebst den „Lebensläufen" habe ich neuerdings gelesen. Wenn ich auch wegen der letzteren Gewißheit hätte, äußerlich und innerlich, so ist der Verfasser in Ansehung des Autorwesens ein Original, der es als einen Hochverrath ansieht, ihn im Verdacht zu haben, daß er Autor ist oder darauf Anspruch macht. Wegen der „Lebensläufe" bin ich beinahe „apodiktisch" überzeugt, daß mein Freund (d. h. Hippel) der Verfasser ist. Als ein Produkt des Vaterlandes verdient er immer Schutz und es ist immer viel bey seinen Geschäften und Zerstreuungen. Daß aber Grecourt (d. h. Scheffner) an der „Ehe" mehr Antheil haben muß, muthmaaße ich aus dem Curius Bacchanten-Ton. Ein rechter betäubender, geiler Witz. Kant, den ich wieder zu besuchen anfange, findet in den „Lebensläufen" hundert Winke aus seinen Vorlesungen." So glaubte auch Körner, daß Scheffner das Buch über die Ehe sowohl als die Lebensläufe verfaßt habe; Lavater schrieb das Buch über die Ehe Lichtenbergen

*) S. meine Gesch. d. deutschen Literatur III, 32, Note.
**) Brief v. 20. Febr. 1779 in Hamanns Werken VI, 66 f.

zu, worüber Hippel eine wahrhaft kindische Freude hatte. „So was, liebster Freund", schrieb er darüber an Scheffner, „ist mir mehr werth als Alles"*). Andere hielten Kant für den Verfasser der „Lebensläufe", was nicht auffallen kann, da sie viele Ideen Kants enthalten; kaum glaublich ist aber, daß Manche sogar auf Lenz riethen. —

Wir haben uns bei diesem Umstand so lange aufgehalten, weil ihm in allen Literaturgeschichten großes Gewicht beigelegt, und er zudem meist unrichtig dargestellt wird, wozu noch kommt, daß er allerdings in Hippels Leben und schriftstellerischer Thätigkeit ein wesentliches Moment bildet, wie denn selbst seine vertrautesten Freunde erst nach seinem Tode den ganzen Umfang derselben erfuhren, und es erst dann nicht bloß dem größeren Publikum, sondern sogar Manchen, mit denen er täglich umging, bekannt wurde, daß er überhaupt schriftstellerisch thätig gewesen war**).

Wenn die entwickelte Zurückhaltung den oben angeführten Gründen, nicht aber, wie es oft geschehen ist, seiner Verschlossenheit zuzuschreiben ist, so wollen wir damit nicht behaupten, daß ihm diese Eigenschaft überhaupt nicht beigelegt werden dürfe, vielmehr besaß er sie in einem nicht geringen Grade. Ist er aber auch schon von Natur dazu geneigt gewesen, so ist sie doch gewiß ganz vorzüglich durch seine Stellung als Haupt der Polizei in Königsberg entwickelt worden, und vielleicht hat auch seine Theilnahme an der Freimauerei dazu beigetragen. Er war schon frühe in die Verbindung getreten, und hatte sich ihr mit dem ganzen Feuer seiner jugend-

---

*) Brief vom 6. Juni 1777 in Hippels Werken XIV, 50.

**) Die Sache wurde erst durch die Schrift „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die „Ehe", der „Lebensläufe" u. s. w." (Königsb. 1797) von Barowski, bekannt.

lichen Phantasie hingegeben. „Für einen Mann von seiner Art" sagt Schlichtegroll*) „mußte die Freimauerei vieles Anziehende haben. Auch dort finden sich Wünsche und Bestrebungen, die Welt zu bessern, Vorurtheile zu bekriegen, Toleranz zu üben, ein idealisches Verhältniß zu schaffen und einige Freundschaften zu stiften; dieß alles verwebt mit religiösen Ideen, mit Rührungen und Belebungen des Gefühls — wie sollte Er gleichgültig geblieben sein bei dieser Erscheinung seines Zeitalters! — Daß er es nicht blieb, davon zeugen öffentlich die Reden, die er als Sprecher der Loge zu den drei Kronen, welches er viele Jahre hindurch war, hat drucken lassen, noch mehr seine Zeitgenossen und Mitbürger, und besonders diejenigen, die mit ihm in jener Verbindung waren. „Seine Ideen über die Freimauerei," fährt Schlichtegrell fort, „waren nicht immer dieselben, und er selbst gieng viele der Träume und Erwartungen durch, welche er den Helden in den „Kreuz- und Querzügen" gehen läßt. Offenbar fand sich eine reiche Quelle seiner Anhänglichkeit an den Orden in seinem Hange zur Schwärmerei und in den verwandten Gedanken, daß es doch wohl Menschen geben könne, die aus Eingebung mehr wüßten, als alle Künste und Wissenschaften lehren könnten. Mit dem Munde verläugnete er nun zwar diesen Glauben, in der That aber verschmähete er keine Gelegenheit, sich in einen neuen Grad aufnehmen zu lassen, und selbst wenn er die Nichtigkeit des Gesehenen und Gehörten merkte, ließ er sich doch nicht bewegen, förmlich Verzicht darauf zu thun. Warum soll ich die Fäden abschneiden? Mögen sie immer hängen bleiben; ein Fremder sieht sie nicht und mich hindern sie nicht; und wer kann mir die Unmöglichkeit einer besseren und festeren Anknüpfung in

*) Nekrolog 1797, I, 273 f.

der Folge beweisen? — Löste sich die Geschichte von selbst auf, so mochte er nicht weiter davon sprechen und erlaubte sich nie darüber zu spötteln.“ Doch wurde er später gleichgültiger gegen die Freimauerei und äußerte sich über dieselbe gegen einen seiner Verwandten, „daß er, sobald er das gehörige Alter erreicht, sich auch den Eintritt hinter diesen Vorhang verschaffen müsse, daß er aber schwerlich finden werde, was er suche“*). Bei seiner früheren leidenschaftlichen Theilnahme an der Freimauerei hatte er eine Sammlung von Notizen über die Geschichte derselben angelegt, die sehr reich und bedeutend gewesen sein muß, leider wurde sie bald nach seinem Tode von einem Freunde, der mit der Revision seines Nachlasses betraut war, ohne nähere Durchsicht dem Feuer überliefert.

Mit seiner mystischen Geistesrichtung hing es zusammen, daß er sich gerne mit dem Gedanken an den Tod beschäftigte, obgleich er auch hierin im Widerspruch mit seinem sonstigen Wesen, mit seiner Genußsucht und seinem Ehrgeiz stand. Schon als Knabe hatte die Beschäftigung mit Todesgedanken Reiz für ihn; so blieb er bei der Leiche seines todtgebornen Brüderchens die ganze Nacht allein, hielt ihm eine Standrede und schlief dann ruhig neben demselben ein. Die „Lebensläufe“ beschäftigen sich mit Vorliebe mit Betrachtungen über den Tod; im dritten Theile erscheint ein Graf, der einen eigenen Todtenpalast eingerichtet hatte, in welchen er alle diejenigen aufnahm, deren Tod er voraus sah oder vermuthete, und im vierten Bande schildert er das Lebensende seiner Mutter ausführlich, wie er schon im zweiten von Minchens letzten Tagen und Hinscheiden mit eben so großer Ausführlichkeit berichtet hatte. Daß er diese Todesgedanken je-

*) Leben, S. 282.

doch nicht blos am Schreibtisch hatte, bezeugt sein Landgut. Ein Theil desselben ahmte einen Kirchhof nach, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie," und in der Mitte dieses Todtenackers las man auf einem Stein:

„Hier ist alles Eines,
Herr und sein Knecht,
Großes und Kleines,
Adel und Schlecht.
Und so auch droben
Im Himmelreich:
Unten und oben
Ist alles gleich.
Glückliches Leben
Ohn Mein und Dein!
Lern, Wandrer, streben,
Deß werth zu seyn!"

An dem Anfange eines langen Ganges im Garten stand auf der Seite an einem Baume:

„Dieß Leben ist ein
Gang;
Er sei kurz oder
lang,
In beyden Fällen
Dank."

Und diesen Ort besuchte er täglich, ohne sich durch die schlechteste Witterung abhalten zu lassen, obgleich das Landgut ziemlich weit von der Stadt entfernt war.*)

Im vollsten Gegensatz mit seiner Neigung zur Einsamkeit und zum schwärmerischen Brüten stand wieder seine unvergleichliche Thätigkeit als Geschäftsmann. Wir können uns nicht versagen, das Bild mitzutheilen, das Schlichtegroll

*) Nekrolog 1797, I, 297 ff.

von seiner praktischen Thätigkeit giebt*). „Viele Jahre hindurch lebte und bewegte sich in dem volkreichen Königsberg fast Alles durch ihn. An der Spitze des Magistrats erregte er Bewunderung; es ist nur Eine Stimme darüber, daß er als Bürgermeister die Seele dieses Collegiums war, und demselben von Neuem Würde und Activität ertheilte. Er hielt auf's Strengste über Ordnung in den Sessionen, Vorträgen u. s. w., und jeder der Unterbeamten mußte sich unabläßig in seinem Geschäftskreise finden lassen; Fleiß, Ordnung und Genauigkeit waren Dinge, die er, sie selbst übend, keinem derselben erließ, und die er auch wirklich in alle Collegien brachte, denen er vorstand. Er war der Mann, der jedem Posten den er bekleidete, Ehre machte. Diese Kunst verstand er durchaus, und übersah auch die kleinsten Umstände nicht, die dazu dienen konnten, eine Stelle zu heben. So sind, außer der erwähnten Wiederbelebung des Magistrats, auch die Regenerationen des Stadtgerichts, des Commerz= und Admiralitäts=, des Welt= und Handlungsgerichts alles sein Werk, während daß seine gewöhnlichen Amtsgeschäfte ihren Gang rasch fortgingen. Er war mit seinen Tagesgeschäften am Abend eines jeden Tages so auf dem Reinen, daß er mehr als einmal zu seinen Freunden sagte: Sobald ich die Feder auf dem Rathhause niederlege, habe ich Alles verrichtet, ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen, ich bin mit Nichts rückständig. Und so verhielt es sich in der That. Die ganze Stadt, besonders die handeltreibende Klasse derselben, stand immer vor seinen Augen. Er ermunterte thätige Kaufleute, ehrte die weiter gekommenen sehr, und gab ihnen Ideen, wie sie zu ihrem

*) Ebend. S. 210 ff.

Vortheil die Stadt durch Gebäude verschönern konnten. Die Polizei war unter ihm in gehöriger Ordnung, denn er war ein durchgreifender Mann und von unablässiger Wachsamkeit. Seine Mitbürger sahen ihn, wenn Feuersgefahr entstand, beinahe immer zuerst auf dem Platze, stets bedachtsam mit Kälte und Ueberlegung Alles anordnend. —— Das Armenwesen, besonders die Abschaffung der leidigen Bettelei, machte er gleich vom ersten Tage seines Amtes an sich zur Pflicht und Freude."

Sehr oft verliert der Beamte in der praktischen Thätigkeit jedes ideale Streben, und zwar gewöhnlich um so mehr, je erfolgreicher seine Thätigkeit ist. An einen strengen, gesetzlichen Gang gewöhnt, im Bewußtsein, alle Mittel zu besitzen, durch welche er die Geschäfte zu einem guten Ende zu führen vermag, erschrickt er vor jeder Neuerung, vor jeder das Bestehende bedrohenden Idee, weil er durch deren Einführung den Halt und die Sicherheit zu verlieren fürchtet, der er vielfache glückliche Erfolge zu verdanken hatte. Nicht so Hippel. Ob er sich gleich in seinem Geschäftskreise streng an die gesetzlichen Bestimmungen hielt, verhehlte er sich dennoch nicht, daß diese gar Vieles zu wünschen übrig ließen, um einen wohlgeordneten Staat zu bilden, oder vielmehr einen Staat, durch welchen die Menschheit zu stets fortschreitender Entwickelung geleitet werden könnte. Er hat über diese wichtige Frage reiflich und lange nachgedacht, und ist zu Resultaten gelangt, die seinem Geiste und Scharfsinn wie seinem Herzen gleich zur Ehre gereichen. Er hat seine Ideen über die beste Staatsverfassung und Gesetzgebung in verschiedenen Schriften entwickelt, weshalb wir dieselben erst dann betrachten wollen, wenn wir von seinen Werken sprechen. Ehe wir aber zu denselben übergehen, müssen wir ein allgemeines Bild seines Charakters als Schriftsteller, sowie sei-

ner Darstellung und seines Styls geben, wobei wir vorzüglich seine Romane im Auge haben.

Man hat oft gesagt und wiederholt, daß Hippels schriftstellerischer Charakter mit seinem Leben und seinem Wesen im engsten Zusammenhange stehen, daß man den Menschen aus den Schriften und diese aus jenen erkennen und beurtheilen könne. Dies ist allerdings bis zu einem gewissen Grade richtig, aber nur im Ganzen und Allgemeinen; denn man würde nicht selten durchaus falsche Ergebnisse gewinnen, wenn man die Vergleichung bis ins Einzelne durchführen wollte. Hat ja sogar sein vertrauter Freund Hamann, wie wir gesehen haben, nicht glauben können, daß er, der Ehelose, das Werk über die Ehe geschrieben haben könne. Wie bei dem Menschen treten auch bei dem Schriftsteller die offenbarsten Gegensätze hervor. Scharfsinn neben reicher Phantasie, die bis zur Schwärmerei geht; heitere Laune und Humor neben düsterer Schwermuth; kalter praktischer Sinn neben idealem Schwung; klares logisches Denken neben den scheinbar willkürlichsten Sprüngen in der Gedankenfolge, so daß dem Leser oft aller Zusammenhang verschwindet und man denselben nur mit Mühe wieder gewinnen kann. Seine lebhafte Phantasie knüpfte leicht die fremdartigsten Gedanken an einander, indem sie die dazwischen liegenden Bindeglieder schnell überschaute, ohne bei ihnen zu verweilen oder sie nur anzudeuten. Er hatte, ob er gleich ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß besaß, sich schon früh angewöhnt, wie sein Geistesverwandter Jean Paul, Alles niederzuschreiben, was ihm bemerkenswerth schien. So fand man in seinem Nachlaß einen ganzen Stoß von Papieren mit den Ueberschriften „Tagesdenkzettel,“ „Glossen,“ „Note in Selbstgesprächen,“ „Vorsichs,“ „Worte“*) und dergleichen mehr, in wel-

*) Selbst diese Titel erinnern an Jean Paul.

chen er Alles aufgezeichnet hatte, was ihm beim Lesen oder in der Gesellschaft aufgefallen war, beinahe jeden guten Gedanken seiner Freunde, oft ganze ausführliche Gespräche. Wenn er sich nun bei der Abfassung seiner Werke an irgend einen Gedanken erinnerte, den er, um mit Jean Paul zu reden, „in seinem Excerptenbüchern mit Dinte festgemacht hatte,“ so nahm er diesen hervor und schrieb die betreffenden Stellen entweder einfach ab oder erweiterte sie nach Bedürfniß. Diese erinnerten ihn an andere mehr oder weniger verwandte Stellen, die er in ähnlicher Weise in seine Darstellung aufnahm. So konnte sich dieselbe in seinen didaktischen Schriften nicht in streng logischer Ordnung bewegen, und eben so wenig kann in seinen Romanen von künstlerischer Composition die Rede sein. Diese Eigenthümlichkeit fand dadurch Nahrung, daß er in Sterne einen Vorgänger und höchst bedeutendes Vorbild fand. Sterne war damals wie Shakespeare an der Tagesordnung. „Wie man den wilden Genius Shakespeare,“ schrieb im Jahre 1775 Irmler an Gebler, „jetzt auf dem Theater nachahmt und doch Originalgeist heißen will, so will jetzt jeder scherzen wie Sterne.“ Allein dieser bewies in seinen Dichtungen, so sehr sie von reichem Humor sprudelten, doch immer ein gewisses Maß; bei allen Sprüngen seiner Laune hielt er den Faden der Erzählung immer so fest, daß er nie verloren ging, er wußte von seinen humoristischen Ausflügen immer zur rechten Zeit zurückzukehren, weshalb seine Werke auch denen der deutschen Humoristen und so auch denen Hippels gegenüber einen sehr mäßigen Umfang haben. Sein „Tristram Shandy“ beträgt kaum ein Drittel der „Lebensläufe,“ und wie reich ist er doch an Thatsachen, an Gedanken, an Einfällen und humoristischen Ausflügen! Der deutsche Roman hat von jeher eine zu ausgesprochene didaktische Tendenz gehabt, einen

Fehler, dem selbst die größten Dichter nicht entgangen sind, dem selbst Göthe unterlegen ist, wodurch der künstlerische Gehalt, also gerade das, was den Roman wirklich zum Romane macht, zurückgedrängt oder ganz vermißt werden mußte. Daß dieses auch bei Hippel der Fall war, werden wir bei näherer Betrachtung seiner dahingehörigen Werke sehen. Es muß dies um so mehr bedauert werden, als er keine geringen Anlagen zur epischen Dichtung hatte. Dies ergiebt sich namentlich aus den Charakteren in seinen Romanen, die trotz der losen Haltung des Ganzen doch mit der größten Sicherheit und Wahrheit gezeichnet sind.

Auch sein Styl ist wie er selbst, voll Gegensätze und Widersprüche; seine Darstellung bewegt sich in fortwährender Schwankung zwischen peotischer und philosophischer Haltung. Seine poetischen Schilderungen schlagen zu häufig in philosophische Reflexionen um, seine philosophischen Betrachtungen kleiden sich zu oft in poetisches Gewand, wodurch dieselben an Klarheit verlieren, ja oft nebelhaft werden, ein Fehler, der Hamanns und selbst Herders Schriften nicht selten so unerquicklich macht, die jedenfalls nicht ohne Einfluß auf Hippel waren. Wie jenen drängen sich ihm fortwährend die seltsamsten bildlichen Ausdrücke und hochtönende Wörter auf, zu denen er übrigens schon in seiner Jugend unbesiegbare Neigung hatte. „Des Plinius Panegyricus," sagt er in seinem „Leben"*), gefiel mir nicht wegen seiner Schmeicheleien, sondern wegen seiner Einkleidung und seiner W o r t f e s t l i c h k e i t ausnehmend." Uebrigens fühlte er selbst diesen Mangel seiner Darstellung. „Mein Rock," schrieb er an seinen Freund Scheffner am Anfang Oktobers

*) Werke XII., S. 49.

1779 *), „den ich allen meinen Aufsätzen anpasse, ist vielleicht der größte Fehler, den ich habe. Wenn Sie, darauf Rücksicht zu nehmen, wichtig genug gefunden haben, werden Sie diese Peinlichkeit bis auf meine Briefe entdeckt haben."

Seine Sprache ist nicht immer correct; es kommen darin viele curländische Provinzialismen vor, die nicht nur in dialektischen Ausdrücken bestehen, wie Schlauben, Schäuer u. a. m., sondern selbst in grammatischen Eigenthümlichkeiten, wie er sich denn häufig beim Geschlecht der Substantiven gegen den hochdeutschen Sprachgebrauch verfehlt (z. B. der Band). Auch dies blieb schon ihm nicht unbemerkt: „So sprichst Du," sagt Herr von W. in den „Lebensläufen"**), „die curländisch deutsche, das ist eine Sprache, die man sogut wie die cursche undeutsch nennen könnte."

Bei der Betrachtung der Werke Hippels können wir dessen erste Schriften in schneller Uebersicht behandeln, da sie zum größten Theil jetzt unbekannt wären, wenn er keine andern verfaßt hätte. Es bieten dieselben auch meistentheils nur in so fern Interesse, als sie zur Charakteristik des bedeutenden Mannes beitragen. Als Schriftsteller trat er zuerst mit kleinen Gedichten auf, unter denen wir nur die „Rhapsodie" (1763) erwähnen, die er dichtete, als er nach Königsberg zurückgekehrt war, um sich dem Studium der Rechte zu widmen und er sich, wie wir uns erinnern, in der bedrängtesten Lage befand, die um so peinlicher für ihn war, als er von der leidenschaftlichsten Neigung zu einem reichen und vornehmen Mädchen erfüllt war. Er schildert darin seine Empfindungen in einer schwülstigen, in alle Uebertreibungen versinkenden Sprache, denen doch Wahrheit

*) Werke XIII, S. 160.
**) Ebend. II. S. 301.

nicht abzusprechen ist. Die Bewegung im Gebiete des Drama's, die damals ganz Deutschland durchzog, ergriff auch ihn; er schrieb zwei Lustspiele, „den Mann nach der Uhr" (1765) und „die ungewöhnlichen Nebenbuhler" (1768). Das erste, das zu seiner Zeit Beifall erhielt, wurde in Hamburg aufgeführt, als sich Lessing dort befand und seine Hamburgische Dramaturgie schrieb. Er widmete dem „Mann nach der Uhr" auch einige Worte, die, so kurz sie sind, doch eine ganz genügende Kritik des Stückes enthalten. „Es ist reich an drolligen Einfällen, sagt er; nur Schade, daß Jeder, sobald er den Titel hört, alle diese Einfälle voraussieht. National ist es auch genug, oder vielmehr provinzial. Und dieses könnte leicht das andere Extrem werden, in das unsere komischen Dichter verfielen, wenn sie wahre deutsche Sitten schildern wollten. Ich fürchte, daß Jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie viel mal im Jahre man da und dort grünen Kohl ißt?" Mit diesen Bemerkungen wollte freilich Lessing nicht blos die Schwäche des Hippelschen Stückes zeigen, er wollte nach seiner Weise die ganze Sippschaft der damaligen Lustspieldichter auf den Irrweg aufmersam machen, den sie betreten hatte. Das zweite Lustspiel liegt uns in einer zweiten Bearbeitung vor, denn die erste hatte Hippel in Folge der Bemerkungen Scheffners zum großen Theil umgegossen *); allein auch im neuen Gewande erhebt es sich nicht über die Mittelmäßigkeit, es steht ungefähr auf derselben Stufe, wie die Lustspiele der Gottschedianer, die es jedoch an dramatischer Lebendigkeit übertrifft. Aus anderen Briefen an seinen Freund Scheff-

*) Brief an Scheffner ohne Datum. Werke XIII. 36 f.

ner ersehen wir*), daß er noch andere Stücke theils verfaßt („Sobald derselbe kommt," „der Complimentist," „Villefort und Amelie," ein Trauerspiel) theils im Plane hatte, nach deren Ausführung er zehn Jahre ruhen wolle, wo er dann „im andern Tone" aufzutreten hoffte. Es sind weder die vollendeten Stücke gedruckt, noch die angefangenen vollendet worden, auch hat er sich später nur vorübergehend mit Plänen zu dramatischen Arbeiten beschäftigt, was wir gewiß nicht zu bedauern haben, da er seiner ganzen Natur nach nicht zum dramatischen Dichter geboren war.

Die „Freimaurerreden," die er in demselben Jahre (1768) drucken ließ, enthalten eben Nichts, wie alle bekannten Reden dieser Art, was nicht auch ein Nichtfreimaurer sagen könnte; wir enthalten uns daher billig, in dieselben näher einzugehen. Die „Geistlichen Lieder" (Berl. 1772) schickte er vor dem Drucke an Gellert; als er sie herausgab, widmete er sie Klopstock. In diesen Liedern, zweiunddreißig an der Zahl, erhebt er sich nicht über die gewöhnlichen dogmatischen Darstellungen seiner Zeit; auch fehlt er nicht selten gegen die Sprache und das Mechanische der Poesie. Von der Kraft der Sprache, die in seinen prosaischen Schriften herrscht, finden sich in den Liedern nur wenige Spuren. Doch ist in ihnen eine tiefe Wahrheit der Empfindung und echt frommes Gefühl nicht zu verkennen. Hippel behielt stets eine große Vorliebe für diese Dichtungen, die er fortwährend besserte und denen er noch mehrere beifügte, die erst in seinen sämmtlichen Werken veröffentlicht wurden.**)

---

*) Brief vom 7. September 1768 und 5. Juli 1769. Werke XIII., 53 ff. 79.

**) Bd. VII., S. 297 ff., wo die frühern Lieder nach der spätern Umarbeitung abgedruckt sind.

Mit der Schrift „Ueber die Ehe" (Berl. 1774) beginnt die zweite und bedeutendste Periode in Hippels schriftstellerischer Thätigkeit, seine bisherigen Arbeiten waren ihm gleichsam nur äußerlich aufgedrungen; wenn er nämlich darin auch seine Empfindungen, seine Gedanken darstellt, so that er es doch in einer Form, die ihm überliefert war. In der Schrift „Ueber die Ehe" fand er zuerst die seinem Wesen entspechende Darstellungsart, die ihm gestattete, den ganzen Reichthum seiner Gedanken zu entfalten, seiner regsamen Phantasie in allen Richtungen zu folgen. Das Buch erhielt dadurch ein so eigenthümliches Gepräge, es fesselte sowohl durch die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Gedanken, als durch die lebhafte, oft hinreißende Darstellung so sehr, daß es sogleich das größte Aufsehen erregte, während seine frühern Schriften kaum vorübergehenden Erfolg gehabt hatten. Ueber die Haltung der Schrift spricht er sich selbst in dem „Beschluß" aus. „Der Reim und die Ehe" heißt es daselbst, paaren Dinge, die sonst nimmermehr zusammenkommeu würden; so sind auch in meinem Buche Scherz und Ernst verwebt, und wenn sich am Hochzeitsfeste, als am ersten Heiligentage des Ehestandes, „das harte Wort": Was Gott zusammenfügt, soll kein Mensch scheiden, der priesterliche Segen, das Lied: Nun danket alle Gott! und dann ein Englischer, Polnischer, Französischer oder Deutscher Tanz mit einander vertragen; so habe ich geglaubt, es würde auch in meiner Schrift ohne Schwierigkeit abgehen, wenn die Scherung Ernst und der Einschlag Scherz wäre."*) Obgleich das Ganze in Kapitel mit bestimmten Ueberschriften zerfällt**), so

*) Werke V., 291.

**) I. Klagen über die Vorurtheile beim Heirathen. Traum zur Abhelfung. II. Der Endzweck der Ehe. III. Warum die Ehen heilig genannt werden. IV. Ueber die Treue in der Ehe. V. Ueber

darf man doch keine logisch fortschreitende Darstellung der einzelnen durch die Ueberschriften bezeichneten Gegenstände erwarten; der Verfasser überläßt sich vielmehr ganz der Laune seiner Phantasie, wenn ich mich so ausdrücken darf, indem er bei dem Einen Gedanken nur schnell und andeutend vorübergeht, bei dem andern länger verweilt, ihn nach allen Seiten hin untersucht, ihn erweitert, auch oft durch andere mehr oder weniger nahe liegende unterbricht. Man könnte die Schrift mehr eine Sammlung der mannigfaltigsten Bemerkungen über die Ehe nennen, die oft neu, immer fein, geistreich, oft witzig, auch wohl seltsam sind. Er hat den Gegenstand keineswegs nach allen seinen Seiten behandelt, aber er wollte es auch nicht; ihm lag nur daran, einige der wichtigsten Punkte hervorzuheben, die er in den Kapitelüberschriften bezeichnet hat. Ja er hat sich sogar, was er zwar nicht ausdrücklich sagt, was sich aber auf den ersten Blick erkennen läßt, enge Grenzen gezogen, indem er nicht die Ehe im Allgemeinen, sondern nur mit Rücksicht auf die höhern Stände, und da sogar selbst nur bei den Norddeutschen behandelt. Daß er trotz diesen engen Grenzen doch gar Manches sagt und ausführt, was allgemeine Geltung hat, braucht kaum erwähnt zu werden, und dieß sind ohne Zweifel die vorzüglichsten Stellen des Buchs.

Hippel erscheint in seiner Schrift als ein Vorläufer der Emancipationsapostel unsrer Tage; er will der Frau nicht bloß in der Familie, sondern auch im Staate eine freiere, selbstständigere Stellung eingeräumt wissen, weil er darin das einzige Mittel sieht, sie geistig und moralisch zu fördern.

---

die Herrschaft in der Ehe. VI. Zum Besten der Jünglinge. VII. Für die Mädchen. VIII. Die Wittwer und die Wittwen. IX. Beschluß.

Dieß will er zunächst dadurch erreichen, daß die Ehewerbung nicht mehr einseitig vom Manne ausgehen solle, daß auch das Mädchen das nämliche Recht haben solle. Da dieß an sich nicht so wesentlich ist, gehen wir nicht näher darauf ein, sondern wollen sogleich anführen, was er über die Herrschaft in der Ehe sagt, wobei wir sogleich bemerken, daß er in der dritten Auflage die Ansicht aufgiebt, die er in den beiden ersten verfochten hatte. In diesen hatte er behauptet, das Regiment komme den Männern zu, die Natur selbst habe die Weiber für regierungsunfähig erklärt u. s. w. In der dritten und vierten Auflage dagegen will er, daß die Herrschaft getheilt werde, daß der Mann herrschen, die Frau regieren solle. — Die Schrift enthält zudem vortreffliche Bemerkungen über Ehelosigkeit, eheliche Treue und Erziehung, die alle im lebhaftesten, geistreichsten Tone und mit der liebenswürdigsten Laune vorgetragen sind. Freilich sind die Einfälle und der Witz nicht immer edel, die Anspielungen sind öfters dunkel oder gezwungen, aber es sind dies eben Flecken, welche bei der humoristischen Auffassungs- und Darstellungsweise, wie es scheint, schwer zu vermeiden, da sie sich auch bei dem größeren Jean Paul vorfinden.

Weit aus das bedeutendste Werk Hippels sind die „Lebensläufe in aufsteigender Linie. Nebst Beilagen. A. B. C. (3 Theile in 4 Bänden. Berl. 1778—1781); sie sind sowohl an sich, als in Bezug auf den Verfasser wichtig, weil sie in der That eine idealistische Darstellung seines Lebens und Wesens enthalten. Als Roman betrachtet, haben sie nur sehr untergeordneten Werth, da das epische Element nur im Anfang — man kann nicht einmal sagen, vorherrscht, sondern wenigstens nicht ganz zurücktritt, während es je länger je mehr verschwindet. Es ist dies um so lebhafter zu bedauern, da Hippel auch bei dem von ihm einge-

schlagenen unkünstlerischen Weg eine große Kraft der Charakterzeichnung in den Schilderungen der Zustände an den Tag legt und einzelne Episoden ohne Uebertreibung meisterhaft genannt werden können. Der Gang der einfachen Geschichte ist folgender. Der erste Theil berichtet die Jugendgeschichte des Helden, der sie selbst erzählt, bis zu seinem Abgang auf die Universität. Der Schauplatz ist Curland, die handelnden Personen sind aber Deutsche, da der Adel und die Städter ja von deutschen Einwanderern und Eroberern abstammen. Der Vater, ein Charakter von seltsamer Mischung, ist der Pastor des Ortes, die Mutter, eine fromme, thätige Frau, ist stolz auf ihr geistliches Blut, da ihre Vorältern seit vielen Generationen Geistliche waren, ja selbst die höchsten Kirchenstellen in Curland bekleidet hatten. Mit großer Ausführlichkeit wird die Erziehung des Helden, sein Thun und Treiben berichtet. Besonders glücklich ist die Erzählung seines Soldatenspiels mit der Dorfjugend, wo er die Geschichte Alexanders des Großen nach dem Curtius, den er mit seinen Vater liest, wiederholt. Er selbst ist Alexander, ein kleines Mädchen repräsentirt die persische Königin, ihr Bruder Benjamin ist Darius. Vortrefflich ist das Entstehen der kindlichen Liebe zwischen Minchen und dem Helden gezeichnet; der liebenswürdige und edle Charakter derselben mit Meisterhand geschildert. Dies tritt besonders im zweiten Theil hervor, wo das traurige Schicksal und Ende Minchens erzählt wird. Ihr Vater, ein sogenannter curischer Literatus, ein armselig Mittelding zwischen Edelmann und Bauer, dabei zugleich Organist, Töpfer und Dorfschneider, ist ein elender Wicht, der zu hochmüthig ist, zu arbeiten, und sein Leben dadurch fristet, daß er sich von den benachbarten Edelleuten zum Spaßmacher, aber auch zu den gemeinsten Diensten gebrauchen läßt. Nach dem

Tode seiner Frau, einer durchaus trefflichen Persönlichkeit, verliert er allen Halt und alle Schaam, so daß er sich sogar verleiten läßt, seine Tochter einem jungen Wüstlinge zu verhandeln, was sie zum Entschlusse bringt, aus dem väterlichen Hause zu fliehen. Sie findet einen Zufluchtsort bei einem redlichen Landgeistlichen in Preußen. Der Gram über die Schändlichkeit ihres Vaters und die mit ihrer Flucht verbundenen Anstrengungen und Entbehrungen warfen sie bald auf das Krankenlager; schon dem Tode nahe, wird sie von einer aus Königsberg abgesandten Commission überfallen, welche sie auf Verlangen der curischen Regierung an diese ausliefern sollte. Der junge Edelmann, dem sie von ihrem Vater verkauft worden war, hatte nämlich mit Bewilligung desselben vorgegeben, sie sei eine entlaufene Leibeigne. Der Tod erlöste sie von dieser letzten Schmach. Ihr Liebhaber, der vorher schon nach Königberg gezogen war, um daselbst zu studiren, erfährt das Schicksal der Unglücklichen, er eilt in das Dorf, wo sie Unterkunft gefunden hatte, trifft sie aber nicht mehr beim Leben an.

Diese trefflich erzählte Geschichte macht aber nur einen kleinen Theil des Bandes aus; vor und nach derselben sind zahlreiche große Abschnitte, welche mit den Begebenheiten entweder in gar keiner oder nur in sehr loser Verbindung stehen, und in welchen der Verfasser, was auch schon im ersten Theile der Fall war, in Form von Gesprächen oder Betrachtungen seine Ansichten über Lebensverhältnisse, Philosophie, Religion u. s. w. in zwar lebhafter und geistreicher, aber oft zu breiter Darstellung entwickelt. Der Abschnitt, in welchem er sich über die Philosophie verbreitet, ist so ganz aus Kants Vorlesungen, die er früher besucht hatte, wahrscheinlich auch aus den Gesprächen, die er mit dem großen Philosophen geführt hatte, hervorgegangen, daß Manche die feste Ueberzeu-

gung hatten, dieser sei der Verfasser der „Lebensläufe"; und in der That hatte Hippel wirklich die Absicht, das System Kants auf diesem Wege zu popularisiren.

Die folgenden Theile sind noch viel ärmer an Begebenheiten als die zwei ersten, aber auch diese zeugen, daß Hippel großes episches Talent hatte, was nicht bezweifelt werden könnte, wenn er nur die Gestalt des Grafen geschaffen hätte, der sich nur mit Sterbenden umgiebt und dessen Leben eine unausgesetzte Vorbereitung auf den Tod ist. Es ist dies eine der interessantesten Figuren, die in den „Lebensläufen" vorkommt, und zugleich eine, die in Anlage und Durchführung wie keine andere die Geistesverwandtschaft Hippels mit dem jüngeren Jean Paul beurkundet.

Den „Lebensläufen" folgte im Jahre 1790: „Zimmermann I. und Friedrich II. Von Johann Heinrich Friedrich Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover, in ritterlicher Assistenz eines leipziger Magisters. London, gedruckt in der Einsamkeit," eine beissende Satyre auf den Leibarzt Zimmermann, der sich in seiner Schrift über Friedrich II. in seiner ganzen Eitelkeit gezeigt hatte, die allerdings eine scharfe Züchtigung verdiente.

Die „Handzeichnungen nach der Natur," welche in dem nämlichen Jahre erschienen, fanden die widersprechendste Aufnahme. Einige waren davon begeistert, so Friedrich Leopold von Stolberg, der sich sogar gedrungen fühlte, dem Verfasser seinen Dank für diese Gabe öffentlich auszusprechen; Andere fanden die „Handzeichnungen" abgeschmackt und läppisch. Allerdings sind sie so ganz Ergüsse einer subjektiven Seelenstimmung, daß man sich vollständig in dieselben versetzen muß, um wirklich Freude und Genuß an den kleinen Aufsätzen zu haben; es verhält sich mit ihnen wie mit gewissen Bildern, die nur von einem bestimmten Stand-

punkt aus angesehen, eine gute Wirkung machen. Alle gehen von der Ansicht aus — und auch hierin ist Herders Einfluß nicht zu verkennen — daß Alles in der Natur lebt und empfindet, daß in jeder Naturerscheinung eine Idee gleichsam verkörpert ist. *) So rufen diese Erscheinungen, die der Verfasser nach einander betrachtet, Brunnen, Bach, Fluß, Bohnen, Linden, das Kornfeld, der Regen, die Bachstelze, der Hänfling, die Rose u. s. w., in ihm bald diesen, bald jenen Gedanken über Leben, Welt, Familie, Erziehung, besonders aber über sein Lieblingsthema, den Tod, die er oft in naiver, meist aber empfindsamer, ja selbst schwärmerischer Darstellung ausspricht. Einige dieser kleinen Aufsätze sind idyllenartig, und es sind dies wohl die besten der ganzen Sammlung, welche jedenfalls beurkundet, daß Hippel einen lebendigen Sinn für die Natur hatte, deren Herrlichkeit er sogar in den scheinbar unbedeutendsten Erscheinungen erkannte. Die „Handzeichnungen", wir müssen dies noch nachtragen, waren die Frucht seiner täglichen Spaziergänge auf die Hufen, so hieß nämlich sein Landgut.

Die Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" (Berl. 1792) ist eine weitere Ausführung und Begründung der Fragen „Ueber die Ehe," obgleich der Verfasser in der Einleitung sich stellt, als ob er mit denselben Nichts gemein habe **), wie denn in der That auch

*) In diesem Sinne heißt es in den Kreuz- und Querzügen: „die Federn und Pelze der Thiere enthalten Buchstaben, die man lesen kann, wie gedruckte Schriften. Auch auf Blumen, Kräutern und Gewächsen ist göttliche Handschrift. In diesem Sinne hat Gott selbst geschrieben und ist wirklich Schriftsteller." Werke IX, S. 226 f.

**) „Das Buch über die Ehe, dieser belobte und betadelte Ehe-Katechismus, mit dem ich es weder halten noch verderben mag." (Werke VI, S. 12.)

Niemand merkte, daß beide Werke aus der gleichen Feder stammten, während doch Inhalt, Darstellung und Haltung deutlich genug darauf hinweisen. Was Hippel in dem Buch „Ueber die Ehe" angedeutet hatte, wird hier mit allem ihm zu Gebote stehenden Scharfsinn, aber zugleich auch in der launig-ernsthaften, in Witzen und Einfällen übersprudelnden Weise ausgeführt. Er sucht zu beweisen, daß man den Frauen alle Rechte der Männer im Staate einräumen sollte, da sie wenigstens ebenso fähig seien als jene, in den verschiedensten Beschäftigungen und Berufsarten Großes zu leisten. Die meisten Uebel in der Welt, behauptet er, rühren daher, daß die Weiber unterdrückt seien, und es würde Alles gewonnen, wenn sie aus dem Sklavenstande erlöst würden, in den sie die Tyrannei und Herrschsucht der Männer gebracht hätten. Wie in allen seinen Schriften, finden sich auch in dieser viele paradoxe Behauptungen, ja man darf wohl sogar sagen, daß er manchen ganz unrichtigen und unpraktischen Satz aufstellt; aber auch darin ist er geistreich und bedeutend, ja vielleicht gerade in solchen Stellen am meisten.*)

Hippels zweiter Roman „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Von dem Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie." (Berl. 1793—1794. 2 Bde.) ist ohne Zweifel dem allgemeinen Gedanken nach, eine Nachbildung

---

*) Hippel hatte diese Schrift für eine neue Auflage umgearbeitet; da von der ersten jedoch noch eine große Anzahl von Exemplaren vorräthig waren, konnte sich die Verlagshandlung nicht entschließen, eine neue Auflage zu veranstalten, dagegen ließ sie die erheblichen Zusätze und Verbesserungen der neuen Bearbeitung unter dem Titel „Nachlaß über weibliche Bildung" (Berl. 1180) abdrucken. Wenn in diesem der Gegenstand auch nur hier und da von einer neuen Seite aufgefaßt ist, werden einzelne Punkte doch schärfer und bestimmter behandelt, weshalb dieser „Nachlaß" als unentbehrliche Zugabe zur früheren Schrift erscheint.

des Don Quixote, wie denn der Verfasser, um keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen gleich folgendermaßen beginnt: „Der Name meines Helden ist kurz und gut A B C bis X Y Z, des heiligen römischen Reiches Freiherr von, in, auf, nach, durch und zu Rosenthal, Ritter vieler Orden trauriger und fröhlicher Gestalt, von der Ceder auf Libanon bis Ysop, der an der Wand wächst, wie Don Quixote nach der Ritterschaft, so dort der Held des Romans nach den Geheimnissen der Freimaurer und anderer mysteriösen Orden, bis er zuletzt, wie Don Quixote, zur Erkenntniß gelangt, daß er nach einem Scheinbilde gehascht habe.“ Liegt aber im allgemeinen Gedanken eine große Familienähnlichkeit zwischen dem Meisterwerke des spanischen und dem Roman des deutschen Dichters, so kann dagegen Nichts ungleicher sein als die Ausführung. Während sich der spanische Roman bei unübertrefflicher Composition in klarem epischem Fortschreiten entwickelt und jedes Gespräch, jede Reflexion als nothwendiger Theil der erzählten Begebenheit erscheint, ist im deutschen Roman, wie in den „Lebensläufen,“ ja noch mehr als in diesen, das epische Element von der Reflexion so ganz überwuchert, daß es Mühe kostet, desselben habhaft zu werden. Durch die Willkür, mit welcher Reflexionen, Betrachtungen, Predigten, Reden, Einfälle aller Art nicht blos beiläufig angebracht, sondern mit der größten Ausführlichkeit behandet werden, als ob sie das Wesentlichste im Buche wären, wird dasselbe so formlos, daß es die größte Geduld erfordert, sich durchzuarbeiten, obgleich die Abschweifungen, die einander drängen, immer geistreich gedacht und ausgeführt sind. Die „Kreuz- und Querzüge“ gehören zu den in der deutschen Literatur nicht seltenen Werken, die man eben nicht ununterbrochen lesen darf, sondern nur in Zwischenräumen lesen muß, um wirklichen Genuß zu haben. Der Roman ist in der Form und in der Darstellung voll der

seltsamsten Abenteuerlichkeiten, worunter gleich die auffällt, daß er nicht in Bücher und Kapitel, sondern wie ein wissenschaftliches Lehrgebäude in Paragraphen zerfällt, deren Ueberschriften beinahe ohne Ausnahme ebenso seltsam und abenteuerlich sind, z. B. „Auch nahm sich der Bruder seiner nicht weiter an, da das Gerede schon lange ging, der Baron würde lange nicht mehr in

§. 108

wo denn?

bleiben — das ist die Frage, erwiederte der Ritter, als

§. 109

drei

Männer zu Roß auf unsere Reisende stießen."

Es ist schwer, den Gang der Geschichte zu berichten, so einfach sie im Ganzen ist, da jede erzählte Begebenheit auf die willkürlichste Weise durch Betrachtungen unterbrochen wird, die mit der Begebenheit selbst in keinem oder nur sehr losem Zusammenhange stehen. Der Faden wird jeden Augenblick nicht unterbrochen, sondern zerrissen, und der Verfasser überläßt es dem Leser, ihn wieder zusammenzuknüpfen. In Kurzem läuft der Roman auf Folgendes hinaus: Er beginnt mit der Vorgeschichte der Familie des Helden, verweilt längere Zeit bei der Geschichte des Vaters, weil dieser durch seine Eigenthümlichkeiten und den Weg, den er bei der Erziehung des Helden einschlägt, den Grund zu dessen mystischer Richtung legt, die überall Geheimnißvolles sieht und in dasselbe zu dringen strebt. Der Vater ist ein Freiherr aus uraltem Geschlechte, ein Johanniterritter, der trotz seines Adelsstolzes sich wegen seiner ökonomischen Verhältnisse entschließen muß, eine Bürgerliche, die Tochter eines reichen „Wechselherrn" zu heirathen; da er jedoch ein edler Mensch ist, lebt er mit seiner vortrefflichen Frau äußerst glücklich,

wenn er auch nicht umhin kann, bei jeder Gelegenheit zu bemerken, daß sein Stammbaum durch seine Heirath einen argen Flecken bekommen habe. Am meisten bedauert er, daß sein Sohn nicht auch Johanniterritter werden könne, weil er von mütterlicher Seite nicht die erforderlichen sechszehn Ahnen habe. Um ihn einigermaßen dafür zu entschädigen, stiftet er eine Art Orden, durch welchen er die Phantasie des Sohnes in fortgesetzter Aufregung erhält; später wird derselbe in einen zweiten Orden, den der Verschwiegenheit, aufgenommen und ihm auferlegt, auf Reisen zu gehen, um die Loge zum hohen Licht, und zugleich aber auch die unbekannte Geliebte Sophie aufzusuchen. Es wird ihm als Begleiter ein junger Bauer, Michael, bestimmt, worin wir wieder eine Aehnlichkeit mit Don Quixote erkennen, was der Verfasser selbst verräth, indem er bei Schilderung von Michaels Charakter und Wesen sagt: „Er gehörte indeß auf keine Weise zu der berühmten Schildknappensippschaft komischen Andenkens, bekannt seit und durch ihren Ahnherrn Sancho Pansa, weiland berühmten Stallmeister des weiland berühmteren Junkers Don Quixote von Mancha.*)“ Vor der Reise starb jedoch der Vater und der Sohn verlor in ihm seinen getreuen Rathgeber. Nun beginnen die abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge des Ritters zur Erforschung der geheimen Weisheit, in denen ihm jedesmal eine bedeutende Entdeckung versprochen wird, die zwar immer in ein Nichts zerfließt, doch immer auch eine geheimnißvolle Andeutung enthält, die ihn zu weiterem Forschen antreibt. Endlich sieht er ein, daß die geheimen Verbindungen zwar Vieles gewähren, aber nicht das, was man in ihnen gewöhnlich sucht; dieses beruhigte ihn, und da er mit dieser Lösung der Räthel, die ihn von Grad zu Grad,

*) Werke Bd. IX. S. 10.

von Orden zu Orden gezogen hatten, zugleich seine Sophie fand, kehrte er in das heimatliche Schloß zurück, wo er in voller Gemüthsruhe und glücklicher Zufriedenheit mit der liebenswürdigen Gattin seine Tage beschließt.

In beinahe allen den bis jetzt berührten Schriften hat Hippel auch seine Ansichten über Verfassung, Gesetzgebung und andere Verhältnisse des Staatslebens bald blos angedeutet, bald auch weitläufiger entwickelt; namentlich ist dies in den Lebensläufen der Fall; in größerer Ausführlichkeit besprach er einzelne Punkte in zwei Gelegenheitsschriften, „Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen" (Berl. 1792) und „Nachricht, die von K*sche Untersuchung betreffend. Ein Beitrag über Verbrechen und Strafen" (Königsb. 1792); eine vollständige Behandlung des Gegenstandes wollte er in einen größeren Werke geben, das aus drei Bänden bestehen sollte, von denen aber nur der erste vollendet wurde. Es ist dieser im Jahre 1804 von seinem Freunde Scheffner unter dem Titel: Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl" herausgegeben worden. Hippel geht darin von der Idee aus, daß Verfassung und Gesetzgebung eines Staats auf den Grundsätzen der reinen christlichen Religion beruhen sollte, daß eine Verfassung, je entschiedener sie auf diesen Grundsätzen aufgebaut sei, um desto sicherer ihren höchsten Zweck, die Vervollkommnung der Menschheit, erreiche. Er stellt daher als erste Bedingungen einer guten Gesetzgebung auf, „daß sie der göttlichen oder natürlichen nachahmen müsse, und daß ihr eine weltbürgliche Absicht zum Grunde liegen müsse." Wir erkennen schon aus dem Ausdruck „weltbürgerliche Absicht," daß Hippel auch hier Kantische Ideen verarbeitet hat, aber wenn solche auch dem Ganzen zum Grunde liegen, so ist die Ausführung doch unbestritten Hippels vollständiges Eigenthum, was schon

aus dem praktischen Blick und den juristischen Kenntnissen zu ersehen ist, die das Werk über die blose Speculation hinausführen, wie er denn selbst sagt, daß seine „Theorie eine abstrahirte Praxis sei.*) Hippel hat schon in den „Lebensläufen" republikanische Grundsätze ausgesprochen, er hatte dieselben theils seinem Lehrer und Freund Kant, vorzüglich gewiß seiner scharfen Beobachtung des Lebens in den monarichischen Staaten zu verdanken. Wenn Viele durch die blutige Entwickelung der französischen Revolution ihren frühern Ansichten untreu wurden, so war dies weder bei Kant, noch bei Hippel der Fall. Kant veröffentlichte im Jahre 1795 sein treffliches Büchlein: „Zum ewigen Frieden," in welchem er geradezu behauptet, daß die bürgerliche Verfassung in jedem Staate republikanisch sein solle;**) die Schrift Hippels fällt in ihrer ersten Anlage zwar in das Jahr 1786, hat aber ihre Vollendung ohne Zweifel erst in seinen letzten Lebensjahren erhalten. Obgleich unvollendet***), ist das uns überlieferte Fragment doch höchst lesenswerth und verdient die Beherzigung auch unserer Zeit. Wir theilen, da eine ausführlichere Uebersicht des Inhaltes zu weit führen würde, nur einige Stellen daraus mit, um unsere Leser anzuregen, sich mit der Schrift selbst bekannt zu machen.

„Monarchien sind für schwache, unmündige Menschen, für Kinder die bequemsten. Kein Wunder, wenn sich uncivilisirte Menschen hier am besten befinden. Sie wollen gemüthlich

---

*) Werke Bd. XI. S. 72.

**) Kants Werke Bd. 00. S. 000.

***) Es ist sehr zu bedauern, daß Hippel nicht wenigstens den zweiten Band bearbeitet hat, in welchem er „von der rechten Zeit Gesetze zu geben" behandeln und die inhaltschwere Frage beantworten wollte: „Können und sollen Juristen Gesetze geben?" (S. Scheffner's Vorrede Bd. XI. S. 63.)

und des Denkens überhoben, nächstdem aber nicht auf sich und auf die Ehre der Menschheit, zu der sie kein Zutrauen haben, sondern auf einen Monarchen, und zwar nicht auf seinen Verstand und Willen, sondern auf sein Aeußerliches stolz sein." — „Die Monarchie war die erste Regierungsform und sollte es auch, wie in vieler Rücksicht, so auch darum sein, weil es die faßlichte ist." — „Außerdem ist in der Monarchie mehr Gleichheit in den Augen des Unerfahrnen als in der Aristokratie und selbst in der Demokratie. Es ist nur Einer von Allen unterschieden. Dieser Umstand sticht dem gemeinen Mann die Augen aus, und die Philister sind über dem Simson!" — „Wenn gleich die monarchische Regierung nach der jetzigen Lage der Dinge und Menschen sicher die beste ist, (wenn der Fürst nämlich das ist, was er sein kann und sein soll), so ist diese Regierung dennoch nur die Schule, um den Menschen weiter zu bringen. Die zweite Stufe ist die Aristokratie." — „Die dritte und letzte Stufe ist die Demokratie, wo jeder Bürger werth ist, Fürst zu sein und wo er noch mehr ist als Fürst, indem er nur den Namen nicht führet, und doch alle Eigenschaften des besten Fürsten besitzet." — „Wenn es gleich im demokratischen Staate rathsam ist, das Volk in die öffentlichen Geschäfte zu ziehen, indem es durch Fleiß und Uebung geschickt gemacht, in der Geschicklichkeit erhalten werden muß, das zu sein, was es von Gottes Gnaden ist, so scheint es doch ebenso rathsam zu sein, daß es nicht ohne Ursache bemüht und so zu sagen, immer angestrengt wird, fast um den dritten Tag auf die Wache des Verstandes und der Ueberlegung zu ziehen." — „Zu Volkswahlen kann man übrigens ein unendlich größeres Zutrauen als zu der Wahl des Monarchen haben. Das Volk hört und sieht eigenen mit Ohren und Augen und schöpft seine Beurtheilung aus der Quelle. Es weiß Verdienste so zu erkennen,

als es den Heuchler zu entlarven und zu vernichten weiß, und fast möchte ich behaupten, daß nie eine üble Wahl auf seine Rechnung gehöre, und daß, wenn es gefehlt, dieser Fehler daher entstanden ist, weil es sich durch das Irrlicht und die Vorspiegelungen der Reichen oder Ehrsüchtigen hat mißleiten lassen.“ — „Es ist ein altes Staatsstrategem, das Volk dem Volke fürchterlich vorzustellen, damit es vor seinem eigenen Schatten fliehe; es geflissentlich in Ausschweifungen zu stürzen, damit der Weise, der es leiten könnte wie die Wasserbäche, nur sich vor ihm verschließe, und ihm höchstens ein Buch widmen, anstatt daß ein Wort zu seiner Zeit Alles was groß und edel ist, bewirken würde. Menschen, lernet an Menschen glauben, und ihr werdet euch nicht betrogen finden!“ *)

*) Werke Bd. XI. S. 176—187.

Johann Jakob Wilhelm Heinse.

Johann Jakob Wilhelm Heinse wurde am 15. Februar *) 1749 zu Langenwiesen, einem bei Ilmenau gelegenen Flecken, geboren, wo sein Vater Gemeindeschreiber und Organist, wahrscheinlich später Bürgermeister und Landschaftsdeputirter war. Von seinem früheren Leben ist wenig bekannt, und dies Wenige, das er selbst in einem Brief an Gleim vom 18. Nov. 1770 berichtet **), wird kaum buchstäblich zu nehmen sein, da es in einem Tone geschrieben ist, in welchem man humoristische Uebertreibung nicht verkennen kann, die auch sehr erklärlich ist, da es sich in diesem Briefe darum handelte, den guten alten Gleim um Unterstützung anzusprechen. „Nun

*) Neue Literarhistoriker geben den 16. Februar als Heinses Geburtstag an; allein dem widerspricht eine bestimmte Aeußerung desselben. In einem Brief an Gleim vom 15. Februar 1776 lautet nämlich der Schluß „Geschrieben an dem Tage, da ich unbegreifliches Ding zuerst die Strahlen des Lichts in dieser räthselhaften unbegreiflichen Welt erblickte.“ S. Briefe zwischen Gleim und Heinse und J. v. Müller. (Zür. 1806) Bd. I. S. 100.

**) Ebend. Bd. I. S. 3 ff.



wurde ich aufgezogen," heißt es daselbst, „das ist verdolmetschet: man gab mir täglich etlichemal zu essen und zu trinken, kleidete meinen Leib und brachte meiner Seele die Lehre von den Gespenstern, Hexen und dem leidigen Satan mit sehr vielem Fleiß in Geschichtchen nach löblicher Gewohnheit bei. Nach dieser Grundlage mußte ich einige Sprüche aus dem Katechismus Luthers und Schreiben und Rechnen lernen. Kurz, man war so sehr als möglich darauf bedacht, den Gedanken alle Wege, in meinen Kopf zu schlüpfen, abzuschneiden." Aus den nachfolgenden Andeutungen in demselben Briefe ergiebt sich, daß er den größten Theil dieser Zeit herumzog und sich mit Vorliebe in den benachbarten Wäldern aufhielt, was seinen Vater endlich bestimmte, ihm einen regelmäßigeren Unterricht geben zu lassen. Er war etwa 14 Jahr alt, als er einem „schwarzröckigen Candidaten" anvertraut wurde, der ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Dieser hieß Schreyer und wohnte im nahen Flecken Gehren, wo er sich durch Privatunterricht ernährte. Der junge Heinse mußte ohne Zweifel alle Tage nach Gehren zu seinem Lehrer wandern, so daß er hierdurch Gelegenheit erhielt, nach wie vor sich in den Wäldern herumzutummeln. Um diese Zeit, berichtet er weiter, „fiel mir der Hoffmannswaldau in die Hände, und weil ich nach Art meiner Verfahren beständig in Wäldern lag, so verleitete er und die Gegend mich dazu, Jagdlieder zu machen." Außerdem veranlaßte ihn wohl auch sein musikalisches Talent, sich in sangbaren Dichtungen zu versuchen. Daß er dieses nämlich schon damals entwickelte und übte, darf man wohl ohne nähere Beglaubigung voraussetzen, da ihn sein Vater, welcher, wie oben erwährt, Organist war, ohne Zweifel in Musik unterrichtete, und auch sein mütterlicher Oheim, welcher Stabstrompeter in holländischen Diensten war, und von

Zeit zu Zeit die Heimat besuchte, ja sich im Jahre 1763 daselbst gänzlich niederließ, wird nicht ohne belebenden Einfluß auf seine musikalische Ausbildung gewesen sein.

Bald darauf (die Zeit läßt sich nicht genau bestimmen) kam Heinse nach Schleusingen, wo er die öffentliche Schule besuchte, von welcher er kein sehr vortheilhaftes Bild entwirft. „Nun kam ich auf eine Schule,“ fährt er im erwähnten Briefe fort, „wo weder Wissenschaften, Künste, Weisheit, noch Religion, sondern weiter nichts als — Theologie gelehrt wurde.“ Dies konnte einem so lebhaften Geiste nicht auf die Länge behagen, er verließ Schleusingen sobald als möglich und bezog eine andere Schule. Wo diese war, sagt er nicht, auch meldet er Nichts von seinen dortigen Studien, sondern berichtet nur, daß er an diesem Orte eine vertraute Bekanntschaft mit zwei liebenswürdigen Mädchen schloß, in deren Umgange er die zwei schönsten Jahre seiner Jugend — „vielleicht meines ganzen Lebens“ fügt er hinzu — verlebte. Von dort kam er nach vollendetem 18. Jahre nach Jena, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Seinen dortigen Aufenthalt nennt er die bitterste Periode seines Lebens und Jena „einen Ort, wo jeder Professor und Magister an Gottes Statt zu sitzen glaubt.“ — „Ich mußte,“ sagt er, „daselbst Musen und Grazien, Cythere und Amor und Bacchus und alle entzückenden Götter der griechischen Dichter aus meiner Phantasie bannen. Man jagte par force Galgen und Tod, spanische Stiefeln, Mantel und Kragen und demnach und dieweil V. R. W. hinein.“ Die nach damaliger Weise trocken vorgetragene Rechtswissenschaft mußte freilich dem für Kunst und Natur begeisterten Jüngling bald widrig erscheinen, und es mußte sich auch in Folge dessen in ihm ein Kampf zwischen Nothwendigkeit und Pflicht einerseits und der leidenschaftlichen Neigung zur Poesie andererseits entspinnen, der es vollkom-

men erklärt, warum er seinen dortigen Aufenthalt die bitterste Periode seines Lebens nennt. Wie lange er in Jena blieb, ist unbekannt; von dort begab er sich nach Erfurt, wo Wieland Professor der Philosophie war.*) Dieser erkannte das Talent des Jünglings und würdigte ihn seines näheren Umgangs. Heinse fühlte sich dadurch um so glücklicher, als er in Wieland schon vorher den Meister kennen gelernt hatte, der unter allen deutschen Dichtern seiner eigenen Natur am nächsten stand. Heinse erhielt damals wenig oder gar keine Unterstützung mehr aus der Heimath, so daß er mit der größten Noth zu kämpfen hatte. „Ich habe," schreibt er in dem angeführten Brief an Gleim, „in diesen betrübten Zeiten — den wahrhaftigen Vorläufern des Lavaterischen tausendjährigen Reichs — nicht was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, nicht — wohin ich mein Haupt legen könnte. Ich speise und tränke oft Zunge und Magen mit — — Phantasie, und dieses habe ich schon so oft gethan, daß Zunge und Magen einen merklichen Ekel vor dieser Speise haben, so wie die Kinder Israel in der Wüste vor dem Manna hatten." Wieland empfahl ihn dem Wohlthäter aller armen Dichter und Gelehrten, indem er ihm „Dialoge und Sinngedichte" übersandte, welche Heinse verfaßt hatte, damit er ihm einen Verleger oder irgend eine Unterkunft verschaffe. „Ich hoffe wenigstens dadurch so viel zu erhalten," schrieb Heinse, „daß man mir zutraut, daß ich durch den Unterricht eines Kindes wenigstens eine schwarze spartanische Suppe und ein Kämmerlein verdiene, wo ich meinen Leib, und folglich auch meine

*) Zwar nennt Heinse Erfurt die Stadt der Kuffbohnen, Rettige und Schöpse; nichts desto weniger war damals an der Universität ein reges wissenschaftliches Leben, das der treffliche Coadjunctor Freiherr von Dahlberg, der nachmalige Fürst Primas, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern suchte.

Seele, wider Winter noch Sommer beschützen könne." Gleim, der immer glücklich war, wenn er einem bedrängten Talent zu Hülfe kommen konnte, schickte ihm „einige Goldstücke, die er gerade missen konnte, abschläglich auf das von dem Buchhändler zu hoffen habende Trinkgeld, oder zum Anlehn bis Heinse reich geworden sei, oder wie er selber wolle."*) Die Goldstücke reichten natürlich nicht gar lange und Heinse sah sich bald wieder in der vorigen Noth; seine Hoffnung, durch Gleim oder Wieland irgend eine Stelle als Hofmeister zu erhalten, ging nicht in Erfüllung, und so sah er sich gezwungen, den Antrag eines preußischen Hauptmanns anzunehmen, der ihm, falls er ihn auf seiner Reise durch Deutschland begleiten wollte, zwei Louisd'or monatlich nebst Reisekosten versprach, wofür Heinse ihm einige Schriften verfertigen sollte, zu denen er ihm den Inhalt angeben würde. Gleim schickte ihm Geld und Kleidungsstücke, damit er die Reise anständig antreten könne. Eine Aussicht, die sich ihm unterdessen eröffnet hatte, Erzieher des jüngsten Bruders der beiden Jacobi zu werden, ging nicht in Erfüllung, und so mußte er sich entschließen, dem Hauptmann nachzureisen, der nicht hatte auf ihn warten können. In Frankfurt, wo er mit ihm wieder zusammentraf, erfuhr er Näheres von dessen Verhältnissen. Derselbe, schrieb Heinse an Gleim**), aus Halle gebürtig, war in seinem Knabenalter Barbierer und wurde Soldat; und da er zum Soldatenwesen viel Genie hatte, schwang er sich hinauf bis zur Generaladjutantenstelle beim Salomo***); damals nannte er sich von Günther. Er wurde gefangen, und wie er nach zwei Jahren wieder loskam, war er nicht

*) Brief vom 29. December 1770. Ebend. S. 14.
**) Brief vom 14. October 1771. S. Briefe 2c. I., 46.
***) D. h. Friedrich II.

mit den Stellen zufrieden, welche ihm der König geben wollte; er forderte seinen Abschied, weil er hoffte, unter dem Grafen von Schmettau in die Dienste der Republik Venedig zu treten; vermittelst Lessing erhielt er ihn, als aber Schmettau nicht von Venedig angenommen wurde, so nahm er dänische Dienste. Jetzt ist er Generalreiseinspector bei der dänischen Zahlen-Lotterie. Er und seine Freunde wollen, wie ich sehe und höre, ein eignes Lotto anlegen, und vermuthlich werde ich ihnen Pläne dazu und andere Schriften, die das Lotto betreffen, aufschreiben sollen."

Heinse fühlte sich bald unbehaglich bei diesen Männern, die ihn unter anderm überreden wollten, Pasquille auf den berüchtigten Götz und auf die christliche Religion zu machen. Eine Reise, die er mit dem Hauptmann an den Rhein machte, war für ihn entzückend und schmerzlich. Er verlebte glückliche Stunden in heiteren Kreisen, (er lernte unter Andern Sophie de la Roche, Wielands Freundin, kennen) „aber," schrieb er an seinen väterlichen Freund, „geweint habe ich auch über unsere erbärmlichen Staatsverfassungen, da ich schöne Mädchen und Jünglinge und rechtschaffene Hausväter mit Thränen, von den Sorgen der Nahrung und Schulden gequält, Trauben lesen sah; — kein Liedchen von Gleim, Kleist, Utz oder Hagedorn wurde gesungen — da ich erfuhr, wie die dümmsten Vorurtheile die Bewohner der schönsten Gegenden so unglückselig machten, daß sie keine Freuden in dieser Spanne von Leben mehr genießen wollten" *).

Nach einem zweiten Aufenthalt in Frankfurt kam er mit dem Hauptmann nach Nürnberg und Erlangen; aber die Umstände desselben hatten sich unterdessen sehr verändert; er hatte seine Stelle verloren (aus welchen Gründen ver-

*) Brief vom 29. Januar 1772. Ebend. I., 54.

schweigt Heinse) und mußte sehr kümmerlich leben. Nun sollte Heinse helfen, Bücher schreiben und übersetzen, aus deren Erlös dann beide leben könnten. So hatte Heinse schon die „Begebenheiten des Enkolp aus dem Petronius" übersetzen müssen und der Hauptmann wollte überhaupt nur solche Bücher übersetzt wissen, welche durch ihren schlüpfrigen Inhalt Buchhändler und Publikum locken konnten. So sehr auch Heinse von Natur zur Darstellung des Sinnlichen gedrängt war, so ekelte ihn doch die gemeine Weise des Hauptmanns an und er brach ganz mit ihm. Ob ihn nun gleich die Noth wieder mit aller Macht bestürmte, verlor er doch den Muth nicht. „Dieses war in der kleinen Anzahl meiner Lebenstage immer die Hauptquelle meiner Glückseligkeit," schrieb er an Gleim*), „daß mir die Natur einen Geist gegeben, welcher Uebel erdulden kann, unter welchen andere Geister in der Sphäre des armseligen Pöbels herabsinken müßten, und ich hoffe, daß er in Zukunft dieses glückliche Talent nicht vergessen werde."

Es drängte ihn aus Erlangen fort, fort in die weite Welt; er wollte nach Wien, nach Padua, wo er wohlfeil zu leben und das Nothdürftigste verdienen zu können hoffte, aber Gleim rieth ab; er entschloß sich daher, in die Heimat zurückzureisen, wozu ihm Gleim die nöthigen Geldmittel übersandte. Dort fand er jedoch die gehoffte Ruhe nicht. Langenwiesen war einige Tage vor seiner Ankunft abgebrannt. „Das Haus meines Vaters" schrieb er an Gleim**), „mit allem, was darinnen war, sammt den schönen Bäumen in seinem Garten, das Haus meiner Schwester, eines gutherzigen Mädchens, und noch einige meiner Verwandten sind gänzlich von

*) Brief vom 10. Juli 1770. Ebend. I., 26.
**) Brief vom 7. August 1772. Ebend. I., 97 f.

der Flamme verzehrt worden. Nichts hat mein Vater gerettet, als sein Clavier und einige von seinen liebsten Büchern." Der entsetzliche Mangel, der im Flecken herrschte, zerschnitt ihm das Herz, um so mehr, da die Behörde Nichts zu dessen Abhülfe that. „Die Regierung vom Thüringer Walde," fuhr er fort, „beschäftigt sich nur damit, dessen Wildpret zu erlegen und alte und neue Abgaben von den brodlosen Einwohnern zu erpressen." Heinse vertheilte die wenigen Goldstücke, die er von seinem Reisegeld erspart hatte, unter die Abgebrannten, und that überhaupt das Seinige, um ihr Unglück zu mildern. „Am Feierabende," berichtet er in dem oben angeführten Briefe, „setze ich mich zu ihnen und erzähle allerlei Geschichtchen aus der alten und neuen Welt, und dann müssen sie ihre Geigen und Flöten holen und sich die Grillen und den — Hunger verspielen."

Sobald Gleim dieses Unglück erfuhr, schickte er Geld für den Vater und lud den Sohn ein, sogleich zu ihm nach Halberstadt zu kommen, weil er Hoffnung habe, ihn als Hauslehrer unterzubringen; doch verlangte er, daß Heinse unter fremdem Namen komme, um zu sehen, ob er dem Edelmanne, dem er ihn empfehlen wolle, gefalle. Heinse reiste im September 1772 ab und nahm in Halberstadt den Namen Rost an. Zwar findet sich in keinem Briefe bestimmt ausgesprochen, daß er die Hauslehrerstelle erhielt, doch geht aus späteren Briefen hervor, daß er dieselbe antrat und auch eine Zeit lang versah. Sein Aufenthalt in Halberstadt gewährte ihm glückliche Tage; er kam durch Gleim mit allen den jungen Männern zusammen, die jener um sich versammelt hatte, unter welchen er sich vorzüglich an Klamer Eberhard Schmidt anschloß; auch lernte er manche andere bedeutende Männer kennen, die den „Vater Gleim" von Zeit zu Zeit besuchten. Durch den Umgang mit diesen zum Theil bedeutenden Per-

sönlichkeiten und mit den gebildeten Frauen und Mädchen schliff er die rauheren Seiten seines Benehmens ab und erwarb sich größere Menschenkenntniß. Dabei war er, von Gleim fortwährend in Anspruch genommen, sehr thätig, der von ihm bald Uebersetzungen aus alten und neueren Dichtern, bald Gelegenheitsgedichte, bald Kritiken seiner eigenen Gedichte verlangte, die er in schlaflosen Nächten verfaßte. Diese Uebungen wurden dadurch für ihn sehr fruchtbar, daß er seine Darstellungsgabe immer mehr entwickelte und die Sprache immer mehr beherrschen lernte. Großen Fleiß verwendete er namentlich auf die poetische Uebersetzung der Sonette und Canzonen Petrarca's, anwelcher er mit Schmidt gemeinsam arbeitete. Vor Allem aber nahm ihn die „Laidion" in Anspruch, die er in dieser Zeit vollendete. Mit Schmidt wie mit Gleim unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, als er seinen Zögling auf einige Zeit nach Quedlinburg begleiten mußte, wo er sich wenig behaglich fühlte, da ihm der anregende Umgang fehlte, den er in Halberstadt in so reichem Maße gefunden hatte. Und doch fühlte er, daß er noch großer Anregung bedürfe. Daher nahm er den Antrag Jacobi's gern an, der ihn an der Herausgabe einer neuen Zeitschrift (Iris) betheiligen wollte, welche er in Düsseldorf herauszugeben im Sinne hatte. Beide entfernten sich aus Halberstadt, während Gleim in Geschäften abwesend war, weil sie mit Recht befürchteten, daß jener sich wenigstens der Entfernung Heinse's widersetzen würde, den er wirklich lieb gewonnen hatte und dessen feuriger Geist sein kälteres Wesen belebte. Heinse kündigte seinem Wohlthäter in einem gefühlvollen Briefe seinen Entschluß und seine bevorstehende Abreise an; der gute Gleim war davon schmerzlich berührt. „Ich bin es gewohnt, mein lieber Freund," schrieb er ihm aus Magdeburg, „von meinen Freunden gemordet zu werden." Und

er konnte sich so wenig mit dem Gedanken vertraut machen, ihn vermissen zu müssen, daß er ihm, als er nach Halberstadt zurückgekehrt war, zwei Briefe unmittelbar nach einander schrieb, in denen er seinen Schmerz auf rührende Weise aussprach; den zweiten schloß er mit einer Stelle aus Heinse's „Laidion": „Meine Blicke suchten meinen Freund, aber sie fanden ihn nicht." Und er fügte hinzu: „Diese Stelle, beßter Heinse, soll keiner Ihrer Leser fühlen, wie sie gefühlt hat Ihr Vater Gleim." *) Uebrigens machte ihm der treffliche Mann keine Vorwürfe, er schob alle Schuld auf Jacobi; auch mochte er wohl fühlen, daß Heinse nothwendig in neue Verhältnisse kommen, daß dessen feuriger Geist kräftigere Nahrung haben müsse, als er sie in Halberstadt finden konnte, wenn sein Talent reifen und einen höhern Schwung nehmen solle. Auch hatte ihm Heinse in seinem Abschiedsbriefe den wahren Grund seines Entschlusses mitgetheilt: „Ich sehe bis jetzt keinen andern Weg nach Rom und Neapel und dem Aetna als über Düsseldorf." **) Schon lange stand sein Sinn nach dem gelobten Lande der Kunst, denn er fühlte es tief, daß sein eigenthümliches Talent nur dort zur vollsten Entwickelung kommen könne. Und Düsseldorf war allerdings in doppelter Beziehung der Weg, der ihn dahin führen konnte. Denn erstens durfte er hoffen, durch seine rege Theilnahme an der „Iris" und mit des wohlhabenden Jacobi's Beihülfe so viel zusammenbringen, daß ihm Reise und Aufenthalt möglich wurde, und dann bot ihm Düsseldorf mit seiner ausgezeichneten Galerie die beste Gelegenheit, seinen Geschmack und Kunstsinn auszubilden, überhaupt diejenigen Studien

*) Briefe an Gleim u. s. w. I, S. 160.
**) Ebend. S. 153.

zu machen, die ihn in den Stand setzen würden, die größeren Schätze Italiens mit Genuß und Erfolg anzuschauen.

Auf der Reise, die er in Briefen an Gleim*) und Schmidt**) beschreibt, kam er in Braunschweig mit Zachariä, Lessing, Ebert, Arnold Schmidt und Eschenburg zusammen, über welche er sich leider nicht weiter ausspricht; seine Bemerkungen über das Leben in Hannover und Celle sind voll Witz und Humor. Die Freunde kamen am 13. Mai 1774 in Düsseldorf an, wo sie rüstig an die Arbeit für die Iris gingen, welche freilich fast ganz auf Heinse fiel, der dafür jährlich 300 Thaler erhielt. Kleine Ausflüge in die schönen Rheingegenden wirkten wohlthätig auf das für jede Naturschönheit empfängliche Gemüth Heinse's; aufmunternd und belebend war sein Zusammentreffen mit Göthe, Lavater und Andern. „Lavater," schrieb er an seinen Freund Schmidt, „ist mit aller seiner Schwärmerei ein liebenswürdiger Mann; das unschuldige Lächeln um seine Lippen ist verführerisch und sein ganzes Gesicht ist ein Ausdruck von Dem, was er glaubt. Der erste Auftritt, wo ich ihn sah, muß von einer Meisterhand gezeichnet werden, und die hab' ich nicht, und meine wenigen Kräfte dazu anzuwenden, hab' ich jetzt keine Zeit. Es ist die einzige Scene ihrer Art, die vielleicht noch an keinem andern Orte der Welt Ihresgleichen gehabt hat. Denket Euch indessen uns: Göthe (den wilden Verfasser von Götter, Helden und Wieland), Heinse (den Verfasser des Petron und der Laidion), Lavater, den Aufseher darüber; nach diesen den größten Pietisten unserer Gegend, Hasencamp, dann den Doctor Jung (Stilling), der die Asineide im Merkur gemacht hat, auch einen Pietisten; dann Deschen=

*) Briefe an Gleim u. s. w. I, S. 160 ff.
**) Zeitgen. a. a. O. S. 69 ff.

macher, auch einen berühmten Pietisten, und meinen Fritz Jacobi und einen Maler, Göthe's Freund, und sechs Damen und Herren, auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Göthen Klopstock's Messias gegen Hasencamp vertheidigen und Herder's Urkunde, und höret ihn mich loben, und seht ihn dann Lavatern zärtlich küssen, und sehet die Gesichter voll Verwunderung und Erstaunen darob, und sehet uns alle friedlich zusammen ein Glas Wein trinken und unserer Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren, und Lavatern schon eine Betstunde halten sehen und Abschied von ihm nehmen. Alles dies geschah zu Elberfeld. Göthe, Fritz Jacobi und ich ritten dann nach Düsseldorf und Göthe blieb zwei Tage bei uns."*) Ueber Göthe schrieb Heinse an Gleim**): „Göthe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo."***)

Seine Arbeiten für die „Iris" und den „Deutschen Merkur" von Wieland, an welchem er damals ebenfalls Theil nahm, ließen ihm noch manchen freien Augenblick übrig, den

---

*) Brief an Schmidt vom 13. Oct. 1774. S. Zeitgenossen a. a. O. S. 75 f.

**) Brief vom 13. September 1773. S. Briefe an Gleim S. 196 f.

***) Jung-Stilling berichtet ebenfalls von dieser merkwürdigen Zusammenkunft; über Heinse spricht er sich in folgenden Worten aus: „Heinse, der sich durch schöne Schriften berühmt gemacht hat, war ein kleines, junges, rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft und Undurchdringlichkeit, die Alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte."

er meist zum Besuch der Düsseldorfer Galerie verwendete, in welcher seine Kunstliebe vollen Genuß fand. Welche reiche Frucht er aus seinem fortgesetzten Studium der dort vereinigten Kunstwerke gewann, bezeugen seine Briefe an Gleim, in denen er allgemeine Ideen über die Kunst und deren Mittel entwickelt, denen er meisterhafte Schilderungen einzelner bedeutender Gemälde folgen ließ.*) Je tiefer er aber in die Geheimnisse der Kunst eindrang, desto lebendiger und unbezwinglicher wurde das Gefühl, daß er nach Italien reisen müsse. Dieser Gedanke beschäftigte und quälte ihn die letzten Jahre seines Aufenthalts in Düsseldorf. „Ich bin zu allem andern", schrieb er an Gleim**), „außer Natur und Kunst verdorben. Meine Tage fließen dahin im verzehrenden Feuer: die goldenen Stunden des Lebens, wo ich zu schaffen, und zu genießen und zu schaffen vermöchte.***) Das kann ich nicht nach Herzenslust, ohne dem Schönsten, ohne der besten Natur und Kunst am Busen zu liegen und gelegen zu haben, Mark und Bein voll ewiger Seligkeit und ewiger Wonne. Ein unwiderstehlicher Zug reißt mich fort in die Thäler und Höhen der Schweiz, unter die Schatten der Griechen zu Florenz und Rom, und weiter hin nach dem schönen Sicilien.†)" Von Tag zu Tag wurden ihm die

*) Briefe an Gleim I, S. 238 ff.

**) Brief vom Juli 1778. Ebend. I, S. 382 f.

***) So heißt es wörtlich.

†) In einem Briefe vom 21. Januar 1781 an Fr. Jacobi schrieb er von Venedig: „In meinem Herzen ist fest beschlossen und gewiß, wenn nicht eine Seuche oder Schicksal meine Jugend vorher mordet, daß ich nach Griechenland und Kleinasien reise. Ich bin so überzeugt, als von meiner Existenz, daß man weder italienische Musik, noch Poesie, noch Malerei vollkommen oder richtig verstehen und genießen kann, ohne in Italien gelebt zu haben, und eben so ist es mit griechischer Kunst. Die alten Helden und Schö-

Arbeiten für die Iris und andere Zeitschriften widerlicher, weil er wohl fühlte, daß sie seine besten Kräfte verzehrten, ohne daß er doch darin seine ganze Kraft und sein ganzes Talent hätte anwenden können. Gleim suchte ihn von der italienischen Reise abzuhalten; er hoffte, ihm die Stelle des Galerieinspectors in Potsdam verschaffen zu können; allein Heinse ließ sich auch durch eine so lockende Aussicht nicht von seinem Entschluß abbringen. „Wenn mich Ihr großer Friedrich will nach Italien reisen lassen"*), schrieb er an seinen alten Freund, „damit ich die großen Meisterwerke der großen Künstler selbst mit Augen sehe, dann will ich sein Galerieinspector werden, und noch ganz etwas anders. Ohne dies aber kann ich es mir selbst nicht mit genug Ehre sein. Was wirklich in mir ist, macht mich erst allein stolz und glücklich, und wenn mir's eine Hölle voll Teufel ableugnete; und kein Ruf, kein Titel, kein Rang. Das kostete Ihrem großen Friedrich nur ein Geh hin! und ich hoffe zum Apoll und den Musen, er sagte es nicht umsonst."

Doch konnte er nicht sobald abreisen, als er hoffte und wünschte; theils wollte er seine Uebersetzung des „Rasenden Roland" von Ariosto vollenden, die ihn doch länger in Anspruch nahm, als er Anfangs geglaubt hatte; theils fehlte es ihm an Geldmitteln, denn obgleich Vater Gleim von Zeit zu Zeit seine mildthätige Hand öffnete, so konnte er ihm doch nicht so viel geben, daß er die Reise hätte damit bestreiten können, auch war er längere Zeit krank gewesen. Endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und er verließ Düsseldorf im Frühling des Jahres 1780. Er machte die Reise meist

---

nen und Künstler und Weisen sind gestorben, aber die Natur lebt noch." (Briefe zwischen Gleim rc. 2, S. 135 f.

*) Brief an Gleim vom 30. December 1777. S. Briefe an Gleim u. s. w. 1, S. 371 f.

zu Fuß, zog, öfters Umwege machend, den Rhein hinauf, von Mainz über Frankfurt, Heidelberg und Mannheim, dann mit der Post nach Straßburg, von da wieder zu Fuß durch die Schweiz, die er nach beinahe allen Richtungen durchstreifte. Seine Reiseberichte, die fast ausschließlich an Friedrich Jacobi gerichtet sind (denn es scheint, daß ihm dieser das nöthige Reisegeld gab), sind vortrefflich geschrieben und von der feurigsten Begeisterung für die Naturschönheiten erfüllt, die ihm die Rheingegenden und die Schweiz darboten; aber es sind auch die Mittheilungen über Galerien, Bibliotheken, Theater, über Landschaften und Städte, über ganze Völker und einzelne hervorragende Persönlichkeiten, deren er eine große Zahl kennen lernte oder wiedersah, sehr bedeutend und von großem Interesse; so kam er unter Andern mit Göthe's Schwager Schlosser, Pfeffel, Lavater, Geßner und Bodmer zusammen. Nach einem längeren Aufenthalt in Genf wanderte er über Lyon und Avignon nach Marseille, wo er sich nach Genua einschiffte. In Venedig, wohin er sich von Genua über Parma, Mantua und Verona begab, hielt er sich mehrere Monate auf, zum Theil um die Uebersetzung des „Befreiten Jerusalems“ von Tasso zu machen, für die er auf der Reise einen Verleger gefunden hatte. Im Juli 1781 war er in Florenz, wo er in dem Grafen von Hohenwart, dem Erzieher der jungen Großherzoge, den gefälligsten Mann fand. Durch denselben stand ihm nicht allein die Galerie mit allen ihren Schätzen und die Bibliothek zu seinem Gebrauch offen, sondern auch die Cabinetsbibliothek des Großherzogs. Gewöhnlich speiste er bei Hohenwart und der Großherzog schickte „den feuerreichsten Nektar aus Toscana und die köstlichen Früchte.“ Nachdem er Toscana in der Kreuz und Quer durchzogen, langte er im September in Rom an. Dort traf er den Dichter und Maler Müller an, der ihm mit der größ-

ten Gefälligkeit entgegenkam und ihm für seine Studien sehr nützlich wurde. Auch wurde er mit Klinger bekannt, der damals mit dem Großfürsten von Rußland dort war. Den Antrag desselben, ihn zum Bibliothekar des Großfürsten zu machen, nahm er nicht an. „Ich will lieber", schrieb er an Jacobi, „weiß es der Himmel, auf einer Insel des Archipalagus bei einem Türken kleine Kinder tragen und wiegen, als in Petersburg acht Monate lang ohne alles Grün und drei Monate und fünfzehn Tage kaltes März- und Novemberwetter um mich herum haben; und dann, wer in das Haus eines Despoten geht, bleibt ein Sklave, ob er gleich frei hinein kann, und weit vom Hofe, weit von der Hölle!"*) Im Juli 1782 reiste er nach Neapel, wo er sechs Wochen blieb; sein heißer Wunsch, auch Sicilien zu durchwandern, konnte nicht in Erfüllung gehen, da ihm die Geldmittel dazu fehlten. Er kehrte daher nach Rom zurück, wo er noch bis im Sommer des Jahres 1783 verweilte, fortwährend mit dem Studium der Kunst und der italienischen Literatur beschäftigt, die ihm auch in ihren neueren Erscheinungen weit mehr darbot, als er mit seiner in Deutschland genährten vorgefaßten Meinung erwartet hatte. Auch die Rückreise nach Deutschland machte er meist zu Fuß; diese Art zu reisen, oder bei Alter und Schwachheit zu Pferde, hielt er allein für angemessen und wahren Genuß bringend. Im Wagen, sagte er, sei es ein abenteuerliches Stubensitzen und eine folternde wandernde Modequälerei, wobei man von den abwechselnden Schönheiten der Natur gar keinen Genuß habe, höchstens Alles nur im Schwindel, lediglich von einer Seite, mit Klappen an den Augen wie die scheuen Mähren behängt, ansehe. Auch hatte

---

*) Brief vom 16. Mai 1783. S. Briefe zwischen Gleim &c. 2, S. 357.

die körperliche Anstrengung nur glückliche Folgen: sein Puls hatte unter dem südlichen Himmel noch schneller schlagen gelernt und die Nerven seiner Füße waren unermüdlich wie Stahlfedern geworden, sowie denn seine Gesundheit die blühendste war und weder die Abwechselung des Klimas, noch die Veränderung der Lebensart, überhaupt Nichts einen störenden Einfluß auf seinen Körper ausübte.

Von seiner Rückreise hat er Nichts berichtet; wir wissen nur, daß er Ende 1783 oder in den ersten Tagen 1784 wieder in Düsseldorf war. Da sich ihm jedoch keine Aussicht auf eine sichere Stellung zeigte, dachte er schon daran, wieder nach Rom zu ziehen. Bald darauf machte er mit einem Grafen, den er nicht nennt, eine Reise nach Holland. Die Bemühungen desselben, so wie seines Freundes Friedrich Jacobi, ihm in Düsseldorf eine Stelle als churfürstlicher Bibliothekar zu verschaffen, blieben ohne Erfolg, und so schrieb er an Gleim: „Mich reut es, so viel mir Haare auf dem Kopfe stehen, daß ich Rom verließ; ich sehe in Deutschland kein Heil vor mir." *) Leider sind die Mittheilungen nach seiner Heimkehr sehr dürftig, er schreibt kaum des Jahres einmal an Gleim und dann nur sehr kurze Briefe, die über sein Leben und Treiben wenig Aufklärung gewähren, so daß man zwar erfährt, daß er fleißig arbeitete, nicht aber worin seine Arbeiten bestanden. Ja man erfährt nicht aus seinen Mittheilungen, sondern aus einem Briefe Johannes von Müller's an Gleim, daß er, wahrscheinlich gegen das Ende des Jahres 1787, nach Mainz kam**). Vermuthlich war er durch denselben, der seit 1786 churfürstlicher Bibliothekar daselbst war, und ohne

---

*) Brief vom 15. März 1785. S. Briefe zwischen Gleim rc. 2, S. 531.

**) Brief vom 3. Januar 1788. Ebend. 2, S. 555.

Zweifel durch Gleim's Vermittelung dem Churfürsten empfohlen worden, der ihm die Stelle eines Lectors gab. Als Müller in einen anderen Wirkungskreis trat, folgte ihm Heinse als Bibliothekar; auch erhielt er bald darauf den Titel Hofrath. Von den Revolutionsstürmen berichtet er beinahe Nichts; es findet sich nur eine einzige kurze Andeutung in einem Briefe an Gleim, der den lang unterbrochenen Briefwechsel zuerst wieder aufgenommen hatte. „Forster, der Weltumsegler," schreibt er, „hat sich wieder nach Stürmen gesehnt, und ist von der Revolution verschlungen worden. Sein Staatsschiff war kein englisches Kriegschiff, sondern eine in der Eile elend zusammengeflickte Barke; und sein Custine kein Cook. Ich bin mit dem Churfürsten nicht nach Aschaffenburg, weil ich hier die Bibliothek wieder in Ordnung bringe, die glücklicher Weise größtentheils ist gerettet worden. Die Zeit der Mainzer Freiheitsfarce war ich in Düsseldorf und den Sommer auf dem Lande bei Aachen. Gesund bin ich immer gewesen, und die Lust regt sich mächtig in mir, bei Gelegenheit bald wieder eine neue große Reise zu beginnen."*) Noch in demselben Jahre mußte er selbst nach Aschaffenburg flüchten, wohin er auch die Bibliothek rettete; von dort aus machte er im Sommer 1796 eine Reise durch Hessen und Westphalen. Sein letzter Brief an Gleim ist vom October 1799; und es ist von ihm nichts weiter bekannt, als daß er dort am 22. Juni 1803 starb, 4 Monate nach dem Tode seines großmüthigen Wohlthäters Gleim.

So wenig Bestimmtes uns über Heinse's Bildungsgang mitgetheilt worden ist, so läßt sich doch aus einzelnen Andeutungen, noch mehr aber aus seinen Briefen und seinen Schriften der Schluß ziehen, daß er viele und zum Theil sehr

*) Brief vom 22. März 1794. Ebend. 2, S. 576.

gründliche Kenntnisse besaß; so war er nicht bloß mit der lateinischen und griechischen Sprache vertraut, er kannte auch mehrere neuere Sprachen, insbesondere die italienische, die er sich schon vor seiner Reise nach Italien in hohem Maße angeeignet haben mußte, da er ausdrücklich in seinem ersten Briefe aus Venedig an Fr. Jacobi bemerkt, daß er von Genua bis Venedig alle Mundarten ohne Mühe verstanden habe.*) Auch war er mit den Literaturen der Alten und der Neuern vertraut. Daß er musikalisch war, ist schon oben bemerkt worden; aus einem Briefe an Klamer Schmidt ergiebt sich, daß er schon in Halberstadt nicht bloß ein gewandter Klavierspieler war, sondern auch eine gründliche Kenntniß namentlich der italienischen Musik besaß.**) Früh schon hatte er sich, wie wir oben gesehen haben, in eignen Dichtungen versucht; es scheint, daß er sich auch nachher fortwährend in poetischen Darstellungen übte, da er ja sich durch „Sinngedichte," und „Dialogen" bei Wieland und später bei Gleim einführte. Die „Sinngedichte," welche bald darauf in Halberstadt gedruckt wurden, sind übrigens wenig bemerkenswerth, und sie konnten nur zu einer Zeit gefallen, die an dergleichen Spielereien Wohlgefallen, und wo schon ein einigermaßen witziger Gedanke Beifall fand, wenn er in fließenden Reimen dargestellt war.***) Ob die „Dialogen" dieselben sind, welche J. F. K. Arnold unter dem Titel „Musikalische Dialogen, oder philosophische Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünstler über den Kunstgeschmack in der Musik. Ein Nachlaß von Heine" (Leipzig 1805) herausge-

---

*) Brief vom 22. Nov. 1780. Briefe zwischen Gleim ꝛc. 2.

**) Zeitgen. a. a. O. S. 70.

***) Sie sind im zehnten Bande von Heinse's sämmtlichen Schriften. Herausgegeben von H. Laube. Leipzig 1838, 10 Bde., wieder abgedruckt.

geben wurden, können wir nicht bestimmen, da uns diese nicht zu Gebote stehen. Laube scheint sie für untergeschoben zu halten, da er sie nicht in die Gesammtausgabe von Heinse's Schriften aufnahm; dagegen sind wir geneigt, sie für echt zu halten, da die Handschrift aus Gleim's Nachlaß stammte, und daraus läßt sich auch der Schluß ziehen, daß es wirklich jene alten „Dialogen" sind, da weder in Gleim's noch in Heinse's Briefen von einer späteren Schrift dieser Art die Rede ist. Bald darauf übersandte er aus Erfurt Gleimen ein „Elysium", das er „binnen vierzehn Tagen, in den erbärmlichsten Umständen, wie ein Gefangener bei Wasser und Brod, von roher Canaille umgeben"*), gemacht hatte. Es ist dies wahrscheinlich ein Abschnitt aus der „Laidion", mit der er sich schon damals beschäftigte; doch findet sich nirgends eine sichere Andeutung darüber. Seine erste größere Arbeit war die Uebersetzung des Petronius, welche er unter dem Titel „Begebenheiten des Enkolp, aus den Satirikon des Petron" übersetzt, 2 Bde. Rom (Schwabach) 1773 herausgab.**) Er hatte die Arbeit auf den ausdrücklichen Wunsch, man kann vielleicht sagen Befehl des Hauptmanns unternommen, da er ja ganz von ihm abhing. Die Uebersetzung ist als solche durchaus gelungen, und namentlich sind die Verse, welche Petron einstreut, sehr glücklich wiedergegeben. Heinse, von dem ein gleichzeitiger Recensent bemerkt, daß er selbst Etwas von Petron's Ader besitze, fühlte wohl, daß ihm die Erneuerung eines so frivolen Romanes, der von Obscönitäten strotzt,

*) Brief vom 23. August 1771. S. Briefe zwischen Gleim rc. 1, S. 28.

**) Eine zweite Ausgabe erschien unter dem Titel: „Geheime Geschichte des römischen Hofes unter der Regierung des Kaisers Nero, aus dem Lateinischen des Petron übersetzt mit einigen Anmerkungen." Rom (Schwabach.) 1783. 2 Bde.

wohlverdienten Tadel zuziehen würde, weshalb er diesem in der Vorrede zuvorzukommen suchte. „Die Dichter, Maler und Romanenschreiber", sagt er, „haben ihre eigene Moral. Es wäre eine sehr unbillige Forderung, wenn man von ihnen verlangte, sie sollten lauter Grandisone, Madonnen, Crucifixe und Messiaden zur Welt bringen. Die Moral der schönen Künste und Wissenschaften zeigt die Menschen, wie sie sind und zu allen Zeiten waren, in hervorstechenden Handlungen allen Menschen zum Vergnügen, zur Lehre und zur Warnung." Wenn dieser Satz auch ganz richtig ist, so hat sich Heinse doch in der Anwendung desselben vollkommen getäuscht; denn wenn die Kunst auch die Natur und das Leben schöpferisch wieder gestalten soll, so sind ihr hierin durch ihr eigenes Wesen Schranken gesetzt, die sie nicht überschreiten darf, ohne sich selbst zu vernichten. Ihr Wesen ist aber die Schönheit, daher sie das Häßliche nicht zum Gegenstande ihrer Darstellung nehmen darf; häßlich ist aber alles Krankhafte, es mag dieses physisch oder geistig erscheinen. Die Geschlechtsverhältnisse sind an sich nicht häßlich, weil sie natürlich sind, und können daher füglich zum Gegenstand der Darstellung genommen werden; diese wird aber häßlich und selbst ekelhaft, wenn sie die in der Natur liegende Scham verletzt, wenn sie nicht auf einem innigen Wohlgefallen an der körperlichen Schönheit, sondern auf einer krankhaften und selbst unnatürlichen Sinnlichkeit beruht. Daß dies aber der Fall bei dem Petron ist, geht schon daraus hervor, daß er zum Zwecke hat, die tiefe Entsittlichung und moralische Verdorbenheit darzustellen, welche in Rom zur Zeit der ersten Kaiser herrschte. Die Darstellung solcher Verhältnisse gehört in das Gebiet der Geschichte, kann und darf aber nimmermehr Gegenstand der Poesie werden. Uebrigens bedauerte Heinse selbst schon während der Arbeit, dieselbe übernommen zu haben. „Der

Petron ist leider schon fertig", schrieb er an Gleim; „ich würde diese Arbeit nie unternommen haben, wenn mich nicht der Hauptmann und seine Freunde zu sehr darum gebeten hätten."*) Später drückte er seine Reue noch entschiedener aus.

Gleim war mit dieser Arbeit seines Schützlings nicht zufrieden, wie aus den immerhin schonenden Andeutungen in seinen Briefen hervorgeht; da er aber dessen Neigung und Talent zur Darstellung des Sinnlichen erkannte, suchte er ihn auf andere weniger anstößige Gegenstände zu leiten. Daher ermunterte er ihn zur Bearbeitung des französischen Gedichts „Les Cerises" von Dorat, welches zwar immerhin noch frivol genug ist, gegen Petron's Satyrikon aber ganz heilig erscheint. Er gab ihm auch Andeutungen, wie die Nachbildung beschaffen sein sollte. „Ganz auf deutschen Grund und Boden soll das Geschichtchen verpflanzt werden, man soll ihm nicht ansehen, daß es aus Frankreich kam. Anstatt Paris — Berlin, anstatt der Seine die Spree; man soll schwören, alles wäre zu Pankow, einem kleinen schönen Dorfe an der Spree, wohin man, sich zu vergnügen, Spazierfahrten vornimmt, in den letzten Tagen vorgegangen."**) Die Bearbeitung hatte ihre Schwierigkeiten***), die Heinse mit großem Glücke überwand.

Nun folgte „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse" (Lemgo 1774), woran er schon seit langer Zeit gearbeitet und wovon er seinem Wohlthäter Gleim schon beim Beginn ihres Briefwechsels Bruchstücke geschickt hatte. Sowohl die

*) Brief vom 18. Februar 1772. S. Briefe zwischen Gleim 2c. S. 1, 63.

**) Briefe vom 23. März 1772. S. Briefe zu Gleim 2c. 1, 65 f.

***) Vergl. Brief vom 18. Juli 1772. Ebend. 1, 92.

Wahl des Stoffes, Darstellungen aus dem Leben der griechischen Hetäre Lais und Entwickelung ihrer Lebensansichten, als auch die Form und die Haltung des Romans lassen den Einfluß Wieland's leicht erkennen. Dieser war jedoch keineswegs mit der „Laidion" zufrieden und noch weniger mit den Stanzen, welche dem Roman beigegeben waren und die Heinse als Bruchstück eines großen Heldengedichtes in zwanzig Gesängen ankündigte. Er schrieb hierüber an Gleim in den bittersten Ausdrücken: „Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen", heißt es in diesem Briefe; *) „der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen — aber auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — — Was für Hoffnung soll ich mir von einem Menschen machen, der mit Schwärmerey von Sokratischer Philosophie und von Grazien spricht und fähig war, den Petron so zu übersetzen, und eine solche Vorrede und solche Noten dazu zu machen, wie er gethan hat? — — Ein Autor, der wie ein Pavian seine einzige Freude daran findet, obscöne Posturen und Grimassen gegen seine Leser zu machen, ist kein Mensch, mit dem ehrliche Leute sich in Societät einlassen können." Am meisten ärgerte es Wieland, daß sich Heinse, „um solche Unflätereyen zu rechtfertigen, auf seine komischen Erzählungen berief."

Gleim theilte Heinsen zuerst nur die „versüßte Quintessenz" einiger Phrasen des Wieland'schen Briefes, dann einen Auszug aus demselben mit. Heinse schrieb unmittelbar darauf

---

*) Brief vom 22. December 1773. S. Ausgewählte Briefe von Wieland (4 Bde. Zür. 1815) Bd. 3. S. 172 ff.

an Wieland, um sich zu rechtfertigen*): „Die Uebersetzung des Petron", heißt es darin, „wird mir, so lange ich lebe, ein Aergerniß seyn; denn ich werde den Unverständigen niemals begreiflich machen, daß man der unschuldigste Mensch seyn, und doch in seinem zwanzigsten Jahre, von brausender Jugend berauscht, zu einer solchen Ausschweifung seinen Genius von elenden Menschen verführen lassen könne. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß das Abscheulichste darinnen von der schänderischen Hand des Herrn Hauptmanns sey, der stündlich an meiner Seite, wie ein Lavater und Jakob Böhme des Priapus arbeitete, und mich täglich zum Märtyrer der Grazien machte. Nur zu einigen obscönen Stellen hat er meinen Genius nothzüchtigen können, die man leicht an dem Gepräge meines Genius von dem andern unterscheiden kann." Er fügt dann hinzu, daß, als er sich „aus den Klauen dieses Satans durch die Hülfe des guten Gleim's gerettet hatte", er sich alle Mühe gegeben habe, die Uebersetzung an sich zu ziehen, was ihm jedoch nicht gelungen sei; sie sei bald darauf im Druck erschienen, ohne daß er Drucker und Verleger gekannt, überhaupt das geringste davon gewußt habe. Was die Stanzen im Anhange zu „Laidion" betreffe, fährt er fort, die Wieland so sehr empört hätten, so hätten sie sich in einen Taumel von Phantasie eingeschlichen, „und, weil ich die Scene selbst, so lang ich lebe, noch nicht beschrieben hatte, und meine Phantasie mir ein lebhaftes Gemälde der Empfindungen vorträumen lassen wollte, die ich wirklich — Sie können es gewiß glauben, ob es gleich unbegreiflich seyn wird, und ob ich gleich in dieser argen Welt schon einundzwanzig Jahre lebe — noch nicht genossen habe. Zum Beweise könnte allenfalls dienen, was mir eine Dame von unverdächtiger Tugend über

*) Brief vom 2. Januar 1774. S. Briefe zw. Gleim I, 136. ff.

diese zwey Stanzen sagte, nachdem ihr eine Abschrift von ohngefähr in die Hand gekommen war: Dies Gemälde, mein lieber Rost, ist zu stark und zu kräftig, zu übertrieben; vermuthlich, weil Sie noch zu unschuldig siud, kommen Sie dazu, so etwas zu glauben. Herr Wieland würde es, wenn er eine komische Erzählung, Jupiter und Alkmene, geschrieben hätte, natürlicher, bey weitem nicht so stark gemacht haben." Nicht mit Unrecht wendet er Wieland's Anklage gegen diesen selbst, der ihm in ähnlichen Darstellungen vorangegangen sei, und den er sich auch zum Vorbild genommen hatte. „So sehr Schüler bin ich nicht mehr", heißt es weiter, „daß ich nichts von der moralischen Schönheitslinie wissen sollte; Ihnen selbst habe ich in dem gelindesten Tone — in einer Sammlung komischer Erzählungen, worin ich Ihren Endymion und Cephalus mit aufgenommen — schon vor einem Vierteljahre den Vorwurf von einer Dame machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten, schönsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten. Setzen Sie einmal diese Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Almira; Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden — ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen kann. Bey alle dem", setzt er etwas boshaft hinzu, „gelobe ich Ihnen hiermit heilig an, in Zukunft, so viel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden können, welchen man Ihre komischen Erzählungen und Ihren Amadis vorlesen darf."

Wieland mußte wohl einsehen, daß Heinse nicht Unrecht habe, ihn als sein Vorbild und die Richtung, die er eingeschlagen, als die Wieland'sche zu bezeichnen. Deshalb urtheilte er schon bald darauf viel milder über ihn: „Sie haben nun, denke ich, Laidion gelesen", schrieb er unterm

28. Mai 1774 an F. Hr. Jacobi, „und ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie von dem schönen, abenteuerlichen Ungeheuer sagen werden. Ich lese es nun schon zum zweiten Male und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Capitelchen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu seyn. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken und weniger zu schwärmen, so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben. Denn es sind in der That Grazien in diesem Satyr verschlossen. Ich habe nie keine Gewalt über ihn gehabt, wie er am besten weiß. Sollte es Ihnen gelingen, ihn zu bekehren oder vielmehr von seinem Seelen-Paroxismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich entschlösse, dem Merkur vierteljährlich etliche Bogen Prosa oder Verse zu liefern."*) Und am 9. December desselben Jahres schrieb er demselben: „Bald werde ich Ihrem Heinse wieder von Herzen gut werden."**)

So niederschlagend Wieland's Brief für Heinse sein mußte, so ließen sich sogleich nach „Laidions" Erscheinen manche lobende Stimmen hören, die ihn wieder ermuthigen konnten. „Meine Laidion", schrieb er an Schmidt, „gefällt Vielen mehr, als ich erwartet habe, und insbesondere Denen, welchen ich zu gefallen wünschte. Eine junge Dame in Frankfurt übersendete Laidion Göthe'n und bat ihn, sie durchzulesen und ihr sein Urtheil darüber zu sagen. Darauf sandte er sie ihr wieder zurück mit diesem Billet: „Das ist mein Mann! Er hat Hunderten das Wort vom Maule weggenommen. Eine solche Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt. Ich halte dafür, daß sich nichts über ihn sagen

*) Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel (Leipzig 1825) Bd. I, S. 167 ff.

**) Ebend. I, 196.

läßt. Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Wer etwas Anderes thut oder sagt so! und so! ist eine Canaille. Adieu."*) In einem späteren Briefe an Schmidt berichtet Heinse von einer anderen Aeußerung Göthe's über „Laidion" und die Stanzen: „Es wird schon eingreifen, wie die Vorrede zum Petron, ob's gleich ganz was Anders ist; laßt die Leute raisonniren, was sie wollen, sie machen uns unsere Leute damit nicht anders; in den Charakteren ist hier und da ein bischen gelogen, aber mich hat's entzückt. Und, was die Stanzen betrifft, so was hab' ich für unmöglich gehalten. Es ist doch weiter nichts als eine jouissance, aber der Teufel mache 50 solcher Stanzen nach; kurz, ich darf nichts darüber sagen; es ist so Vieles darin, was nicht anders ist, als ob ich's selbst geschrieben hätte."**) Und daß Göthe sich nicht bloß gegen Heinse's Freunde so äußerte, sondern daß es seine Ueberzeuguug war, geht unzweifelhaft aus einem Briefe an den Consul Schönborn hervor. „Heinse", schrieb er diesem, „den Sie aus der Uebersetzung des Petron kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse. Es ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben und läßt Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt, in denen sich's herumdreht, mit den ihrigen coincidirt. Hintenan sind Octave gedruckt, die alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden."***) Auch Jacobi urtheilte begeistert über die Laidion, und selbst Wieland sagt: „Laidion ist ein schönes Ungeheuer; ich hätte nicht gedacht, daß so viel

*) Zeitgenossen a. a. O. S. 71.
**) Brief vom 13. Oct. 1774. Ebend. S. 74 ff.
***) Göthe's Werke Bd. LX, S. 227.

Grazie in diesem jungen Faun verborgen läge. Viele seiner Stanzen sind unsäglich schön; man muß ihn bewundern."*) Auch der kühlere Merk erkannte sein Talent. „Der Verfasser der Laidion", schrieb er am 28. August 1774 an Nicolai, „ist ein junger Mensch, Rost, der jetzt bei den Jacobi's in Düsseldorf herumzieht. Die Manier ärgert Wieland, und muß ihn ärgern, denn sie ist wärmer als die seinige — obgleich das Buch, an und vor sich als Werk betrachtet, Nichts ist als Uebung der Kräfte. Die Verse aber, die hinten angehängt sind, übertreffen nach meiner Meinung an Politur und Feinheit Alles, was ich je von dieser Art gesehen habe."**)

Wir haben oben schon den Inhalt des Romans angedeutet. Laidion oder Lais, die berühmte griechische Buhlerin, beschreibt nach ihrem Tode in einem Sendschreiben an ihren noch lebenden Freund Aristipp, Alles, was mit ihr vorgegangen, seitdem sie ihre schöne irdische Hülle verlassen hat und ihr „allerliebstes Seelchen" im Elysium angekommen ist. Die Gemälde, die sie von den Wohnungen der Seligen im Monde, im Abendsterne rc. und von den verschiedenen daselbst vorgefallenen Scenen macht, sind mit den reichsten Farben oft nur zu glühend geschildert. Die Moral, welche den Personen in den Mund gelegt wird, ist freilich von der Art, wie man sie von einer Hetäre erwarten kann, wie schon aus Folgendem zu erkennen ist. Als Lais nach ihrem Tode um ihre Handlungen auf der Oberwelt befragt wird, sagt sie: „Weise und Helden — ganz Griechenland, wie einst ein Dichter sang, lag zu meinen Füßen. Ich war karg mit meinen Gunstbezeugungen. Ein Kuß, den ich einem Helden

*) Zeitgenossen a. a. O. S. 75.

**) Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe rc. Herausg. von K. Wagner (Leipzig 1847) S. 147 ff.

gab, war ein Sporn zu großen und erhabenen Thaten. Mit süßen Worten trieb ich die Weisen an, die Quellen des menschlichen Elends aufzusuchen und Mittel ausfindig zu machen, sie zu verstopfen. Ich suchte den reichen Geizhälsen ihren Ueberfluß zu rauben; und wenn es meiner List gelungen war, sie zu plündern, so vertheilte ich die Beute unter die Armen nach Verdienst und verbesserte die Fehler der Dame Fortuna, die sie nicht selten dort unten zu begehen pflegt." Dafür wurde sie zur höchsten Seligkeit in den Abendstern erhoben*), dagegen wird Xenocrates von Sokrates verurtheilt: „drei Monate lang alle Tage — die Nächte wurden ausgenommen — in einem fort auf dem Rücken zu liegen und die Hände auszustrecken, um sich an einem unbeschatteten Orte diese Zeit hindurch ein wenig von der Sonne wärmen zu lassen, damit er in die Chöre der Seligen nur einigermaßen konnte zugelassen werden; denn er wäre gänzlich zur Vernichtung verdammt worden, wenn Sokrates nicht für ihn gebeten hätte. Diese Strafe wurde ihm deswegen bestimmt, weil er — nicht wie ein Mensch, der Sinne zum Empfinden hat, sondern fühllose wie Klotz und Stein — an der felsenzerschmelzenden Seite der reizenden Phryne die bekannte Nacht, welche seiner Weisheit einen ewigen Schandfleck gebrandmarkt hat, zubrachte.**)

Im folgenden Jahre ließ Heinse „Erzählungen für junge Damen und Dichter gesammelt und mit Anmerkungen begleitet" (Lemgo 1775, 2 Bde.) erscheinen, welche meist schlüpfrige Erzählungen von Hagedorn, Rost und Wieland, aber auch andere von Gellert, Lichtwer, Gleim, Kästner, Gerstenberg, Jacobi und der Karschin enthalten. Zu der-

---

*) Laidion 1. Buch, 30. Kap. Sämmtl. Schriften Bd. V, 44 ff.
**) Laidion 3. Buch, 41. Kap. Sämmtl. Schriften Bd. V, 217.

selben Zeit war er für die „Iris" sehr thätig, für welche er unter Anderm das „Leben des Tasso" und das „Leben der Sappho" schrieb, ein Bruchstück aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" unter dem Titel „Armida" übersetzte, welche Wieland für „ein Meisterstück von Uebersetzung" und einen neuen „Triumph der deutschen Sprache" erklärte.*) Er lieferte auch für Wieland's „Deutschen Merkur" einige Beiträge, namentlich zwei Briefe über das italienische Gedicht „Ricciardetto" von Nicolo Fortiguerra**), welche er selbst für das Beste hielt, was er bis dahin geschrieben hatte.***) Sie enthalten, freilich in einer allzu sprudelnden Darstellung, manche gute Ideen über Kunst und Kunstwerke. Ihnen folgten die Briefe an Gleim „über einige Gemälde der Düsseldorfer Galerie"†). Es spricht aus ihnen ein lebendiges Gefühl für die Kunst und auch wohl ein tiefes Verständniß derselben, obgleich dieses bei seiner überwallenden Darstellung nicht immer zur klaren Erscheinung gelangt. Am besten sind die letzten Beschreibungen („Die Flucht der Amazonen", „Sanherib", „Der Regenbogen", eine Landschaft), weil sie mehr objectiv gehalten sind, ohne daß die Darstellung an Feuer verliert. Ganz vortrefflich ist seine Schilderung des Rubens, welche Rahel ein „Meistergeschichtchen" nennt und von der sie sagt, sie habe geglaubt, es könne nur Göthe so Etwas.††)

---

*) F. H. Jacobi's Briefwechsel I, 196.

**) „Deutscher Merkur" 1775. II, 15 ff.

***) Briefe zw. Gleim rc. I, 215.

†) „Deutscher Merkur" 1776. III, 3 ff. und Briefe zwischen Gleim rc. I, 270 ff.

††) Rahel. Ein Buch des Andenkens. I.

Seine prosaischen Uebersetzungen: „Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso“ (Mannh. 1781, 4 Bde.) und „Roland der Wüthende, ein Heldengedicht von Ludwig Ariost dem Göttlichen“ (Hann. 1682—1783, 4 Bde.) sind als solche musterhaft zu nennen und übertreffen weit die metrische Uebertragung des Ariost von Werthes, und können den Uebersetzern auch jetzt noch als zu studirende Muster nicht genug empfohlen werden.

Während seines Aufenthaltes in Italien nahm ihn vor Allem das Studium der Kunst und der Literatnr in Anspruch. Zwar beschäftigte er sich auch mit selbständigen Arbeiten, doch ließ ihn das bewegte Leben, das er dort führte, nicht zu irgend einem Abschluß kommen. Erst nach seiner Rückkehr in die Heimat vollendete er sein Hauptwerk: „Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italienische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert“ (Lemgo 1787, 2 Bde.). Bruchstücke desselben waren früher im „Deutschen Museum“ erschienen.*) Der „Ardinghello“ ist kein Kunstwerk, indem er aus zwei nur sehr lose verbundenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, nämlich der erzählten Handlung und einer Reihe von Betrachtungen über Kunst und Kunstwerke. So trefflich diese letzteren an sich sind, so hängen sie doch so wenig mit der Handlung zusammen, daß sie als ein unorganischer Auswuchs erscheinen und die epische Entwickelung des Romans stören, oft sogar ganz unterbrechen. Was die allgemeinen Ideen überhaupt betrifft, so sind dieselben übrigens zum Theil dem Lessing'schen „Laokoon“ entnommen;

---

*) 1785. I, 473 ff. Künstlerbacchanal (sämmtl. Schriften. I, 220). II, 206 ff. Ueber Raphael (ebend. II, 4 ff.). 1786, I, 89 ff. Ueber Antiken vom ersten Range (ebendaselbst II, 43 ff.).

von größerer Bedeutung sind die Schilderungen der antiken und modernen Kunstwerke in Skulptur und Malerei, die aus langem und eindringlichem Studium derselben hervorgegangen sind.

Die erzählte Geschichte ist in Kurzem folgende: Ardinghello, der Held derselben, ist eine Natur, wie sie von den „Originalgenies" so gern gezeichnet worden: voll der heftigsten Leidenschaften, denen er sich jederzeit überläßt, dabei talentvoll und geistreich. Er stammte aus Florenz; sein Vater war wegen eines Liebesverständnisses mit der Tochter des Großherzogs Cosmus von Medicis in das Gefängniß geworfen worden, aus dem er sich jedoch nach Venedig und von dort in die Levante flüchtete. Seine Mutter starb darüber vor Gram; eine Tante nahm ihn auf, bei welcher er sich ganz seinen Neigungen überlassen konnte, unter welchen die zu den schönen Künsten, namentlich zur Malerei, ihn bald beinahe ausschließlich in Anspruch nahm. Die Sehnsucht nach seinem Vater führte ihn nach Venedig, wo er die Werke Tizian's studirte. Dort vernahm er, daß sein Vater in Kandia ermordet worden sei. Von Venedig begab er sich mit einem jungen Venezianer, dem er einst das Leben gerettet hatte, auf dessen Landgut, wo sie vereint die Meisterstücke der griechischen Literatur studirten und er sein Malertalent weiter ausbildete. Dort traf er mit einer jungen und schönen Venezianerin wieder zusammen, mit der er in Venedig den Liebesbund geschlossen; aber sie war unterdessen mit einem reichen Manne, Namens Marc Anton, verlobt worden, der sie begleitete. Er wurde aufgefordert, Braut und Bräutigam zu malen. Während der Arbeit beleidigte er diesen, welcher einen Bösewicht dingte, ihn zu ermorden; doch dieser hatte Mitleiden mit ihm, er eröffnete ihm seinen Auftrag und berichtete ihm, daß Marc Anton schon seinen Vater er-

mordet habe und rieth ihm, aus Italien zu fliehen. Aber Ardinghello blieb und ermordete den Marc Anton am Hochzeitsabend, worauf er nach Genua flüchtete. Dort hatte er ein zweites Liebesabenteuer, das jedoch glücklicher endigte und ihn in einem besseren Lichte zeigt, da er seiner Geliebten ihren Bräutigam wieder verschaffte und seine eigene Neigung unterdrückte. Auch erhielt er Gelegenheit, seine Tapferkeit auf einem Zuge gegen die Türken zu zeigen. Da unterdessen Cosmus gestorben war, begab er sich nach Florenz, wo er bei dem neuen Herzoge großes Ansehen erlangte. In Rom, wohin er sich begab, um Kunstsachen einzukaufen, lernte er einen Griechen, Demitri, kennen, der ihn mit den Systemen der alten Philosophen und namentlich des Aristoteles bekannt machte. Dieser zeigte sich bald als sein wirklicher Freund. Ardinghello hatte sich nämlich wegen eines Liebesabenteuers die Feindschaft eines Kardinals zugezogen; von einem Andern begleitet, paßte er ihm auf; der Begleiter stürzte mit dem Dolch auf Ardinghello, der ihm jedoch zuvorkam und ihn todt hinstreckte. Da sich bald erwies, daß der Getödtete ein Vetter des Papstes war, mußte Ardinghello aus Italien flüchten, was ihm mit dem Beistande Demitri's gelang, der ihn auch eine Zeii lang verborgen hielt, bis er sichere Gelegenheit fand, Rom zu verlassen. Er ging in die Türkei, nahm Dienste auf der türkischen Flotte und erwarb sich durch Tapferkeit und glückliche Unternehmungen so großes Ansehen, daß er zur Belohnung einige der schönsten Inseln des Archipelagus, darunter Paros und Naxos zur Belohnung erhielt. Er ließ nun alle seine italienischen Freunde und Freundinnen dahin kommen (worunter natürlich die drei Heldinnen seiner Liebesabenteuer) und gründete unter Beistand seines Lehrers und Freundes Demitri einen republikanischen Staat, in welchem eine Art Pantheismus eingeführt, die Besten zu

Priestern und Priesterinnen gewählt wurden, Weiber und Güter gemeinschaftlich waren.

Schon aus den berichteten Liebesabenteuern und den mitgetheilten Bestimmungen der Staatsverfassung der „glückseligen Inseln“ (von denen der Roman seinen Titel hat) ergiebt sich, daß die Sinnlichkeit in demselben eine große Rolle spielt; der Verfasser überschreitet aber darin alle Grenzen der Sittlichkeit auf eine so tadelnswerthe Weise, daß seine Darstellung bis zur Gemeinheit herabsinkt. Es ist in seinen Schilderungen der Sinnlichkeit keine naive Darstellung des Genusses, wie bei Longus und selbst bei Ariosto, keine veredelte Schilderung des Naturtriebs, wie bei Göthe, nicht einmal blose Lüsternheit, wie bei Wieland, sondern rohe, sinnliche Gemeinheit, wie bei den schmutzigsten Productionen der Franzosen. Es läßt sich hierüber nichts Besseres sagen, als was Schiller in der Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Dichtung“ urtheilt. „Das Product eines Dichters, der seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zur äußersten Grenze treibt, ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heillosen Anschlag auf unsere Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist und den Geist mit Herz verbindet. Mit Herz (fügt Schiller in einer Note hinzu); denn die blos sinnliche Gluth des Gemüthes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bei aller sinnlichen Energie und bei allem Feuer des Colorits immer nur eine sinnliche Carrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Production immer als ein Beispiel des

beinahe poetischen Schwungs, den die blose Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben."*)

Sein zweiter Roman, „Hildegard von Hohenthal", (3 Thle. Berl. 1796) trägt ganz denselben Charakter, den Schiller so richtig bezeichnet, wie der Ardinghello, dem er zudem in künstlerischer Beziehung noch nachsteht. Die Begebenheit ist nämlich noch viel bedeutungsloser und steht noch viel weniger mit den didactischen Stellen in organischer Verbindung als im „Ardinghello", sodaß dieser Roman als ein Rückschritt des Verfassers erscheint. Der junge Kapellmeister Lochmann (dies ist in Kurzem der Inhalt der Handlung), der eben aus Italien zurückgekehrt ist, zieht durch Talent, Geist und Körperschönheit die Frauen mächtig an; was Wunder, daß er auch auf das schöne und reiche Fräulein Hildegard von Hohenthal, die eine leidenschaftliche Musikfreundin war und oft mit ihm musicirte und über Musik sprach, einen bleibenden Eindruck machte. Der Kapellmeister bemerkt dies bald und erlaubt sich die sträflichsten Freiheiten gegen das Fräulein, die sie zwar zurückweist, nichts desto weniger aber den Umgang mit dem frechen Musikanten fortsetzt. Da sie noch mehrere Anbeter hat, darunter einen Prinzen, den sie nicht gern wollte fahren lassen, entschließt sie sich endlich, sich auf eine Zeit lang zu entfernen. Als Lochmann diesen Entschluß erfuhr, geräth er in eine wahre Tobsucht, und überfällt das reizende Mädchen, als es sich eben in einem klaren Wasserbecken badete; mit Anstrengung aller Kräfte reißt sie sich von ihm los, nachdem sie ihn tüchtig zerbissen und zerkratzt hatte. Nun säumt Hildegard nicht länger, sie verreist mit einer englischen Herzogin nach Italien, wo sie auf den tollen Einfall geräth, sich für einen Kastraten auszugeben

*) Schiller's Werke, Duodezausg. Bd. XVIII, S. 282 ff.

und unter dem Namen Passiomi in einer Oper Lochmann's aufzutreten, wo sie durch ihre wunderbar schöne Stimme die Begeisterung des römischen Publicums erregt. Dieser Abschnitt ist der beste im ganzen Roman, obwohl keineswegs genügend, weil auch da das didactische Element zu sehr hervortritt. Ein englischer Lord ahnt jedoch, daß sie ein Mädchen sei und es gelingt ihm, sich bei einem Zusammentreffen in dem Knopfe der Petrikuppel von der Richtigkeit seiner Ahnung zu überzeugen. Hildegard, die den Lord vom ersten Augenblicke an liebgewonnen hatte, stand nicht an, sich mit ihm zu vermählen. Lochmann, der unterdessen auch nach Italien gekommen war, lernt in Rom eine sehr musikalische und reizende Römerin kennen und heirathet sie, um sich einigermaßen für Hildegard's Verlust zu entschädigen.

Diese Geschichte bildet höchstens den achten Theil des dreibändigen Romans, alles Uebrige sind Gespräche und Abhandlungen über Musik, welche in der That von der tiefen Kenntniß des Verfassers zeugen, aber bei aller ihrer Vortrefflichkeit viel zu wünschen übrig lassen. Denn wie sie mit der Begebenheit nur lose und oft ganz roh verbunden sind, stehen sie auch unter einander keineswegs in genügendem Zusammenhang. Man fühlt bald, daß diese Stellen aus Notizen und Tagebüchern hervorgegangen sind, die bald mehr, bald weniger glücklich ausgeführt sind und vom Verfasser zum Theil in den Roman aufgenommen wurden, wie er sie hingeworfen hatte. Der Musikverständige wird in diesen Gesprächen über die Tonkunst, namentlich über einzelne Erscheinungen der italienischen Musik vieles Treffliche und Anregende finden, dies kann aber auf das Urtheil über das Werk im Ganzen keinen Einfluß haben. Die Darstellung ist daher sehr ungleich, oft blühend und nach Weise des Ver-

fassers in das Abenteuerliche umschlagend, oft trivial und verworren.

„Anastasia und das Schachspiel, Briefe aus Italien vom Verfasser des Ardinghello" (Frankf. 1803, 2 Thle.), ist noch weniger ein Roman als die beiden vorhergehenden Werke. Von einer Handlung ist darin keine Spur, eben so wenig von Charakteristik der Personen, die zufällig zusammentreffen, Schach spielen und sich über das Schachspiel unterhalten. Als Anleitung zu diesem Spiel ist es empfehlenswerth und Keiner wird es aus der Hand legen, ohne mannigfaltige Belehrung erhalten zu haben.

Heinse ging mit manchen Plänen zu weiteren Schriften um; während seines Aufenthaltes in Düsseldorf wollte er einen Roman „Apelles", und eine Oper dichten, und es ist wohl zu bedauern, daß er bei seiner großen Kenntniß der Musik diesen Vorsatz nicht ausgeführt hat. Er scheint übrigens noch Anderes im Sinne gehabt zu haben, wenigstens darf man es aus einem Briefe F. H. Jacobi's an Wieland schließen, aus welchem wir die betreffende Stelle mittheilen, weil sie zugleich beweist, wie richtig ihn Jacobi schon damals beurtheilte. „Was seine Seele brütet, weiß ich nicht genau. Er spricht von ein paar Romanen. Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhafter, lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil sein Herz ächter, reiner Liebe unfähig ist. Daß er übrigens viel Geist, viel Talent hat, wissen wir. Auch seinen Charakter schätze ich; er hat weit mehr Gutes als Böses und wirklich viel Edles in der Anlage. Aber es ist nicht in diesem Menschen, irgend etwas aus der Fülle zu thun."*)

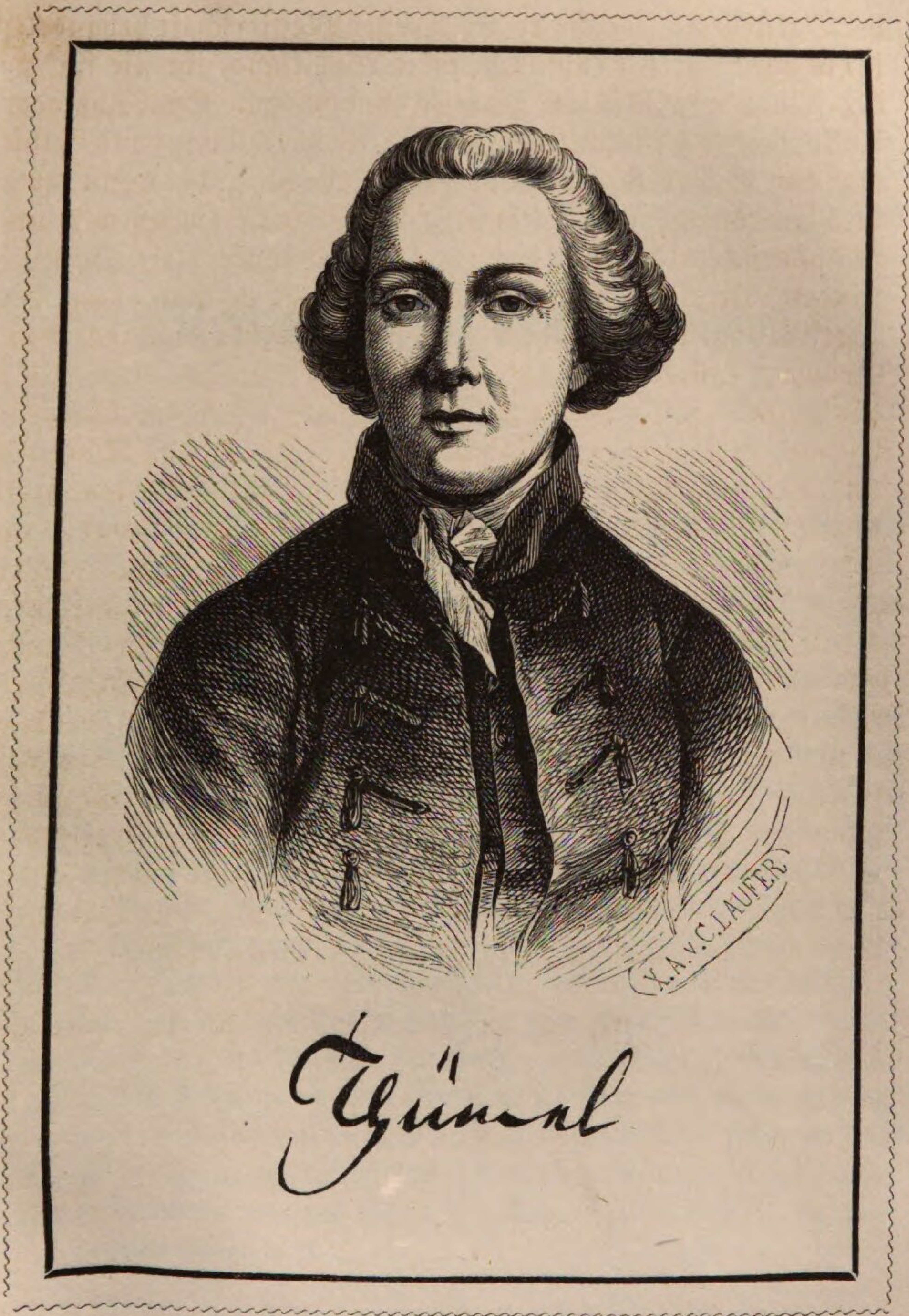
---

*) Brief vom 29. October 1777. S. F. H. Jacobi's Briefwechsel. I, 280.

In der That hat Jacobi in diesen wenigen Worten Heinse'n vortrefflich charakterisirt; wir fügen nur noch einige Bemerkungen zur Vervollständigung des Bildes hinzu. Heinse hatte jedenfalls ein bedeutendes Talent, aber es fehlte ihm die nöthige Durchbildung, zu welcher ihn sein stets unruhiger Geist nicht gelangen ließ. So sehr er über die Kunst nachgedacht und deren Werke studirt hatte, konnte er doch selbst kein Kunstwerk hervorbringen, weil er seine stets regsame Phantasie nie beherrschen konnte. Es fehlte ihm an allseitiger Menschen- und Weltkenntniß, daher die Charaktere seiner Personen unwahr oder höchstens in einzelnen Zügen richtig sind. Es fehlte ihm nämlich nicht an Beobachtungsgeist, allein er vermochte nicht, das Einzelne zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen. Dazu kommt, daß er bei aller Einbildungskraft keine Erfindungsgabe besaß, woraus hauptsächlich die Magerkeit der epischen Bestandtheile seiner Romane zu erklären ist. Hätte er diese ohne weitere Zugaben bearbeitet und die Begebenheiten hie und da in besseren Zusammenhang gebracht, auch an manchen Orten gefärbt, so würden sie, abgesehen von dem zuchtlosen Inhalt, recht artige Novellen abgegeben haben; aber zu einer reichen Entfaltung derselben in einem großen Kunstwerke fehlte ihm die schöpferische Productivität. Und hätte er seine in die Romane eingestreuten Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke als selbständige Abhandlungen, Briefe oder Gespräche behandelt, so würden auch diese bedeutend gewonnen haben. Sein Talent war vorzüglich reproductiv und daher sind seine Schilderungen der Kunstwerke, sowohl der Malerei als der Skulptur und Musik, bei Weitem das Beste, was er geleistet. Besonders verdienen die Schilderungen, die er im „Ardinghello" und in „Hildegard von Hohenthal" gegeben, alle Anerkennung, vorzüglich hinsichtlich

der Darstellung, welche er mit großer Meisterschaft behandelt, ja die durch ihren Reichthum, ihren Wohlklang, ihr nie sinkendes Feuer unwillkürlich hinreißt und manche Schwäche oder Unklarheit des Gedankens, manche Uebertreibung und selbst manchen Schwulst übersehen läßt. Recht gut, wenn auch in allzu romantischer Auffassung und Sprache (wenn wir uns so ausdrücken dürfen), hat Friedrich Wähner diese Schilderungen Heinse's charakterisirt. „Verlangt man von der Darstellung des Kritikers dasselbe glühende Sinnenleben, gleichsam dasselbe geistige Temperament, welches dem Bilde entflammt; soll außerdem das beflügelte Wort das Schwellen und Drängen, das Athmen und Zurufen, das Kommen und Bleiben, das Schweben und Fliegen der Gestalten nicht nur im Bilde des Begriffs, sondern selbst im Klange, im Steigen und Fallen, kurz in der Musik der Sprache bis zur möglichsten Wahrheit vor uns hinzaubern: dann stehen Heinse's Schilderungen der venezianischen Schule noch immer als unübertroffene Meisterwerke da, jenen vulkanischen Kunstgebilden ähnlich, die sich um den erfindungsreichen Sohn des Zeus wie lebende Menschen bewegten. Sie haben das große Verdienst, durch das blose Wort der Empfindung des Lesers Augen zu geben, ihn mit einem Kreise des Schönen zu umringen, innerhalb dessen sich eine eigene Welt aufschließt, selbst für Denjenigen, der über die Wahrheit nicht nach unmittelbarer Anschauung urtheilen kann."*)

*) Wiener Jahrbücher der Literatur, Bd. XVIII, Anzeigeblatt S. 70.


X.A.v.C.LAUFER

Moritz August von Thümmel.

Wenn der bekannte Satz des großen Buffon, daß sich der Mensch in seinem Style charakterisire (Le style, c'est l'homme) bei irgend einem Schriftsteller seine Anwendung findet, so ist es bei Thümmel, in dessen Sprache und Darstellung sein ganzes liebenswürdiges, heiteres und phantasiereiches, dabei klares und verständiges Wesen den lebendigsten Ausdruck findet. Aber Buffon's angeführter Satz ist nur der Schluß einer größeren, bedeutsameren Gedankenreihe, deren Schwerpunkt in der Behauptung liegt, daß ein schriftstellerisches Werk nicht sowohl durch seinen Inhalt, mag derselbe auch noch so bedeutend und einflußreich sein, zum Allgemeingute wird, sondern nur durch seine schöne Form. Selbst die großartigsten wissenschaftlichen Werke, welche auf die geistige Bildung ganzer Völker und Jahrtausende den mächtigsten Einfluß gehabt haben, die Schriften eines Aristoteles und Leibnitz, bleiben auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkt; ihre Ideen sind zwar in den Besitz der ganzen civilisirten Menschheit übergegangen, aber nicht unmittelbar aus ihren Werken, sondern weil sie von

hundert und tausend Andern wiederholt und nach den mannigfaltigsten Bedürfnissen verarbeitet wurden. Ein künstlerisch schönes Werk kann aber in keiner Weise weder seinem Inhalte, noch viel weniger seiner Form nach anders als unmittelbar zum Allgemeingut werden; wie vor dritthalbtausend Jahren, so wird Homer auch jetzt selbst gelesen und Niemand kann ihn anders, als durch eigene Anschauung wirklich kennen lernen. Ist nun aber die schöne Form hinreichend, ein schriftstellerisches Werk zur Unsterblichkeit zu führen, so wird diese auch Thümmel's Schriften zu Theil werden, da in dieser gerade ihr hauptsächlichster Werth liegt.

Moritz August von Thümmel*) wurde am 27. Mai 1738 zu Schönefeld bei Leipzig geboren. Er war der zweite Sohn seiner Eltern und hatte 19 Geschwister, unter denen er vorzüglich mit seinem Bruder Hans Wilhelm, Sachsen-Gothaischem Minister in Altenburg, in den genauesten Verbindungen blieb. Seine Eltern waren wohlhabend, aber im Jahre 1745 wurde ihr Gut kurz vor der Schlacht bei Kesselsdorf geplündert und zum Theil niedergebrannt, wobei sie einen so großen Theil ihres Vermögens verloren, so daß sie das Gut verkaufen mußten. Sie zogen nach Zwickau, wo sie in hohem Alter starben. So beschränkt ihre Vermögensverhältnisse jetzt auch waren, so sparten sie doch keine Kosten, ihren Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen. Unser

*) Wir legen den biographischen Mittheilungen über Thümmel neben den kürzeren, aber für die Charakteristik des Dichters wichtigen Mittheilungen von C. M. Weißenborn in den Zeitgenossen. Neue Reihe, Bd. I., Heft 4, S. 129 ff., vorzüglich das „Leben M. A. v. Thümmel's. Von J. Ernst von Gruner" (Lpzg. 1819) zum Grunde.

Thümmel erhielt seinen ersten Unterricht durch einen Hauslehrer, der weder im Geist noch im Wissen seiner Aufgabe entsprach; dennoch ergriff der Schüler jede Gelegenheit, sich gegen ihn gefällig zu erweisen. „Ja, er war so glücklich", erzählt Gruner (a. a. O. S. 14 ff.), „ihm in seinem zwölften Jahre einen bleibenden Dienst zu leisten. Der Lehrer sollte ein Pfarramt erhalten und hatte dazu seine Probepredigt ausgearbeitet; er legte sie in der Kammer auf sein Bett, um sie mit Ruhe für den nächsten Sonntag auswendig zu lernen; ein Rabe, das Spielwerk von Thümmel und seinen Geschwistern, fand dieses geistliche Werk und zerriß es in tausend kleine Stücke. Die Verlegenheit des jungen Mannes war groß, denn eine zweite in so kurzer Zeit zu verfertigen, erlaubten ihm seine beschränkten Geisteskräfte nicht. Der zwölfjährige Moritz half ihm aus der drückenden Verlegenheit: er verfertigte ihm schnell eine andere Predigt, die der geängstete Lehrer hielt und die ihm die Pfarrstelle gewann."

Wie wenig der Hauslehrer für seine Stelle geeignet war, ersehen wir auch daraus, daß er seinen Zögling, der doch für das öffentliche Leben bestimmt war, mit Genealogie und Heraldik und mit der hebräischen Sprache quälte, dagegen die französische ganz vernachlässigte, was ihn noch in späteren Jahren zu wiederholten Klagen veranlaßte, da er derselben, wie es scheint, nie ganz Meister werden, wenigstens dieselbe nicht geläufig sprechen konnte.

Im Jahre 1754 trat Thümmel in die Klosterschule zu Roßleben in Thüringen, von der er noch im späten Alter mit Dankbarkeit sprach, da er in derselben neben einem sehr gründlichen Unterricht in den alten Sprachen auch vielfältige Gelegenheit erhielt, sich in der Muttersprache zu vervollkommnen. Auch versuchte er sich hier zuerst in der Dicht-

kunst, indem er den Geburtstag seiner Mutter besang, und zwei Jahre später bezog er die Universität Leipzig, wo er neben den Rechten mit Vorliebe die schönen Wissenschaften studirte. Durch Gellert, dessen Vorlesungen er fleißig besuchte und der ihm mit väterlicher Liebe zugethan war, wurde er mit Ewald von Kleist, Rabener und insbesondere mit Weiße bekannt, mit dem er fortwährend in den freundschaftlichsten Beziehungen blieb. Da sich, wie es scheint, lange keine Aussicht auf eine passende Anstellung zeigte, faßte er den Entschluß, in sardinische Kriegsdienste zu treten; doch erhielt er, ehe er ihn ausführen konnte, einen Ruf nach Coburg: er wurde Kammerjunker bei dem Erbprinzen, nachmaligem Herzoge Ernst Friedrich. Diese Stellung war durchaus angenehm, da der Prinz ihn liebgewann und er Alles hatte, was zu einem bequemen und angenehmen Leben gehört. Anfangs konnte er sich nicht in den Hofton schicken, mit der Zeit überwand er jedoch seine Schüchternheit und lernte sich auch in den steifsten Zirkeln leicht bewegen. Von größerem Werth für ihn war jedoch der Umgang mit einigen bedeutenden Männern, mit dem Philosophen Feder (1740 — 1821), dem Philologen Harleß (1740—1814) und dem Hofrath Aulig, dem Lehrer der beiden Prinzen Franz und Ludwig, dessen Gelehrsamkeit und geistvolle Behandlung der Wissenschaft die Bewunderung aller seiner näheren Bekannten erregte. Noch einflußreicher auf seine geistige Entwickelung war jedoch Weiße, mit dem er in ununterbrochenem Briefwechsel stand, und der ihn als Schriftsteller einführte. Thümmel war ein fleißiger Mitarbeiter an der von Weiße herausgegebenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften", zu welcher er unter Anderm Recensionen von Zacharia's Gedichten, und von C. Fr. von Moser's Schriften: „Der Herr und der Diener" und „Daniel in der Löwengrube" lieferte.

Ein anderer Freund, der Regierungsrath Bose, den er schon in Leipzig hatte kennen lernen und der ein Jahr früher als er in Coburgische Dienste getreten war, wurde die Veranlassung, daß Thümmel eine bedeutendere Arbeit unternahm, die sogleich mit großem Beifall aufgenommen wurde. Beide Freunde unterhielten sich häufig über den Zustand der schönen Wissenschaften, und ob sie gleich im Allgemeinen die nämlichen Ansichten über das Wesen der Poesie hatten, waren sie in einzelnen Punkten nicht immer einig. So kamen sie einmal im Jahre 1782 auf die poetische Prosa zu sprechen; Bose behauptete, daß die französische Literatur in dieser Gattung große Vorzüge besitze und daß insbesondere der Telemach von Fenelon seines Gleichen nicht habe. Thümmel gab zwar zu, daß die französische Literatur bis dahin unübertroffen sei, behauptete aber, daß die deutsche Sprache vollkommen fähig sei, mit der französischen auch in dieser Beziehung in die Schranken zu treten; ja, er erbot sich sogar, selbst den Beweis davon zu führen. In vierzehn Tagen legte er seinem Freunde die „Wilhelmine" vor, welcher von derselben ganz entzückt war. Auch Weiße, dem er sie bald darauf zur Beurtheilung überschickte, erklärte sie für gelungen und er besorgte den Druck derselben. Thümmel hatte bald die Freude, sie bald in den bedeutendsten kritischen Blättern mit Lob erwähnt zu sehen. Sie wurde auch von dem gebildeten Publicum mit allgemeinem Beifall aufgenommen und insbesondere gewann sie sich unter den höheren Ständen viele Freunde. Mehr als alle diese Beifallsbezeugungen erfreute das zustimmende Urtheil Gellert's und Rabener's, sowie des Professors Clodius den jungen Dichter. Auch Zachariä, der anfangs Gerstenberg für den Verfasser gehalten hatte, Gärtner und Ramler, gaben ihm ihren Beifall zu erkennen.

Als der Erbprinz Ernst Friedrich im Jahre 1764 nach seines Vaters Tode die Regierung übernahm, ernannte er Thümmel, dessen Geschäftsgewandtheit er kennen und schätzen gelernt hatte, zum Geheimen Hofrathe und Hofmeister, und 1768 zum wirklichen Geheimen Rath und Minister. Die Jahre 1768 bis 1771 gehörten zu seinen glücklichsten, da er nicht nur in dem damaligen Erbprinzen Franz einen wahren Freund fand, sondern auch des Umgangs einiger geistreichen und talentvollen Frauen sich erfreute, welche seine Liebe zur Poesie theilten. Zu den vorzüglichsten Vergnügungen der jungen Welt gehörte das Schauspiel; der Herzog hatte ein hübsches Theater bauen lassen, auf dem die Prinzen und der Adel die Dramen von Lessing, Weiße, Ayrenhoff, Brandes u. A. aufführten. Thümmel selbst hatte großes Talent für die theatralische Darstellung; mehrere Rollen gelangen ihm vortrefflich, so die des Wachtmeisters Werner in Lessing's „Minna". In dieser Zeit dichtete er die „Inoculation der Liebe", eine Erzählung, die damals überaus gefiel und von Gotter sogar Wielanden zugeschrieben wurde. Ein Versuch, den er in der Oper machte (er hatte ihr den Titel „Guckkasten" gegeben), fiel dagegen unglücklich aus, so daß er sie selbst unterdrückte und sie zu einer „Romanze im Namen eines reisenden Jägers" verarbeitete.

Bei alle dem besorgte er die ihm aufgetragenen Geschäfte mit der größten Pünktlichkeit und mit solcher Gewandtheit, daß ihm außer den mit seiner Stelle verbundenen Angelegenheiten auch noch andere aufgetragen wurden. So schickte ihn der Herzog im Jahre 1771 nach Wien, wo er manche angenehme Bekanntschaft machte, dagegen zu seinem größten Bedauern verhindert wurde, die Dichter Denis und Mastalino und den Dramatiker Freiherrn von Gebler kennen zu lernen.

Mit dem Jahre 1772 beginnen die größeren Reisen Thümmel's, welche er zum größten Theil mit seinem jüngern Bruder und dessen Braut und nachmaligen Gattin, der verwittw. Frau von Wangenheim, geb. von Wangenheim unternahm. Der Gedanke, seine Reisen zu beschreiben, war schon frühe in ihm rege geworden, nur war er lange Zeit unschlüssig, in welcher Form er sie darstellen solle; bald wollte er sie in Sterne's, bald in Chapelle's Manier schreiben, bis er endlich die Form wählte, welche ihm in so ausgezeichneter Weise gelungen ist. Seine erste Reise ging nach Holland, wo die Braut seines Bruders Erbschaftsangelegenheiten zu besorgen hatte*). Er hat dieselbe in einer Reihe von Briefen an den Erbprinzen von Coburg beschrieben, welche sein Biograph mittheilt (a. a. O. S. 114 ff.). Dieselben gewähren auch noch jetzt Interesse, weil sie mancherlei Einzelnheiten über die damaligen Zustände der Länder und Städte enthalten. Sie heißt es unter Anderem von Köln: „In Koblenz mag wenig zu sehen seyn, wenn man den Hof nicht sieht, — in Cölln aber, wo wir uns einen ganzen Tag aufhielten, um auszuruhen, wünschten wir uns zehnmal auf unser Schiff zurück. Ich kann mich nicht erinnern, einen so unangenehmen Ort gesehen zu haben, und ich möchte nicht Kaiser seyn, wenn ich mich daselbst krönen lassen müßte. Stellen sich Ew. Durchl. eine schmutzige Stadt dreimal so groß als Erfurt und dreimal so todt vor, wo in jeder Gasse einige Kirchen und Klöster stehen, wo ein beständiges Geläute der Glocken die Ohren, und der Anblick einzelner aus-

---

*) Dieselbe hatte nämlich von ihrem ersten Manne ein sehr bedeutendes Vermögen, darunter große Besitzungen in den amerikanischen Colonien Hollands geerbt.

gezehrter und zerlumpter Bettler das Auge bis zum Tod ermüdet. Wir besuchten daselbst ein Karthäuserkloster und wurden bis zum Jammer über das Elend gerührt, zu welchem sich vernünftige Menschen aus eingebildetem Gottesdienste freiwillig verdammen können". Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Holland machte er einen Abstecher nach Spaa, von wo er über Belgien nach Paris reiste, wo er längere Zeit verblieb, sowohl um sich mit der französischen Sprache vertrauter zu machen, als auch die Sehenswürdigkeiten der Stadt genauer kennen zu lernen.

Im Jahre 1774 machte er mit seinem Bruder und dessen Frau eine zweite Reise nach Holland und zwar wiederum, wie das erstemal, in Erbschaftsangelegenheiten seiner Schwägerin. Da Thümmel die Geschäfte besorgte, so reiste er natürlich auf Kosten seiner Schwägerin. Nach einem längeren Aufenthalte in Amsterdam gieng die Gesellschaft im September 1775 über Lille, Paris, die Bourgogne, Lyon, nach dem südlichen Frankreich, das sie in verschiedenen Richtungen durchreisten. In Antibes schifften sie sich nach Genua, von dort nach Livorno, wohin sie aber nicht gelangten, da sie bald ein fürchterlicher Sturm überfiel, der mehrere Tage anhielt und das Schiff so gräßlich zurichtete, daß man jeden Augenblick seinen Untergang erwarten konnte. Als es ihnen endlich gelungen war, in einem kleinen Hafen, 7 Stunden von Genua, zu landen, kehrten sie in diese Stadt und von dort nach Antibes zurück. Nachdem sie die Provence und das Languedoc durchzogen hatten, wendeten sie sich nach Tours, wo sie ihren Aufenthalt nahmen. Im Februar 1777 verließ er seinen Bruder und seine Schwägerin und reiste nach Coburg zurück, wo er wieder in seinen Geschäftskreis eintrat. Noch während seiner Abwesenheit hatte ihn ein alter Leipziger Rechtsgelehrter mit Namen Balz zum

Universalerben seines Nachlasses von 24,000 Thalern eingesetzt. Balz kam nämlich den Studenten oft mit kleinen Anleihen zu Hülfe, von denen ihm selten Etwas zurückbezahlt wurde. Nur Thümmel, der sich einmal in einer Geldverlegenheit an ihn gewendet hatte, brachte die geliehene Summe auf den bestimmten Tag zurück, in Folge dessen der alte Mann eine so große Zuneigung zu ihm faßte, daß er ihn von Stunde an zu seinem Erben einsetzte.

Im September 1773 starb sein Bruder nach kurzer Krankheit. Thümmel, den man von der Gefahr unterrichtet hatte, war nach Ronneburg geeilt, wo sich sein Bruder befand, kam aber erst nach dessen Tod an. Ein Freund überredete ihn, sich zur Wittwe zu begeben, die eben derselbe nach dem Tode ihres Mannes von dem traurigen Orte entfernt hatte. Seine Gegenwart war ein großer Trost für seine Schwägerin, die während ihrer langen gemeinschaftlichen Reise ein großes Zutrauen zu ihm gefaßt hatte; auch wurde er ihr nützlich, indem er ihre verzweigten und verwickelten Angelegenheiten besorgte. „Diese Gesinnungen der Freundschaft, der Achtung und des Vertrauens", sagt Thümmel's Biograph (a. a. O. S. 215), „gingen endlich in gegenseitige Liebe über und am 18. October 1779 reichten sie einander die Hände am Altar zu der glücklichsten Ehe". Er zog mit ihr nach Coburg, wo er an der Seite seiner geliebten Frau bei glänzenden Vermögensumständen und angenehmen Geschäftsverhältnissen ein in jeder Weise glückliches Leben führte, das jedoch im Jahre 1783 plötzlich gestört wurde. Thümmel war nämlich bei zwei wichtigen Angelegenheiten von seinen Collegen nicht zu Rathe gezogen worden, was ihn so tief verletzte, daß er seine Entlassung nahm und nach Gotha zog. So angenehm er sich den dortigen Aufenthalt zu machen verstand, sehnte er sich doch bald wieder nach den

Staatsgeschäften zurück; allein alle Versuche, die er machte, in Preußen, in Rußland, in Oesterreich und in Darmstadt eine angemessene Stellung zu erhalten, schlugen fehl, hauptsächlich wohl darum, weil er sich nicht an die rechten Leute wandte. Allmählich kam er zwar zur Einsicht, daß ein unabhängiges Leben glücklicher sei, als die glänzendste Stellung im Staatsdienste, aber es traten andere Verhältnisse ein, die ihm seine Heiterkeit raubten, darunter namentlich der durch den Krieg verursachte Verlust eines großen Theils seines Vermögens, wozu noch andere traurige Familienverhältnisse kamen. Um seine Heiterkeit wiederzugewinnen, begann er seine „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs" zu schreiben, die er unter häufigen, oft jahrelangen Unterbrechungen im Jahre 1805 beendigte.

Im Jahre 1799 hatte er das Unglück, seine geliebte Gattin zu verlieren, die ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren hatte. Der Schmerz, den er über diesen Verlust empfand, erneuerte sich, als ihm zwei Jahre darauf seine Stieftochter und Nichte Pauline, verehelichte von Studnitz, durch den Tod entrissen wurde, denn sie war, wie er seinem Freund Weiße schrieb, „das menschliche Geschöpf, das er am meisten liebte, am höchsten achtete". Er suchte Zerstreuung, um nicht selbst zu erliegen; daher machte er mit seiner Tochter und deren Mann, einem Freiherrn von Thüngen, eine Reise an den Rhein, die ihn geistig und körperlich stärkte. Im folgenden Jahre veranlaßten ihn seine Surinam'schen Besitzungen, wieder nach Holland zu reisen, wohin er sich über Paris begab, weil er dort die in Italien geraubten Kunstschätze besehen wollte. Seine Angelegenheiten hielten ihn in Holland ziemlich lang auf, ohne daß er jedoch befriedigende Resultate gewonnen hätte. Er ging wieder nach Coburg, wo sich jetzt auch Jean Paul Friedrich Richter aufhielt, mit

dem er vertrauten Umfang pflog. Der dortige Aufenthalt wurde ihm jedoch bald durch die unbehaglichen öffentlichen Zustände verleidet, und er zog wieder nach Gotha, von wo er verschiedene kleine und große Reisen machte, die den Greis jugendlich erheiterten, weil er überall neue bedeutende Bekanntschaften machte oder erneuerte, wie in Berlin Johannes Müller, Iffland, Nicolai, W. von Humboldt, Wolf, Biester u. a. m., und weil er überall mit Liebe und Achtung aufgenommen wurde. Aber überall erweckte der mehr als siebenzigjährige Greis durch seine belebende Unterhaltung, durch die jugendliche Frische seines Geistes und durch die Leichtigkeit, mit welcher er fortwährend die lieblichsten Gedichte schuf, die allgemeinste Bewunderung. Und so verlebte er seine letzten Jahre in beinahe ungetrübter Heiterkeit. In Folge einer Erkältung, die er sich bei einem ländlichen Feste zugezogen hatte, starb er in Coburg am 26. October 1817.

Thümmel war ein Mann von seltenen Geistesgaben und von vielseitiger, wenn auch nicht gelehrter Bildung. Er besaß eine gründliche Kenntniß der lateinischen und französischen Sprache, wenn er sich in letzterer auch nur mit Mühe ausdrückte, und er kannte die Literaturen der alten und neuen Völker, die er theils in der Ursprache, theils in Uebersetzungen mit anhaltendem Fleiß studirte. Ein Freund der Natur, suchte er auch mit ihren einzelnen Erscheinungen bekannt zu werden; er beschäftigte sich zu Hause wie auf seinen Reisen unablässig mit dem Studium der Naturgeschichte und legte mancherlei bedeutende Sammlungen an, von Schmetterlingen, Muscheln, Versteinerungen u. s. w. Auf seinen Reisen hatte er die Kunstsammlungen nicht blos vorübergehend besucht, sondern mit hingebender Liebe studirt, so daß er sich einen sicheren Blick, ein feines und gediegenes

Urtheil gewonnen hatte; auch hatte er die bedeutendsten Künstler seiner Zeit kennen lernen und mit vielen derselben vertraute Freundschaft geschlossen, so insbesondere mit Wille, Oeser und Bause. Eben so gründlich waren seine historischen und geographischen Kenntnisse, die er als Staats- und Geschäftsmann zu verwerthen wußte. Welche tiefe Einsicht er sich in die Verfassungen, die Sitten und Gebräuche der Völker erworben hatte, beweist seine „Reise nach Frankreich".

Als Mensch war Thümmel von großer Liebenswürdigkeit, die ihn bei Jedermann beliebt machte. Eine der schönsten Seiten seines Charakters war die, daß er durchaus keinen Adelsstolz besaß, eine Eigenschaft, die um so höher zu schätzen ist, als sie in jener Zeit noch überaus selten war und auch sogar jetzt noch in Deutschland nicht sehr gewöhnlich ist. So war er in den glänzendsten Zirkeln der Großen stets sorgsam bemüht, die in denselben sich befindenden Bürgerlichen aufzusuchen und ihnen mit ächtem Zartgefühl Gelegenheit zu verschaffen, ihre Talente oder ihre geistige Befähigung leuchten zu lassen. „Bei den vielen Veränderungen", berichtet Weißenborn (a. a O. S. 149), „welche er in seinem Wohnsitze vorzunehmen pflegte, waren sehr oft Handwerksleute aus der zwei Stunden von seinem Gute Sonnenborn entfernten Residenzstadt Gotha anwesend. Diese ließ er mit sich speisen. Da zeigte sich der hohe Grad von ächter Humanität und der große Reichthum von vielseitiger Bildung, welche er sich erworben hatte, in einem seltenen Lichte. Im Anfange waren die Schlosser, Schreiner, Tapezierer u. s. w. in Verlegenheit, diesem vornehmen und berühmten Manne gegenüber zu essen, zu trinken und — zu sprechen. Nach wenigen Minuten aber führte sie dieser mit einer unnachahmlichen Gewandtheit und Freundlichkeit und mit einem Zartgefühl (für die höheren Stände in dem Umgange mit

den niedrigeren gewöhnlich ein unbekanntes Land), welches sie entzückte, in den Bereich ihres häuslichen Zirkels oder in den Kreis ihres Gewerbes, erzählte ihnen Charakterzüge und Anekdoten von Handwerksgenossen, beschrieb ihnen Meisterwerke aus ihrem Fache, welche er gesehen oder besessen hatte u. s. w. Durch dieses wahrhaft feine Benehmen sahen sie sich bald in einen solchen Grad der Unbefangenheit versetzt, daß auch sie gute Gesellschafter wurden und die Unterhaltung durch manche originelle Aeußerung würzten.

Bei dieser humanen Gesinnung mußten ihm die Standes- nnd ähnliche Vorurtheile verhaßt sein und er züchtigte dieselben oft und gern mit der Geißel seiner Satyre. Besonders verhaßt war ihm die Rang- und Titelsucht, die in Deutschland selbst die unteren Stände ergriffen hat. „Höchst lächerlich", sagt Weißenborn (a. a. O. S. 155 ff.), „fand er die vielerlei verschiedenen Anreden der Personen, welche schon im gewöhnlichen Umgange vorkommen, eben so die steifen unverständlichen Eingänge und Unter- und Aufschriften in Briefen und Bittschriften. Am lächerlichsten erschien es ihm aber, daß in Deutschland die Frauen die Titel und Würden ihrer Männer und gewissermaßen auch die ihrer Aeltern führen. Aber er fand diese sonderbare und einzige Sitte nicht nur lächerlich, er fand sie auch höchst nachtheilig für den geselligen Verkehr und für das Lebensglück der Deutschen. Die strenge Sonderung der Stände gehe, so meinte Thümmel, auf diese Weise auch auf die Frauen über. Eine Frau Hofräthin wolle eben jener thörichten Sitte wegen nicht mit einer Frau Secretärin, eine Frau Oberforstmeisterin nicht neben einer Frau Hauptmännin in geselligen Verkehr treten u. s. w.

Eben so frei waren seine politischen Ansichten. Wenn er auch die monarchische Regierungsform für die zweckmäßigste

hielt, war er doch weit von dem Glauben entfernt, daß sie nur durch die Unwissenheit und den Aberglauben des Volkes befestigt werden könne; vielmehr war er überzeugt, daß nur durch eine fortscheidende Bildung und Aufklärung aller Stände Gesetzlichkeit gewonnen werden könne. Daher sah er mit Schmerz in den letzten Jahren seines Lebens, daß die Regierungen alle freie Entwickelung zu hemmen, ja mit eiserner Hand dieselbe zu unterdrückten suchten. In religiöser Beziehung hielt er sich fest und unerschütterlich innerhalb der Grenzen der Vernunftreligion und insbesondere war ihm das „mystische Schellengeklingel" verhaßt, das in der letzten Zeit seines Lebens von allen Seiten ertönte und von den Regierungen befördert wurde; ganz besonders widerlich war es ihm, daß der Protestantismus dadurch in seinem innersten Wesen erschüttert und dem Katholicismus entgegengeführt wurde, den er in seinen schädlichsten Abirrungen im südlichen Frankreich so genau hatte kennen lernen.

Thümmel's Charakter als Schriftsteller wollen wir zu schildern versuchen, wenn wir seine Werke besprochen haben.

Das erste, durch welches er sich zugleich schon ausgebreiteten Ruf erwarb, ist die „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht". Der Stoff der „Wilhelmine" ist sehr einfach. In einem Dörfchen an der Elbe war Alles glücklich und zufrieden, nur der Pastor, der gelehrte Magister Sebaldus, hatte seit vier Jahren seine Heiterkeit verloren; denn ihn plagte ein geheimer Kummer. Wilhelmine, die blühende Tochter des Verwalters, zu der er die leidenschaftlichste Neigung gefaßt hatte, war vor vier Jahren durch den Hofmarschall in die Residenz geführt worden, wo er sie als fürstliche Kammerjungfer untergebracht hatte. Seit dieser

Zeit war „das welkende Herz des Pastors von keinem Strahl der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des vierten Jahres erblickte er zum ersten Male wieder die tröstende Hoffnung". Denn in der zwölften Stunde dieser Nacht erschien ihm Amor im Traum, ihm verkündigend, daß Wilhelmine am folgenden Tage ihren Vater besuchen würde, er solle daher die Gelegenheit ergreifen und muthig um sie werben; noch ehe die Neujahrswoche verlaufe, werde seine treue Liebe belohnt werden. Dies ist der Inhalt des ersten Gesangs. Im zweiten berichtet der Dichter, daß der Pastor am frühen Morgen zum Verwalter ging und ihm seinen wunderbaren Traum erzählte, an dessen Erfüllung Niklas, so hieß der Verwalter, keinen Augenblick zweifelte, daher ein schmackhaftes Mittagsessen bestellte und den Pastor dazu einlud. Mittags erschien wirklich der erwartete Wagen und der Pastor empfing die holde Wilhelmine, die, reich geschmückt und mit vornehmem Anstand sich bewegend, Alles in Bewunderung versetzte. Anfangs schüchtern und unbeholfen, ward er gesprächig, als er die Wirkung des feurigen Weines empfand; und seine von Scherz und Witz sprudelnde Unterhaltung erwarb ihm auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine. Zuletzt wagte er es sogar, ihr seine Liebe zu entdecken, die ihm nach einigem Bedenken ihre Hand zusagte, als sie vom wunderbaren Traum hörte, den sie als eine Weisung des Schicksals ansehen mußte. Sie rieth ihm, am folgenden Tage zum Hofmarschall zu eilen und ihn um die Erlaubniß zur baldigen Heirath zu bitten. Damit er bequem in die Residenz kommen möge, lud sie ihn ein, mit ihr in dieselbe zu fahren. Dort trennten sie sich. Sebaldus „begab sich unter den Schutz des wirthbaren Hirsches", wo er, von Gedanken an die schöne Geliebte wach erhalten, erst am Morgen einschlief und nach kurzem unruhigen Schlum-

mer das Bett verließ und zum Hofmarschall eilte, womit der dritte Gesang beginnt. Der Hofmarschall war schon durch Wilhelmine vom Zweck seines Besuchs unterrichtet; er gab sogleich mit herablassender Güte die Einwilligung zur Heirath, ja er versprach sogar, die Hochzeit mit seiner Gegenwart zu beehren, eine glänzende Gesellschaft mitzubringen und für die hochzeitliche Tafel zu sorgen, unter der Bedingung jedoch, daß er den Grafen von Nimmer vermöge, seine Tochter Clarisse ebenfalls an der Feierlichkeit theilnehmen zu lassen, welcher er im Geheimen sagen solle, daß der Hofmarschall dabei sein würde. Im vierten Gesang sehen wir den ehrlichen Magister auf dem Wege zum Grafen von Nimmer. Schnee und Kälte ermüdeten ihn; und im nahen Walde ward er durch einen Strauchdieb seiner ganzen Baarschaft beraubt. Es war schon finstere Nacht, als er das Schloß des Grafen erreichte. Dieser hatte sich bereits zur Ruhe begeben, daher wurde der Pastor zur jungen Gräfin geführt, die eben an den Hofmarschall geschrieben hatte. Er entledigte sich seines Auftrags, worauf die Gräfin für ein Nachtlager sorgte. Der alte Graf, dem er am folgenden Morgen sein Gesuch vorlegte, gab seine Einwilligung und ließ den guten Pastor in sein Dorf fahren, der noch Gelegenheit fand, die junge Gräfin von dem glücklichen Ausgang zu unterrichten. Als er in seine Pfarre kam (hiermit beginnt der fünfte Gesang), fand er dieselbe von einem Dutzend Bedienten besetzt, welche der Hofmarschall hingeschickt hatte, um die glänzendsten Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen; ein Koch hatte sich der Küche bemächtigt. Am Nachmittag erschienen ungebeten der Superintendent und alle Amtsbrüder; dann kamen auf prächtigem Schlitten der Hofmarschall mit der geputzten Braut, zwei „aufgedunsene Müßiggänger, Kammerherren genannt“, die pigmäische Figur

eines affectirten Kammerjunkers, dessen reiche Kleider den Mangel seines Verstandes ersetzten; ihnen folgte der einzige vernünftige Mann, der nie geschmeichelt hatte und daher auch Nichts geworden war. Er war es, der zuerst Wilhelminen vor der Gefahr gewarnt hatte, die mit dem Leben an einem wollüstigen Hofe verbunden ist und der ihr zuerst den Gedanken wünschenswerth gemacht hatte, wiederum die heitere gesündere Luft ihres Geburtsorts zu athmen. Den Zug schlossen „ein halbgelehrter Patricius, ehemaliger Hofmeister des Marschalls, von Stande sowie von Wissenschaft weder Pferd noch Esel und ein graugewordener Hofnarr, der den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, die hohe Gesellschaft zu erlustigen, aber sein leerer Kopf blieb ohne Erfindung". Auch erschien der benachbarte Pfarrer, der die Brautleute trauen sollte, ein wilder Geselle, der wenig von der Theologie, viel von Ziethen und der Schlacht bei Roßbach sprach und wußte. Endlich erschien auch die junge Gräfin Clarisse, worauf die ganze Gesellschaft das Brautpaar zur Kirche begleitete. Nach der Trauung begab sich der Zug zur hochzeitlichen Tafel, an welcher ein köstliches Gericht das andere verdrängte, freimüthiger Scherz und feine Spötterei die taumelnden Stunden des Nachmittags unbemerkt vertrieb. Mit der Schilderung des Hochzeitsmahls endigt der fünfte Gesang. Noch dachten die Gäste nicht daran, das Pfarrhaus zu verlassen; die Einen taumelten im kleinen Raume des Zimmers wider einander, die Kammerherren riefen nach Karten zum Pharao, die Gräfin stellte sich mit dem Hofmarschall in den einsamen Bogen des Fensters; alle übersahen das politische Gähnen des Neuvermählten, der sich endlich in seine einsame Studierstube flüchtete, seine lärmenden Gäste verwünschend, die sein Glück verzögerten. Da erbarmte sich Amor des Armen; mit der hochzeitlichen Fackel, die er den Händen

des gefesselten Hymen entwand, brannte er in der Küche eine Speckseite an, welche die schwarze Esse entzündete. Von dem Stürmen der Glocken und dem Geschrei der Dorfbewohner aufgeschreckt, stürzten die Gäste aus dem Hause und eilten auf ihren Schlitten davon, das neue Ehepaar kaum begrüßend. Jetzt aber gebot Amor dem Feuer, zu erlöschen, und es erlosch; worauf die Dorfbewohner und die Neuvermählten sich zur Ruhe begeben.

Wir haben den Gang des Gedichts nach der zweiten Ausgabe mitgetheilt, welche in den folgenden beinahe unverändert blieb. Thümmel nahm nämlich in der zweiten Ausgabe, die schon zwei Jahre nach der ersten erschien*), einige Veränderungen vor, unter welchen die bedeutendste den Traum des Pastors betrifft. Es war ihm nämlich in der ersten Ausgabe nebst Amor auch Luther im Traum erschienen, was bei Einigen Anstoß erregte, so daß der Verfasser auf den Rath des Dichters Uz**) sich entschloß, Luthers Erscheinung ganz wegzulassen, was er jedoch selbst für keine Verbesserung hielt. „Daß Doctor Luther einem Pedanten im Traume erscheint", schrieb er an seinen Freund Weiße, „ist nicht unnatürlich oder leichtsinnig, —

Ein Jeder gleichet seinen Träumen,
Im Traume zecht Anakreon;
Ein Dichter jauchzt bei seinen Reimen
Und flattert um den Helicon.

Und ein verliebter Geistlicher kann ja wohl in einer Viertelstunde den Doctor Luther und Amor'n im Traume sehen! Es scheint nur dem ersten Anblicke nach anstößig zu seyn —

---

*) 2. Ausg. mit Vignetten von Oeser, 17663; mit Kupfern von Geyser und Stock; 4. mit denselben Kupfern 1777; 5. Ausg. 1812. Eine Prachtausgabe. Wien 1803.

**) S. Nekrolog von Schlichtegroll auf 1796, Bd. 1, S. 91.

aber es ist es nicht"*). [Und Thümmel hatte vollkommen Recht, und es ist schon deshalb zu bedauern, daß er sich durch die allzugroße Aengstlichkeit seiner Freunde bestimmen ließ, als die Schilderung Luther's vortrefflich und seine Rede weit besser ist, als diejenige, welche er später dem Amor in den Mund gab. Unsere Leser mögen selbst urtheilen; die Stelle lautete in ihrer ursprünglichen Fassung folgendermaßen:

„Da erschien dem eingeschlummerten Dorfpfarrer jener große Verfolger des Papstes, der herzhafte Doctor Martinus — lebhaft erschien er ihm, wie ihn für alle künftige Zeiten Lucas von Cranach gemahlt hat. Sein alter getreuer Mantel, wie ihn die Schloßkirche zu Wittenberg sehen läßt, hing ihm über die Schultern — aber er floß ihm nicht mehr, wie ehemals, ehrwürdig am Rücken herab, denn der Aberglaube hatte davon mehr Stücke gerissen als die alles verderbende Zeit und die Zähne der Motten. — — — Und der Schatten sprach also zu dem träumenden Magister: Lieber Herr Amtsbruder! Oft habe ich mit deinen Thränen meine besten Schriften befleckt gesehen und deine verliebten Seufzer gehört, wenn dein Fleiß bald eine Stelle der Erbauung aus meinen Briefen, bald aus meinen Tischreden eine lustige Geschichte ausschrieb, womit du die gähnenden Bauern zu rechter Zeit wieder erwecktest. Warum erröthest du? O! schäme dich nicht, mir deine keusche Liebe zu gestehen! War ich nicht selbst der erste unter den Priestern, der es auf Paulus Verantwortung wagte, ein zärtliches Weib zu nehmen? Sollte einem Kenner der Kirchengeschichte, sollte dir unbekannt seyn, wie ich einst dem neidischen Kloster das schönste Fräulein entriß? Ach Catharina, Catharina von Bora! Wie sehr beglückte deine Liebe mein einsames Leben! Und

*) Gruner a. a. O. S. 59 ff.

du — du verzagst, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Aebtissin bewacht und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Höre meinen liebreichen Rath: morgen wird die reizende Wilhelmine ihren Vater besuchen. Aber versäume, versäume diese unwiederbringliche Zeit nicht!"

Nun tritt Amor an Luther's Stelle, er fängt dessen letzte Worte auf und sagt zum träumenden Magister: „Aber versäume diese unwiederbringliche Zeit nicht, ehe der feindliche Hofmarschall seine Brunnencur schließt und die Schönheiten wieder aufsucht, die itzt sein durchwässertes Herz medicinisch verachtet" u. s. w.

Die Einführung Luther's und dann Amors ist nach unserer Ansicht durchaus vortrefflich; Luther vertritt die rein menschliche Gesinnung, Amor die weltliche, und da jener wegfiel, konnte dessen Rede nur in sehr ungenügender Weise dem Gott in den Mund gelegt werden.

Auf dem Titel der zweiten und der folgenden Ausgaben ist der Zusatz „Oder der vermählte Pedant" weggelassen und das mit vollem Recht, weil durch denselben der ehrliche Pastor schon von vornherein auf eine Weise bezeichnet wurde, die schon ein Vorurtheil begründete, während diese Bezeichnung in der That seinem Charakter nicht ganz entsprach. Einen wesentlichen Mangel der Dichtung, den der Verfasser nicht verbesserte, sehen wir darin, daß Wilhelmine in einem zweideutigen Lichte erscheint, was einen widrigen Eindruck macht und die heitere Stimmung vernichtet, die sonst das Ganze durchzieht. Der Dichter hat von einem verbotenen Verhältniß zwischen ihr und dem Hofmarschall allerdings nicht gesprochen, allein man kann sich nicht erwehren, ein solches vorauszusetzen, besonders wenn man solchen Stellen,

wie die folgende begegnet. Als Wilhelmine den Pastor auffordert, zum Hofmarschall zu gehen und denselben um die Erlaubniß zur baldigen Heirath zu bitten, sagt sie: „Ich selbst will ihn noch heute zu Ihrem Besuche vorbereiten, und so werden Sie morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er ist der Beste von der Welt, und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir schmeichle, etwas bei ihm vermögen, so soll er selbst bei unserer Hochzeit erscheinen". Allerdings war es zu jener Zeit, in welche die Begebenheit versetzt ist (die Mitte des 18. Jahrhunderts) leider nur zu gewöhnlich, daß die Pfarreien an solche Elende vergeben wurden, die niederträchtig genug waren, die Maitressen der adelichen Herren zu heirathen; allein Sebaldus war kein solcher Elender; er scheint im ganzen Gedicht, wenn auch demüthig gegen die vornehmen Herren und unbeholfen im Umgang mit den höhern Ständen, doch als ein reiner Charakter, der solcher Erbärmlichkeit nicht fähig wäre.

Die Begebenheit, welche in der „Wilhelmine" dargestellt wird, ist, wie sich aus der Uebersicht des Inhalts ergibt, äußerst einfach; es kann der große Beifall, den sich das Gedicht sogleich bei seinem Erscheinen gewann, daher nicht zunächst im behandelten Stoffe seinen Grund gehabt haben; vielmehr war es nächst der schönen Form die glückliche Ausführung des Einzelnen, was eine so bedeutende Wirkung hervorbrachte. Das Gedicht zeichnet sich schon durch die Sprache von den bisherigen Erscheinungen aus. Zwar hatte die Prosa durch Lessing und Andere schon einen bedeutenden Aufschwung gewonnen, doch nur in so fern sie philosophische oder überhaupt didaktische Gegenstände behandelte; in allen übrigen Gattungen war sie immer noch steif und unbeholfen, und wenn wir etwa Geßner's Idyllen ausnehmen, war keine in Prosa abgefaßte Dichtung er-

schienen, welche den in Versen geschriebenen einigermaßen an die Seite hätte gesetzt werden können. Da erschien die „Wilhelmine", welche in leichter und gewandter Sprache sich bewegte und zugleich von poetischem Hauch durchdrungen war, die wirklich das leistete, was der Verfasser beabsichtigte, das heißt, mit der That zeigte, daß die deutsche Sprache vollkommen befähigt sei, in der poetischen Prosa mit der französischen zu wetteifern. Dazu kam, daß das Gedicht nicht, wie die Geßner'schen Idyllen, eine eingebildete Schäferwelt darstellte, sondern mitten in das wirkliche Leben einführte, dem der Dichter gewußt hatte eine poetische Seite abzugewinnen. Thümmel hat in seiner „Wilhelmine" die Zustände seiner Zeit mit der größten Wahrheit geschildert, den übermüthigen und geistig unbedeutenden Adel, der nur durch äußere Vorzüge glänzte, den schüchternen und demüthigen Gelehrten, den unterdrückten Bauernstand, der sich duldend der tyrannischen Willkür seiner Gutsherrschaft unterwarf, ohne auch nur im Geheimen zu wagen, einen freien Gedanken zu fassen. Aber wenn die lebenswahre Darstellung dieser traurigen Zustände den Leser nothwendig in eine drückende Stimmung versetzen mußte, so hat der Dichter es vortrefflich verstanden, dieselbe nicht aufkommen zu lassen, indem er die Nichtigkeit des äußeren Glanzes, mit welchem der Höfling und der Adel prunkte, mit feiner Ironie lebendig genug hervortreten ließ. Unter dem Scheine, die Herrlichkeit des Adels zu preisen, hat er demselben in der That die schärfsten Hiebe versetzt und durch sein Gedicht wesentlich dazu beigetragen, daß sich bei dem deutschen Volke freiere Ansichten über das Verhältniß der Stände zu einander bildeten. Daß dieß zu der guten Aufnahme beitrug, welche das Gedicht erfuhr, deutet schon Göthe an. „Die „„Wilhelmine"", sagt er in „„Dichtung und Wahrheit"",

(Werke 26, 198), „eine kleine geistreiche Composition, so angenehm als kühn, erwarb sich einen großen Beifall, vielleicht auch nur deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigene Classe nicht eben schonend behandelt."

Obgleich die „Wilhelmine" (und dies ist ein weiterer Vorzug des Gedichts, den wir nicht übergehen dürfen, weil er damals selten war) deutsche Zustände und Lebensverhältnisse darstellt, wurde sie doch auch von der Fremde mit Beifall aufgenommen, ein Beweis, daß der Dichter es verstanden hatte, die besonderen Zustände von einem höheren, allgemein menschlichen Standpunkte aufzufassen. Sie wurde ins Französische, Italienische, Holländische und Russische übersetzt.

Dem zweiten Hauptwerk Thümmel's, „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786" (Lpzg. 1791—1805, 10 Thle.) liegt allerdings die Reise zum Grunde, welche der Verfasser im Jahre 1775 mit seinem Bruder und dessen Frau in jenen Gegenden machte*), allein wenn er uns auch durch dieselben führt, so ist diese Schilderung nur sehr untergeordnet; der Verfasser giebt uns vielmehr eine Erzählung seiner Reiseabenteuer. Aber das Werk Thümmel's unterscheidet sich nach zwei Seiten hin sehr wesentlich von andern Schriften ähnlicher Art, erstens dadurch, daß die große Menge der verschiedenartigsten Abenteuer, die er nach und nach vorführt, durch ein glücklich erfundenes Motiv mit einander verbunden sind,

*) Thümmel gab zwar seine „Reise" heraus, ohne sich zu nennen, und machte den Reisenden zu einem Berliner, um unbekannt zu bleiben; aber die Haltung und der Styl verriethen ihn sogleich beim Erscheinen der beiden ersten Theile.

und zweitens dadurch, daß diese Abenteuer, wenn sie sich auch zunächst auf den Reisenden beziehen, doch so ausgeführt sind, daß sie uns zugleich in höchst lebendiger Weise sowohl mit den Zuständen der Zeit, in welcher er lebte, bekannt macht, als mit den Verhältnissen der Länder und Völkerschaften, die er besuchte. Denn alle diese Zustände und Verhältnisse werden durch glücklich erfundene Abenteuer und Geschichtchen veranschaulicht. So hat das Werk zwar die Form einer Reisebeschreibung, es ist aber in der That ein Roman, der, an einem lose gehaltenen Faden sich bewegend, eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde des äußern und innern Lebens entfaltet.

Aus den bisherigen Andeutungen ergibt es sich von selbst, daß es nicht möglich ist, eine eingehende Uebersicht des Inhalts zu geben; die Masse der Einzelnheiten ist zu groß, als daß sie sich übersichtlich zusammenfassen ließe; wir müssen uns daher begnügen, einige wichtige Momente herauszuheben und daran die Entwickelung des Ganzen zu zeigen.

Der Reisende war durch übermäßiges Studiren und fortwährende Einsamkeit zum Hypochonder geworden; auf den Rath eines Freundes entschließt er sich, eine größere Reise zu unternehmen. In Begleitung eines treuen Bedienten verläßt er Berlin, kauft sich in Leipzig, um doch eine Gesellschaft zu haben, einen fetten, mürrischen Mops, der vortrefflich zu ihm paßt. Die Bewegung und die freie Luft äußern nach und nach ihre Wirkung; meisterhaft ist der allmähliche Uebergang von Wehmuth zur heitern Stimmung; die frohen Augenblicke, die immer natürlich herbeigeführt werden, sind Anfangs nur kurz, und auf sie folgt meist ein stärkerer Rückschlag; mit der Zeit gewinnen sie an Kraft und Länge. Die Schilderung der Hypochondrie ist von der größten Wahrheit, sowie von dem größten Humor. Wir übergehen die verschiedenen Situationen und Scenen in

Frankfurt, in Bruchsal, in Carlsruhe, so trefflich sie auch erzählt sind. In Straßburg hört er von einem Manne, der die wunderbarsten Kuren gemacht hatte und im magnetischen Schlaf die überraschendsten Prophezeihungen machte. Voll Hoffnung eilt der Reisende zu ihm. Kaum war er eingetreten, als der „Schlafseher" ihn bei seinem Tauf- und Zunamen anredete, ihm den Zweck seiner Reise angab und sonst Mehreres aus seiner Vergangenheit und aus den letzten Tagen seiner Reise anführte. Auf die Frage, was ihn heilen könnte, lautete die Antwort: „Herzliches Lachen"; zuletzt sagte er ihm, daß er um die Mittagsstunde auf dem Mün...hurme einen Schatz finden würde. Erwartungsvoll schleicht der Reisende zur bestimmten Zeit hinauf, wo er seinen Jugendfreund Jerom fand, der ihn in seine Wohnung führte, wo sie den Abend fröhlich mit einander zubrachten. Ueber den heiteren Gesprächen hatte der Reisende seine Krankheit vergessen; da endlich regte sich doch der Geist der Hypochondrie in ihm, er begann zu klagen, sein Freund ihn zu trösten; so kamen sie auf den Wundermann und den Magnetismus zu sprechen. Jerom, der selbst ein berühmter Arzt war, sagte, daß ihn die wunderbaren Wirkungen des Magnetismus veranlaßt hätten, nach Straßburg zu kommen, wo gerade damals die berühmteste Clairvoyante und Somnambule sich aufhielt. Was er gesehen und beobachtet, habe ihn von Tag zu Tag mehr in Erstaunen gesetzt. Auch er sei jetzt vollständig von seinem Unglauben geheilt, rief der Reisende aus und gerieth dabei in solche schwärmerische Begeisterung, daß sein Freund ihn bat, sich zu mäßigen, weil solche Aufregung für seine schwachen Nerven schädlich sei. „Laß uns unsern Wein auf einige Augenblicke verlassen", fuhr er fort, „vielleicht beruhigst du dich in der kühlern Nebenstube über Alles, was dir heute das Herz

erschüttert hat". Kaum war der Reisende in die Nebenstube eingetreten, als er erkannte, daß er sich im Zimmer des Wundermannes befand und daß sein Freund Jerom dieser Wundermann war. Dieser berichtete ihm nun, daß er mit der Zeit hinter die Betrügereien der Magnetiseurs gekommen sei und sich an sie angeschlossen habe, um sie mit der größten Sicherheit entlarven zu können, was er in Kurzem zu thun gedenke. Dem Freunde aber gab er den Rath, das Land des Leichtsinns, in das er reise, zu seiner geistigen und körperlichen Genesung zu benutzen. „Der herrliche Wein, der jenes Land bekränzt", sagte er, „sey deine Arznei, das flammende Gesicht des braunen Gesichts dein Arzt und das Spielwerk der Liebe deine Philosophie". Der Reisende war über diese Zumuthung empört, theils weil sie seine moralischen Grundsätze beleidigte, theils weil er die epicureischen Verordnungen für seinen Zustand durchaus unausführbar hielt.

Wir erwähnen von seiner weiteren Reise in die Provence den kurzen Aufenthalt in Paris, wo seine Hypochondrie neue Nahrung gewann, nur um die Bemerkung zu machen, daß dieser Aufenthalt die Gelegenheit zu einer vortrefflichen Zeichnung des französischen Nationalcharakters gab, eine Zeichnung, die für den Deutschen erdrückend und beschämend ist. „Wenn der erste, dem du auf der Straße begegnet", heißt es unter Anderem, „auch noch so bettelarm ist, daß er dir weder Tabak aus einer verschabten Dose anbieten, noch dir unter einem zerrissenen Kittel wenigstens ein Paar Manschetten zur Schau geben kann, so ist doch zu wetten, ihr seid noch keine Viertelstunde mit einander fortgeschlendert, so glaubt er, dir das Geständniß abgenöthigt zu haben, daß kein Volk so mächtig, so reich, so witzig, so artig, so erhaben sey, als das seinige; und sollte sein An-

theil an diesem Nationalvermögen auch noch so gering seyn, so ist er doch gewiß mit seinem Loose zufriedener als du mit dem deinigen". Die weitere Reise brachte wieder glückliche Augenblicke; in Yvri erwachte er mit so heitrem Gefühle, daß er unter eine Menge bettelnder Knaben, die seinen Wagen umlagerten, den ansehnlichen Vorrath seiner Arzneien vertheilte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Nimes entschloß er sich, dem Rathe Jerom's folgend, auf das Land zu ziehen; sein treuer Johann miethete ihn bei einer Bauernfamilie in dem Dorf Caverac ein, wo er mit Wirth und Wirthin in einem Stübchen wohnen, mit ihnen an einem Tische essen und mit ihrer Kost vorlieb nehmen mußte. Die Erzählung des Aufenthalts in dem lieblichen Dörfchen ist eine der schönsten Partien des Buchs, in welches der Dichter sein ganzes Talent und seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens entfaltet. Der Wirth läßt seine Nichte Margot aus einem benachbarten Dorfe kommen, damit sie den Gast unterhalten, überhaupt für alle seine Bedürfnisse sorgen möge. Wenige Tage nach Margot's Ankunft starb sein Mops, gleichsam als Anzeichen, daß mit ihm auch die böse Laune und die Hypochondrie den Reisenden verlassen würde. Auch hätte dieselbe ganz unheilbar sein müssen, wenn sie dem wohlthätigen Einflusse der lebensfrohen Margot nicht gewichen wäre, die durch ihre naive Unschuld nicht weniger als durch ihre Munterkeit und Schönheit sein ganzes Herz gewann. Mit der größten Kunst schildert er, wie sich nach und nach die Neigung zum liebenswürdigen Mädchen in sein Herz einschleicht, wie diese sich durch das Zusammentreffen zufälliger Umstände allmählich zur Leidenschaft steigert, weil diese in ihm den Gedanken bestärken, daß auch er in ihrem Busen Leidenschaft erweckt habe. Auf einem einsamen Spaziergange überläßt er sich angenehmen Träu-

mereien, die er in einem artigen Gedicht schildert, dessen zwei letzte Strophen wir hersetzen:

„In den wunderbarsten Fugen
Sammelten die Freuden sich
Um mein Lager, übertrugen
Ihre Wirthschaft mir, und schlugen
Ihre Flügelchen um mich.

Und auch ich schlug in dem vollen
Liebeswunsche meines Traums
Meine Arme gleich Apollen,
Ach, ihr Götter! um die Knollen
Eines alten Feigenbaums."

Auch dies war ein Vorzeichen, wie der Tod seines Mops, aber ein weniger glückliches, denn am andern Tage entdeckte ihm sein treuer Johann, daß Margot und er sterblich in einander verliebt seien, und bat ihn um die Erlaubniß, seinen Dienst zu verlassen und im Lande zu bleiben, um sich mit der Geliebten zu verheirathen. Wir überlassen ihn den Empfindungen, die ihn bestürmten, als er das unerwartete Geheimniß erfuhr, und berichten nur, daß er bald darauf Caverac verließ und seine Reise fortsetzte, auf der ihn nunmehr Bastian, Margot's Bruder, als Bedienter begleitete

In Avignon, wo der Reisende jetzt seinen Aufenthalt nahm, entspann sich ein zweiter Liebesroman, aber wie bei ihm die erwachte Sinnlichkeit schon einen größern Antheil an demselben hatte, so war der Gegenstand seiner Leidenschaft, die Nichte seiner Wirthin, zwar ein Engel an Schönheit, wie Margot, aber in Allem sonst der vollste Gegensatz des unschuldigen Bauermädchens. Unter dem Scheine der kindlichsten Frömmigkeit, den sie selbst in den bedenklichsten Lagen zu bewahren wußte, war sie die abgefeimteste Buhlerin der Pfaffen. In der Wuth, sich betrogen zu sehen, hält der Reisende ein strenges Gericht über die

Casuisten, deren Bücher das Herz des Mädchens verdorben hatten, er verbrannte sie, nur ein Blatt aus Martin Cochem's Leben der Heiligen, in welchem die Legende der heiligen Clara von Montefiascone stand, entriß er noch dem Feuer. Als er darauf das Haus verlassen will, entdeckt die alte Wirthin seine Unthat; sie schließt ihn in sein Zimmer ein und berichtet die Sache dem geistlichen Gericht. Zwei abgemagerte und zerlumpte päpstliche Soldaten, die ihm zur Bewachung gegeben waren und die er durch Vertheilung seines Mittagessens und einiger Flaschen Wein gewann, erzählten ihm Dinge von der Nichte, die ihm die vollste Ueberzeugung gaben, daß sie schon seit Jahren eine gemeine Dirne gewesen. Am folgenden Tage versammelte sich das Gericht und es hatte allen Anschein, daß es ein strenges Urtheil fällen würde; allein der Reisende rettete sich durch eine Rede, die ein wahres Muster von Beredtsamkeit ist. Diese würde ihm freilich am Ende wenig geholfen haben, wenn ihm nicht ein glücklicher Einfall zu Hülfe gekommen wäre. An die Sage anknüpfend, daß bei dem Brande einer großen Bibliothek das einzige Buch des Thomas a Kempis unversehrt geblieben sei, welches Wunder auf dessen hohen Werth aufmerksam gemacht habe, sagte er, daß er habe prüfen wollen, welche von den Schriften, die er dem Feuer überliefert habe, durch ein ähnliches Wunder gerettet würde; alle seien vernichtet worden, nur das Blatt nicht, auf welchem von den drei Steinen der heiligen Clara berichtet werde*). Dieses Wunder stimmte die Richter um, und dieselben, die noch vor weni-

*) Die Legende erzählt, daß man in ihrem Körper drei Steine gefunden habe, von denen jeder einzelne gerade so viel als zwei und als die drei zusammen gewogen habe, was die Lehre von der Dreieinigkeit auf das Unzweifelhafteste darstelle.

gen Augenblicken gesonnen waren, ihn dem Holzstoße zu überliefern, verehrten ihn als einen Wunderthäter; ja die ganze Stadt versammelte sich vor dem Hause, als das Wunder bekannt wurde, um seinen Segen zu empfangen. Eine Unterredung, die er nun unter vier Augen mit der Nichte hatte, stimmte ihn wieder gänzlich zu ihren Gunsten, denn sie wußte Alles, was er von ihr gehört und gesehen, mit einer so kindlich naiven Miene und mit solchem Scheine der vollsten Wahrheit zu erklären, daß sie ihm als das höchste Muster der reinsten Unschuld erschien und er sich vornahm, um sie zu werben, als der Champagner bei dem darauf folgenden Mahle jede Illusion vernichtete, indem sie im Rausche alle Scham vergaß und sich mit einem Domherrn von den früher genossenen Liebesfreuden unterhielt. Diese Stellen gehören wieder zu den schönsten im ganzen Werk, das an solchen doch so reich ist; die Unterhaltung, in welcher die Nichte jeden Zweifel an ihre Unschuld siegreich zu heben weiß, ist mit unnachahmlicher Kunst dargestellt, die sich schon darin kund gibt, daß auch der Leser unwillkürlich die Ueberzeugung des Reisenden theilt. Dies war aber auch nur deshalb möglich, weil die früheren Berichte so meisterhaft angelegt waren, daß, so erdrückend die Beweise gegen die Nichte auch waren, diese doch eine dem Reisenden wie dem Leser freilich ungeahnte Erklärungsweise zuließen, welche die erwähnte Wirkung machen konnten. Die Heuchelei und Scheinheiligkeit ist kaum jemals glücklicher dargestellt worden und Thümmel's Clara, so hieß die Nichte, kann Moliere's Tartuffe mit dem vollsten Rechte an die Seite gesetzt werden.

Abgesehen von der kunstvollen Entwickelung der Begebenheiten und der vortrefflichen Charakterschilderung, hat das Abenteuer in Avignon noch eine weitergehende Bedeutsamkeit. Es stellt uns nämlich in lebendiger Anschaulichkeit die

Verdorbenheit der Sitten und überhaupt die Erbärmlichkeit aller Zustände in einem von Pfaffen regierten Lande dar, die unter dem Scheine der Frömmigkeit sich nicht blos selbst im Schmutze der schändlichsten Lasterhaftigkeit wälzen, sondern auch die ihnen untergebene Bevölkerung mit ihren jesuitischen Grundsätzen vergiften.

Die Aufregungen aller Art stürzten den Reisenden, als er in Marseille war, in ein hitziges Fieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Aber mit seiner wiederhergestellten Gesundheit trat ein völliger Umschwung in seinen Ansichten und seinem Leben ein. Er hatte seine Hypochondrie dadurch geheilt, daß er sich den sinnlichen Genüssen hingab, aber er hatte dagegen seine moralische und körperliche Gesundheit verloren. Sein Freund Jerom hatte ihm gerathen, den mütterlichen Anweisungen der Natur zu folgen, sein zweiter Arzt fügt hinzu: „Aber wohl zu merken, der schönen Natur". Und wie jener ihm das Reisen empfohlen hatte, so giebt ihm dieser den Rath, in die Heimath zurückzukehren. Er befolgt diesen Rath; und auf der Rückreise sucht er vorzüglich solche Verhältnisse auf, die ihn moralisch stärken, bis die vollständige Heilung seinem Freunde Jerom gelingt, den er in Holland aufsucht. So vortrefflich dieser zweite Theil auch ist, so steht er dem ersten an Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und an Schönheit der Darstellung doch weit nach, und man wird unwillkürlich an Dante erinnert, dessen „Paradies" die Großartigkeit seiner „Hölle" nicht erreicht, oder an Milton, dessen „Wiedergewonnenes Paradies" von dem „Verlorenen Paradies" weit übertroffen wird. Allerdings mag der Umstand dazu beigetragen haben, daß die „Reise" nicht in unausgesetzter Bearbeitung abgefaßt wurde, da vielmehr zwischen dem ersten und dem letzten Bande ein Zeitraum von mindestens zwanzig Jahren liegt. Erwägt

man aber diesen langen Zwischenraum, so muß man bewundern, daß der Abstand zwischen dem Anfang und dem Ende nicht noch viel größer ist, daß auch die letzten Theile einen Reichthum der Gedanken und eine Frische der Darstellung darbieten, die man bei einem siebenundsechszigjährigen Greise selten findet.

Der Charakter der „Reise" ergiebt sich zum großen Theile schon aus den obigen Mittheilungen, doch erscheint es nicht unnöthig, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Das Werk ist in Briefe eingekleidet, die der Reisende an einen vertrauten Freund schreibt, dem er sein Herz so offen darlegt, daß die Briefe zu einem wahren Tagebuch werden. Dadurch gewinnt das Ganze den Charakter der lebendigsten Unmittelbarkeit und der größten Wahrheit. Der Verfasser entfaltet ferner eine große Kunst der Composition, indem die mannichfaltigen Abenteuer, die er nach einander vorführt und die in Raum und Zeit, so wie in ihrem Wesen vollständig getrennt und unzusammenhängend erscheinen, durch den leitenden Hauptgedanken zu einem organischen Ganzen verbunden werden. Ja wir finden sogar die feinsten Kunstmittel mit großer Gewandtheit angebracht; so werden z. B. Persönlichkeiten, welche erst später thätig eingreifen, schon vorher erwähnt, ein Kunstmittel, welches Göthe bekanntlich hoch anschlug. Beinahe noch bewundernswürdiger ist der Reichthum an Erfindung; die Situationen, welche er uns vorführt, sind ohne Ausnahme neu und zugleich höchst glücklich gewählt. In der Ausführung derselben weiß er nicht blos zu spannen, sondern auch im höchsten Grade zu überraschen; es wird kaum Eine zu finden sein, deren Ausgang vom Leser im Voraus errathen werden könnte. Und doch bewegt sich Alles in höchst natürlicher Weise, so daß wir trotz der Ueberraschung doch gestehen müssen, daß der Dich-

ter die einzig richtige Lösung gegeben habe. Daß die Schilderungen der Charaktere voll Scharfsinn sind und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens verrathen, hat sich schon aus den früheren Mittheilungen ergeben; der tief philosophische Blick des Dichters beurkundet sich auch in den zahlreichen Bemerkungen, die durch das ganze Werk zerstreut sind, und die, was nicht hoch genug anzuschlagen ist, den Charakter des Didaktischen verlieren, weil sie nothwendige Ergebnisse der geschilderten Begebenheiten und Zustände sind und zudem in der Natur des Briefes liegen.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen gesagt, daß der Werth von Thümmel's Schriften hauptsächlich in ihrer schönen Form liege. Daß er seinen Stoff in ächt künstlerischer Weise behandelte, haben wir so eben besprochen; aber auch sein Styl muß als meisterhaft bezeichnet werden. Selbst bei der strengsten Prüfung wird man nur wenige einzelne Mängel finden, dagegen ist er reich an großen Schönheiten. Der Ausdruck ist von unnachahmlicher Leichtigkeit und Anmuth; Alles fließt natürlich und zwanglos, daß auf den ersten Blick Nichts leichter scheint, als so zu schreiben, während wir doch wissen, daß diese Leichtigkeit nur Ergebniß des angestrengtesten Fleißes ist. Thümmel arbeitete langsam und schwer, er war nicht leicht zufrieden und feilte nicht nur fortwährend an seinen Schriften, sondern legte sie auch seinen Freunden vor, deren Bemerkungen er sorgfältig prüfte und entweder befolgte oder verwarf. Seine Sprache ist eben so geschmeidig als kräftig; ja selbst mitunter kühn, aber immer von der größten Reinheit, Eleganz und Correctheit. Er ist reich an glücklichen Bildern, besonders in seinen lebendigen Naturschilderungen, aber er ist im Gebrauch derselben äußerst mäßig, wie er überhaupt

in Allem Maß hält, selbst da, wo er die Schranke zu überspringen scheint.

Thümmel verfaßte auch Mehreres in gebundener Rede; unter allen seinen Gedichten nehmen jedoch diejenigen den ersten Rang ein, die er in seiner „Reise" einschaltete. Sie haben sämmtlich den Charakter der Gelegenheitsgedichte im wahren Sinne des Worts und erfreuen daher durch die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Auffassung. In der Behandlung ist er ganz eigenthümlich, sowohl hinsichtlich der Darstellung als der metrischen Form. Er liebt lange und verwickelte Perioden, welche insgemein der rhythmischen Form widerstreben, die er aber mit großer Gewandtheit durchführt. „Ich habe", sagte Lichtenberg *), „manche Verse sechs-, siebenmal gelesen, blos die Applikatur zu bewundern, mit der er sich gleichsam vorsätzlich durch Parenthesen den Weg zu versetzen scheint, um hernach wie die glätteste Schlange durchzuglitschen, ohne auch die kleinste Faser von Sinn und Reim hinter sich zu lassen. Man sagt, Boileau habe seinen zweiten Vers immer zuerst gemacht; Thümmel ist weiter gegangen: er machte erst den dritten, dann den zweiten und dann den fünften, oder hat sie, welches mir wahrscheinlicher ist, wie ein Schöpfer, alle zugleich gemacht. Unter den Gedichten der Reise machen wir insbesondere auf die „Hymne an die Sonne", die „Ode an den Zufall" und auf die treffliche Dichtung, „Die Wittwe im Irrenhaus", aufmerksam.

Zwanzig Jahre vor dem Erscheinen der „Reise" gab Thümmel ein kleines episches Gedicht, „Die Inoculation der Liebe", heraus (Leipzig 1771), welches Viele und selbst Gotter für ein Erzeugniß Wieland's hielten, und auch dieser schätzte es hoch. „Viele Leute", schrieb er an einen Freund,

*) Schlichtegroll's Nekrolog auf 1796. Bd. 2, S. 193.

„glaubten meine Manier in diesem Gedichte zu erkennen, und ich muß mich verfluchen und verschwören, wie Petrus, bis sie mir glauben, daß es nicht von mir sei. Ich wollte, daß es so wäre; es sind Stellen darinnen, die dem größten Dichter Ehre machen, und in dem Ganzen herrscht (einige Kleinigkeiten ausgenommen) eine Eleganz, eine Leichtigkeit, ein guter Ton, die bei unsern Dichtern noch selten gefunden werden*). Ein ähnliches, aber weniger gelungenes Gedicht, „Das Erdbeben von Messina", nahm Thümmel nicht in die Sammlung seiner Werke auf (Leipzig 1811—1812, 6 Bde.).

*) Gruner a. a. O. S. 93 ff.

August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue.

Unter allen Schriftstellern der neueren Zeit hat wohl keiner so harte, man könnte sagen, vernichtende Urtheile erfahren, als Kotzebue, aber auch keiner so große Anerkennung gefunden, als er, der so viele Jahre hindurch der Liebling des gesammten deutschen Volkes von den Alpen bis zur Nordsee war, bei welchem er in so hohem Ansehen stand, daß die bittersten Anfeindungen von Seiten seiner Gegner nicht im Stande waren, dasselbe, wir wollen nicht sagen zu untergraben, sondern nur zu erschüttern. Freilich ist er seit längerer Zeit schon wieder in Vergessenheit gerathen, und es werden seine Schriften, seine Romane und Dramen kaum mehr in den Leihbibliotheken gefunden; jedenfalls werden sie, wenn sie sich auch aus früheren Jahren in solchen erhalten haben, nur noch selten oder nie verlangt, während sie früher von Hand zu Hand gingen und die öffentlichen Leseanstalten der Nachfrage nicht genügen konnten. Ja selbst auf der Bühne erscheinen seine Dramen, seine Rührspiele, seine Komödien und Possen, die früher nicht oft genug gegeben werden konnten, nur noch sel-


X.A.v.C.LAUPER.

ten, ja manche größere Theater scheinen sie ganz aus ihrem Repertoir gestrichen zu haben. Diese Vergessenheit, in welche der einst so beliebte Dichter gesunken ist, möchte auf den ersten Anblick das wegwerfende Urtheil bestätigen, das seine früheren Gegner über ihn ausgesprochen haben; allein bei näherer Betrachtung wird man doch zur Ueberzeugung gelangen, daß jenes Urtheil allzuschroff und einseitig war, und daß die Vergessenheit, in welche er gerathen ist, zum Theil anderen Gründen zugeschrieben werden muß, als diejenigen, welche man während seines Lebens gegen ihn geltend machte. Und selbst wenn man in allen den Vorwürfen einstimmen wollte, die man ihm damals machte, würde man doch zugestehen müssen, daß ein Schriftsteller, der so viele Jahre hindurch der Liebling des Publicums war, und zwar in so hohem Grade, daß er beinahe die beiden größten Dichter, die Deutschland jemals hervorbrachte, zu verdunkeln schien, ein Schriftsteller, der Jahrzehnte lang die Bühne fast ausschließlich beherrschte, der nicht blos in Deutschland, sondern auch in fast allen Ländern Europas und selbst über diesen Welttheil hinaus zu hohem Ruhme gelangte, dessen Schriften ins Französische, Englische, Italienische, Spanische, Holländische, Russische und selbst ins Neugriechische übersetzt wurden, daß ein solcher Schriftsteller immerhin eine wichtige historische Erscheinung ist, die wohl eine eindringlichere Betrachtung verdient, und zwar um so mehr, als seine Wirksamkeit sich nicht blos auf die Literatur und das Theater beschränkt, sondern auch die Politik befaßt.

August Friedrich Ferdinand Kotzebue wurde am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren. Seinen Vater, welcher herzöglicher Legationsrath war, verlor er schon frühe, so daß seine Erziehung ganz in die Hände seiner Mutter gegeben war. Er selbst giebt uns von derselben und der Art

und Weise, wie sie sich an seinem Unterricht betheiligte, in dem Aufsatze „Mein literarischer Lebenslauf", den er im fünften Bändchen der „Jüngsten Kinder meiner Laune" (S. 123ff.) veröffentlichte, eine anschauliche Schilderung „Meine gute Mutter", heißt es daselbst, „entsagte als eine noch sehr junge Wittwe manchem Reiz und manchem Genuß des Lebens, um sich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie besaß Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe. Mit diesen Eigenschaften konnte sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen. Sie hat mir zwei oder drei Hofmeister gehalten, Candidaten der heiligen Theologie, die, während sie mit Sehnsucht harrten, daß ein göttlicher Ruf ihnen eine kleine Heerde anvertraue, mich ihre Hirtenstäbe weidlich fühlen ließen und keine Mühe sparten, ein Schaf aus mir zu machen. Der eine war ein physiognomischer, der andere ein verliebter Theologe; der eine kritisirte meine Nase, der andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend in ihrem Zimmer, eine Vorlesung von ihr aus einem guten Buche war mehr werth, als die ganze Plackerey mit Langen's Colloquiis und Luther's großem und kleinem Katechismus. Jene ließen den Papagei schwatzen, sie lehrte den Knaben fühlen." Aber die gute Mutter verzog doch auch zugleich ihren Liebling, theils indem sie allen seinen Wünschen nachgab, theils indem sie durch ihr übermäßiges Lob den Keim zu jener Eitelkeit und Selbstüberschätzung legte, die auf sein ganzes Leben wie auf seine Schriftstellerei den größten Einfluß ausübte. Seine seltenen Geistesgaben entwickelten sich schon frühe; er wurde nicht blos von seinen nächsten Verwandten, sondern auch von den Freunden des Hauses wegen der Lebhaftigkeit seines Geistes und seiner Beurtheilungskraft, noch mehr aber wegen seiner stets

geschäftigen Phantasie bewundert. Sobald er nur lesen konnte, verschlang er alle Romane, die er im Hause oder bei Bekannten fand. Eines der ersten Bücher, die ihn fesselten, waren die „Abendstunden", eine Sammlung von kleinen Erzählungen. Unter diesen machte die Geschichte von Romeo und Julia den größten und bleibendsten Eindruck auf ihn. „Sie erschütterte mich so tief", berichtet er (a. a. O.), „daß vielleicht damals schon der erste Grund zu meiner Vorliebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde." Nächst dieser Sammlung waren Don Quixote, die Insel Felsenburg und ganz besonders der Robinson seine Lieblingslectüre; auch lernte er Aesop, Gellert's Fabeln und Lieder, von denen er viele auswendig wußte, kennen; während er Haller's und Bodmer's Dichtungen, die ihm zu hoch waren, bald wieder weglegte, las er gern und wiederholt die Lieder und Fabeln von Gleim, Uz und Hagedorn, weil er diese verstand. Er war kaum sechs Jahre alt, als er schon den ersten poetischen Versuch machte; es sollte ein ländliches Gemälde werden, zu welchem er die Bilder aus allen ihm bekannten Dichtern entlehnte. Bald darauf wagte er sich an die Abfassung eines Dramas, das freilich nur eine Octavseite groß wurde. An seinem siebenten Geburtstage schrieb er den ersten Liebesbrief an ein erwachsenes Mädchen, das nachher seine Tante wurde. „Die Liebe", berichtet er in der angeführten Schrift, „und der Hang zur Religionsschwärmerei sind, wie man weiß, sehr nahe mit einander verwandt. Auch dieser letztere ergriff mich einst in meinen Kinderjahren. Ich war über alle Maßen fromm. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so gieng ich auch schon, um ganz ungestört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, sondern aus der Tiefe des

Herzens hervorgepreßte und mit Thränen gesalbte Stoßseufzer." Diesen Hang zur Frömmigkeit erstickte das Kirchengehen, da ihn die schalen Predigten langweilten, und er fing sogar an, ein Zweifler zu werden.

Die erste theatralische Vorstellung, der er beiwohnte (es wurde der „Tod Adams" von Klopstock gegeben), machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn; sie hatte durch ihre Folgen den größten Einfluß auf seine Bildung und er wurde, wie er selbst versichert, durch dieselbe unwiderruflich zum dramatischen Dichter bestimmt. Seine Leidenschaft für das Theater steigerte sich noch, als bald darauf die Herzogin Amalie eine stehende Bühne errichtete, die großen Schauspieler Brandes, Beck und Eckhoff nach Weimar kamen. Er besuchte das Theater, so oft es ihm nur erlaubt wurde, und er hörte, so berichtet er wenigstens, mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß er Lessing's „Emilia Galotti" von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in den Händen gehabt zu haben. Ebenso prägte sich Engel's „Dankbarer Sohn" seinem Gedächtniß ein. Beide Stücke führte er mit seinen Gespielen auf einer Bühne von Bettschirmen auf, wobei er wechselsweise alle Rollen übernahm. Dieser Zeit verdankte er, wie er selbst berichtet, den größten Theil der Bildung seines Verstandes und Herzens; Eckhof's göttliches Spiel bereicherte seine Vernunft und Phantasie mit Ideen und Bildern, welche ihm ohne dies Vehikel nicht so anschaulich geworden wären.

Er war damals schon seit einiger Zeit Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt. Unter allen seinen Lehrern gewann der damals schon durch seine Schriften bekannte Musäus den größten Einfluß auf den geistvollen und strebsamen Knaben. Indem er aber dessen poetische und prosaische Arbeiten übermäßig lobte, vermehrte er dessen Eitelkeit, wie er

auch die in dem Knaben liegende Neigung zur Satyre durch sein eigenes Beispiel noch mehr entwickelte. Das Lob, welches ihm der Lehrer ertheilte, blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die Schüler, denen Kotzebue Alles vorlas, was er täglich auf das Papier warf, und die dann ihre Bewunderung des großen Talents ihres Freundes in einer Weise aussprachen, die nicht geeignet war, seine Eitelkeit zu schwächen. Dadurch ermuthigt, wagte er sich an dramatische Arbeiten; er schrieb ein Trauerspiel „die Verschwörung des Catilina" in fünf Aufzügen und ein Lustspiel „Ende gut, Alles gut".

In diese Zeit fällt auch Kotzebue's erstes Zusammentreffen mit Goethe, der seine Mutter oft besuchte und den heitern, lebhaften Knaben liebgewann, an dessen dichterischen Versuchen er Freude hatte, wie er sich denn das erwähnte Lustspiel zum Durchlesen ausbat. Der große Dichter unterhielt sich öfters freundlich mit ihm und munterte ihn zum Fleiße auf; ja er erlaubte ihm sogar den Postillon in seinen „Geschwistern" zu spielen, in denen er selbst den Wilhelm darstellte. Auch Goethe erinnerte sich gern an jene Tage, ob er gleich später viel Uebles von Kotzebue zu leiden hatte. „Ich denke mir ihn gern", schrieb er in seinen späteren Jahren, „als schönen munteren Knaben, der in meinem Garten Sprenkel stellte und mich durch seine freie Thätigkeit sehr oft ergötzte"*). Bei dem frühen Umgang mit solchen Männern wie Musäus, Goethe und Klinger (denn auch dieser war ein Freund des Hauses) mußten seine Talente den Grad von Ausbildung erhalten, dessen sie nur fähig waren.

Kotzebue war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er die Universität Jena bezog, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Doch beschäftigte er sich das erste Jahr ausschließ-

---

*) Goethe's Werke Bd. 60, S. 285.

lich mit den alten und neuen Sprachen, vorzüglich verwandte er viele Zeit auf das Französische, mit dem er sich ganz vertraut machte, wie er auch die französische Literatur gründlich kennen lernte, für welche er stets eine große Vorliebe behielt. Außerdem erlernte er das Italienische und machte seine erste Bekanntschaft mit Ariosto. Dabei fuhr er fort zu dichten, wodurch er auch in weiteren Kreisen bekannt wurde. Er hatte sich besonders Wieland zum Muster genommen, und er war so sehr überzeugt, ihn erreicht zu haben, daß er ihm für den „Deutschen Merkur" eine Dichtung, der er den Titel „Wintermärchen" gegeben hatte, übersendete. Seine Eitelkeit fand sich freilich nicht wenig verletzt, da das Gedicht nicht im Merkur erschien und Wieland sogar seinen Brief nicht beantwortete. Zwei Jahre später schickte er ihm, ohne sich zu nennen, eine kleine, im Ton der Erzählung gehaltene Ballade „Ralph und Guido" und er hatte die Freude, daß sie im Merkur gedruckt erschien (Jahrg. 1780, Bd. 4, S. 3 ff.).

Indessen verheirathete sich seine Schwester nach Duisburg am Rhein. Aus Liebe zu ihr und damit sie nicht auf einmal von allen ihren Verwandten und Bekannten verlassen sein möchte, begleitete er sie dahin und entschloß sich, ein Jahr lang auf dieser kleinen Universität zuzubringen. In Duisburg war eine seiner ersten Sorgen, ein Liebhabertheater zu errichten, was ihm auch gelang, indem ihm die Minoriten einen geräumigen Kreuzgang in ihrem Kloster einräumten. Er schrieb ein Paar Lustspiele; eines, das er dem trefflichen Schröder zuschickte, kam von einem höflichen Briefe begleitet, zurück. Aus Verzweiflung darüber und in der Ueberzeugung, daß er kein Talent für das Drama habe, machte er sich an die Bearbeitung eines Romans, aber es ging ihm mit demselben nicht besser: der Buchhändler Weygand, dem er es zum Verlag anbot, erklärte ihm unter Rücksendung des Ma-

nuscripts, daß er schon für einige Messen mit Verlagsartikeln hinlänglich versehen sei.

Im Jahre 1779 kehrte er nach Jena zurück, wo er sich mit größerem Eifer seinem Berufsstudium widmete, ohne dabei seine literarischen Beschäftigungen aufzugeben. Er schrieb ein Trauerspiel „Charlotte Frank", welches auf sein dringendes Ansuchen auf dem Liebhabertheater aufgeführt wurde, ob es gleich nur eine elende Nachahmung von Lessing's „Emilia Galotti" war. Bald nachher wagte er sich wieder an ein Lustspiel: „Die Weiber nach der Mode", welches besser gelang und einige wirklich komische Züge hatte; doch verdankte es den großen Beifall, den es bei der Aufführung erhielt, weniger seinem Werth als dem Umstand, daß er einige Stadtanekdoten darin eingewebt hatte. Dieser Beifall kitzelte den muthwilligen Jüngling und vermehrte jenen unseligen Hang zur Satyre, der ihn zu höchst tadelnswerthen Schritten verleitete, denn wenn er auch behauptet, er habe diesen Hang nie aus hämischen Absichten den Zügel schießen lassen, so werden wir doch bald sehen, daß er dies mit gutem Gewissen nicht versichern konnte. In seinem achtzehnten Jahre wurde er zum Mitglied der deutschen Gesellschaft in Jena aufgenommen, für die er eine Abhandlung schrieb, in welcher er den Kaiser Julianus Apostata gegen die ihm gemachten Beschuldigungen zu rechtfertigen suchte.

Nach Vollendung seiner Studien begab er sich wieder nach Weimar, bestand das Examen und wurde als Advocat patentirt. Im Umgange mit Musäus brachte er glückliche Tage zu, in denen er mancherlei arbeitete, da seine Berufsgeschäfte ihm hierzu alle Muße ließen. Doch blieb er nicht lange in Weimar, denn schon im J. 1781 berief ihn ein alter Freund seines Vaters, der Graf Ferdinand von Görz, damals preußischer Geschäftsträger am russischen Hofe, nach

Petersburg, wo er zuerst dem General Bawr als Secretär beigegeben wurde (bis dahin hatte der unglückliche Lenz diese Stelle bekleidet). Bald darauf erhielt der General, den die Kaiserin Katharina II. zum Director des deutschen Theaters in Petersburg ernannt hatte, Gelegenheit, das Talent seines jungen Secretärs kennen zu lernen; denn dieser führte die ihm aufgetragenen Geschäfte mit solcher Einsicht und Sachkenntniß aus, daß der General nicht anstand, ihm die ganze Direction anzuvertrauen, als ihn im J. 1782 eine hartnäckige Krankheit zwang, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Das Studium der russischen Geschichte veranlaßte ihn, ein Trauerspiel „Demetrius, Zaar von Moscau" zu schreiben, dessen Aufführung jedoch die Polizei untersagte, weil Kotzebue den Helden des Stücks nicht als einen Betrüger, sondern als ein Opfer der Unbeständigkeit des Volks und des Ehrgeizes einiger Großen dargestellt hatte. Es war allerdings ein kühnes Wagstück von Seiten eines jungen Ausländers, so kurze Zeit nach dem Aufstande Pugatschew's einen solchen Stoff zu behandeln; doch war die Kaiserin Katharina so großherzig und verständig, iu der Apologie des falschen Demetrius nicht eine Vertheidigung des falschen Peter's III. zu erblicken, und wenn sie auch die Verfügung der Polizei in Betreff der Aufführung des Stücks genehmigte, ging sie doch auf die weiteren Anträge, den Verfasser wegen seiner Kühnheit zu strafen, nicht ein; vielmehr faßte sie eine so gute Meinung von demselben, daß sie die erste Gelegenheit ergriff, ihm ihre gnädige Gesinnung zu beweisen. Der General Bawr, der im Jahre 1783 gestorben war, hatte in seinem Testament seinen Secretär der Kaiserin empfohlen; sie ehrte den Verstorbenen, so wie dessen Schützling, indem sie diesen durch einen eigenhändig unterschriebenen Ukas zum Titularrath ernannte und den Befehl

gab, ihn bei der neu errichteten Statthalterschaft in Reval anzustellen. Freilich war dies nicht ganz nach Kotzebue's Wunsch; es wäre ihm jedenfalls angenehmer gewesen, seinem Beschützer in der Direction des Theaters zu folgen und in Petersburg zu bleiben, wo er eine Zeitschrift „Bibliothek der Journale" herauszugeben begonnen; allein auch die ihm übertragene Stelle war ehrenvoll unb ziemlich einträglich. Er reiste noch im J. 1783 nach dem Ort seiner neuen Bestimmung ab. Nachdem er zwei Jahre lang die Stelle eines Assessors beim Oberappellationstribunal versehen hatte, wurde er auf die Empfehlung des Generalgouverneurs Grafen Browne zum Präsidenten des Gouvernementmagistrats der Provinz Esthland mit dem Range eines Oberstlieutenants ernannt. Da mit dieser Stelle der Adel verbunden war, setzte er von nun an seinem Namen das Wörtchen „von" vor. Er hatte so eben eine junge Russin aus einer adelichen Familie geheirathet, welche in der Umgegend von Reval begütert war, und so befand er sich in einer Lage, die man glücklich nennen konnte. Jung, gesund, mit einer schönen Zukunft vor sich, nahmen ihn seine Geschäfte nicht so sehr in Anspruch, daß er sich nicht seiner Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten und zu Reisen hätte hingeben können. Schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Reval entstanden die beiden ersten Schauspiele, denen er selbst einigen Werth beilegte: „Der Eremit auf Fromentera" und „Adelheid von Wulfingen", so wie der Roman „die Leiden der Ortenbergischen Familie", durch welchen er seinen Namen bekannter machte und die Gunst des Publicums erwarb. Er hatte ein Gesellschaftstheater gegründet*), auf welchem seine

*) Es wurde mit dem Lustspiel „Jeder Narr hat seine Kappe" eröffnet, das übrigens eine ziemlich verfehlte Nachahmung des „Geizigen" von Molière war, weshalb er es auch nie drucken ließ.

Stücke gegeben wurden und das die ganze vornehme Gesellschaft der ganzen Provinz anzog. Das vertraute Verhältniß zu einem ausgewählten Publicum, das doch einigen Geschmack hatte, wenn er auch nicht sehr ausgebildet und fein war, und die Gelegenheit, die theatralischen Wirkungen kennen zu lernen (er leitete selbst die ziemlich häufigen Vorstellungen) trugen nicht wenig zu den Vorzügen so wie zu den Unvollkommenheiten bei, welche Kotzebue's dramatische Werke bezeichnen, wie denn sein Talent schon hier die Richtung und den Charakter annahm, den wir in allen seinen Stücken erkennen. Durch Zufall kam er auf den Gedanken, eine Geschichte Heinrichs des Löwen zu schreiben, und als er im J. 1789 eine Reise durch einen Theil von Deutschland machte, sammelte er auf den Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Hannover eine reiche Menge von Materialien, und er arbeitete mehrere Bruchstücke aus; doch verlor er Lust und Muth zur Fortsetzung, da um diese Zeit bald ein historisches Werk, bald ein Halbroman erschien, in welchem Herzog Heinrich als Haupt- oder Nebenperson erschien. Um dieselbe Zeit gab er eine Monatsschrift für Esth- und Liefland unter dem Titel „Für Geist und Herz" heraus, die er wegen Mangels an hinlänglicher Unterstützung schon nach einem Jahre wieder aufgab. Nun wendete er großen Fleiß auf ein „größeres historisch-philosophisches Werk über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker und aller Jahrhunderte", von dem er später ein Bruchstück unter dem Titel „Vom Adel" (Leipzig 1792), jedoch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt drucken ließ. Er versichert in dem öfters angeführten Aufsatz („Mein literarischer Lebenslauf"), daß es ihn reue, diese Schrift veröffentlicht zu haben, und allerdings ist sie ohne allen Werth. Das erste Capitel, welches beinahe die Hälfte des Buchs ausmacht, enthält eine Sammlung von No-

tizen über den Adel bei den verschiedensten Völkern mit der Absicht zu beweisen, daß es bei allen Nationen einen Adel gegeben habe und noch giebt, daß also dem Unterschiede zwischen Adel und Unadel etwas Wahres zu Grunde liegen müsse, womit die witzigen Einfälle über „adeliche Ochsenköpfe", die durch das ganze Buch zerstreut sind, in seltsamem Widerspruch stehen. Es bewegt sich die Schrift überhaupt in Widersprüchen. So versichert der Verfasser, daß man in Neapel wie aller Orten nur beim Mittelstande ächte Tugend finde, und bald darauf versichert er, daß die Tugenden den Menschen anerben und daß hierin der Grund der allgemeinen Hochachtung gegen die vornehmen Geschlechter liege, und wiederum nennt er im folgenden Capitel eine große Zahl großer und berühmter Männer, die nicht von Adel waren. Man sieht, daß der Verfasser nicht recht wußte, ob er sich zum Adel oder zum Bürgerstande rechnen sollte und deshalb bald diesem, bald jenem den Vorzug gab; da aber das Buch im Ganzen einen dem Adel nicht günstigen Eindruck hinterläßt, so ist es begreiflich, daß ihn dessen Veröffentlichung reute, als er sich später entschieden zum Adel rechnete.

Im Herbste 1787 überfiel ihn eine Krankheit, die auch nach ihrer Heilung einen Zustand von Schwäche hinterließ, die ihn beinahe melancholisch machte. In diesem Zustande schrieb er das Schauspiel „Menschenhaß und Reue" und bald darauf „die Indianer in England". „Beide Stücke", sagt er, „waren das Werk eines Zeitraums von acht bis neun Wochen. Nie, weder vor noch nachher, ist mir wieder eine solche Fülle von Gedanken und Bildern zugeströmt". Auch wurde sein Ruf vorzüglich durch diese beiden Schauspiele begründet. Ihnen folgte im J. 1789 „die Sonnenjungfrau", „das Kind der Liebe" und „Bruder Moritz der Sonderling", so wie der kleine Roman „Die gefährliche Wette."

Da sich sein körperlicher Zustand nicht bessern wollte, ging er im Frühling 1790 mit Urlaub nach Pyrmont und von da nach Weimar, wo er zwar gut, aber doch nicht mit der Auszeichnung aufgenommen wurde, die er gehofft und erwartet hatte. Die Mißstimmung, in die er deshalb gerieth, vermehrte sich, als er bemerkte, daß er sich durch seine persönliche Gegenwart keine größere Achtung erwerben könne. Eine Folge derselben, vielleicht auch durch besondere Verhältnisse angeregt, war die Schmäh- und Schandschrift, welche er unter dem Titel: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freiherrn von Knigge" (O. O. 1790) herausgab. Abgesehen davon, daß er die Frechheit hatte, den Namen eines Dritten zu mißbrauchen,*) strotzte auch die Schrift von solcher Gemeinheit, daß sich Alles darob empörte, selbst diejenigen ihren Abscheu laut erklärten, welche sonst gegen Zimmermann oder Bahrdt oder die andern darin mit Schmutz beworfenenen Personen nicht gerade freundlich gesinnt waren. Als es daher den vereinigten Bemühungen der Betheiligten gelang, den wahren Verfasser zu entlarven, sprach sich die allgemeinste Entrüstung gegen denselben aus, die sich auch dann nicht verminderte, als er in den öffentlichen Blättern auf eine mehr als demüthige und kriechende Weise sich zu entschuldigen suchte.

Unter diesen Umständen konnte er sich in Weimar, ja in ganz Deutschland nicht mehr behaglich fühlen; der Tod

*) Knigge erklärte zwar sogleich auf das Entschiedenste, daß er nicht der Verfasser des infamen Pasquills sei, aber man glaubte ihm nicht, weil er zu jener Zeit mit Zimmermann in Streit und Proceß gerathen war. Auch verlor er deshalb die Stellung, die er in Hannover hatte.

seiner Frau, der sich um jene Zeit ereignete, war ihm daher ein sehr erwünschter Vorwand, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen. Aber statt nach Rußland zurückzukehren, begab er sich nach Paris, welches damals den Revolutionsstürmern Preis gegeben war. Höchst wahrscheinlich hatte er zu dieser Reise nicht blos die Bewilligung von Seiten der russischen Regierung, sondern vielmehr den bestimmten Auftrag erhalten, die revolutionären Bewegungen genau zu beobachten und über dieselben Bericht zu erstatten. Er blieb bis ins Jahr 1795 dort. Die erste Zeit seines Aufenthaltes hat er in der Schrift: „Meine Flucht nach Paris im Winter 1790" (Leipzig 1791) beschrieben. Ob er gleich von den französischen Gelehrten und Schriftstellern, denen sein Pasquill unbekannt geblieben, mit Auszeichnung aufgenommen worden war, hat er sich auch in dieser Schrift nur allzusehr den Eingebungen seines verletzenden Witzes hingegeben. Er berichtet, daß der Tod seiner Frau die Veranlassung zu dieser Reise gewesen. „Der Verlust meiner Gattin", heißt es in der Vorrede, „die ich unaussprechlich liebte, trieb mich fort in die Welt. Ich floh den Ort, wo ich meines Lebens Ruhe verlor." Die Haltung der Schrift berechtigt jedoch, an der Wahrheit seines Schmerzes zu zweifeln; es herrscht darin eine so gesuchte Empfindsamkeit, soviel leere Declamationen, daß man dabei kalt bleibt, wie sie aus einem kalten Herzen zu kommen scheinen. Schon der Anfang ist widrig, worin er die Krankheitsgeschichte seiner Frau auf eine Weise erzählt, die von wenig Zartgefühl zeugt, und in welcher er den Leser selbst nicht mit dem Eckelhaften verschont. Seine Bemerkungen über die Theater gewähren mannigfaches Interesse, dagegen ist es mehr als auffallend, daß er die politischen Verhältnisse kaum im Vorübergehen berührt.

Als er nach Esthland zurückgekehrt war, sah er sich ver-

anlaßt, seine Entlassung von dem bis dahin bekleideten Amte zu geben. Ob dies aus eigenem Antrieb oder auf höheren Befehl geschah, ist bis jetzt noch nicht sicher ermittelt worden, doch ist es wahrscheinlich, daß er von der russischen Regierung zu diesem Schritte veranlaßt wurde, weil er von Paris aus wichtige Mittheilungen entweder ganz unterlassen oder wenigstens zu spät eingeschickt hatte. Er zog sich auf sein Gut Friedenthal, acht Stunden von Narva zurück, wo er sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigte; er verfaßte unter Anderm zwanzig dramatische Stücke, von denen er einen Theil in der Sammlung „Die jüngsten Kinder meiner Laune" (Leipzig 1796. 6 Bände) veröffentlichte. Im folgenden Jahre (1791) begab er sich mit Bewilligung der russischen Regierung nach Wien; zwei Söhne, welche er im Cadettencorps untergebracht hatte*), ließ er in Petersburg zurück. Er übernahm in Wien die durch den Tod des Dichters Alxinger erledigte Stelle eines Hoftheaterintendanten. Es läßt sich nicht läugnen, daß er in dieser Stellung manches Gute durchführte, aber er unterlag der Kabale der Schauspieler, weil es ihm an Sicherheit und Würde des Charakters fehlte und er sich in praktischen Fragen gegen die erfahrenen Leute von Fach manche Blößen gab. Auch hatte er den Adel und die Höflinge gegen sich, die ihn als einen Jacobiner betrachteten, weil er sich nicht enthalten konnte, sie seine Ueberlegenheit und ihre geistige Nichtigkeit in oft bitterer Weise fühlen zu lassen. Er sah bald ein, daß seine Stellung unhaltbar sei, weshalb er schon nach zwei Jahren seine Entlassung einreichte, welche auch angenommen wurde; doch behielt er den Titel eines Hoftheaterdichters mit einer

---

*) Der jüngere, Otto von Kotzebue, ist später durch seine Weltumseglung berühmt geworden.

Pension von 1000 Gulden und der Erlaubniß, seinen Aufenthalt an jedem ihm beliebigen Orte zu nehmen.

Er wendete sich wieder nach Weimar, wo seine fast siebenzigjährige Mutter lebte. Er kaufte ein Haus, weil er die Absicht hatte, seinen bleibenden Aufenthalt daselbst zu nehmen, wozu er durch die ziemlich günstige Aufnahme veranlaßt wurde, die er am Hofe und bei den großen Dichtern und Schriftstellern fand, die damals die kleine Stadt zum Mittelpunkte des geistigen Lebens in Deutschland gemacht hatten. Doch gelang es ihm nicht, eine solche Stellung zu gewinnen, wie sie seine Eitelkeit wünschte, und so entschied er sich leicht, dem Wunsche seiner zweiten Frau, einer Liefländerin (er hatte sich seitdem wieder verheirathet) zu entsprechen, welche sich nach ihrem Vaterlande sehnte, wozu noch kam, daß er selbst seine beiden Söhne wieder zu sehen wünschte. Im Jahre 1800 verließ er Weimar mit einem russischen Passe versehen. Vergeblich hatten ihm seine Freunde gerathen, die Reise zu unterlassen, und selbst der Baron Krüdener, russischer Gesandter in Berlin, hatte ihm Winke gegeben, die verständlich genug waren; aber sich auf seine Unschuld verlassend, wie er selbst sagt, und von Sehnsucht nach seinen Söhnen getrieben, eilte er seinem Schicksal entgegen. Kaum hatte er die Grenze überschritten, als man ihn verhaftete, sein Gepäck und seine Papiere mit Beschlag belegte, ihn von seiner Frau trennte und ihm ankündigt, daß er nach Sibirien verbannt sei, ohne ihm den Grund dieser Maßregel anzugeben. Es gelang ihm zwar nach einigen Tagen zu entfliehen, aber der Schloßbesitzer, zu dem er sich geflüchtet hatte, verrieth ihn, und von nun an wurde er mit größerer Strenge bewacht. Mehrere Briefe, die er unterwegs an seine Frau und seine Freunde schrieb, und die er auf gut Glück Wirthen und anderen Personen, mit denen er

zufällig zusammen kam, zur Beförderung übergab, kamen, wie es scheint, nicht an den Ort ihrer Bestimmung. Nach einer beschwerlichen Reise von einigen Wochen kam er nach Tobolsk, wo er vom Generalstatthalter Kuchelev und den vornehmsten Einwohnern mit Auszeichnung behandelt wurde, und er die überraschende Freude hatte, einige seiner Dramen aufführen zu sehen; doch mußte er nach einem achtzehntägigen Aufenthalte Tobolsk wieder verlassen und nach Kurgan, wo er fortan verbleiben sollte, abreisen. Auch dort fand er freundliche Aufnahme, und er hätte ein ziemlich angenehmes Leben führen können, wenn nicht, wie natürlich, das Bewußtsein gefangen zu sein, und die Sehnsucht nach den Seinigen ihn gegen alle Annehmlichkeiten des Aufenthalts gleichgültig gemacht hätten. Doch sollte seine Verbannung nicht lange dauern. Ein zufälliger Umstand gewann ihm die Zuneigung des Kaisers Paul. Diesem kam nämlich die Uebersetzung eines kleinen Lustspiels: „Der Kutscher Peter's III.“ in einer russischen Uebersetzung in die Hände; das darin seinem Vater gespendete Lob freute ihn so sehr, daß er sogleich einen Courier nach Tobolsk abgehen ließ mit dem Befehl, den Verfasser unverweilt nach Petersburg zu schicken. Der Kaiser schenkte ihm, um ihn für seine Verbannung zu entschädigen, das schöne Kronengut Wokrokul in Liefland, dessen Einkünfte sich auf 4000 Rubel beliefen, und ernannte ihn zum Hofrath, zum Director des deutschen Theaters und zum Censor, und vielleicht wäre er noch zu höheren Stellungen gelangt, da der Kaiser eine große Neigung zu ihm gefaßt zu haben schien*), wenn dieser nicht

*) Ein Beweis davon ist, daß Kotzebue einen Artikel, den der Kaiser selbst für die französisch geschriebene Hofzeitung abgefaßt hatte, ins Deutsche übersetzen und in die Hamburger Zeitung ein=

plötzlich gestorben wäre. Sein Nachfolger Alexander schien dem Dichter nicht besonders gewogen zu sein, und so entschloß er sich, seine Entlassung zu nehmen, die er unter Verleihung des Titels Collegienrath erhielt, und Rußland zu verlassen. Eine Zeit lang lebte er wieder in Weimar, aber auch da war sein Aufenthalt nicht von langer Dauer. Neidisch auf Goethe's hohes Ansehen, suchte er diesen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, zu welchem Zwecke er es nicht an Ränken aller Art fehlen ließ. Uebrigens hatte Goethe, dem die Leitung des Theaters übertragen war, Kotzebue's Eitelkeit auf das Empfindlichste beleidigt. Er hatte nämlich zum Behufe der Vorstellung der „Deutschen Kleinstädter" Alles aus denselben entfernt, was gegen Personen gerichtet war, mit denen er in näherer oder entfernterer Beziehung stand. Kotzebue protestirte dagegen und behauptete, daß, wenn der Verfasser gegenwärtig sei, man mit ihm Rath zu pflegen habe; es sei mit Schiller'n geschehen, und ein Anderer könne das Gleiche fordern. Diese Schlußfolge ließ Goethe jedoch nicht gelten; Schiller, entgegnete er, habe nur edel Aufregendes, zum Höhern Strebendes auf die Bühne gebracht, Kotzebue aber nur Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes nnd Vernichtendes; denn das sei das Kunststück solcher Gesellen, daß sie, jedes wahre reine Verhältniß mißachtend, ihre Schlechtigkeit in die lässige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wüßten. Er ließ sich daher durch das Geschrei Kotzebue's und seiner Anhänger nicht irren, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und da er die entstandenen Lücken durch allgemeine Scherze aus-

---

senden mußte. In diesem Artikel hatte Paul den Vorschlag gemacht, daß alle europäischen Herrscher den Krieg durch einen Zweikampf beendigen sollten.

füllte, erwarb das Stück auch in seiner neuen Gestalt großen Beifall, was Kotzebue nicht wenig ärgerte. Noch bitterer wurde er gestimmt, als ihm eine Manifestation mißlang, durch welche er gehofft hatte, Schiller zu gewinnen und ihn wo möglich von Göthe abzuziehen. Er wollte nämlich ein Fest veranstalten, in welchem Schiller verherrlicht werden sollte; aber als schon die ausgedehntesten Vorbereitungen eingeleitet waren, wurde ihm die Benutzung des Saales verweigert, in welchem die Vorstellung allein stattfinden konnte, so daß er sich durch jene mit Absicht recht zur Schau getragenen Vorbereitungen nur lächerlich machte. Freilich gelang es ihm auch, manche Persönlichkeiten, die bis dahin zu Goethe's Gesellschaftskreis gehört hatten, zu sich herüberzuziehen, weil sie um die Freude gebracht worden waren, an dem beabsichtigten Feste thätigen Antheil zu nehmen.

Doch sah Kotzebue trotz dieser Genugthuung ein, daß er in Weimar immer nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen würde, da sich selbst der Herzog gegen ihn erklärte, indem er dem Bürgermeister von Weimar, der den erwähnten Saal nicht eingeräumt hatte, unmittelbar darauf den Titel eines Raths ertheilte. Kotzebue verließ daher Weimar und zog nach dem nahen Jena, wo er sich jedoch eben so wenig behaglich fühlte als in Weimar. Er machte bald darauf eine zweite Reise nach Paris, und ließ sich dann 1802 in Berlin nieder, wo er zuerst allein, dann in Gemeinschaft mit Garlieb Merckel den „Freimüthigen" herausgab, dessen Hauptzweck war, Goethe's Ansehen zu untergraben, weshalb er dessen Anhänger, namentlich aber die beiden Schlegel mit der größten Rücksichtslosigkeit behandelte. Allerdings gaben diese dem Herausgeber des „Freimüthigen" nicht selten Gelegenheit, seinem Witze den Zügel schießen zu lassen, und er verstand es, ihre Schwächen und Blößen aufzudecken und insbesondere ihre

hochtrabenden, oft in mystisches Dunkel gehüllten Phrasen und ihre Anmaßung lächerlich zu machen; allein weil er einerseits keine festen Grundsätze, kein ausgesprochenes ästhetisches System hatte, und er zudem den ausgebreiteten Kenntnissen seiner Gegner nur ein sehr oberflächliches Wissen und ihren in sich zusammenhängenden Theorien nur mehr oder weniger geistreiche, beinahe immer nur zufällige Bemerkungen entgegenstellen konnte, so war die Wirkung seiner Opposition nur vorübergehend; man lachte über seine Witze, freute sich über seine sarkastischen Einfälle, um sie aber sogleich wieder zu vergessen. Zudem verletzte der gemeine Ton, in dem er sich oft bewegte, das bessere Gefühl der Verständigen, selbst derjenigen, welche mit den Schwärmereien der romantischen Schule nicht übereinstimmten. Uebrigens darf man nicht verschweigen, daß ihn sein Mitarbeiter Merkel noch an Gemeinheit übertraf, die er je länger je mehr so sehr ins Große trieb, daß Kotzebue sich endlich von dem Freimüthigen lossagte.

Ehe dies geschah, machte er von Berlin aus mehrere größere Reisen nach Frankreich, Liefland und Italien, welche er in den „Erinnerungen aus Paris“ (Berlin 1804) und „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel“ (Ebend. 1805, 3 Bde.) beschrieb. Um diese Zeit begann er auch den „Almanach dramatischer Spiele“, den er bis zu seinem Tode fortsetzte (Leipzig 1803—1820, 18 Bände); außerdem schrieb er noch mehrere andere größere Lustspiele.

Im Jahre 1806 begab er sich nach Königsberg, um die Archive dieser Stadt zu durchforschen; er veröffentlichte das Ergebniß seiner Studien in dem Werke „Preußens ältere Geschichte“ (Riga 1808—1809, 4 Bde.), worin er eine Anzahl noch unbekannter, zum Theil wichtiger Urkunden

bekannt machte. Als nach der Schlacht bei Jena die französischen Heere unaufhaltsam gegen Norden zogen, flüchtete er nach Rußland, und wahrscheinlich nicht ohne Grund, da er sich seit seiner Reise nach Paris, wo er bei Napoleon nicht die gehoffte Aufnahme gefunden hatte, sich oft feindselig über diesen geäußert hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Petersburg finden wir ihn London, wo er, wie es scheint, im Auftrage des Kaisers von Rußland hingegangen war. In Folge des Friedens von Tilsit sollte nämlich die russische Flotte Napoleon's Absichten gegen England unterstützen; da aber vorauszusehen war, daß sie, wenn sie wirklich den Kampf aufnähme, von der übermächtigen englischen Seemacht vernichtet werden müßte, so suchte die russische Regierung durch geheime Unterhandlungen mit England, dem vorzubeugen. So viel ist wenigstens gewiß, daß sich die russische Flotte der englischen ohne Kampf ergab; sie wurde nach England gebracht, aber im Jahre 1814 zurückgegeben, und man hat allen Grund zu vermuthen, daß Kotzebue die dahin bezüglichen Unterhandlungen führte. Nach seiner Rückkehr gab er nach einander zwei Zeitschriften heraus: „Die Biene" (Königsberg 1808—1810) und „Die Grille" (ebend. 1811 bis 1812), in welchen er Napoleon und die Franzosen mit allen Waffen des Witzes bekämpfte. Während dieser Zeit stand er auch mit der russischen Regierung in enger Beziehung, und er, dessen Gewandtheit in der schriftlichen Darstellung nicht leicht übertroffen wurde, hatte keinen geringen Theil an den officiellen oder geheimen Actenstücken, welche in den Jahren 1810—1813 aus der russischen Canzlei hervorgingen, ganz besonders an den Manifesten und Dankschriften, welche während des Kampfes gegen Napoleon an die Russen oder an die Deutschen gerichtet wurden. Seine Verdienste wurden auch reichlich belohnt. Er wurde zum Staatsrath

ernannt, in welcher Eigenschaft er dem russischen Hauptquartiere folgte. Bei seinem längern Aufenthalt in Berlin gab er 1814 das „Russisch-Deutsche Volksblatt" heraus. In demselben Jahre wurde er zum russischen Generalconsul in Königsberg ernannt, wo er vorübergehend die Leitung des Theaters übernahm und unter Benutzung der Archive eine „Geschichte des deutschen Reichs" (Leipzig 1814—1815, 2 Bde.) bearbeitete, aber an der Vollendung verhindert wurde, weil ihn der Kaiser Alexander 1816 nach Petersburg berief, wo er bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, aber schon im folgenden Jahre mit einem Gehalte von 15000 Rubeln nach Deutschland geschickt wurde, um über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung unmittelbar an den Kaiser zu berichten. Er nahm seinen Wohnsitz in Weimar, wo er zugleich eine neue Zeitschrift „Das literarische Wochenblatt" herausgab, in welchem er die freisinnigen Bewegungen mit dem frechsten Spott verfolgte, die Universitäten als Heerde der Revolution denuncirte und die Studentenverbindungen, darunter insbesondere die neugegründete Burschenschaft als staatsgefährlich darstellte, deren Begeisterung für Freiheit und Vaterland lächerlich machte. Er behauptete, daß die Leitung des Staats in ihrem ganzen Umfange dem Fürsten allein zukomme, daß die Völker kein Recht auf freie Verfassungen, auf Freiheit der Presse, auf Steuerbewilligung hätten, dagegen verpflichtet seien, den Fürsten den unbedingtesten Gehorsam zu leisten. Diese Sprache rief die größte Erbitterung in dem gesammten deutschen Volke hervor, die sich noch steigerte, als Ludwig Wieland im „Volksfreund" Bruchstücke aus dem Briefwechsel Kotzebue's mit dem Kaiser von Rußland bekannt machte, aus denen sich unzweifelhaft ergab, daß er nicht blos gemeine Spionsdienste leiste, sondern auch das deutsche Volk ver-

leumde. Die Nähe der Universitäten Jena, Halle und Leipzig schien ihm für seine persönliche Sicherheit gefährlich, weshalb er nach Mannheim übersiedelte. Aber er sollte seinem Schicksale nicht entgehen; denn schon war, bei der Jugend vornämlich, die Erbitterung zum schwärmerischen Fanatismus geworden. Ein Jenaer Student, Carl Ludwig Sand aus Wunsiedel, reiste nach Mannheim in der Absicht, sein Vaterland an dem Verräther zu rächen. Er begab sich am 23. März 1819 Vormittags 11 Uhr eine Stunde nach seiner Ankunft zu Kotzebue, der ihn jedoch nicht vorließ, sondern auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr bestellte. Zur festgesetzten Zeit kam er wieder, und stieß, nachdem er einige Worte mit Kotzebue gewechselt hatte, demselben einen Dolch ins Herz unter dem Ausrufe: „Hier, du Verräther des Vaterlands". So starb ein Mann, der, wenn sein bedeutendes Talent mit einem edlen Charakter verbunden gewesen wäre, eine der ersten Größen seines Vaterlandes hätte werden können. Aber seine gemeine Gesinnung hatte ihn in der öffentlichen Meinung so tief herabgesetzt, daß selbst sein tragischer Tod keinen Umschlag in derselben hervorbringen konnte.

Und in der That, die Gemeinheit seiner Gesinnung bricht, wie in seinem Leben und in seinen Handlungen, so auch in allen seinen Schriften überall hervor, und wenn wir bei manchem Dichter den Mangel des höheren Talents gern vergessen, weil wir ihn wegen seiner edlen Weltanschauung und seiner Charaktertüchtigkeit lieb gewinnen, so werden wir leicht verleitet, das bedeutende Talent Kotzebue's zu verkennen, weil uns die Gemeinheit seines ganzen Wesens anwidert. Es sind vorzüglich zwei Züge, die ihn kennzeichnen, seine unbegrenzte Eitelkeit und die daraus folgende Charakterlosigkeit. Da er vor Allem glänzen und berühmt werden

wollte, so war ihm in seiner öffentlichen, wie in seiner schriftstellerischen Thätigkeit kein Mittel zu schlecht, seinen Zweck zu erreichen, und er stand daher nicht an, seine Gesinnungen und Ansichten nach den Umständen zu ändern. So in der Politik. Anfangs Jacobiner und eifriger Gegner des Adels und der Vorrechte, vertheidigte er später den Erbadel; nachdem er in russische Dienste getreten war, wurde er ein eifriger Gegner Napoleon's, und wie er früher eine liberale Maske gezeigt hatte, wurde er nach den sogenannten Freiheitskriegen der eifrigste Verfolger der freisinnigen Bestrebungen. Seine Eitelkeit trat darin namentlich hervor, daß er alle bedeutenderen Erscheinungen, die seinen schriftstellerischen Ruhm verdunkelten, mit dem bittersten Haß verfolgte. Wir haben gesehen, daß er Schiller benutzen wollte, um Goethe's Ansehen in den Schatten zu stellen. Seine Dramen sind voll von giftigen Bemerkungen über die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. „Ich bin so schläfrig, als hätte ich den Reineke Fuchs von Göthe gelesen", sagt der armselige Schriftsteller Süßsauer in der Posse „Incognito" (I,1), und bald darauf (I,2) ruft derselbe aus: „Ignorant! Was ist Bier gegen Opium? Eine Göckingk'sche Epistel gegen ein Schlegel'sches Sonett!" und weiter: „Wißt ihr nicht, daß wir unsere glorreichsten Producte, unsere Lucinde, unsern Alarkos einzig und allein dem Opium verdanken?" — Die Posse „der Hyperboreische Esel" ist ganz gegen die Romantiker, namentlich gegen Fr. Schlegel gerichtet. Das Stück stellt nämlich einen jungen Menschen dar, der, von der Universität zurückgekehrt, seine Braut, seine Eltern und Verwandten mit Redensarten aus dem Athenäum und der Lucinde zur Verzweiflung bringt. „Kotzebue", sagt Schlosser, „giebt bei dieser Gelegenheit einen Beweis, daß er Meister in der conservativen und

polizeilichen Kunst sei, durch Anwendung einzelner aus dem Zusammenhang gerissener und in eine ganz andere als ihre natürliche Verbindung gebrachte Stellen, Jeden, der das Gemeine und Falsche, aber freilich dennoch Bestehende und Geltende, anzugreifen wagt, als einen Verrückten, als einen den Sitten, der Religion und dem Staate gefährlichen Menschen darzustellen." Den Philosophen Fichte suchte er im „Don Ranudo" lächerlich zu machen, wo Lenore sagt (IV,2): „Es giebt doch in der Welt keine kühleren Männer als die Juristen! Philosophen sind schon besser, denn wenn sie gleich mitunter meinen, daß sie ihr Ich selber setzen, so müssen sie es doch setzen, wie es uns beliebt." So verspottet er auch Kant im „Besuch oder die Sucht zu glänzen", und den Doctor Gall mit seiner Phrenologie in den „Organen des Gehirns". Es versteht sich beinahe von selbst, daß er dagegen jede Gelegenheit ergriff, sich selbst auf Kosten Anderer zu erheben; er hat beinahe keine Vorrede geschrieben, in welcher er sich nicht übermäßig lobte, und dagegen seine Recensenten mit dem giftigsten Spotte besudelte. Es ist allerdings wahr, daß diese, besonders seitdem bekannt geworden war, daß er der Verfasser des unfläthigen Pasquills „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" sei, nicht sehr zart und säuberlich mit ihm verfuhren, daß namentlich die Schlegel und überhaupt die Romantiker die schärfste Geißel der Satyre über ihn schwangen; aber wenn dies seinen Zorn erklärt und einigermaßen entschuldigt, so wird die Pöbelhaftigkeit seiner Ausfälle gegen seine Gegner doch nie gerechtfertigt werden können.

Daß ihm Nichts heilig war, beweist seine „Reise nach Italien", wo er sich über Religion und Kirche in einer Weise äußert, die mit Ekel und Widerwillen erfüllt; eben so gemein sind seine in demselben Buche niedergelegten Ansichten über

Kunst, an der ihm höchstens das rein Technische Interesse abgewann. Daß ihm überhaupt die Kunst nur ein Mittel war, seiner grenzenlosen Eitelkeit zu fröhnen, beweist seiue gesammte schriftstellerische Thätigkeit; er wollte gefallen, und um diesen Zweck zu erreichen, war ihm kein Mittel zu schlecht. Es ist schon bezeichnend, daß er sich in seinen Arbeiten durch die augenblickliche Stimmung des Publicums leiten ließ. Obgleich er für das Drama das meiste Talent besaß und sich in dieser Gattung zuerst versucht hatte, so trat er doch Anfangs mit Erzählungen und Romanen auf, weil diese damals sich der Vorliebe des Publicums erfreuten. Erst als Iffland durch seine Schauspiele berühmt geworden war und er bemerkte, daß diese sich allgemeiner Gunst erfreuten, wendete er sich dem Drama zu, und zwar behandelte er die nämliche Gattung, die durch Iffland beliebt geworden war, nämlich das rührende Schauspiel. Später, als Schiller's Meisterwerke Aufsehen erregten, schrieb er historische Dramen in Jamben, obgleich es ihm an allen Vorbedingungen fehlte, die zu einem solchen Dichtungswerk unentbehrlich sind. Er wollte um jeden Preis die Gunst des Publicums gewinnen, und daher stieg er zu demselben herab, statt es zu sich zu heben, was die erste Pflicht eines jeden Dichters sein sollte. Doch werden wir dieses Verhältniß zum Publicum am Besten besprechen können, wenn wir von seinen dramatischen Werken sprechen, die seinen dichterischen und zugleich auch seinen moralischen Charakter am schärfsten zeichnen.

Kotzebue ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller, die Deutschland aufzuweisen hat, er ist auch einer der vielseitigsten, wenn man die verschiedenen Gattungen in Anschlag bringt, in denen er sich versucht hat, wogegen diese Vielseitigkeit verschwindet, wenn man den Gehalt seiner Leistungen ins Auge faßt. Er hat Erzählungen und Romane, historische

Werke und Reisebeschreibungen, kritische und polemische Schriften, lyrische und dramatische Dichtungen verfaßt, und im Drama hat er alle Gattungen behandelt, Lust- und Trauerspiele, Opern und Possen, und beinahe alle in sehr großer Anzahl. Wie diese bei Weitem das Wichtigste sind, das er geschrieben, so wollen wir seine andern Schriften nur so weit berühren als es nöthig ist, um den ganzen Umfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit zur Anschauung zu bringen.

Für die Lyrik hatte er kein besonderes Talent; er schrieb zwar mit großer Leichtigkeit in Versen, aber wenn sie auch nicht ohne gewisse Gewandtheit sind und seine lyrischen Dichtungen manchen glücklichen Gedanken und Einfall enthalten, so erheben sie sich doch weder bezüglich der Form noch in ihrem Inhalt über die gewöhnliche Mittelmäßigkeit. Ein einziges Lied: „Es kann nicht alles so bleiben Hier unter dem wechselnden Mond" hat sich erhalten und ist sogar zum vielgesungenen Volksliede geworden; alle seine übrigen Lieder sind dagegen vollständig in Vergessenheit gerathen, wie sie denn auch, so viel wir wissen, niemals gesammelt worden sind.

Seine geschichtlichen Werke sind zwar mit sichtbarem Fleiß gearbeitet, allein es fehlt ihnen die höhere Anschauung der Verhältnisse; seine Ansichten waren beschränkt und einseitig, seine Urtheile ungründlich und unwahr; auch hatte er keinen Sinn für die großen Erscheinungen in der Geschichte, weshalb er in diesen nur die Schwächen, nicht aber das Welthistorische und Bedeutsame ihrer Thätigkeit zu erkennen vermag. „Preußens ältere Geschichte" hat nur wegen der mitgetheilten Urkunden einigen Werth behalten, was bei der „Geschichte des deutschen Reichs von dessen Ursprung bis zu dessen Untergang" nicht einmal der Fall ist. Außer den Mängeln, welche aus seiner Unwissen-

heit und Oberflächlichkeit entsprangen, legte er eine übertriebene Parteilichkeit an den Tag, und zudem leuchtet überall die Absicht hervor, den Fürsten auf Kosten der Völker, den mächtigen Monarchen auf Kosten der kleinern zu schmeicheln. Ob er sich gleich einbildete, das Muster einer Geschichte verfaßt und selbst den Tacitus weit übertroffen zu haben, wie er durch seine Freunde in den Zeitungen verkündigen ließ, so ging ihm doch das wesentlichste Erforderniß ab, um Geschichte zu schreiben, die Wahrheitsliebe. Noch unbedeutender ist die „Geschichte Kaiser Ludwig des Vierten" (Leipzig 1812). — „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens", in welchem er seine Verbannung nach Sibirien erzählt, verdient wenig Glaubwürdigkeit, indem er darin manche Thatsache erfindet oder sie doch wenigstens gar zu offenbar in ein romanhaftes Gewand kleidet. Ja es hat sogar ein Schriftsteller (Masson) behauptet, daß kein wahres Wort daran, daß selbst die ganze Reise erfunden sei. Wenn die letzte Behauptung auch zu weit geht, so hat Masson gewiß in vielen Punkten vollkommen Recht; es drängt sich diese Ueberzeugung namentlich auf, wenn man Kotzebue's Vertheidigung liest, welche einige der wichtigsten Anklagen unbeantwortet läßt und überhaupt den Gegner weniger zurückweist als selbst angreift. Aber auch angenommen, daß Alles, was er berichtet, wahr sei, so kann das Buch doch nur als ganz verfehlt bezeichnet werden. Goethe äußert sich in einem Gespräche darüber folgendermaßen. „Abgesehen von den Abenteuern der Reise und dem harten Schicksal des Mannes, das Theilnahme fordert und verdient, sei es kaum möglich, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. Er sei überzeugt, daß wenn Einer von den Weimarischen Schöngeistern im Frühling über die Wiesen von Ober-Weimar herauf nach Belvedere geht, ihm tausend-

mal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis ans Ende der Welt vorgekommen ist. Und das macht blos, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert; überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder, und wenn es in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudieren und zu spielen oder wenigstens eine Probe davon zu halten".*)

Seine Reisebeschreibungen, die wir schon oben erwähnt haben, machen ihm noch weniger Ehre als seine Geschichtswerke; sie sind sowohl der Darstellung als dem Inhalte nach durchaus bedeutungslos. Auch hier zeigt er, daß es ihm nicht um die Wahrheit zu thun war und daß er nur darauf ausging, das große Publicum zu unterhalten, und da er wußte, daß dieses am leichtesten durch Skandal zu gewinnen sei, so ließ er es an diesem nicht fehlen. Wie einst Midas Alles in Gold verwandelte, was er berührte, so wird bei Kotzebue, wenn er sich seiner Natur überläßt, Alles zu Schmutz, nnd er schämt sich nicht, auch das Herrlichste mit seinem gemeinen Witz zu begeifern. Wir haben schon im Allgemeinen erwähnt, wie er sich in seiner italienischen Reise über Religion und Kunst ausspricht; wir müssen unsere Behauptung auch belegen. Die Medizeische Venus ist ihm nur eine hübsche Magd, welche von dem jungen Herrn des Hauses überrascht wird, als sie sich eben entkleidet hat, was ihr nicht gerade unangenehm ist, da sie ihn eher herauszufordern als zu fliehen scheint. In

*) Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Berlin 1854. 1,25 ff.

der Gruppe des Laokoon sieht er nur die widerlichen Convulsionen eines Mörders, der unter den Foltern des Henkers seine schwarze Seele aushaucht. Nur eine gemeine Natur, dem die Schönheit von Anbeginn verhüllt ist, wie Klopstock, glaube ich, irgend wo sagt, kann die Meisterwerke der alten Kunst mit solchen Augen ansehen, Meisterwerke, die sogar noch in ungenügenden Nachbildungen die Bewunderung selbst des ungebildeten, aber unverdorbenen Beschauers erregen. Mit diesem Urtheile hat Kotzebue bewiesen, daß es ihm an Schönheitsgefühl und Geschmack fehle, was übrigens auch seine dramatischen Werke bestätigen. Uebrigens sucht Goethe den Grund dieser Urtheile, zum Theil gewiß mit Recht, in der Eitelkeit Kotzebue's. „Ich bin gewiß", sagt er am angeführten Orte, „er hätte, besonders was Italien betrifft, Alles leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm so berühmt gewesen wäre."

Wie schon berichtet worden, hat Kotzebue mehrere Zeitschriften herausgegeben, die zum Theil der Beurtheilung der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur gewidmet waren. Da seine Kritiken nicht von festen, mit einander zusammenhängenden Grundsätzen geleitet waren, und er überhaupt keine gründliche ästhetische Bildung hatte, so konnten seine Kritiken nur höchst willkürlich ausfallen, auch waren sie in der That nur Ergüsse augenblicklicher Einfälle oder Stimmungen. Es ist in ihnen nur ein einziges leitendes Element zu erkennen, das sich aber überall und immer nur allzusehr vordrängt, nämlich seine Eitelkeit, die meist auch von Neid gegen die großen Geister, denen er sich wider Willen untergeordnet fühlte, und Rachsucht gegen seine Gegner begleitet war. Die ihm mangelnden Kenntnisse und Grundsätze suchte er durch Witz und Spott, durch freches Absprechen zu ersetzen. Aber gerade diese Haltung

verschaffte dem „Freimüthigen" und später dem „Literarischen Wochenblatt" eine große Verbreitung, weil die gewöhnlichen Leser selbst in solchen Zeitschriften lieber angenehm unterhalten als belehrt sein wollen. Zwar konnten seine Kritiken keinen wirklichen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur selbst gewinnen, weil ihnen eben das abging, was einen solchen Einfluß hätte begründen können; dagegen wirkten sie auf die Kritik selbst höchst schädlich, weil auch andere kritische Organe gezwungen wurden, den von ihm eingeschlagenen Weg zu verfolgen, wollten sie anders nicht ihr Publicum verlieren.

Die ziemlich zahlreichen Romane Kotzebue's tragen alle den nämlichen Charakter, ob sie gleich in großen Zwischenräumen erschienen sind. Er sucht vorzüglich durch Rührung anzuziehen, was ihm auch gelungen ist, da sich unter den Lesern nur gar zu viele sentimentale und weichliche Charaktere finden. Auch lockte er durch die sinnlichen Beigaben, an denen seine Romane nicht arm sind, denn seine Personen sind meist leichtsinnig und führen ein lockeres Leben. Dem Vorwurfe der Unsittlichkeit suchte er dadurch vorzubeugen, daß er die häufigen Frivolitäten mit reichlichen moralischen Phrasen verzuckerte. Es ist in seinen Romanen eine reiche Erfindungsgabe nicht zu verkennen, aber er versteht weder die Kunst, die Begebenheiten zu ordnen, noch sie gehörig zu motiviren, weshalb viele als unwahrscheinlich erscheinen. Nicht selten mengt er Ungehöriges ein, nur um das große Publicum zu gewinnen, dem er in Form von witzigen Einfällen immer Brocken hinwirft, woran es seine rohen Bedürfnisse sättigen könnte. Auch ist im Allgemeinen die Darstellung nicht sorgfältig genug, was theils dem Mangel an künstlerischem Sinn, theils aber dem Leichtsinn zuzuschreiben, mit welchem er seine Schriften bearbeitete.

Uebrigens schreibt er keineswegs immer correct, er, der die Frechheit hatte, im vierten Bändchen seiner „Kleinen Romane, Erzählungen u. s. w." (Leipzig 1805 ff. S. 292) einen Aufsatz unter dem Titel: „Beweis, daß Hr. von Goethe kein Deutsch versteht", bekannt zu machen. Der erste größere Roman, den er veröffentlichte: „Die Leiden der Ortenbergischen Familie" (1. Theil St. Petersburg 1785. 1. und 2. Theil Leipzig 1787. 88) sind in einzelnen Stellen und Charakteren eine Nachahmung der „Wilhelmine" von Thümmel, die aber weder in der echt humoristischen Laune, noch in der lebendigen und kunstvollen Darstellung erreicht ist. Der Inhalt des Romans ist in Kurzem folgender: Ortenberg verliebt sich in Caroline, die Tochter eines reichen Kaufmanns, und wird wieder geliebt, doch bald werden sie getrennt; er bezieht die Hochschule, wo er an dem Baron Eichenhorst einen vortrefflichen Freund findet; sie verliert ihren Vater, der kurz vorher Bankerott gemacht hatte. Aller Mittel entblößt, tritt sie als Kammermädchen in die Dienste einer adelichen Dame, bei welcher sie ein Oberst kennen lernt, der ihrer Tugend nachstrebt. Ortenberg hatte unterdessen seine Studien vollendet. Als er, in die Heimat zurückgekehrt, die Nachstellungen des Obersten erfährt, stellt er ihn zur Rede und zwingt ihn, sich mit ihm zu schlagen. Der Zweikampf fällt nicht blutig aus, aber der Oberst hat Freunde beim Consistorium, die den armen Ortenberg so boshaft verfolgen, daß er sich gezwungen sieht, die Stadt zu verlassen. Er errichtet in einem kleinen Landstädtchen eine Winkelschule, von der er sich kümmerlich nährt. In dieser traurigen Lage wird er mit einem Besuche seines Freundes Elmenhorst überrascht, der durch seine Verdienste einen hohen Rang erworben hatte und auf einer Reise nach Berlin begriffen war. Dort verwendet er sich für seinen Freund beim König, der ihn zum Rector in W. er-

nennt. Auf der Rückreise befreit er ein unbekanntes Frauenzimmer aus den Händen des Obersten, der sie gewaltsam entführt hatte; es ist Caroline, die er ihrem Bräutigam zuführt; er selbst wird aber bald darauf vom Obersten im Zweikampf erschossen. Nach 8 Jahren einer glücklichen Ehe, deren Frucht ein siebenjähriger Knabe war, erhält Ortenberg einen Brief, dessen Inhalt ihn beunruhigt und ihn veranlaßt, nach der Residenz zu reisen. Bald darauf wird das Haus von Vermummten überfallen, dieselben aber von dem alten Hauptmann Sturm verjagt. Caroline kommt in Folge des Schreckens zu früh nieder und stirbt. Bald nach ihrem Tode kommt der Commandant des Städtchens (es war der Oberst), von dem der Ueberfall ausgegangen war, um sie zu entführen; der Hauptmann nöthigt ihn, sich mit ihm zu schlagen, wird aber vom rüstigen Gegner besiegt. Dieser will den edlen Mann wegen Uebertretung des Duellgesetzes verhaften lassen, doch kommt der Tod seinen bösen Absichten zuvor. Der Hauptmann war in der Nacht an einem Schlagfluß gestorben. Ortenberg kehrte von seiner Reise nicht zurück, und alle Nachforschungen seines Bruders Nicolaus, der um diese Zeit nach zwanzigjähriger Abwesenheit mit großem Reichthum aus Indien zurückgekehrt war, bleiben erfolglos. Nicolaus nimmt sich des hinterlassenen Knaben Wilhelm an; er läßt ihn erziehen und schickt ihn nach vollendeten Schuljahren auf die Universität, wo er seinen Vater als Bettler wiederfindet, doch nur um ihn sterben zu sehen. Später kommt Wilhelm nach Hannover, wo er sich in ein adeliches Fräulein, Amalie von ***, verliebt, deren Eltern von ihm verlangen, daß er sich adeln lasse. Nicolaus will das Geld dafür nicht geben; wenn Wilhelm den Adel erwerben wolle, sagt er, solle er ihn verdienen. Voll Verzweiflung nimmt Wilhelm Dienste im preußischen Heere, zeichnet sich aus und erhält den Adel zur

Belohnung; aber an demselben Tage, an welchem er das Decret erhält, stirbt er an den erhaltenen Wunden. Nicolaus läßt Amalie nebst ihren Eltern zu sich kommen und setzt sie zur Erbin seines Vermögens ein.

Obgleich in der guten alten Zeit, in welcher der Roman spielt, allerdings häufig genug Verhältnisse vorkommen, in denen wie in den „Leiden" und in Schiller's „Kabale und Liebe" der Mächtige den schutzlosen Bürger bedrückte, so sind die hier geschilderten Verfolgungen um so mehr bis zur Unwahrscheinlichkeit gehäuft, als es kaum glaublich ist, daß der Oberst seine Verfolgungen der unglücklichen Caroline noch im achten Jahre nach ihrer Verheirathung fortgesetzt haben wird, da es sich bei ihm nicht um eine wahre Liebe, sondern nur um Befriedigung seiner Sinnlichkeit handelte, Caroline aber zu dieser Zeit nicht mehr das jugendlich aufblühende Mädchen war, das ihn hätte reizen können. Tadelnswerth ist es ferner, daß der Roman eigentlich zwei Begebenheiten enthält, die Geschichte Ortenberg's und die seines Sohnes, welche zudem sehr gewöhnlichen Schlages ist. Die Personen sind im Ganzen unwahr geschildert, weil ihre Eigenthümlichkeiten bis zur Uebertreibung entwickelt werden. Was wir von Kotzebue's Romanen im Allgemeinen gesagt haben, daß sie häufig ganz Ungehöriges enthalten, gilt auch von den „Leiden". Oder kann man sich denken, daß die Schilderung des Consistorialpräsidenten einen andern Zweck hat, als die Lachlust der Leser zu erregen? Dieser, ein ausgezeichneter Wollüstling, wird einst beim Frühstück von Fliegen gestört; er ruft seine Leute herbei, um sie zu verjagen. „Jetzt", berichtet der Verfasser, „erscheinen folgende Hülfstruppen: Hans, der Jäger, mit einem Netze, das ursprünglich zum Lerchenstreichen bestimmt war; Wilhelm, der Läufer, mit einem Tischtuche, an eine Hopfenstange gebunden; Ruprecht, der

Koch, mit einer Küchenschürze am Kochlöffel, und Samuel, der Kutscher, mit einem Stallbesen, woran der Schweif eines Pferdes prangte, welches man Tags zuvor zum Engländer erhoben hatte." Das sind Einfälle, die nicht blos an und für sich aller Wahrheit ermangeln, sondern auch in der That nur im Munde eines Possenreißers geduldet werden können.

Ein zweiter Roman Kotzebue's „die Geschichte meines Vaters, oder wie es zugieng, daß ich geboren wurde" (Reval und Leipzig 1788) ist Nichts weiter als ein Spiel des Witzes, und als solches betrachtet, ist es allerdings gelungen zu nennen. Der Verfasser bearbeitet nämlich diesen Roman nach zwölf ihm vorgeschriebenen Wörtern (Feuerspeiender Berg, Priester, Käfer, Strauß, Gewitter, Bergwerk, Ozean, Wolf, Blei, Feigherzigkeit, Hölle, Bestechung) in eben so vielen Capiteln. Die Idee, die er dabei ausführte, giebt er selbst am Ende an: „Es kettet im menschlichen Leben sich eine Begebenheit an die andere und oft hängt von der scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeit unser ganzes Schicksal ab. Wäre meine Großmutter nicht auf einem Feuerspeienden Berg entbunden worden, so hätte mein Vater nie das Glück genossen, von einem frommen Priester erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perser den Käfer nicht zu hitzig verfolgt, so würde er nie der Mörder eines Straußes geworden sein und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem Gewitter Schutz zu suchen; hätte er in den Schachten des Bergwerks nicht den Kobold verspottet, so hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den Ozean zu besingen; der Wolf mußte die spanischen Schafe fressen und ein Gedicht, mit Fensterblei geschrieben, meinen Vater aus dem Gefängnisse retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die Feigherzigkeit zweier Buben sein Glück zu gründen; die Hölle setzt ihn in den Besitz eines Ritter-

guts, die schändlichste Bestechung in den Besitz meiner schwarzaugichten Mutter; und wäre das Alles nicht geschehen, so wäre ich auch nicht geboren worden." Daß der Verfasser in diesem kleinen Roman oft nach Witz hascht und sich manche Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, darf bei einem solchen Werke nicht zu hoch angeschlagen werden; er war mehr oder weniger dazu gezwungen, und man muß bekennen, daß das Ganze mit Glück erfunden und geschickt ausgeführt worden ist. Dasselbe Urtheil kann man von einem anderen kleinen Roman fällen: „Die gefährliche Wette" (Leipzig 1790), dessen zwölf Capiteln ebenfalls zwölf dem Verfasser aufgegebene Wörter zum Grunde liegen. Leider überläßt er sich zu sehr der Sucht, frivole und lüsterne Scenen zu schildern, die oft nicht blos den guten Geschmack, sondern auch den Anstand verletzen.

Widrig ist die historische Novelle „Ildegarte, Königin von Norwegen" (Reval und Leipzig 1788) wegen der die ganze Erzählung durchziehenden Uebertreibung, welche sich in den Begebenheiten wie in den Charakteren kund giebt; so ist die Heldin ein männliches Weib, ihr Gemahl ein weibischer Mann, beide in der That nur unwahre Carricaturen. In der „Leontine" (Riga und Leipzig) hatte Kotzebue die Absicht, die Mädchen vor zu frühen Heirathen zu warnen, was in Esthland häufig der Fall ist, weshalb er auch die Scene nach Esthland verlegt. Die Geschichte ist zwar nicht mit den gewöhnlichen Witzen des Verfassers ausgestattet, doch fehlt ihr die lüsterne Beimischung nicht, ohne welche Kotzebue kaum Etwas zu schreiben vermag. Wie sehr er von Jahr zu Jahr immer mehr blos nach dem Beifall der großen Menge haschte, wird aus seinem letzten Roman „Philibert oder die Verhältnisse (Königsberg 1809) sichtbar, bei dem er es auf die gemeinste Unterhaltung abgesehen hatte. Die Erfindung

ist zwar glücklich (Philibert muß eine Reihe von Täuschungen erleben, ehe er sich und die Welt zu erkennen vermag), dagegen ist die Ausführung durchaus mißlungen, da die Begebenheiten in keinem inneren Zusammenhang stehen und keineswegs richtig motivirt sind; ja manche entbehren aller Motivirung. Die Charaktere sind unwahr, und manche Personen haben eigentlich gar keinen Charakter; da weder ihre Reden noch ihre Handlungen ein bestimmtes, faßbares Bild von ihnen geben.

„Die jüngsten Kinder meiner Laune" (6 Bde. Leipzig 1793—97) sind eine Sammlung der mannichfaltigsten Aufsätze: Gedichte, Erzählungen, Anekdoten, Dramen; Alles geht bunt durch einander her. Vieles ist offenbar geschrieben, um die 6 Bände auszufüllen, und es ist wieder ein Beweis von der Charakterlosigkeit des Verfassers, daß er, der ohne Zweifel ein glänzendes Talent besaß, sich weder vor sich selbst noch vor dem Publicum schämte, solche Possen, wie das „Wischi waschi" und ähnliche zu schreiben. Aehnliche Sammlungen sind die „Kleinen gesammelten Schriften" (Leipzig 1787—91, 4 Bde.), „Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen", welche, wie die zuerst genannte, eine Musterkarte der verschiedensten Stoffe und Darstellungsformen enthalten, darunter eine große Anzahl von Erzählungen, von denen wohl keine einzige, sei es wegen der Erfindung oder wegen der Ausführung nennenswerth ist. Wir erwähnen hier auch seine poetischen „Erzählungen" (Leipzig 1782), die eben so wenig dichterischen Werths sind. Die Sprache ist matt, der Vers ist schleppend, und die Darstellung wird um so widerlicher, als aus jeder Zeile die Absicht durchscheint, Wieland nachahmen zu wollen, den er jedoch in einem Punkte, in der Frivolität übertrifft, wie man sich aus der Erzählung „Das wachsame Hündlein" überzeugen kann, das offenbar Unanständigkeiten enthält.

Müssen wir schon Kotzebue's außerordentliche Fruchtbarkeit bewundern, wenn wir seine bis jetzt besprochenen Arbeiten überblicken (und doch haben wir gar manches Unbedeutendere unerwähnt gelassen), so muß sich unser Erstaunen noch bedeutend steigern, wenn wir seine Thätigkeit im Gebiete des Dramas betrachten. Die Sammlung seiner dramatischen Schriften enthält in vier und vierzig Bänden (Leipzig 1827 bis 1829) mehr als zweihundert Stücke, und doch ist, wenn wir nicht irren, in dieser Sammlung nicht Alles aufgenommen, was er auf diesem Gebiete geschrieben hat. „Kotzebue", sagt Börne mit Recht*) „ist ein Wucherer, der ein kleines Capital durch große Zinsen verhundertfacht, ein guter Wirthschafter, der mit Wenigem ausreicht, ein geschickter Frauenschneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechselnden Mode umgestaltet. Er macht schneller ein Lustspiel als die Welt den Stoff dazu." Freilich hat er oft fremde, namentlich französische Dramen benutzt und nicht immer seine Originale genannt, aber es bleibt die Menge seiner mehr oder weniger selbstständigen Schöpfungen immer noch groß genug, wenn man auch jene Nachbildungen von der Gesammtmasse abzieht. Einigermaßen wird diese große Fruchtbarkeit erklärlich, wenn man erwägt, daß er eines Theils während der langen Zeit seiner dramatischen Thätigkeit (sie umfaßt einen Zeitraum von beinahe 40 Jahren) keine Fortschritte gemacht hat, da sein erstes Stück (wir ziehen, wie billig, seine früheren jugendlichen Versuche nicht in Betrachtung) „Menschenhaß und Reue" auch, im Ganzen betrachtet, sein bestes ist; und andern Theils, daß er sich sowohl in der Erfindung als in den Charakteren gar oft wiederholt, und, wie Börne witzig sagt, das nämliche Kleid nach der neuen Mode umgestaltet. In dieser Beziehung hält er durchaus keine Vergleichung mit Molière

*) Gesammelte Schriften. Hamburg 1862 ff. Bd. 4, S. 170.

aus, mit welchem man ihn unverständiger Weise oft verglichen hat. Denn bei dem französischen Dichter sind die Personen so individuell gestaltet, daß sie nur in den allgemeinen menschlichen Zügen sich gleichen, und eben so sind die Situationen immer neu, weil sie den individuellen Charakteren angemessen sind, durch die sie bedingt werden. Wie ganz anders bei Kotzebue. In vielen Stücken erscheinen dieselben Personen nur unter anderm Namen wieder; es sind stehende Charaktere, wie bei dem komischen Theater der Italiener, nur mit dem Unterschied, daß die stehenden Masken der Italiener im Lustspiel volle Berechtigung haben, was bei den Rührspielen Kotzebue's keineswegs der Fall ist. Bei den Italienern sind diese stehenden Charaktere nur Nebenpersonen, Bediente, verliebte Alte, Possenreißer, welche wegen ihrer geringeren geistigen Bildung einen engen Gesichtskreis haben und sich daher im Leben auf gleiche Weise bewegen. Bei Kotzebue sind es aber die Helden und Heldinnen, die uns in gleicher Gestalt entgegentreten. Es ist ein Philosoph, der mit den hergebrachten Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft oder auch mit den allgemein geltenden Gesetzen der Moral unzufrieden ist und sie in seinen Reden oder auch in seinen Handlungen bekämpft, der die Ungleichheit der Stände tadelt und eine Mißheirath eingeht, um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu beweisen. Oder ist eine Frau, die ihrem Manne untreu wird, ein naives Mädchen, das, ohne es zu wissen, schwanger wird, ins Elend geräth, aber endlich doch glücklich wird, weil man erkennt, daß es nur aus purer Unschuld Mutter geworden war. So treten uns adelstolze Narren, rohe Tölpel entgegen, welche beinahe immer nach demselben Modell gebildet sind.

Auch die Situationen wiederholen sich sehr häufig; wir werden uns bei der Betrachtung der einzelnen Dramen davon leicht überzeugen.

Ihm war die Kunst nicht „die hohe, die himmlische Göttin“, daher er niemals nach echt künstlerischer Wirkung, sondern nur nach äußerem Effect strebte. Er spricht es selbst im Vorberichte zum ersten Bande seiner „Neuen Schauspiele“ (Leipzig 1798 ff., 13 Bde.) aus: „Ich weiß es, daß ich keine Meisterstücke schreibe, und daß mir als Schauspieldichter nur ein untergeordneter Rang gebührt. Die Wirkung meiner Stücke ist vorzüglich für die Bühne berechnet; diesen Zweck erreichen sie, und aus diesem Gesichtspunkte sollte man sie beurtheilen.“ Allerdings war er glücklich im theatralischen Effect, aber dieser war in der That nur zum geringen Theil sein eigenes Verdienst. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, was der französische Dramatiker Duval berichtet. Kotzebue hatte demselben nämlich versichert, er würde, wenn er auch kein deutsches Wort verstehe, doch bei der Vorstellung der „Hussiten“ weinen, was auch geschah, ob er gleich im Voraus gegen die übermüthige und selbstgefällige Behauptung eingenommen war. Aber es war nur der theatralische Effect, der seine Thränen hervorrief, als nämlich der Magistrat von Naumburg unter Begleitung der Kinder in das Lager der Hussiten zog, um deren Mitleiden zu erregen. Es war daher nur das Spiel und nicht das Stück, welches die erwähnte Wirkung hervorbrachte. Wo aber diese Wirkung in dem Stücke selbst liegt, da wird sie meist nur durch ganz gewöhnliche Theaterstreiche hervorgebracht, unter welchen die abgebrauchten Erkennungen sich ganz besonders häufig wiederholen. Nicht weniger häufig sind hanswurstmäßige Einfälle, z. B. wenn in den „Sorgen ohne Noth“ Pelz mit seinem Schwert auf den Spieltisch schlägt, an welchem die drei Tanten sitzen, so daß dieser umfällt, und die Spielerinnen sich mit den Karten in der Hand auch auf den Boden werfen, um Geld und Spielmarken zu retten. Am Anfang

des fünften Aufzugs sitzen sie am Spieltisch, wie am Schluß des dritten und bleiben bis zum Ende sitzen, nur daß sie, eine nach der andern, dem Freiherrn vorgestellt werden, was sie aufzustehen nöthigt; aber sie behalten ihre Karten in der Hand, und kaum haben sie ihren Knicks gemacht, setzen sie sich wieder hin und setzen ihre Partie fort. Eine ähnliche Hanswurstiade findet sich im Lustspiel „Der Russe in Deutschland", wo der Kammerdiener Schluchser ein Huhn verzehrt, eine Flasche austrinkt und dann seinem Herrn, den Grafen Schlamm, der unterdessen geschlafen, glauben macht, er habe die Mahlzeit, die für ihn bestimmt war, auch wirklich zu sich genommen. Durch diese Theaterstreiche gewann er das ungebildete Publicum; die sentimentalen und weichlichen Gemüther, namentlich die Frauen bestach er durch die rührenden Situationen, in denen er stets die größten Thränenströme hervorzulocken verstand.

Nicht weniger suchte er dadurch zu wirken, daß er Anspielungen auf die Zeitumstände und bekannte Persönlichkeiten machte, besonders auf die gleichzeitigen Schriftsteller, wie schon oben bei anderer Gelegenheit erwähnt wurde. Da diese Anspielungen meist witzig, wenn auch nicht immer treffend waren, so verfehlten sie selten den beabsichtigten Eindruck. Ueberhaupt speculirte er immer auf die schwachen Seiten des Publicums, unter denen die Spottsucht und Schadenfreude nicht die unbedeutendsten sind.

Darin liegt auch der Grund, warum er sich schon bei seinem ersten Auftreten eines so großen Beifalls erfreute. Das Publicum fand in seinen Dramen seine eigene Denkungsart verschönert und gerechtfertigt dargestellt, und es ist daher auch erklärlich, warum dieselben in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wiederum die Theater beherrschten; denn es waren diese in politischer und literarischer Beziehung gleich

traurig. Dazu kam übrigens, daß er zu einer für ihn und sein Talent sehr günstigen Zeit auftrat. Man war damals der Spectakelstücke überdrüssig geworden; Goethe's in dieser Zeit entstandene Meisterwerke, die Iphigenie und Tasso. standen so hoch über ihrer Zeit, daß, so viel wir wissen, nicht einmal Versuche gemacht wurden, sie auf das Theater zu bringen; oder wenn dies doch geschehen sein sollte, so blieben sie so ganz unverstanden, daß bei der Kälte des Publicums an eine Wiederholung nicht gedacht werden konnte. Schiller hatte seine dramatische Thätigkeit eingestellt, andere Dichter schrieben Stücke, welche der Darstellung widerstrebten, und so war es erklärlich, daß die Dramen Kotzebue's mit den oben bezeichneten Eigenschaften bald die Gunst des Publicums gewinnen mußten. Aehnliche Verhältnisse fanden auch in den zwanziger Jahren, wo man der romantischen, auf der unklarsten Schwärmerei beruhenden Dramen überdrüssig zu werden anfing.

Man hat Kotzebue von jeher den Vorwurf gemacht, daß er in seinen Dramen eine laxe Moral vorgetragen und selbst die Unsittlichkeit dadurch gepredigt habe, daß er ihr schöne Seiten abzugewinnen oder sie doch wenigstens zu entschuldigen, ja selbst zu rechtfertigen suchte. Und es ist dies in der That der härteste Vorwurf, der seinen dramatischen Werken gemacht werden kann, und der auch nicht dadurch entkräftet wird, daß er öfters seinen Personen die schönsten Phrasen über Moral, Sittenreinheit und Unschuld in den Mund legte. Denn diese Phrasen werden auf das Vollständigste durch die Situationen entkräftet, in denen seine Personen erscheinen, und durch die Resultate, welche sich aus denselben ergeben. So werden in „Sorgen ohne Noth" bei der Erkennungsscene Wachtel's und seiner Eltern die heiligsten Gefühle der elterlichen und kindlichen Liebe auf die herzloseste Weise

lächerlich gemacht. Er hat aber vorzüglich dadurch übel gewirkt, daß er das Verbrechen oder die Unsittlichkeit im Gewand einer liebenswürdigen Schwäche darstellte; denn nicht dies gereicht ihm zum Vorwurf, daß er so oft schwangere Mädchen auftreten ließ, sondern die Art und Weise, wie diese Mädchen und ihre Umgebungen sich darüber äußern; und es sagt ein Kritiker, Rosenkranz, wenn wir nicht irren, daß ein einziger tugendhafter Diebstahl Kotzebue's tausendmal empörender ist als alle Unthaten Jago's und Richard's III. bei Shakspeare.

Bei den großen Mängeln, welche wir an den Dramen Kotzebue's nachgewiesen haben, würde ihnen der Beifall trotz der zahlreichen Gründe, die denselben hervorgerufen und die zum Theil in ihren Mängeln selbst liegen, doch nicht in dem hohen Grade zu Theil geworden sein, wenn sie nicht auch wirkliche Vorzüge gehabt hätten. Vor Allem ist ihm die Gabe der Erfindung nicht abzusprechen, eine Gabe, die sich ganz vorzüglich in der reichen Mannigfaltigkeit der Situationen und Verwickelungen kund giebt, die selbst in seinen schlechteren Stücken wenigstens vorübergehendes Interesse erregen. Auch da, wo er sich in Situationen und Scenen wiederholt, was nicht selten der Fall ist, weiß er ihnen den Schein der Neuheit zu geben. Die Handlung ist meistens lebendig und rasch fortschreitend. Zwar sind die einzelnen Begebenheiten selten hinreichend motivirt und es spielt der Zufall häufig eine zu große Rolle, doch weiß er diesen Mangel meist geschickt zu verdecken. Der Dialog ist lebhaft und immer ansprechend, selbst da, wo die Reden der Personen mit ihrem Charakter nicht übereinstimmen, denn er weiß stets durch glücklich angebrachte Einfälle, durch Laune und Witz zu fesseln.

Kotzebue hat alle Gattungen des Drama's behandelt:

Rührspiele, historische Tragödien, Lustspiele, Possen und Opern. Seine Rührstücke, welche seinen Ruhm begründeten, sehen sich im Ganzen sehr ähnlich, wenn auch nicht in der Anlage und den Situationen, doch in der Tendenz, und zwar nicht blos in der Absicht, zu rühren, sondern auch in dem schon erwähnten Bestreben, den Unsittlichkeiten in Handlungen und Grundsätzen den Schein des Guten zu geben. So wird in dem ersten und zugleich besten Stücke dieser Gattung, in „Menschenhaß und Reue" (Berl. 1789), der Ehebruch zwar nicht gerechtfertigt, aber der Verfasser sucht dem Abscheu, den eine solche Immoralität erregt, dadurch die Spitze zu brechen, daß er die Gefallene als reuig und in Folge ihrer Reue als einen Ausbund aller Tugenden darstellt. Mainau, ein Mann von vortrefflichem Herzen und seltener Menschenliebe wird von seinen Freunden betrogen, an seiner Ehre gekränkt; er hofft, Ersatz in den Armen der Liebe zu finden, aber Eulalia, seine junge Frau, wird ihm schon nach einigen Jahren untreu, sie entläuft ihrem Manne mit einem nichtswürdigen Verführer. Da bricht sein Herz, er versinkt in einen bittern Menschenhaß, er flieht die Welt und siedelt sich im Park eines gräflichen Schlosses an, wo er längere Zeit unerkannt bleibt, obgleich die Neugierde ihn überall verfolgt. Eulalia war bald von Reue ergriffen worden; da sie sich aber nicht getraute, ihrem Manne wieder unter die Augen zu kommen, verdingt sie sich als Aufseherin der Wirthschaft in dem nämlichen Schlosse unter dem Namen einer Madame Müller. Beide sehen sich zwar von Weitem, erkennen sich aber nicht; beide hören von einander, und namentlich wird Mainau durch die Wohlthaten, welche Madame Müller fortwährend vertheilt, auf diese aufmerksam, aber sein Menschenhaß verhindert ihn, sich ihr zu nähern. Der Graf, der um diese Zeit mit seiner Familie das Schloß

bezieht, fällt ins Wasser, Mainau rettet ihn. Der Graf will ihm seine Dankbarkeit beweisen und läßt ihn, um Gelegenheit dazu zu erhalten, zum Abendessen einladen. Mainau schlägt die Einladung ab, läßt sich aber endlich doch bereden, weil er in dem Schwager des Grafen seinen besten Freund erkannt hat und dieser, der sich in Madame Müller verliebt hat, ihn ersucht, die Werbung zu übernehmen. Dies führt natürlich zur Erkennung. Obgleich Beide sich noch lieben, und sie in Folge ihrer Handlungen während ihres Aufenthaltes im gräflichen Schlosse die größte Achtung gegen einander gewonnen haben, so fassen sie doch den Entschluß, getrennt zu bleiben; da erscheinen ihre Kinder und diesen gelingt es, ihre Eltern zur Wiedervereinigung zu bewegen. — Wie aus dieser Uebersicht des Inhalts hervorgeht, ist es nicht die Anlage und künstlerische Ausführung, welche diesem Stück einen bis dahin unerhörten Beifall erwarb (in Leipzig wurde es über hundert Mal nach einander gegeben), denn es beruht die Entwickelung in der That nur auf einer Reihe von Zufällen; die Wirkung beruht vielmehr auf den einzelnen Situationen, welche Kotzebue mit großem Geschick behandelt, und in denen es ihm gelang, bei den Zuschauern, besonders aber bei den Zuschauerinnen die größten Thränenströme hervorzulocken, was namentlich bei der Erkennungsscene und der letzten, wo die Kinder auftreten, im hohen Grade der Fall war. Der große Beifall, den dieses Stück errang (er zeigte sich auch darin, daß nunmehr bei den Frauen die Eulaliahüte zur Mode wurden), veranlaßte den dramatischen Schriftsteller Ziegler, eine Fortsetzung unter dem Titel „Eulalia Mainau, oder die Folgen der Wiedervereinigung", ein bürgerliches Trauerspiel (Frankfurt und Leipzig 1791) zu schreiben; allein obgleich der tragische Ausgang darin nicht unglücklich motivirt war, so war doch

Kotzebue damit unzufrieden, weshalb er bald darauf selbst eine Fortsetzung unter dem Titel: „Die edle Lüge" (Leipzig 1792) erscheinen ließ. In der Vorrede tadelt er Zieglern, daß er dem Ehepaare nicht einen unbekannten Wohnort angewiesen habe, „fern von der Scheelsucht der Menschen, fern von ihren Convenienzen und Zwischenträgereien", dies aber die unglücklichen Verhältnisse und das Elend herbeigeführt habe, an dem sie untergehen. Allerdings mußte dies zur tragischen Entwickelung mächtig beitragen, allein der Hauptgrund war doch immer der Fehltritt Eulalia's, den weder sie noch ihr Mann vergessen konnten und der eben deshalb nothwendig zu unangenehmen und das häusliche Glück untergrabenden Berührungen führen mußte, auch wenn die Eheleute sich von ihrem bisherigen Wohnorte in ein Land zurückgezogen hätten, wo sie ganz unbekannt waren. Wie geringen Einfluß dieser Umstand hatte und haben konnte, das hat Kotzebue durch seine Fortsetzung aufs Beste bewiesen. In der „edlen Lüge" haben sich die Eheleute nämlich nach ihrer Versöhnung in ein abgelegenes Thal der Schweiz zurückgezogen; aber die erwartete Ruhe und Zufriedenheit bleibt doch aus, denn Eulalia wird durch die Erinnerung an ihren Fehltritt um so mehr gequält, als Mainau sie mit der größten Zartheit behandelt, wie wenn er sich an denselben durchaus nicht mehr erinnerte Der Gram, der seine Gattin erfüllt, bleibt ihm nicht verborgen; es schmerzt ihn, dieselbe nicht ganz glücklich zu sehen. Merkwürdiger Weise glaubt er aber, daß nicht sowohl ihr Vergehen und die Erinnerung an dasselbe sie quäle, sondern „das Gefühl der Ungleichheit", und zieht deshalb den Schluß, daß, wenn er sich desselben Vergehens schuldig mache, sie sich mit ihrem Gewissen leicht abfinden würde. Er hat nun zwar keine Lust, ein Ehebrecher zu werden, sei es, weil ihn sein sittliches Ge-

fühl oder die Liebe zu seiner Gattin davon abhält; allein es wird ja dasselbe Resultat erzielt, wenn ihn nur Eulalia für einen Ehebrecher hält. Der Zufall kommt seiner Absicht freundlich entgegen. Eulalia's Kammermädchen ist schwanger geworden, sie entdeckt sich merkwürdiger Weise nicht der Frau, sondern ihrem Manne, der ihr Verzeihung verspricht, unter der Bedingung, daß sie ihn gegen seine Frau als Vater des erwarteten Kindes angiebt. Eulalia merkt aber die „edle Lüge" und erklärt unter dem Ausdruck der dankbarsten Anerkennung, daß sie doch nie ganz glücklich werden könne, weil „Gott ein reines Glück nur an ein reines Gewissen gebunden" habe, er solle sich übrigens beruhigen, sie sei so glücklich, als sie es werden könne. Damit ist aber das Verhältniß auf demselben Punkte angelangt, von welchem es ausgegangen war, und somit ist das Stück in der That vollkommen zwecklos.

Kotzebue verfolgte die Bahn, die er in „Menschenhaß und Reue" eingeschlagen hatte, und er hätte ein ganz Anderer sein müssen, als er war, wenn er es bei dem großen Beifall, der jenem Stück zu Theil geworden war, nicht gethan hätte. Schon ein Jahr nachher erschienen „Die Indianer in England" (Leipzig 1790), die eben so gut aufgenommen wurden und vorzüglich durch den allerdings im Ganzen glücklich durchgeführten Gegensatz des Naturkindes zu den civilisirten und von den Convenienzen beherrschten Europäern gefielen. Doch ist die Hauptperson, die junge Gurli, gar allzu naiv, wie sie denn aus lauter Naivetät alle Männer, selbst ihren Vater heirathen will. Es giebt aber Beziehungen, die allen Menschen gleich klar vorliegen, sie mögen civilisirten Nationen angehören oder sogenannten Wilden, und zu diesen gehören vor Allem die Geschlechtsverhältnisse.

Diese fehlerhafte Auffassung tritt noch klarer, aber zugleich auch weit verletzender in der „Sonnenjungfrau"

(Leipzig 1791) hervor, welche übrigens auch weit kältere Aufnahme fand. Ein junger Spanier, Alonzo, und Cora, eine Priesterin der Sonne in Quito, verlieben sich; da sie den Tempel nicht verlassen darf und er keinen Zutritt in denselben hat, würde ihre Liebe hoffnungslos geblieben sein, wenn nicht ein glückliches Erdbeben eine Spalte in die Ringmauer des Tempels gemacht hätte. Was allen Andern verborgen bleibt, wird von den Augen der Liebe entdeckt; Alonzo schleicht sich durch die Spalte zu Cora und die Folgen der häufigen Besuche bleiben nicht aus. Denn Cora hat zwar ewige Keuschheit geloben müssen, aber sie weiß nicht, was das ist, sie hat sich nie darum bekümmert, ob ihr gleich die härteste Strafe angedroht wurde, als sie jenen Schwur leistete. Was Wunder daher, daß sie ihr Gelübde verletzt? Aber wunderbar ist es, daß sie recht gut weiß, was die Folge des Unwohlseins ist, das sie seit einiger Zeit verspürt; „mit der reinsten und schuldlosesten Freude" sagt sie zu Alongo: „Ja, ich werde Mutter sein!" — Die Sentimentalität, welche Rolla, ein tapferer Feldherr der Peruaner, zu Markte trägt, ist wirklich ergötzlich, aber freilich wollte Kotzebue Thränen und nicht Gelächter den Zuschauern entlocken, als er diesen Rolla, den abgewiesenen Liebhaber Cora's, in folgende Tiraden ausbrechen ließ: „Dann (nämlich wenn er todt da liegt) wird vielleicht, gerührt von diesem Bilde, Cora neben meinem Leichname stehen, und eine Blume oder — o entzückender Gedanke! — eine Thräne auf mich fallen lassen, und diese Thräne — ach! sie wird mich von den Todten erwecken! —" Cora soll eines qualvollen Todes sterben, weil sie ihr Gelübde gebrochen hat, da erregt Rolla einen Aufruhr, das Volk erhebt sich gegen die Priester und befreit die Unglückliche. Hätte der Verfasser diesen Aufstand motivirt, hätte

er schon von Anfang an gezeigt, daß das Volk mit dem Priesterregiment unzufrieden war und daß die Hinrichtung der Cora nur eine Veranlassung zum Aufstande gewesen, dann ließe sich dieser erklären; so aber entbehrt er nicht nur aller richtigen Begründung, sondern es ist auch dadurch alle historische und poetische Wahrheit verletzt, da sich wohl denken läßt, daß sich ein Volk für die Aufrechthaltung alter Gesetze erhebt, die auf religiösen Vorurtheilen beruhen, nicht aber um eine Person zu befreien, welche nach diesen Gesetzen den Tod verdient. So ist das Schauspiel, dessen Stoff Kotzebue übrigens nicht selbst erfunden, sondern einem Romane des französischen Schriftstellers Marmontel entnommen hat, schon deshalb verfehlt, weil es ohne Rücksicht auf das Costüme, auf den Ideenkreis und die Empfindungsart der handelnden Personen bearbeitet ist. Wie zu „Menschenhaß und Reue" schrieb Kotzebue auch eine Fortsetzung zur „Sonnenjungfrau" unter dem Titel „Die Spanier in Peru oder Rolla's Tod" (Leipzig 1796), worin er nicht weniger durch die nackte sinnliche Natur Rührung zu erwecken sucht.

Ein weiteres Schauspiel, „Das Kind der Liebe" (Leipzig 1791), zu welchem wohl Schröder's „Fähndrich" Veranlassung gegeben, bewegt sich in dem nämlichen Kreise. Auch hier ist ein Mädchen, das aus lauter Unschuld seine Unschuld verloren hat, eine der Hauptpersonen, zu welcher eine zweite ähnliche kommt, nämlich ein junger Mensch, der aus lauter Tugend und kindlicher Liebe zum Räuber wird. Wilhelmine hat sich dem Baron von Wildenhain hingegeben, der sie aber verläßt, so daß sie in das größte Elend verfällt. Als ihr Unglück den höchsten Gipfel erreicht hat und sie, von Krankheit und Kummer verzehrt, auf der Landstraße bettelt, werden, offenbar zum Behufe der Rührung, alle möglichen Menschen vorübergeführt: Soldaten,

Jäger, Pächter, Bauern, Bäuerinnen, Juden, die sie sämmtlich verhöhnen oder mit Verachtung behandeln. Endlich kommt auch ihr Sohn dazu, ein junger Soldat, der eben auf Urlaub in die Heimat ziehen will. Die Mutter macht ihn zum erstenmale mit ihrer Geschichte bekannt, und er erfährt, daß er ein Kind der Liebe und sein Vater der adeliche Besitzer eines in der Nähe gelegenen Landgutes ist. Er selbst hat kein Geld, da aber seine Mutter dringend der Hülfe bedarf, weiß er kein anderes Mittel, als einen Straßenraub zu begehen. Der erste, der ihm begegnet, ist sein Vater, dem er den Degen auf die Brust setzt und die Börse abfordert. Glücklicher oder unglücklicher Weise kommen die Bedienten des Barons dazu; sie entwaffnen ihn und führen ihn ins Gefängniß. In Amalia, der Tochter des Barons, regt sich die Stimme der Natur; statt Abscheu gegen den zu fühlen, der ihren Vater ermorden wollte, fühlt sie Mitleid mit ihm, ohne Zweifel, weil sie eine dunkle Ahnung hatte, daß der Mörder ihr Bruder ist; sie bringt ihm selbst Backwerk und eine Flasche Wein in den Kerker. Sie ist überhaupt eine seltene Erscheinung, sie schlägt die Hand eines Grafen aus, weil sie in den Pfarrer verliebt ist, dem sie auch ohne Bedenken ihre Liebe erklärt und ihn und ihren Vater nicht eher in Ruhe läßt, als bis Beide in die Heirath einwilligen. Natürlich kommt es zur Erkennung; dem Baron wird das Gewissen so heiß gemacht, daß er sich endlich entschließt, sich mit der Bettlerin zu verheirathen, den jungen Soldaten als seinen Sohn anzuerkennen und ihn zu seinem Erben einzusetzen. — So unwahrscheinlich übrigens das Ganze auch ist, so gewährt es bei der raschen Entwickelung doch einiges Interesse, und es läßt sich nicht leugnen, daß einige Charaktere, so insbesondere Wilhelmine und der Baron, gut aufgefaßt sind. Nur der Graf ist eine absurde Carrikatur und Amalia

ist eine zweite, aber nicht verbesserte Auflage der Gurli, indem bei ihr die Naivetät zur Dummheit wird. Als ihr Vater sie fragt, ob sie Grillen habe, antwortet sie: „Wenn man die Grillen vertreiben will, so muß man Erbsen mit ein wenig Quecksilber kochen lassen, davon sterben sie".

Dem „Kind der Liebe" folgte bald „Bruder Moritz, der Sonderling, oder die Colonie für die Pelew-Inseln" (Leipzig 1791), das wahrscheinlich vorzüglich durch das Romanhafte gefiel, das sich bis zum Schlusse durchzieht, wo die Hauptpersonen sich entschließen, sich auf den Pelew-Inseln niederzulassen, um dort ein von allen Vorurtheilen und Convenienzen freies Leben zu führen. Was aber Kotzebue unter diesen Vorurtheilen versteht, ergiebt sich daraus, daß er das Verbot der Ehe zwischen Geschwistern und den Verlust der Unschuld als solche bezeichnet. Moritz verliebt sich nämlich in ein Mädchen, das schon ein Kind bekommen hatte; sie gesteht es ihm, um ihn von seinem Vorhaben, sie zu heirathen, abzubringen. „Mädchen", antwortet er ihr, „du sprichst von einer Zeit, in welcher du besser gewesen, als jetzt? Und ich sage dir, du bist besser als damals. Deine Unschuld war Unwissenheit, Gewohnheit. Du warst gut, weil man dir gesagt hatte, man müsse gut seyn. Jetzt weißt du, warum du gut bist; jetzt bist du tugendhaft! Und ich sollte das Glück meines Lebens einer Grille opfern? Ich sollte eine Rose nicht brechen, weil ein Schmetterling einen Augenblick mit ihr buhlte? — Was du einst warst, darnach habe ich kein Recht zu fragen. Ich weiß, was du jetzt bist, und was du einst seyn wirst. Frägst du mich doch auch nicht, ob ich immer ein sittsamer Jüngling gewesen, ohne alle Liebeley? und in meinen Augen haben beide Geschlechter gleiche Rechte". Im „La Peyrouse" (Leipzig 1798) sucht er die Bigamie zu rechtfertigen.

„Der Papagey" (Leipzig 1792) ist romanhaft und voll Unwahrscheinlichkeiten; das Schauspiel ist ein Gemenge von abenteuerlichen Situationen, die ohne Kunst zusammengefügt, aber, wie beinahe immer, mit Talent ausgeführt sind. Im „Verläumder" (Leipzig 1796) ist Alles auf vorübergehenden Beifall berechnet. Der Charakter, der dem Stücke zur Ueberschrift dient, entspricht ihm nicht. Es ist ein schlechter Kerl, der Mann und Frau gegen einander hetzt, weil er letztere nicht verführen kann. So erscheint die Verläumdung nur als untergeordnet, weil er sie nur als Mittel, um Böses zu stiften, gebraucht, was sein eigentlicher Charakter ist. Die Idee zum Schauspiel „Die falsche Scham" (Leipzig 1798) ist recht glücklich, die Idee nämlich, einen Fehler, der so viele Mißverständnisse und so viel Unheil veranlaßt, in seinen nachtheiligen Folgen zu schildern; aber die Ausführung ist desto unglücklicher, da ihr alle Einheit fehlt, indem mehrere Geschichten zusammengeworfen werden, die miteinander in einem nur sehr losen Zusammenhange stehen. Vortrefflich sind dagegen „Das Schreibepult" (Eb. 1800) und „Die Stricknadeln" (Eb. 1805), in welchen Kotzebue sein ganzes Talent entwickelt, da er den einfachen Stoffen durch die glückliche Anlage und reiche Behandlung das größte Interesse zu verleihen weiß. Ihnen beinahe ebenbürtig ist „Das Taschenbuch" (Eb. 1818), in welchem ein glücklicher Gedanke (Pelisson, Fouquet's Secretär, leistet diesem den größten Dienst, indem er den Schein annimmt, gegen ihn zu zeugen) glücklich durchgeführt ist. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundschaft und Soldatenehre sind geschickt mit einander verbunden.

Im Schauspiel „Graf Benjowsky, oder die Verschwörung auf Kamtschatka" (Leipzig 1795) wird das sittliche Gefühl nicht weniger verletzt, indem darin die an sich

schlechte Handlung als gut dargestellt wird. Graf Benjowsky kommt mit Leidensgefährten als Gefangener nach Kamtschatka; der Gouverneur behandelt ihn mit der größten Güte, nimmt ihn in sein Haus und giebt ihm sogar seine Tochter, die sich in ihn verliebt hatte, zur Frau. Demungeachtet bleibt er einem schon gefaßten Entschlusse getreu, mit allen Gefangenen zu entfliehen. Als die Geliebte sich erbietet, ihn zu begleiten, gesteht er ihr, daß er schon verheirathet sei; das hält sie von ihrem Vorsatze nicht ab, sie will als Schwester mit ihm leben; sie zieht Mannskleider an und stürmt mit den Verschworenen das Haus ihres Vaters. Der Gouverneur wird von diesen gefangen, da er sich der Flucht nicht mehr widersetzen kann, fällt er dem Grafen zu Füßen mit der Bitte, ihm doch wenigstens seine Tochter zu lassen, die dieser ihm endlich auch in die Arme wirft, worauf er sich einschifft.

Während in diesem Stücke Freiheitsideen gepredigt werden, die an die unsinnigsten Ausschweifungen der französischen Freiheitsapostel während der französischen Revolution erinnern, wird im Lustspiel, „Der weibliche Jacobiner-Club" (Leipzig 1792) der edle Trieb nach Freiheit in unverschämter Weise lächerlich gemacht. Uebrigens ist Kotzebue in diesem Stücke wenigstens darin seiner Zeit vorausgeeilt, daß er uns emancipirte Frauen vor die Augen führt; damals hatte man noch keine Idee von dieser Unnatur. — Der große Beifall, den Schiller durch seinen „Wallenstein" erworben hatte, ließ den eiteln Kotzebue nicht ruhen; wie er die Ifflandische Auffassung des Familien- und rührenden Dramas mit solchem Geschick und Glück aufgefaßt hatte, daß er die Gunst, in welcher der große Schauspieler bei dem Publicum stand, beinahe ganz auf sich zog, so hoffte er auch wenigstens einen Theil des Beifalls, der Schillern zu Theil geworden war, auf sich zu lenken. Aber es war freilich leichter mit

Iffland als mit dem großen Dichter in die Schranken zu treten und zudem fehlte es Kotzebue gerade an allen den großen Eigenschaften, welche jener in so hohem Grade besaß. Vorab ging ihm die edle Gesinnung ab, die wir an Schillern bewundern, und eben so wenig besaß er die großartige Auffassung der Geschichte und des Lebens, die in Schiller's Dramen so mächtig hervortritt. Auch in den historischen Dramen wußte er kein bedeutsameres Motiv zu finden, als die weichlichste Rührung; seine Helden waren eben keine Helden, keine Personen mit einem großartigen Entschluß, der sie befähigte, gegen das Schicksal anzukämpfen und, auch unterliegend, ihre Seelengröße zu bewahren, wodurch sie eben unsere Theilnahme und Bewunderung gewinnen. Mit Recht sagt daher Börne von ihm: „Wenn Kotzebue noch ziemlich rüstig erscheint, so lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorschreitet, so wird er doch sogleich engbrüstig und verliert den Athem, sobald er nur zwei Schritte zu steigen hat. Schnitzeln und Drechseln kann er etwas, aber malen nicht im Geringsten.“ *) Die beste dieser historischen Tragödien ist die „Oktavia“ (Leipzig 1801), in welcher einzelne echt poetische Züge bedauern lassen, daß der Dichter seiner Kunst nicht ein tieferes Studium widmete, aus dem er geläutert hervorgegangen wäre; hätte er sich doch Schiller darin zum Muster genommen, der nach seinen „Don Carlos“ Jahre lang die Beschäftigung mit dem Drama aufgab, bis er durch ernstes und anhaltendes Studium der Geschichte und der Philosophie, namentlich der Aesthetik, seinen Gesichtskreis erweitert, seinen Geschmack gebildet hatte. Weil Kotzebue dies nicht that, sank er in den folgenden Stücken der nämlichen Gattung wieder tief herab, so im bald darauf erschienenen

*) Börne, Gesamm. Schriften 4, 287.

„Gustav Wasa" (Leipzig 1801), in Heinrich Reuß von Plauen oder die Belagerung von Magdeburg" (Leipzig 1805), in „Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen" (Leipzig 1815). Wie sehr er auch im historischen Drama nur auf die gemeinste Rührung ausging, beweisen vor Allem seine „Hussiten vor Naumburg" (Leipzig 1803), die daher auch Anlaß und Stoff zur Verspottung gaben, welche sie auch in Mahlmann's „Herodes vor Bethlehem" in reichlichem Maße erfuhren. Uebrigens verdienen die „Hussiten" auch von einem andern Gesichtspunkte Tadel, deshalb nämlich, weil Kotzebue darin, wie freilich fast immer, die gemeinste Natur auf die Bühne brachte, was insbesondere bei den Reden und Liedern der Soldaten am Anfang des vierten Aufzugs der Fall ist.

Wie sehr sich Kotzebue allen Einflüssen hingab, oder vielmehr, wie sehr er nach Allem suchte, was dem Publicum zu gefallen schien, das tritt in dem „Schutzgeist" recht klar und unzweifelhaft hervor, da er in diesem Stücke die Romantiker nachahmte, die er in seinen Kritiken und selbst, wie wir schon gesehen haben, in seinen Dramen so bitter verfolgte. Freilich blieb ihm das eigentliche romantische Element eben so verborgen als die großartige Weltanschauung Schiller's; von den Abirrungen der Phantasie, die wir an den Romantikern tadeln, finden wir freilich keine Spur, weil auch keine Spur von Phantasie darin zu finden ist. Das Ganze ist eine Zusammenwürfelung abgeschmackter Abenteuer. Ein Knabe wird auf der Landstraße vom Blitze getödtet; zwar wird er bald wieder lebendig, aber er will mit seinen Eltern Nichts mehr zu thun haben; er habe, sagt er, Wichtigeres zu thun, als sich mit ihnen abzugeben; er habe die Bestimmung erhalten, der bedrängten Königswitwe Adelheid Be-

schützer zu werden. Vergeblich sucht man nach Motiven, warum dieser Knabe einer so hohen Aufgabe, die Königin eines solchen Schutzes würdig erachtet worden; doch wir wissen, Motive sind Kotzebue's Sache nicht. Und so entwickeln sich alle folgenden Begebenheiten, ohne daß sie eine innere Begründung hätten. Bei alle dem ist die dramatische Entwickelung von großer Lebendigkeit und theatralischer Wirkung, weshalb sich Göthe veranlaßt sah, das Stück zu bearbeiten. „Ich habe bei meiner Redaction," schrieb er an Zelter, „nur das Wirksame behalten und das Nothwendige in die Enge gebracht, die langen ausführlichen Erzählungen zu kurzen kräftigen Darstellungen umgeschrieben, die matten Verse überarbeitet und die Lücken, die ich mit grausamer Scheere hineingeschnitten, wieder zusgmmengefügt und übermalt, so daß es jetzt ein interessantes glatt hinter einander weggehendes Stück und beinahe um eine Stunde kürzer geworden" *).

Weitaus am bedeutendsten sind die Lustspiele, für welche Gattung Kotzebue ein seltenes Talent hatte, und worin er noch nicht übertroffen, kaum erreicht worden ist. Darin entwickelt er namentlich seine reiche Erfindungsgabe, welche sich vorzüglich in der großen Zahl von ergötzlichen Scenen und leichten Scherzen kund giebt. Das Lustspiel, noch mehr die eigentliche Posse, entsprach seinem Charakter und seiner Neigung zum Spott auf das Beste; in diesen war die Zusammenstellung der Gegensätze, die in seinen ernsten Dramen falsch angebracht waren, ganz am Orte, denn das Wesen des Lustspiels besteht ja darin, daß es den Menschen nicht wie die Tragödie oder das ernste Drama im Kampf mit

---

*) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter 2, 39. Brief vom 9. März 1817.

der höhern Weltordnung, sondern im Kampf mit der bürgerlichen Sitte, mit den bestehenden Gewohnheiten und Gebräuchen, mit der gesellschaftlichen Bildung darstellt. Da Kotzebue diesen Gegensatz zum Theil auch in seinen ernsthaften Dramen vorführte, so hat er ihnen einen gemischten Charakter aufgedrückt, der ihre Gesammtwirkung schwächen mußte.

Bei seiner Eigenthümlichkeit, das Lächerliche zu erkennen, wo es sich darbot, konnte es ihm an Stoffen nicht fehlen, und in der That sind dieselben sehr zahlreich. Wie in den Rührstücken, so liebte er auch in den Lustspielen und Possen die Vorurtheile lächerlich zu machen; allein wenn er in jenen, wie wir gesehen haben, die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung als Vorurtheile darstellte, und dadurch wohlbegründeten Tadel auf sich zog, so hat er dagegen in den Lustspielen die Vorurtheile der bürgerlichen Gesellschaft verspottet, Vorurtheile, die meist selbst der höhern Lebensanschauung widerstreben und als krankhafte Aeußerungen erscheinen. So hat er im „Don Ranudo de Colibrados" (Leipzig 1803), der übrigens nach Holberg bearbeitet ist, die adelichen Standesvorurtheile lächerlich gemacht. Don Ranudo de Colibrados, ein Grand von Spanien, und seine Gemahlin Donna Olympia leben in der größten Armuth, so daß sie sogar einem Bauern Brod und Käse wegnehmen, sind aber dabei von dem größten Stolz auf den alten Adel ihrer Familie, weshalb sie nicht einmal zugeben wollen, daß sich ihre Nichte Donna Maria mit Don Gonzalo della Mare, einem reichen jungen Edelmanne vermähle, dessen Adel nicht so weit hinaufreicht als der der Colibrados. Durch eine List, die nicht geradezu neu ist (Don Gonzalo erscheint als äthiopischer Prinz verkleidet), getäuscht, unterschreiben Don Ranudo und Donna Olympia den Ehevertrag, worauf sich

Gonzalo zu erkennen giebt. In der höchsten Entrüstung streicht Don Ranudo den Namen Maria aus dem hochadeligen Stammbaume, was Donna Olympia für eine gräßliche, aber gerechte Strafe erklärt; beide verlassen das Brautpaar unter den lebhaftesten Aeußerungen ihres Mißfallens. Donna Maria ist über diesen Ausgang betrübt, weil es doch ihre Pflegeältern sind, die sich von ihr abwenden; Gonzalo tröstet sie mit der Bemerkung, daß die Natur endlich siegen werde, aber der Diener Provillo erwidert mit Recht: „Stolz auf eigene Verdienste treibt wohl zuweilen die Blume der Demuth, aber Stolz auf fremde Verdienste ist ein unvertilgbares Unkraut." Den Adelstolz verspottet er ferner in dem Lustspiele „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen" (Leipzig 1810), das wir aber vorzüglich deswegen einführen, weil sich daraus am besten entnehmen läßt, wie Kotzebue sich in seinen Motiven und Personen wiederholt. Kaufmann Bebefrost ist mit Glücksgütern überhäuft und fühlt sich von ihnen bedrückt; Wachtel ist ohne Lebensunterhalt und Heimat, aber stets frohen Muthes, freilich grenzt seine Fröhlichkeit an Leichtsinn und Schlechtigkeit. Er ist, von der Noth getrieben, im Begriff, einen Straßenraub zu begehen; der erste, den er anpackt, ist Fritz Lerche, der Sohn seines Wohlthäters, der nach dem Tode seines Vaters in Bedrängniß gerathen war, aber sich auf ehrliche Weise durchzubringen sucht. Er überredet Wachteln, dem Straßenraub zu entsagen. Unterdessen kommt Bebefrost in den Wald, um einen Beutel mit 1000 Ducaten in einem hohlen Baume zu verbergen, Wachtel will sie nehmen, Fritz hält ihn zurück. Bebefrost hat die Tochter einer verstorbenen Schwester bei sich, welche diese vor ihrem Tode mit einem Herrn von Pelz, einem adelstolzen Thoren verlobt hatte; Pelz, der das Mädchen nur des Geldes wegen

nehmen will, lebt mit seiner Haushälterin, Frau Louise, in vertrautem Umgange, die ihn aber betrügt und von dessen Factotum, dem Magister Schnudrian, seit zwanzig Jahren einen Sohn hat, den sie gleich nach der Geburt in ein Findelhaus gethan hatte. Dies ist Wachtel. Er und Fritz bieten Bebefrost ihre Dienste an; Wachtel gefällt wegen seiner Narrenspossen, Fritz wird als zu ernst abgewiesen, bis er vorgiebt, er könne mit der Wünschelruthe Schätze entdecken. Bebefrost fordert eine Probe; Fritz findet die tausend Ducaten, doch entdeckt er jenem den eigentlichen Hergang und Bebefrost schenkt ihm das Geld zur Belohnung seiner Offenheit. Die Nichte Heloise verliebt sich in Fritz; aber nach der Mutter Testament soll sie dem Baron Pelz 1000 Thaler bezahlen, wenn sie ihn nicht heirathet. Pelz wird durch eine Intrigue (beinahe dieselbe wie im „Don Ranudo") bewogen, selbst zu verzichten. Unterdessen findet sich; daß Wachtel der Sohn der Frau Louise und Schnudrian's ist und das Ganze schließt mit der Doppelheirath Lerche's mit Heloise und Wachtel's mit deren Gespielin Pauline.

In den „deutschen Kleinstädtern" (Lpz. 1803) ergriff Kotzebue einen sehr dankbaren Stoff, die kleinbürgerliche Beschränktheit, die sich besonders in der lächerlichen Titelsucht äußert, aber auch die wichtigsten Lebens- und Gemeindeverhältnisse beherrscht. Das Stück hat viele äußerst ergötzliche Situationen, aber auch manche Breiten und Uebertreibungen, welche den komischen Effect herabdrücken. In den nämlichen Fehler fällt er zum Theil im „Pachter Feldkümmel aus Tippelskirchen (Leipzig 1812), in welchem er die bäuerische Tölpelhaftigkeit darstellt und zu dem „das Intermezzo oder der Landjunker in der Residenz" (Leipzig 1810) eine

Art von Seitenstück ist, indem es die Rohheit des auf seinen Gütern verbauerten Adels dem Spotte preis giebt.

In andern Stücken hat Kotzebue einzelne Charaktere oder Situationen zur Anschauung gebracht, und in diesen Stücken, welche zum großen Theil in das Gebiet der Posse gehören, ist er wohl am glücklichsten gewesen, da er seinen alleinigen Zweck, das Lachen der Zuschauer zu erregen, auf das Vollkommenste erreicht. Er verfällt allerdings dabei in das niedrig Possenhafte und in mancherlei Uebertreibungen, allein Beides ist am rechten Orte; denn was z. B. die Uebertreibung betrifft, so ist sie nur da fehlerhaft, wo sie wie im „Wildfang" (Leipzig 1798) die poetische Wahrheit verletzt; dies ist aber bei der Posse nicht der Fall, deren Aufgabe es eben ist, über diese hinauszugehen, und es liegt ihre poetische Wahrheit gerade in der Ueberschreitung des Maßes, darin, daß der witzige Einfall und der Muthwille mit aller Freiheit und ohne alle Einschränkung sich bewegen. Solcher Art sind z. B. „die Zerstreuten", in denen die Handlung von keiner großen Bedeutung ist, dagegen eine große Menge von ergötzlichen Zügen aneinander gereiht sind, durch welche der Charakter zerstreuter Menschen recht anschaulich gemacht wird. Es ist zwar immer ein gewagtes Unternehmen, einen und denselben Carakter in zwei verschiedenen Persönlichkeiten durchzuführen, weil hier, wie überall, die Wiederholung langweilig ist und zudem des Interesse getheilt wird; Beides hat aber Kotzebue glücklich vermieden, vielmehr hat er durch die Zusammenstelluug zweier gleichartiger Charaktere das Interesse gesteigert, da gerade dadurch die Schwäche jedes Einzelnen lebendiger hervortritt. „Die Pagenstreiche" (Leipzig 1804) erfuhren vielfachen Tadel, weil man es für niedrig, ja selbst für unsittlich hielt, daß ein Neffe seinen Oheim unausgesetzt foppte und ihm die muthwilligsten Streiche

spielte. Wir halten diesen Tadel nicht für gerechtfertigt, weil erstens der Oheim wegen seines beschränkten Geistes durch die Streiche des Pagen nicht verletzt wird und weil dieser in keiner Weise ein bösartiger Mensch, sondern nur ein muthwilliger Bursche ist, dem wie bei aller seiner Tollheit nicht gram werden können. Mit Ausnahme des Pagen Paul von Husch und seines Oheims, des Barons Stuhlbein, sind die Charaktere freilich sehr locker gezeichnet; so sind die drei Edelleute, mit denen der Baron seine Töchter verheirathen will, nur durch einen einzigen Zug geschildert: der Herr von Brennnessel spricht unaufhörlich von Ochsen, Schafen und Stallfütterung, der Herr von Kreuzquer von seiner Reise von Stolpe nach Danzig und der Lieutenant von Heldenstein von dem einjährigen Kriege, in welchen er zehn Monate, und zwar bis zum Waffenstillstand abwesend war. In ähnlicher Weise sind „der Wildfang“ (Leipzig 1817), „der Wirrwarr oder der Muthwillige“ (Ebend. 1805), „der todte Neffe“ (Ebend. 1804) u. a. gehalten. Eine seiner witzigsten und launigsten Possen ist „das Landhaus an der Heerstraße“.

Die Ueberladung in den Charakteren und Situationen ist, wie schon berührt, in diesen Stücken an ihrem Platze; sie wird aber zum großen Fehler in denjenigen Stücken, welche sich in einer höhern Sphäre bewegen, so z. B. in dem „Epigramm“ (Leipzig 1805), das sonst zu seinen bessern Lustspielen gehört, sowohl wegen des sorgfältig überdachten Planes, als wegen der großen Mannichfaltigkeit der Situationen und der Charaktere. So ist die Verdoppelung der Charaktere in der Posse, wie wir gesehen haben, glücklich angebracht, allein wo das Drama sich nicht im Niedrigkomischen bewegt, macht sie eine widrige Wirkung, wie man sich am Lustspiel „der verbannte Amor“ überzeugen kann, wo

ein eifersüchtiger Mann und eine eifersüchtige Frau, ein argwöhnischer Professor und seine mißtrauische Schwägerin neben einander gestellt sind. Hätte Kotzebue sich die Mühe gegeben (denn das Talent hätte er gehabt), diese Charaktere zu nüanciren, hätte er gezeigt, wie die Eifersucht sich bei der Frau auf eine ganz andere Weise offenbart als bei dem Mann, wie das Mißtrauen bei einem Gelehrten eine ganz andere Gestalt annimmt als bei einem Weib, so würde das Lustspiel, das im Uebrigen durchaus gelungen ist, zu einem wirklichen Meisterwerke geworden sein. Es kann ihm „Die eifersüchtige Frau" (1815) nicht gleichgestellt werden, aber doch ist dieses Stück darin vorzuziehen, daß der Charakter in größerer Einheit aufgefaßt erscheint. Zudem muß es zu seiner Zeit auf der Bühne von Wirkung gewesen sein, weil es die Verhältnisse, welche damals in der Mode waren, das Turnwesen, die Wunderdoctorei und Aehnliches mehr mit Geschick einwebt.

Das Gesammturtheil über Kotzebue als Schriftsteller läßt sich nicht besser kurz zusammenfassen, als Göthe und Falk es gethan, weshalb wir deren Bemerkungen hier beifügen: „Kotzebue", sagt Göthe*), „hat bei seinem ausgezeichneten Talent eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quält und nöthigt, das Treffliche herunterzusetzen, damit er trefflich erscheine. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge fragend, sie beherrschend, ihr dienend. Er bleibt aber in der Theatergeschichte immer ein glänzendes Meteor." — „Als Dichter", heißt es bei Falk in der unten angeführten Stelle**), „ist Kotzebue mehr ein Dichter der Schönen als des Schönen, mehr ein Dichter aller Nationen als

*) Riemer, Mittheilungen 2, 662.

**) Falk, Elysium und der Tartarus. 1806. S. 60.

einer Nation, kein Mann von großem Genie, aber ein Mann von großem Talent, weniger hervorstechend durch die Originalität seiner Ideen, als durch Witz, Reichthum und seltene Productionskraft; nicht ungeübt im Colorit, kein Neuling in Farben, ein Meister in der Situation, unübertroffen im Dialog, aber ohne Richtigkeit und Verdienst in der Zeichnung; ohne ächt idealen Anflug in den Charakteren, ohne Naivetät in der Darstellung; in der Philosophie ein Dilettant, in der Kunst ein Raisonneur, in der Kritik unter aller Kritik."

Noch bleibt uns übrig, seinen Einfluß auf die Schauspielkunst zu besprechen; doch wollen wir hier den Meister in der Behandlung dieses Verhältnisses sprechen lassen, dessen Stimme um so gewichtiger ist, als er selbst ausübender Künstler ist und das Theater und dessen Bedürfnisse mit dem ernstesten Bestreben studirt hat. „Bei allem Anschein einer reichen Charakteristik — denn seine Stücke wimmeln von den buntesten Gestalten — hat Kotzebue die hohlsten und gehaltlosesten Figuren geschaffen. Aber durch viel geschicktere Combinationen der Handlung, durch viel anziehendere Situationen, durch eine Sprache, welche das oberflächliche Gefühl der Menge leicht bewegte, durch raschen Witz und eine Satyre, welche jede Tagesbegebenheit ausbeutete, hat er seine unbedeutenden Charaktere in ein so glänzendes Licht gestellt, daß dadurch auch der Unbedeutendheit der Darstellung, der leeren Bühnenfertigkeit Thür und Thor geöffnet werden mußte. — In den Schau- und Trauerspielen brauchten die Darsteller die Rollen nur wie das dazu gehörige Costum anzulegen, um ihres Effectes gewiß zu sein. Reichte es nicht vollkommen hin, in „Octavia", „Bayard", „Johanna von Montfaucon", „Schutzgeist" u. s. w. gut memorirt zu haben, um bei einigem Naturell und Bühnenfertigkeit im Beifall der Massen Triumphe zu feiern? Selbst seinen Gestalten des Lustspiels — wofür

er im Uebrigen ein eminentes Talent besaß — mangelt die eigentliche lebendige Natur. Es sind Personificirungen einzelner Eigenschaften, in denen dann der ganze Mensch untergeht; oder der Charakter besteht auch wohl nur in einer wiederkehrenden Redensart oder in einer Angewöhnung, und so thut ihm der Schauspieler mit irgend einer Eigenheit, einer verstellten Stimme, einer stehenden Grimasse, einem komischen Anzuge, einem lächerlichen Zopfe und dergleichen volle Genüge; denn der Autor sorgt mit der größten Geschicklichkeit dafür, daß dieser Eine Effect — wie der Trumpf im Kartenspiel — sich nur zu melden braucht, um seine Sensation zu machen. Natürlich fingen die Schauspieler bald an, sich in diesen leichten Erfolgen behaglich zu pflegen und die mühsame, detaillirte Charakteristik an den Nagel zu hängen; ja selbstgefällig schrieben sie bald das Amüsement des Publicums auf eigene Rechnung, das doch nur der reichen Erfindungskraft, der geschickten Combination und Ausführung des Autors zu danken war. Die unwürdige Maxime riß ein, sich blos durch sogenannte dankbare Rollen, die sich von selbst spielen, einen wohlfeilen Ruf zu verschaffen, nicht durch Wahrheit und Geist der Darstellung."*)

*) Devrient, Geschichte der Schauspielkunst 2, 226 f.

Jean Paul Friedrich Richter.

Das Fichtelgebirge, früher die Wiege einer Menge von wunderbaren Sagen und Märchen, von Goldgräbern aufgesucht und durchforscht, bildet eine im Herzen Deutschlands gelegene Gebirgsinsel, die durch ziemlich enge Thäler vom Thüringer Wald und vom Erzgebirge getrennt ist. Es hat seinen Namen wohl von den zahlreichen Fichtenwäldern, die seine kleinern wie die höhern Berge bedecken, und aus denen ungeheuere Granitmassen in den merkwürdigsten Gestaltungen hervorragen. Von zahlreichen Bächen und Quellen bewässert, sendet es seine vier Hauptflüsse: den weißen Main, die Nabe, die Eger und die Saale, nach den vier Weltgegenden, neben denen noch fünf große Weiher und sechs und zwanzig Mineralbrunnen zu erwähnen sind. Seine Berge sind zwar nur von sehr mäßiger Höhe (der Schneeberg erhebt sich nur 3467 Fuß über dem Meere), dagegen liegt der ganze Landstrich hoch; Hof, am nördlichen Abhange, liegt 1763, und Wunsiedel, in der Mitte des Gegirges, 1841 Fuß über dem Meere. Bei dieser Höhe ist das ganze Land rauh und unfruchtbar; der Winter stellt sich meist schon im October ein; der erste Schnee bleibt gewöhnlich liegen und daher wird die


X.A.v.C.LAUFER.

Schneedecke im November und December so hoch, daß nicht selten die Hausthüren der Landleute zuschneien und die Holzstöße im Hochwalde so bedeckt werden, daß die Arbeiter mit Stangen umhergehen müssen, sie aufzusuchen.

Mitten im Schooße dieses Fichtelgebirges, am Fuße der zweiköpfigen Köẞein und der romantischen Luxburg (jetzt Luisenburg genannt), wurde Jean Paul Friedrich Richter am 21. März 1763 im Städtchen Wunsiedel geboren. Daß der erste Tag seines Lebens zugleich der erste des kommenden Frühlings war, erschien ihm später von hoher Bedeutung, und noch in seinen letzten Werken kommt er mit Liebe, ja mit Begeisterung auf diesen Umstand zurück. Sein Vater, Joh. Christian Richter, war Rector an der Stadtschule und Organist in Wunsiedel, und seine Mutter die Tochter des wohlhabenden Tuchmachers Joh. Paul Kuhn in Hof. Von diesem Großvater mütterlicher Seite, der auch sein Taufpathe war, nahm er später den Namen Jean Paul an. Sein Vater hatte großes musikalisches Talent und hatte sich als Kirchencomponist einen großen Ruf in der Markgrafschaft Baireuth erworben, zu welcher Wunsiedel und Hof gehörten. Zwei Jahre nach des Sohnes Geburt wurde er zum Pfarrer in Joditz, einem zwei Stunden von Hof entfernten Dorf, erwählt, das in einer lieblichen, durch die Saale belebten Gegend liegt. Da sein Vater ihn wie seine drei Brüder unter strenger Aufsicht hielt, und er Haus und Hof nur selten verlassen konnte, machte die schöne Natur, die ihn umgab, einen um so lebendigeren Eindruck auf ihn, und es ist die Begeisterung für dieselbe, die sich in jedem seiner Werke ausspricht, wohl vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben, daß er schon in seiner frühesten Jugend eine nicht oder nur selten erfüllte Sehnsucht nach dem Leben in der freien Gotteswelt empfinden mußte. Eben so wenig wurde seine Sehnsucht nach dem Um-

gange mit Altersgenossen gestillt, da ihn sein Vater nur sehr kurze Zeit in die Dorfschule gehen ließ und ihn selbst unterrichtete. Als er dreizehn Jahr alt war, kam er nach Schwarzenbach an der Saale, einem drei Stunden oberhalb Hof gelegenen Flecken, wohin sein Vater versetzt worden war. Wenn ihm dieser in Joditz einen nur sehr unregelmäßigen Unterricht gegeben hatte, so hörte dieser in Schwarzenbach beinahe gänzlich auf, und der Knabe blieb sich selbst überlassen, da der Vater früherer Schulden wegen, die bei seiner kargen Besoldung in Joditz sehr erklärlich sind, mißmuthig wurde und sich selbst von seiner Familie zurückzog. Um so eifriger suchte sich der Knabe Kenntnisse aus Büchern zu verschaffen, und er legte schon damals den Grund zu der außerordentlichen Belesenheit, die aus seinen Schriften hervorleuchtet. Bald fühlte er das Bedürfniß, sich von den vielen Büchern, die er durchlas, Auszüge zu machen, da er ihren Inhalt nicht im Gedächtniß behalten konnte. Dieses Excerpiren ging in steigender Progression durch sein ganzes Leben durch. Schon in seinem fünfzehnten Jahre hatte er mehrere, zwei bis dreihundert Quartseiten starke Bände solcher Auszüge, und sie wuchsen mit den Jahren bis ins Unglaubliche an. Im Anfange waren es meist philosophische oder theologische Schriften, die er auf diese Weise las und auszog.

Zu Ostern 1779 bezog er, 16 Jahre alt, das Gymnasium der Stadt Hof, wo der Unterricht aber nicht der Art war, daß er den strebsamen Jüngling hätte befriedigen und fördern können. Noch in demselben Jahre starb sein Vater; da er kein Vermögen, sondern nur Schulden hinterließ, hatte Jean Paul von nun an zehn Jahre lang mit der bittersten Armuth zu kämpfen, da auch seine Großältern um dieselbe Zeit starben und gegen Erwarten ebenfalls kein Vermögen hinterließen.

Diese traurigen Verhältnisse machten Anfangs auf Jean Paul nur geringen Eindruck; seine kleinen körperlichen Bedürfnisse waren leicht befriedigt, die geistigen fanden in den Bibliotheken und im Umgange mit seinen Mitschülern hinlängliche Befriedigung. Obschon von diesen Anfangs wenig berücksichtigt, weil er noch zu sehr den Dorfbewohner hervorkehrte, gewann er sich doch bald eine Art Oberherrschaft durch seine größeren Kenntnisse und noch mehr durch seine Lust, sie durch Mittheilung in der Gesellschaft geltend zu machen. Die damals allgemein verbreitete, durch „Werther's Leiden" und Miller's „Siegwart" zur höchsten Blüthe getriebene Sentimentalität überwand er leicht und bald, da er keinen Gegenstand hatte, an dem er sie hätte nähern können und er damals für freundschaftliche Beziehungen schwärmte. Er selbst schreibt es seiner „Liebe zur Beschäftigung" zu, daß er von jener moralischen Seuche frei blieb.

Schon im Jahre 1780 regte sich in ihm die Lust, als Schriftsteller aufzutreten; er schrieb damals zwei Abhandlungen: „Wie unser Begriff von Gott entstanden ist" und „Von der Harmonie zwischen wahren und irrigen Sätzen"; noch haben sich aus demselben Jahr noch mehrere unvollendet gebliebene Aufsätze über Gegenstände der Naturwissenschaften erhalten. Unter allen Schriftstellern, die er bis zu dieser Zeit kennen lernte, zog ihn Hippel am meisten an, und es ist kein Zweifel, daß er sich an diesem geistreichen Humoristen heranbildete.

Im Jahre 1781 bezog er die Universität Leipzig, wo er sich Anfangs von aller menschlichen Gesellschaft wie in einer Wüste verlassen fühlte und zudem die immer mehr wachsende Armuth zu bekämpfen hatte. Unter den Professoren zogen ihn besonders Platner und Morus an, und allerdings hatte der erstere durch sein aphoristisch-sententiöses Wesen viel

Aehnlichkeit mit ihm. Die Erklärung der Stelle aus Shakespeare:

„We are such stuff,
As dream are made on, and our little life
Is rouded with a sleep.“*)

hallte bei ihm noch lange nach und bewirkte, wie er selbst sagte, eine ganze Menge seiner Aufsätze. Neben Hippel studierte er J. J. Rousseau's Werke, mit denen er in Leipzig zuerst bekannt wurde.

Mit Ende des Jahres 1781 kamen, da die Armuth seiner Familie immer höher stieg, eigentliche Nahrungssorgen über ihn, und da die Hoffnung, durch Unterricht die nöthigen Mittel zu erwerben, nicht in Erfüllung ging, entschloß er sich, als Schriftsteller aufzutreten, um seine ökonomische Lage zu verbessern. Doch ging es mit der Arbeit nicht so schnell, als er geglaubt hatte, da er nur möglichst Gutes liefern wollte, und so dauerte es noch beinahe ein volles Jahr, bis er sein erstes Werk „Die grönländischen Prozesse“ (Leipzig 1783) zum Druck bereit hatte. Es muß auffallen, daß er den Gegenstand seiner ersten schriftstellerischen Thätigkeit nicht aus seinen bisherigen Studien, der Philosophie und Theologie entnahm; und doch war es bei ihm ein tiefes Erkennen seines eigentlichen Wesens und Talents. Er fühlte, daß er ein Dichter sei und daß seine bisherigen Beschäftigungen mit diesem Talent in Widerspruch seien. Die „Grönländischen Prozesse“ sind nämlich eine Sammlung von einzelnen satyrischen Aufsätzen: „Ueber die Schriftstellerei aus Noth“, „Ueber die Schwächen der Theologen“, „Ueber den Ahnenstolz“, „Ueber Weiber und Stutzer“ u. s. w., deren

*) Wir sind von solchem Stoff, aus dem man Träume macht, und unser kleines Leben liegt rings herum im Schlaf.

Stoffe er theils aus eigener Erfahrung oder seinen Studien, theils auch aus seiner vielseitigen Lectüre entnahm. Die Darstellung dieser Aufsätze war schon sehr eigenthümlich, namentlich durch den Reichthum oder vielmehr die Ueberfülle von Antithesen und Gleichnissen, eine Eigenthümlichkeit, die ihm auch später verblieb, ob er gleich je länger je mehr sich in dieser Beziehung zu beschränken suchte.

Mit dem Honorar dieser Erstlingsschrift (der Buchhändler Voß, der auch Hippel's Werke verlegt hatte, zahlte ihm dafür 15 Louisd'or) bezahlte Jean Paul seine Schulden und miethete sich ein Gartenhäuschen, um darin ungestört den zweiten Theil seiner „Grönländischen Prozesse" bearbeiten zu können. Die günstige Aenderung seiner ökonomischen Verhältnisse wirkte auch günstig auf seine Stimmung, wie dies auch leicht aus dem zweiten Theile der „Prozesse" zu erkennen ist, in denen die Satyre einen milderen Charakter annimmt. Noch ehe er denselben vollendet hatte, mußte er jedoch sein geliebtes Gartenhäuschen verlassen, und zwar aus Gründen, die uns jetzt beinahe unbegreiflich erscheinen. Er hatte nämlich, den Gesetzen der damaligen Mode Hohn sprechend, Zopf, Puder und Halstuch abgelegt, trug langes Haar und offene Brust, was einen Magister, der in demselben Garten wohnte, so empörte, daß er bei dem Besitzer Klage darüber erhob und dieser von dem Jüngling verlangte, daß er entweder seine Kleidung ändere oder sich alles Spazierengehens im Garten enthalte. Jean Paul gab lieber sein Gartenhäuschen auf, als daß er sich dem unbefugten Verlangen gefügt hätte; er bezog wieder sein kleines Zimmer in der Stadt. Aber sein „Kleidermärtyrerthum", wie es sein Freund Otto nannte, war damit noch nicht beendigt. Bald darauf reiste er nämlich nach Hof, wo der Zopf noch allgemein getragen wurde und seine Zopflosigkeit daher das größte

Aergerniß gab. Wo er sich blicken ließ, erfuhr er Widerspruch oder Verhöhnung; aber er ließ sich selbst nicht durch die Mahnungen seiner Familie und seiner Freunde bewegen, seine Kleidung zu ändern. Erst sechs Jahre später sah er die Richtigkeit der ihm damals gemachten Bemerkungen ein, daß man, ohne seiner geistigen Selbstständigkeit und dem wahren Mannesstolze Etwas zu vergeben, in Aeußerlichkeiten sich dem Vorurtheile fügen dürfe. Aber obgleich er damals seine Kleidung änderte, so behielt er dennoch bis in sein Alter die Ueberzeugung, daß der ein erbärmlicher Jünglüng sei und einen erbärmlichen Mann verheiße, welcher in gleichem Falle nicht eben so hätte handeln wollen.

Der zweite Theil der „Grönländischen Prozesse" erschien zu Michaelis 1783 und trug ihm 126 Thlr. Honorar ein. Er wurde aber so kühl aufgenommen, daß Voß Nichts mehr von ihm zu verlegen wagte, und da er sich auch vergeblich an andere Buchhändler wendete, daher aller Erwerb und alle Aussicht auf solchen verschwand, gerieth er zuletzt in solche Noth, daß er sich gezwungen sah, im November 1784 Leipzig heimlich zu verlassen. Er ging nach Hof zu seiner Mutter, die selbst mit noch einigen Kindern in bitterer Armuth lebte, so daß sie oft die nothwendigsten Bedürfnisse nicht befriedigen konnte. Salat und Brod waren die Hauptspeise der Familie. „Wenn uns", erzählt er später, „zuweilen ein Gulden ins Haus kam, so war das ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen können". In einem Briefe an seinen Freund Oerthel verspricht er demselben, ihn zu besuchen, wenn er Stiefel haben würde, die unentbehrlich seien, ein rechtschaffener Mensch möge sich nur bewegen oder zeigen wollen, und die er so wenig entrathen könne, als ein Paradiesvogel die Füße". Eine Stelle in seinen spätern Notizen klagt, „daß es ihm in seinem Gefäng-

nisse zu Hof schlimmer gegangen sei, als einem Baugefangenen bei Wasser und Brod, da er nur das erstere gehabt habe."*)

Trotzdem dachte er nicht daran, seine Talente und Kenntnisse zu irgend einem Erwerbe zu benutzen, sondern arbeitete fortwährend an seinen Excerpten und an neuen Aufsätzen, die er, obwohl vergeblich, den Buchhändlern anzubieten nicht aufhörte, so stark war in ihm die Ueberzeugung, daß er mit seinen Leistungen doch noch durchdringen würde. Endlich mußte er sich doch entschließen, eine Hauslehrerstelle bei einem benachbarten Edelmanne, dem Vater seines Freundes Oerthel anzunehmen, wodurch wenigstens der drückendsten Noth abgeholfen wurde. Doch blieb er kaum 2 Jahre (1787—1789) in dieser Stellung, da der ihm anvertraute Zögling weder in Bezug auf Geistesgaben noch rücksichtlich des Charakters seinen Wünschen entsprach. Die Zeit, die er in Töpen verlebte, ging übrigens nicht ungenützt vorüber, vielmehr arbeitete er mit dem größten Eifer theils an neuen Aufsätzen, theils an seinen Excerpten, zu denen noch ein sogenanntes „Mitwörterbuch" kam, d. h. eine Zusammenstellung der verschiedenen Wörter und Redensarten, die zum Ausdrucke irgend eines Begriffs gebraucht werden könnten. So stellte er, wobei ihm seine durch das Suchen nach witzigen Aehnlichkeiten geübte Auffindungsgabe sehr zu Statten kam, für den Begriff „Verschlimmerung" 184 und für den des „Sterbens" sogar 200 verschiedene Ausdrücke zusammen, so daß er stets eines den verschiedenen Stylarten oder Charaktern angemessenen bildlichen oder schlagenden Ausdrucks gewiß sein konnte. Zum Beispiel für den Begriff „besser werden" stellte er

---

*) S. Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier (5 Bde. Berl. 1835), Bd. 1, S. 170, welches Werk für die Biographie des Dichters vorzugsweise benutzt wurde.

sich nach und nach folgende Ausdrücke zusammen: „wuchern, blühen, wachsen, genesen, zuheilen, heil werden, grünen, ausschlagen, in Blüthe schlagen, reifen, zeitigen, emporsteigen, knospen, aufstehen, auffliegen, heranwachsen, die Federn wachsen, erstarken, verzinsen, abgähren, flügge werden, sich abschäumen, vorrücken, sich belauben, sich erholen, ermannen, unterkommen, aufkommen, aufleben, aufraffen, fortkommen, aufbäumen, besser daran sein, in die Höhe-, zu Kräften kommen, sich besser befinden, auf einen grünen Zweig kommen, es ist besser bestellt, es bessert sich bei ihm (Spazier a. a. O. 1, 171).

Er hatte unterdessen nicht aufgehört, seine Arbeiten verschiedenen Verlegern anzubieten; lange vergeblich, bis ihm endlich die Genugthuung wiederfuhr, daß ein Buchhändler, Beckmann in Gera, sich von selbst anbot, eine Sammlung seiner Aufsätze („Auswahl aus des Teufels Papieren") in Verlag zu nehmen; doch dauerten die Unterhandlungen zwei volle Jahre, so daß unterdessen seine ökonomischen Verhältnisse immer drückender wurden. Schon während seines Aufenthaltes in Leipzig hatte er sich an verschiedene bedeutende Männer gewendet, um durch ihren Einfluß zum Absatz seiner Arbeiten zu gelangen, und auch von Hof und Töpen aus ließ er ähnliche Bittschriften ergehen; aber sie wurden entweder kalt aufgenommen oder ganz unerwiedert gelassen. So wendete er sich nach und nach vergeblich an Chr. Felix Weiße, Meißner, Lichtenberg, Wieland und Herder. Obgleich auch dieser ihm nicht antwortete, schickte er ihm doch im Jahre 1788 nochmals einige Aufsätze. Es trafen ihn diese zwar nicht an, da er gerade verreist war; sie wurden aber von dessen Frau, Caroline Herder, gelesen, welche großes Wohlgefallen an ihnen fand und dem Verfasser auf das Freundlichste darüber schrieb, was ihn mit neuem Muthe erfüllte.

Zu Ende des Jahres 1789 gab er seine Hofmeisterstelle auf und zog wieder zu seiner Mutter nach Hof, wo er seine Kleidung änderte und sich dadurch die gesellschaftlichen Kreise eröffnete, in denen er bald durch seine geistreiche Unterhaltung, noch mehr durch seine bis zur Virtuosität gebrachte Kunst, auf dem Clavier zu spielen, eine ehrenvolle Stellung einnahm, sich aber insbesondere die Neigung der Mädchen gewann. Aber er konnte sich dieses glücklichen Verhältnisses nicht lange erfreuen; seine von Tag zu Tag wachsenden ökonomischen Verlegenheiten zwangen ihn, eine Stelle als Kinderlehrer in Schwarzenbach anzunehmen. Bei seiner großen Liebe zur Kinderwelt, fand er sich bald in diese neue Stellung, welche sogar den wichtigsten Einfluß auf ihn ausübte. „Denn", wie sein Biograph Spazier bemerkt, „was gewöhnlicheren Menschen, ja selbst talentvollen, eine hemmende, wenn nicht ertödtende Beschäftigung ist: das erste Unterrichten kleiner Kinder in den allerersten Elementen des Wissens — diese Beschäftigung öffnete in ihm alle Quellen erhabener und großer Gedanken, beschleunigte und vollendete die Entwickelung seiner Weltanschauung, fachte die empfindende und gestaltende Phantasie zu hellen Flammen und führte ihr zugleich den ersten bildnerischen Stoff zu."*) Bei seinem Unterrichte ging er weniger darauf aus, den Kindern systematische Kenntnisse beizubringen, als ihre geistige Thätigkeit zu entwickeln, und als wesentlichstes Mittel dazu hielt er dafür, daß man sie vorzüglich zur schriftlichen Aufzeichnung von Gedanken und Ideen anhalten müsse. „Er ging in letzterer Beziehung so weit, daß er behauptete, das vor dem Auge verharrende Schreiben diene weiter und länger dem Ideenschaffen als das Aussprechen des Gedachten, und berief sich

*) Spazier a. a. O. Bd. 3, S. 10.

sogar in der Levana auf das Beispiel der Frau v. Sévigné, deren dictirte Briefe schlechter gewesen, als die von ihr selbst geschriebenen, und auf Montesquieu, der, weil er nicht selbst schreiben konnte, oft drei Stunden nöthig gehabt, ehe ihm Etwas eingefallen sei"*). Und in der That hat Jean Paul hierin gewiß vollkommen Recht, so sehr man gegen das Vielschreiben auf der Schule eifert; denn durch das Niederschreiben wird der Knabe genöthigt, seine Gedanken zu entwickeln und ihnen eine feste Gestaltung zu geben, während er sich sonst mit unklaren Allgemeinheiten begnügt. Natürlich setzte er voraus, daß das Kind dabei immer eine angemessene Anleitung erhalte.

Auch seine übrigen Verhältnisse in Schwarzenbach hatten manches Angenehme; dazu kam, daß er beinahe alle Wochen seine Freunde und Freudinnen in Hof besuchte, und daß sich in dieser Zeit das schöne Freundschaftsbündniß zwischen ihm und Christian Otto bildete, dem er Alles vorlegte, was er schrieb, und dessen eingehende und meist treffende Bemerkungen er um so lieber benutzte, als Otto zugleich tief und liebevoll in sein eigenes Wesen einging**). Mit seinen Freundinnen leitete er einen Briefwechsel ein, um sich in der Darstellung seiner immer mehr erwachenden Empfindungen zu üben, ehe er es unternahm, sie in organischen Erzeugnissen niederzulegen. Es ist dies wiederum ein Beweis, mit welchem Ernst Jean Paul sich für den Schriftstellerberuf vorbereitete, denn Alles, was er schrieb, seine Aufsätze wie seine Briefe, seine Excerpten und Sammlungen waren Studien für seine späteren Werke. Unter den Freundinnen, an die er sich vorzüg-

---

*) Spazier, a. a. O. Bd. 3, S. 17.

**) Vergl. Jean Paul's Briefwechsel mit s. Freunde Christian Otto. 3 Bde Berlin 1829.

lich anschloß, nennen wir die geistvolle und liebenswürdige Renata Wirth (später verehelichte Otto und Schwägerin seines Freundes Christian), von der er in seinem Tagebuche notirte: „Eine ersteht mich — Renata"*).

In Schwarzenbach verfaßte er einige Aufsätze, in denen sich der Uebergang seiner bisherigen Schriftstellerei zu derjenigen kund giebt, die seinen Ruhm begründete. Die „Reise des Rectors Fälbel und seiner Primaner" und „Des Amtsvogts Freudels Klaglibell über seinen verfluchten Dämon" sind allerdings Satyren, wie die Aufsätze in den „Grönländischen Prozessen" und in der „Auswahl aus des Teufels Papieren"; allein sie unterscheiden sich von diesen wesentlich dadurch, daß sie nicht blos allgemein gehalten sind und abstracte Charakterschilderungen geben, sondern individuelle Persönlichkeiten vorführen. Wenn jene früheren Aufsätze eigentlich nur Ergebnisse der Reflexion waren, sind diese spätern Früchte der gestaltenden Phantasie. Die „Reise" enthält die äußerst ergötzliche Schilderung eines pedantischen Schulrectors, der mit seinen Primanern eine Vergnügungsreise macht, dieselbe aber nur zu Fortsetzung seiner Unterrichtsstunden, ja sogar zur Einübung von Anstandsregeln benutzt, die Schüler im lateinischen Schimpfen sich üben, mitten auf dem Wege Landkarten ausbreiten läßt, um auf denselben die Orte aufzusuchen, durch welche die Reise eben ging, der sich mit einem Worte überall lächerlich macht, weil er die Welt und das Leben mit den Augen eines Stubengelehrten ansieht. Von noch größerer komischer Kraft ist „Freudels Klaglibell", in welchem er ein seltenes Darstellungstalent bekannter Anekdoten oder von ihm selbst er-

---

*) Vergl. Jean Paul's Briefe an eine Jugendfreundin (Renata Otto 1790—1824), herausg. v. Täglichsbeck. Brandenb. 1858.

fundener Scenen entwickelt und schon den Reichthum an komischen Einfällen zu erkennen giebt, der auch in seinen spätern Schriften in unerschöpflicher Fülle und Neuheit entgegentritt. Der Amtsvogt Freudel ist nämlich das Urbild eines Zerstreuten, der keine Ahnung von seiner Schwäche hat und daher die lächerlichsten Verstöße begeht. Diese sind so vortrefflich erfunden, daß der Aufsatz der gerühmten Schilderung des nämlichen Charakters von La Bruyere weit vorzuziehen ist.

Einen noch weitaus bedeutenderen Fortschritt machte er in dem „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wutz in Auenthal", von dem er selbst sagte, daß er es mit „unendlicher Wollust empfangen und gezeugt habe"*). Auf dem in den beiden früheren Aufsätzen betretenen Wege der plastischen Gestaltung mit Glück fortfahrend, verband er zum ersten Male das satyrische oder komische Element mit dem sentimentalen und wählte um ersten Male einen idyllischen Stoff, oder, wie er selbst sich ausdrückt, „die Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung". Ein großer Theil der Schilderungen ist aus des Dichters eigner Jugend genommen, was er später auch in seinen großen Romanen wiederholt.

Kaum hatte er den „Wutz" vollendet, als er an einem größeren Romane zu arbeiten begann. In der „Unsichtbaren Loge. Eine Biographie (Berl. 1793, 2 Bde.)", die er selbst später „eine geborne Ruine" nannte, ging er von der Idee eines pädagogischen Romans aus; sie wurde während der Arbeit aber etwas ganz Anderes, so daß er endlich selbst einsah, daß sich die Geschichte nicht zu einem mit dem Anfange übereinstimmenden Ende durchführen ließe und er daher die „Loge" unvollendet ließ. Jean Paul hat es nur

*) Brief an C. Otto vom 17. Febr. 1791.

in wenigen Werken zu einer künstlerischen Abrundung gebracht, da er seine stets schaffende Phantasie selten zu zügeln wußte; in der „Unsichtbaren Loge" tritt dieser Mangel auf das Entschiedenste hervor. Da ist noch Alles in der größten Gährung, daher neben den meisterhaftesten Stellen die wildesten Auswüchse zu finden sind. Aber selbst in diesen erkennt man die hohe Genialität des Dichters, dem hier, wie beinahe immer, der unerschöpfliche Reichthum an tiefen, sinnreichen oder witzigen Gedanken, wenn man sich so ausdrücken darf, zum Verderben gereichte.

Jean Paul schickte im Jahre 1792 das Manuscript der „Unsichtbaren Loge" an Moritz, den Verfasser des „Anton Reiser". Seine Antwort fiel für Jean Paul, der bis dahin nur kalte Aufnahme gefunden hatte, überraschend günstig aus; er versprach ihm, den Roman bei einem Berliner Buchhändler gut anzubringen, bot ihm hundert Ducaten dafür und schickte sogleich dreißig. Dieses Ereigniß kann als der wichtigste Wendepunkt seines Lebens betrachtet werden, denn es machte der langen Noth ein Ende und erfüllte ihn zugleich mit dem lebendigsten Selbstvertrauen, so wie es ihm die Richtung zeigte, die er nun zu befolgen habe, um seine ganze Kraft auf das Vortheilhafteste zu zeigen. Auch ging er bald an die Bearbeitung eines neuen Romans, den er im Zeitraume von nicht ganz zwei Jahren vollendete; es ist dies der „Hesperus, oder fünfundvierzig Hundsposttage. Eine Lebensbeschreibung (Berl. 1795, 3 Bde.)". Er benutzte bei der Anlage und Bearbeitung die Erfahrung, welche er bei der „Unsichtbaren Loge" gemacht hatte; er wußte sich nämlich in Bezug auf die Charaktere wie auf die Intriguen zu beschränken, so daß er das Ganze zu einem angemessenen Abschlusse zu bringen vermochte. Aber bei alledem war auch dieser Roman noch voll wilder Auswüchse, die

den gebildeten Geschmack verletzen mußten. Dies sprach sich auch in allen Urtheilen der bedeutendsten Zeitgenossen aus. „Hierbei ein Tragelaph (d. h. Bockhirsch) von der ersten Sorte", schrieb Göthe an Schiller, als er ihm den Hesperus mittheilte*), worauf Schiller ihm erwiderte: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zu dem Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist. Er gefällt mir besser als die „Lebensläufe"**). Darauf erwiderte ihm Göthe: „Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen; er scheint sehr isolirt zu leben und kann deswegen bei manchen guten Partien seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht"***); und in einem späteren Briefe heißt es: „Uebrigens sind die „Hundsposttage" das Werk, worauf unser feineres Publicum seinen Ueberfluß von Beifall ergießt; ich wünschte, daß der gute Mann in Hof bei diesen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände"†). — „Daß in Weimar jetzt die „„Hundsposttage"" grassiren", erwiderte Schiller, „ist mir ordentlich psychologisch merkwürdig; denn man sollte sich nicht träumen lassen, daß derselbe Geschmack so ganz heterogene Massen vertragen könnte, als diese Production und „„Clara du Plessis"" ist††). Nicht leicht ist mir ein

*) Göthe an Schiller vom 10. Juni 1795.
**) Schiller an Göthe vom 12. Juni 1795.
***) Göthe an Schiller vom 18. Juni 1795.
†) Göthe an Schiller vom 15. December 1795.
††) Bekanntlich ein Roman von Lafontaine.

solches Beispiel bei einer ganzen Societät vorgekommen"*). Geht auch aus diesen Aeußerungen hervor, daß die beiden großen Dichter mit der Haltung des Werkes unzufrieden waren, so ist es doch zugleich auch unzweifelhaft, daß sie das Talent oder vielmehr die Genialität des Dichters anerkannten und sich daher von dem „Hesperus" zugleich abgestoßen, aber auch angezogen fühlten. Noch entschiedener sprach Wieland diesen doppelten Eindruck aus, welchen der Roman auf ihn machte, wie aus einer Mittheilung Lütkemüller's ersichtlich ist. „Kennen Sie einen Dichter, der sich Jean Paul Friedrich Richter nennt?" fragte Wieland mich einstmals. — Nein! — „Kennen Sie also nicht den „Hesperus"? Oder haben Sie wenigstens nicht die „Unsichtbare Loge" gelesen? — Nein! — Nun so säumen Sie nicht, damit bekannt zu werden", erwiederte Wieland. Ich befinde mich in einem eigenen lust- und peinvollen Zustande. Ich lese den Hesperus, ein Dichterwerk, wie mir im Laufe meines bisherigen Lebens nicht vorgekommen ist. Bald bezaubert mich hohe Genialität, eine Phantasie mit mächtigen Adlersflügeln, und ein Gefühl, dem sich das innerste Menschliche und Göttliches erschließt; bald beleidigt und empört mich eine bis zum Unsinn getriebene Ueberspannung, Ungeschmack, Albernheit und Gemeinheit. Zwanzigmal habe ich das Buch unwillig weggeworfen, und immer muß ich's wieder zur Hand nehmen. Es ist ein außerordentlicher Genius, der in dem Jean Paul Friedrich Richter auf unsere literarische Bühne tritt"**).

Wenn er sich auch, wie oben erwähnt wurde, bei der Bearbeitung des „Hesperus" in Bezug auf Charaktere und Intrigue zu beschränken wußte, so ist dies doch nur im Vergleich

---

*) Schiller an Göthe vom 17. December 1776.

**) Berühmte deutsche Schriftsteller. Berl. 1854. Bd. 1, S. 214f.

zur „Unsichtbaren Loge" richtig; denn auch in diesem Romane verschwimmt die Handlung noch so sehr, daß sie kaum zu verfolgen ist. Dazu kommt, daß sie nur ruckweise, um uns so auszudrücken, sich fortbewegt, daß sie oft still steht, beinahe vergessen wird und in Reflexionen oder Beschreibungen und Schilderungen sich auflöst. Daraus folgt, daß die Personen nicht sowohl in ihren Handlungen sich charakterisiren, als vielmehr durch die von dem Dichter gegebenen Darstellungen ihrer Individualität, wodurch sie beinahe zu Abstractionen werden. Es ist der „Hesperus", wie viele andere Werke des Dichters, in der That nur eine Sammlung von Fragmenten, die nur sehr locker durch die darin erzählte Begebenheit zusammengehalten werden, in denen nur die durchgehende Gemüthsstimmung eine gewisse Einheit hervorbringt. Wenn deshalb der „Hesperus" als Ganzes verfehlt ist, so enthält er dagegen der trefflichen und großartigen Einzelnheiten eine große Menge, welche ihm immer eine bedeutende Stelle unter den deutschen Romandichtungen sichern.

Während Jean Paul den „Hesperus" bearbeitete, schloß er ein näheres Verhältniß mit einem Mädchen, das, wie es scheint, von niederem Stande, aber eines besseren Looses würdig war; doch dauerte dieses Verhältniß nicht lange, und es entspann sich bald darauf ein anderes mit einem Mädchen aus höherem Stande, das eben so wenig von langer Dauer war. Das Mädchen zog sich von ihm zurück, weil sie bemerkte, daß sie dem Dichter nur ein Geschöpf seiner Phantasie sei, „ein Blumenstrauß, den er eben so schnell wieder zerblättern würde, als er ihn gebunden hatte". Und in der That war er bald darauf so kalt gegen sie geworden, daß er bei ihr den Brautwerber für einen Freund machte, mit dem sie sich auch verheirathete. Uebrigens hatten diese Verhältnisse den glücklichsten Einfluß auf ihn als Dichter; die Schilderungen der Liebe im „Hes-

perus" würden wohl nicht so wahr und tief ergreifend geworden sein, wenn er das Glück und den Schmerz derselben nicht selbst empfunden hätte.

Im Frühlung des Jahres 1794 war er wieder nach Hof zu seiner Mutter gezogen, wo er bis Mitte des Jahres 1796 verblieb. In dieser Zeit schrieb er das „Leben des Quintus Fixlein, aus fünfzehn Zettelkästen gezogen, nebst einem Mußtheil und einigen Jus de tablette" (Bayr. 1796), welches wir, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, wenn er auch im Einzelnen nicht so hohe Schönheiten darbietet, als andere, als selbst die „Loge" und der „Hesperus", für den gelungensten seiner Romane halten, weil er in Charakteren und Begebenheiten eine ihm sonst unbekannte Mäßigung an den Tag legte. Die dem Romane zum Grunde liegende Idee spricht der Verfasser in der Vorrede folgendermaßen aus: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist, so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze Außenwelt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist, gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so einheimisch in einer Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich ist der, — mit den beiden andern zu wechseln. — — Das will ich jetzt den Menschen recht gut erklären. Der Held, der Reformator, Brutus, Howard, der Republikaner, den bürgerliche Stürme, das Genie, das artistische bewegen, kurz jeder Mensch mit einem

großen Entschluß oder auch nur mit einer perennirenden Leidenschaft (und wäre es die, den größten Folianten zu schreiben), alle diese bauen sich mit ihrer innern Welt gegen die Kälte und Gluth der äußern eine, wie der Wahnsinnige im schlimmern Sinne; jede fixe Idee, die jedes Genie und jeden Enthusiasten wenigstens periodisch regiert, scheidet den Menschen erhaben von Tisch und Bett der Erde, von ihren Hundsgrotten und Stechdornen und Teufelsmauern — — gleich dem Paradiesvogel schläft er fliegend, und auf den ausgebreiteten Flügeln verschlummert er blind in seiner Höhe die untern Erdstöße und Brandungen des Lebens im langen, schönen Traume von seinem idealischen Mutterland .... Ach! Wenigen ist dieser Traum bescheert, und diese Wenigen werden so oft von fliegenden Hunden geweckt! — — Diese Himmelfahrt ist aber nur für den geflügelten Theil des Menschengeschlechts, für den kleinsten. Was kann sie die armen Canzleiverwandten angehen, deren Seele oft nicht einmal Flügeldecken hat, geschweige etwas darunter? was die gebundenen Menschen mit den besten Bauch-, Rücken- und Ohrenfloßfedern, die im Fischkasten des Staates stille stehen und nicht schwimmen sollen, weil schon der ans Ufer angekettete Kasten oder Staat im Namen der Fische schwimmt? Was soll ich dem stehenden oder schreibenden Heere beladener Staatshausknechte, Kornschreiber, Canzellisten aller Departements und allen im Krebskorbe der Staatsschreibstube auf einander gesetzten Krebsen, die zur Labung mit einigen Brennnesseln überlegt sind, was soll ich *solchen* für einen Weg, *hier* selig zu werden, zeigen? Blos meinen zweiten, und das ist der: ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen und damit zu ersehen, daß ihr Tropfen Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingsstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld und der Sand ein Juwelen-

haufen ist. Diese mikroskopischen Belustigungen sind dauerhafter als alle theuern Brunnenbelustigungen. Ich muß aber diese Metaphern erklären durch neue. Die Absicht, warum ich „Fixlein's Leben" in die Lübeck'sche Buchhandlung geschickt, ist eben, in diesem Leben der ganzen Welt zu entdecken, daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse, als große, den Schlafrock höher als den Bratenrock, daß man Pluto's Quinterne seinen Auszügen nachstehen lassen müsse, einen NN. d'or dem Nothpfennig, und daß nicht große, sondern kleine Glückszufälle beglücken."

Das „Leben des Quintus Fixlein" ist, wie die eben angeführte Stelle aus der Vorrede darthut, eine Erweiterung des „Wutz", und wie in diesem, so schildert er auch im „Fixlein" sich selbst, der, wie sein Held, den Druck des Lebens sattsam erfahren hatte. Die übrigen Charaktere sind Persönlichkeiten aus seiner Umgebung, wie wir auch in den Localitäten die Dörfer und Städtchen wieder erkennen, in denen er lebte. Manche Züge des Quintus Fixlein hatte er übrigens dem damaligen Rector Helfrecht in Hof entnommen, der die verschiedenen Anspielungen so gut fühlte, daß er dem „Leben des Fixlein" einen andern Roman entgegensetzte, in welchem er die Lacher auf seine Seite zu ziehen suchte, was ihm freilich nicht gelang, da ihm weder die plastische Darstellungsgabe, noch der Witz zu Gebote stand, der auch aus diesem Werke Jean Paul's reichlich sprudelt*).

Wenn im „Fixlein" des Dichters sentimentaler Schwung weniger erscheint, als in den vorigen Schriften, so tritt er dagegen um so lebendiger in den zwei Erzählungen hervor, die dem Romane vorgesetzt sind. Die erste, „Der Tod eines Engels", die schon, obwohl in einer weniger ge-

*) Vergl. darüber meine Literaturgeschichte III, 574.

lungenen Gestalt, im „Deutschen Museum" vom Jahre 1788 erschienen war, schildert die Empfindungen eines Engels, der den Tod der Menschen kennen lernen will und hat ein beinahe orientalisches Gepräge; die zweite, „Der Mond. Phantasirende Geschichte", enthält die einfache und durch ihre Erhabenheit rührende Geschichte des Todes eines Kindes und seiner Eltern. „In der Darstellung und Schilderung solcher Nachtstücke, auf denen sich das ergrauende Abendroth des Lebens mit dem Morgenrothe der Ewigkeit zu einer erhabenen Dämmerung mischt, zeigt sich die Einbildungskraft des Dichters groß und bewundernswürdig; in solchen Schilderungen entfaltet sich sein Talent, das Uebersinnliche in faßliche Bilder zu kleiden und selbst die Unendlichkeit in den Rahmen bedeutender und begeisternder Worte zu fassen".

Im Anhang, „für Mannspersonen" bestimmt, wie die zwei voranstehenden Erzählungen „für Mädchen", finden sich außer den zwei schon berührten komischen Aufsätzen, dem „Klaglibell des Amtsvogts Freudel" und der „Reise des Rectors Fälbel", eine Abhandlung, „Von der natürlichen Magie der Einbildungskraft", welche deshalb wichtig ist, weil sie uns mit den ästhetischen Ansichten des Verfassers einigermaßen bekannt macht. Nach ihm liegt nämlich die Ursache des Genusses, welchen die Werke der Phantasie hervorbringen, in der Befriedigung eines dem Menschen eigenthümlichen Strebens nach Unendlichkeit. Dieses kann die Natur nicht befriedigen, „weil sie alle ihre Massen wenigstens mit optischen Grenzen scharf abschneidet, das unabsehliche Meer mit Nebel oder Morgenroth, den unergründlichen Himmel mit Blau, die Abgründe mit Schwarz". Aber was der Natur unmöglich ist, vermag die dämmernde Welt der Einbildungskraft. „Die Kindheitserinnerungen" (und diese Stelle ist gerade mit Bezug auf seine eigenen

Dichtungen, in denen er mit so großer Vorliebe auf seine eigene Kindheit zurückschaut, höchst bedeutsam) leben so sehr, weil ihre magische Dunkelheit und das Andenken an unsere damalige kindliche Erwartung eines unendlichen Genusses, mit der uns die vollen jungen Kräfte und die Unbekanntschaft mit dem Leben belogen, unserem Sinne des Grenzenlosen mehr schmeicheln. Das Idealische in der Poesie ist nichts anderes, als diese vorgespiegelte Unendlichkeit; ohne diese Unendlichkeit giebt die Poesie nur platte abgefärbte Schieferabdrücke, aber keine Blumenstücke der hohen Natur. Folglich muß alle Poesie idealisiren; die Theile müssen wirklich, aber das Ganze idealisch sein. — Die Nachahmung der Natur ist noch keine Dichtkunst, weil die Copie nicht mehr enthalten kann als das Urbild".

Die „Biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin (Berl. 1796), welche dem „Quintus Fixlein" folgten, sind ein Versuch, sich in einer Erfindungs- und Darstellungsgabe außer seiner bisherigen Manier zu üben, namentlich in einer rein ernsten und von aller Unterbrechung durch subjective Betrachtungen und satyrischen Abschweifungen fernen, einfachen und doch würdigen Entwickelung psychologisch bedeutender Menschen. Doch fühlte er bald, daß ihm dies noch nicht möglich sei; er brach daher den Roman ab und fügte ihm einen satyrischen Anhang bei, welchem er in Form eines gerichtlichen Protocolls eine Erklärung voranschickte, daß es ihm unmöglich sei, von seiner Manier abzulassen, seine Romane durch Satyren, Abhandlungen und Digressionen zu unterbrechen. „Addison", heißt es darin, erzählt von einem Menschen, der, wie Jupiter, eine Ziege zur Amme gehabt und der deswegen noch in seinen reifen Jahren, wenn Niemand bei ihm in der Stube war, einige Bocksprünge machte. Auf Beklagten hat sich ein der-

gleichen Bocksfuß statt des Podagra's vererbt, und er muß sich nun immer mit einem oder dem andern Sprunge behelfen". Er läßt nun das Urtheil dahin ausfallen, daß ihm erlaubt sein solle, den ernsten Werken komische und satyrische Anhänge anzubauen, in welche er alles Störende dieser Art aus den ersteren entfernen könne. „Aber", sagt sein Biograph, „eben so wie er noch das Ernste nicht ohne Beimischung des Scherzes, so vermochte er auch nichts Scherzhaftes mehr ohne Uebergreifen und Auslaufen in den Ernst zu schreiben; und eben derselbe Appendix, mit welchem er zuerst ein glückliches Auskunftsmittel getroffen zu haben meinte, endigte in einer der rührendsten und gemüthlichsten Darstellungen, in der „Grabrede für einen alten Bettler", in welcher er auf das Ergreifendste das trostlose Leben eines solchen schildert, und die Gemüther hartherzig gewordener Menschen zu hülfreichem Mitleid für Bedürftige erweichen mag".

Und so sehen wir in dem folgenden Romane: „Blumen, Früchte und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs (Berl. 1796—1797. 4 Bde.)" die Verbindung des höchsten Ernstes und des heitersten Humors wieder in voller Blüthe, doch unterscheidet sich dieser Roman von den früheren dadurch, daß er diese beiden Richtungen seines Wesens personificirt und im Siebenkäs die ernste, im Leibgeber die satyrische und keck humoristische darstellt. Siebenkäs ist die Wiederholung des Firlein; nur hat der Dichter sich und seine traurigen Verhältnisse in Hof noch schärfer aufgefaßt; er konnte es, weil ihm schon eine schönere Zukunft entgegenleuchtete, wie auch Siebenkäs im Romane die armseligen Verhältnisse, in denen sein höheres Leben unterzugehen drohte, überwindet. Merkwürdig und genial ist das Motiv, welches diese glückliche Veränderung hervorbringt. Der Armen=

advocat Siebenkäs, der als Sohn eines Landpfarrers eine idyllische Kindheit verlebt hatte, ist mit Lenetten verheirathet, einer gutmüthigen aber beschränkten Frau, die den phantasie- und gemüthreichen Mann nicht zu verstehen vermag, weshalb sie ihn bei aller ihrer Liebe zu ihm mit unaufhörlichen Bemerkungen und Vorwürfen quält. Nicht sowohl die beschränkten oder vielmehr armseligen Verhältnisse, in denen sie leben, machen ihn unglücklich, als vielmehr weil er fühlt, daß er unter solchen Verhältnissen die Spannkraft des Geistes verliert. Diese wird nur noch durch den Umgang mit seinem Freunde Leibgeber einigermaßen aufrecht gehalten, einem Manne von dem keckſten und übermüthigsten Humor. Da er aber endlich einsieht, daß Siebenkäs nur dadurch gerettet werden könne, daß er aus den drückenden Verhältnissen gerissen und namentlich von Lenetten getrennt werde, so dringt er in ihn, diese Trennung zu bewerkstelligen und giebt ihm auch das Mittel an, wie sie ausgeführt werden könne. Da beide Freunde durch ein seltsames Naturspiel einander täuschend ähnlich sehen, so soll Siebenkäs sich krank und todt stellen und dann als Leibgeber ein neues Leben beginnen. Dieses geschieht und Siebenkäs findet in Natalien ein Weib, das ihn versteht und ihn daher auch geistig gleichsam wieder belebt. Durch diesen Uebergang des Siebenkäs in den Leibgeber wollte der Dichter andeuten, daß endlich seine beiden Naturen, die bis dahin immer mit einander im Kampfe gelegen, versöhnt oder vielmehr, daß die ernste, sentimentale, lyrische Dichtung die satyrische, neckische überwunden habe.

Die glücklichen Tage, die der Dichter seinem Siebenkäs erleben ließ, sollten auch ihm werden. Noch während er an dem Romane arbeitete, erhielt er im März des Jahres 1796 einen Brief aus Weimar von einer Dame, die sich Natalie unterschrieb (daß er diesen Namen im Siebenkäs benutzte,

haben wir so eben gesehen) und die ihm mittheilte, daß nicht nur sie, sondern auch Wieland, Herder, Knebel und andere treffliche Männer in Weimar von seinen Werken ganz entzückt seien. Ein zweiter Brief der nämlichen Dame lud ihn auf das Freundlichste und Dringendste ein, nach Weimar zu kommen. Ohne lange Zögerung machte er sich auf und reiste zu Fuß mit einem Boten, der ihm seine Sachen trug, über Jena nach Weimar. Die Aufnahme, die er dort fand, übertraf selbst seine kühnsten Erwartungen. Seine ganze Seele schwamm in Entzücken, das er in den Briefen an seinen Freund Otto mit der ihm eigenthümlichen Kraft und Begeisterung niederlegte. Am gewaltigsten ergriff ihn der Umgang mit der Dame, die ihn eingeladen. Es war Charlotte von Kalb, die ihre schwärmerische Liebe für Schiller später auf Hölderlin und nunmehr auf Jean Paul übertrug. Dieser hatte sie kaum gesehen, als er auch schon auf das Feurigste in sie verliebt war. Er erkannte, wie er sagt, auf den ersten Blick in ihr die Titanide, das heißt, das hohe und kräftige weibliche Wesen, das er so lange für seinen neuen, schon vorbereiteten Roman „Titan" gesucht hatte. Schon in seinem ersten Briefe an Otto *) äußert er sich mit mehr als Begeisterung über sie: „Diese göttliche Frau hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin — dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist — und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt,

*) Jean Paul an Otto vom 12. Juni 1796 (Briefwechsel mit Otto 1, 335).

wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblässen — — Ach! hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde". Und in einem etwas späteren Briefe heißt es: „Die K. steht fast mit allen großen Teutschen in Briefwechsel und mit allen Weimeranern in Verbindung — — Sie ist ein Weib, wie Keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin"*).

Welchen Eindruck er auf Göthe und Schiller machte, zeigen deren betreffende Briefstellen. „Fast hätte ich vergessen zu sagen", schrieb Göthe, „daß Richter hier ist; er wird Sie mit Knebeln besuchen und Ihnen gewiß recht wohl gefallen"**); und bald darauf: „Richter ist ein so complicirtes Wesen, daß ich mir nicht die Zeit nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen; Sie müssen und werden ihn sehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen: man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und Niemand weiß das wunderliche Wesen recht aufzufassen"***). „Vom Hesperus", erwiderte Schiller, „habe ich Ihnen noch Nichts geschrieben. Ich hebe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd wie Einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal und kann also nur wenig von ihm sagen"†). Obgleich diese Briefe hoffen lassen, daß sich namentlich zwischen Göthe und Richter ein freundschaftliches Verhältniß gestalten würde, kam ein solches doch nicht zu Stande,

---

*) Brief vom 17. Juni 1796. (Ebend. I, 347.)
**) Brief vom 18. Juni 1796.
***) Brief vom 23. Juni 1796.
†) Brief vom 28. Juni 1796.

was ohne Zweifel daher rührte, daß Jean Paul sich vorzüglich an Herder und dessen Kreis hielt, der mit Göthe auf einem gespannten Fuße stand.

Der Aufenthalt in Weimar dauerte nur drei Wochen; nach Ablauf derselben zog er wieder nach Hof, wo eine seiner ersten Erfahrungen die war, daß sich Charlotte von Kalb von ihm abwendete. Da der „Firlein" vergriffen war, mußte er eine neue Ausgabe desselben bearbeiten, der er eine „Geschichte meiner Vorrede zur zweiten Auflage" voranschickte, in welcher er zur Tröstung der „Titanide" eine Erzählung, „Die Mondfinsterniß", einwebte. Er schickte diese seiner Freundin zu, die erst nach langem Schweigen seinen Brief beantwortete. Sie fühlte sich verletzt, daß er darin gesetzwidrige Liebe für ein Verbrechen, für eine Befleckung weiblicher Tugend erklärte. „Das Ködern mit dem Verführen!" rief sie ihm im October endlich zu. „Ach, ich bitte Sie, verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt. Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen; aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich! Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit und Bedürfnisse, nur selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen; — vielleicht nur damit, wie Einige meinen, Euer Geschlecht

fortzupflanzen! Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt — sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? — Ich sage mit Göthe und mehr als Göthe: unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt".

Jean Paul fühlte den lebhaftesten Schmerz über diesen Brief, doch ging ihm bald ein neues Gestirn auf, über welches er die Weimarer Freundin, wenn auch nicht vergaß, doch mit ruhigerem Sinne betrachtete. Unverhofft erschien die später so berühmt gewordene Frau von Krüdener in Hof, um ihn aufzusuchen. „Sie gab mir eine trunkene Freude", berichtete Jean Paul, „wie ich noch bei keiner Frau gehabt, weil sie ist, wie keine". Nicht weniger fühlte sie sich von ihm bezaubert. „Unvergeßlich", schreibt sie, „ist er mir und zwar mehr noch aus dem, was ich sah und fühlte, als aus dem, was ich las, wenn ich ihn in seinen Werken bewunderte". Das wahrhaft Hinreißende seiner Persönlichkeit für Frauen schildert auch Charlotte von Kalb ihm selbst in einem ihrer Briefe: „Sei wie Minerva klug und glücklich wie Apoll! Lächle nicht! Du lächelst zu schön! die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, sind süßer, wie Harmonikaklang. — Aber ich will still seyn — still!" —

Als Richter von Weimar zurückkam, fand er einen Brief mit 50 Thalern, die ihm ein Unbekannter als Dank für den Genuß übersandte, den er aus seinen Schriften geschöpft hatte. Später erfuhr er, daß Gleim der Uebersender war. Bald darauf erhielt er den Antrag, die Erziehung der zwei Kinder der Fürstin Hohenlohe zu übernehmen, doch lehnte er ihn ab, weil er noch so viel zu schreiben habe, daß, „wenn auch der Tod erst in seinem achtzigsten Jahre kommen sollte, er doch über eine solche Verkürzung seiner Schreibstunden noch erbittert sein würde". Auch ging er sogleich nach seiner

Rückkehr wieder an die Arbeit. Zwar ließ er den schon begonnenen „Titan" wieder liegen, dagegen schrieb er den „Jubelsenior" und „Das Kampanerthal".

Der „Jubelsenior. Ein Appendix (Berl. 1797)" behandelt die ganz einfache Geschichte der Jubelhochzeit eines Predigers, und bleibt daher ganz innerhalb der Grenze eines Familienkreises; er hat seinen Werth ganz besonders in der treuen und interessanten Schilderung häuslicher Verhältnisse und Scenen. Die Geschichte wird nach seiner Art durch Einschiebsel unterbrochen, die er „Hirten- oder Zirkelbriefe" nennt und welche sich über verschiedene Gegenstände verbreiten, die mit Laune oder auch in der ernsthaftesten Weise behandelt werden. Unter den letzteren ragt „Meine Christnacht" durch Tiefe des Gehalts wie durch die vortreffliche Darstellung hervor.

„Das Kampanerthal, oder die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus (Erfurt 1797)" besteht, wie der Titel schon angiebt, aus zwei ganz verschiedenen Schriften, die der Verfasser in der ersten Ausgabe durch besondere Seitenzahlen von einander trennte. In der ersten Abtheilung erzählt Jean Paul in Briefen an Victor (eine Hauptgestalt des Hesperus) seine Wanderung durch das romantische Kampanerthal im Departement der obern Pyrenäen und berichtet die dabei gehaltenen Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele. Er hatte bei seinem regen Verkehr mit gebildeten Frauen oft die Erfahrung gemacht, daß dieselben um so mehr von Zweifeln über diesen großen Trost der Menschheit gepeinigt wurden, je denkendere und gebildetere Wesen sie waren. Die bis jetzt vorhandenen philosophischen Beweise dafür schienen ihm theils zu abstract, theils in so unverständlicher Terminologie abgefaßt, theils gegen

so feine und aus der sinnlichen Umgebung geschöpfte Einwürfe, wie sie gerade Frauen zu machen geneigt sind, nicht geschützt. Er mußte es daher für die schönste Aufgabe der Poesie halten, im Gegensatz zu den Philosophen, die Beweise für die Fortdauer der Seele in ihrem Zusammenhange mit der sinnlichen Welt aufzusuchen und diese Fortdauer nicht blos als einen Trost für Unglückliche, sondern als eine unbedingte Nothwendigkeit darzustellen. Daher führte er einen Kantianer ein, um an demselben das Ungenügende der systematischen Philosophie bei solchen Fragen darzuthun, und er wird manchmal sogar bitter gegen dieselbe, was aber weniger als ein Angriff gegen Kant selbst, den er immer hoch schätzte, als gegen dessen Schüler war. Die durch die Gespräche sich durchziehenden Beweisführungen lehnen sich an Naturschilderungen, welche von der höchsten Schönheit sind, und welche wir um so mehr bewundern müssen, als Jean Paul die geschilderten Gegenden nur aus Reisebeschreibungen kannte, dieselben demungeachtet mit einer solchen Wahrheit und Anschaulichkeit schilderte, daß wir vor einem meisterhaften Gemälde eines genialen Künstlers zu stehen glauben. Unter diesen Schilderungen machen wir vorzüglich auf den „Dämmernden Morgen" in der 502. Station und die Schilderung des Abends in der 507. aufmerksam, in welchen sich Alles, wie der Dichter sagt, „zu Gefühlen verdichtet".

In der „Erklärung der Holzschnitte" hatte er die Absicht, das Unsinnige in der Behandlung des Religionsunterrichts in den Volksschulen und Kinderlehren lächerlich zu machen; allein wenn auch manche vortreffliche satyrische Stelle darin zu finden ist, so war der Stoff an sich doch zu mager und beschränkt, als daß das Ganze eine höhere Bedeutung hätte gewinnen können.

Als er diese beiden Werke abgeschlossen hatte, brachte er

über zwei Monate mit der Verbesserung des „Hesperus" zu, und sein Biograph macht bei dieser Gelegenheit mit Recht darauf aufmerksam, daß man immer den Unterschied zwischen den späteren und früheren Auflagen nur zu wenig ins Auge gefaßt habe, weshalb selbst seine Verehrer seine Schriften für das Resultat regelloser Willkür und seine Gegner ihn aller Besserung für unfähig hielten. „Denn er besserte nicht nur allein am Ausdruck, sondern gab auch den Charakteren und Vorgängen neue Motive und fügte ganze Scenen hinzu, welche die Intention des Dichters in ein noch helleres Licht stellen sollten"*).

Ach! wie ist doch der Mensch, selbst der edelste, so voller Widersprüche! möchten wir jetzt mit dem Dichter des „Hesperus" ausrufen. Denn er, der in den reinsten und wahrsten Gefühlen überströmende Mensch, der liebevollste Sohn konnte eine Mutter, die sich so lange für ihn und seine Brüder aufgeopfert hatte, und der er mit der innigsten Liebe zugethan war, auf dem Sterbebette verlassen. Im Sommer des Jahres 1797 erschien nämlich Emilie von Berlepsch, eine junge, schöne und geniale Wittwe, in Hof, um einige Tage bei ihm zu verweilen. „Jean Paul ward durch diese glühende Seele auf das Heftigste entflammt, indem seine Phantasie an einer jeden solchen neuen Erscheinung alle Tugenden der früheren zusammenfand". Daher ließ er sich verleiten, ob er gleich dem Ende seiner Mutter entgegensah, die neue Freundin nach dem freilich nicht sehr entfernten Franzensbad bei Eger zu begleiten, von wo er erst zurückeilte, als ihm der Tod seiner Mutter gemeldet wurde. Gern hätten wir diese dunkle Stelle im Leben des Dichters mit Stillschweigen übergangen, wenn nicht die Pflicht, überall und in Allem die Wahrheit zu sagen,

---

*) Spazier, a. a. O. IV., 69.

den Wunsch zurückgedrängt hätte, diesen Flecken im Leben des großen Dichters verwischen zu können.

Nach dem Begräbnisse der Mutter eilte er nach Franzensbad zurück und von da im October 1797 nach Leipzig, wohin ihm die schöne Emilie folgen wollte, da sie in der Nähe dieser Stadt ein Gut besaß. Der Aufenthalt in Leipzig stach freilich sehr gegen den ersten ab; Alles drängte sich um ihn und Alles wollte ihn besitzen, besonders die Buchhändler, die früher Nichts von ihm wissen wollten. Trotzdem behagte es ihm nicht lange daselbst, er fühlte, daß er, der arme Schriftsteller, von den reichen Kaufleuten, nachdem der erste Rausch vorübergegangen, mit einer gewissen ihn demüthigenden Kälte behandelt werde und daß ihn die Buchhändler nur deshalb hervorzogen, weil sie ihn für eine Goldgrube ansahen, die jeder für sich gewinnen wollte. Dazu kam, daß das Verhältniß zu Emilien von Berlepsch für ihn drückend wurde, da sie ihn, weniger aus Liebe als aus Eitelkeit, um mit ihm zu prangen, durchaus heirathen wollte. „Sie schlug mir" schrieb er an Otto, „ein schönes, reiches, höchst moralisches Mädchen in Zürich, ihre Freundin, zur Frau vor, für welche kein Werber bisher rein und gut genug gewesen. — Sie wollte ihr, der Züricherin und mein Vermögen zusammenwerfen zu einem Landhaus, und ich sollte die Mittlere heirathen, und sie wollte bei uns ewig bleiben. Dann fühlte sie die Widersprüche dieses seltenen Verhältnisses, die ich ihr zeigte. Ihre Seele hing an meiner, heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen ging meine Seele auseinander; ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will; will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigt-

lande. So lieben und achten wird mich keine mehr als diese; und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden — von mir. — — In sofern Größe und Reinheit der Seele und metallischer Reichthum beglücken können, so wär' ichs dann; aber u. s. w. u. s. w. u. s. w." *). Was diese „und so weiter" bedeuten, erhellt auch nicht aus den späteren Briefen nur erfahren wir, daß er das Eheversprechen wieder zurücknahm und zwar schon nach wenigen Tagen. „Schon als mein letzter geschrieben war, hatte ich entschieden und ihr gesagt, daß ich keine Leidenschaft für sie hätte und wir nicht zusammengehörten. Ich hatte zwei aus der glühendsten Hölle gehobene Tage, und nun schließet sich ihr zerschnittenes Herz sanft wieder zu und blutet weniger. Ich bin frei, frei, frei und selig." **)

In dieser Zeit schrieb er die „Palingenesien", denen er einen zweiten Titel: „Jean Paul's Fata vor und in Nürnberg" (Gera 1798. 2 Bdchen.) beifügte. Den Titel „Palingenesien" wählte er aus folgendem Grunde: Von dem Verleger der „Teufelspapiere", der sie zu Maculatur hatte machen müssen, aufgefordert, eine zweite Auflage derselben zu liefern, so wie er das Buch jetzt schreiben würde, entsprach er diesem Wunsche, doch nicht in der vom Verleger angedeuteten Weise. Vielmehr schrieb er ein ganz neues Buch, in das er aus dem alten nur etwa zehn Satyren aufnahm. Auch das Uebrige hatte einen satyrischen Zweck, nämlich die Erscheinungen, welche damals die politische und literarische Welt bewegten, zu geißeln, insbesondere den Kantianismus, die Schlegel'sche Aesthetik, und, wie in beinahe

---

*) Briefe vom 24. und 27. Februar 1798. Briefe an Otto II, 185 und 187.

**) Brief vom 13. März 1798 — a. a. O. II, 202.

allen seinen Werken, das heilige römische deutsche Reich mit seinen baufälligen Institutionen, Privilegien, Monopolen und dem Geistesdrucke.

Nach kürzerem Aufenthalt in Hof, das er seitdem nicht wieder sah, und in Dresden, ging Jean Paul im Jahre 1798 zum zweiten Male nach Weimar, größtentheils um sich näher an Herder anzuschließen. Er wurde von den übrigen Freunden, selbst von Göthe gut aufgenommen; dagegen erweckte ihm die Feindschaft der Schlegel und ihrer Partei, sowie der meisten literarischen Blätter, die er sich durch mancherlei Aeußerungen abgeneigt gemacht hatte, vielfachen Verdruß, noch mehr aber dadurch, daß er offen sich für Herder erklärte und daher dessen Gegner auch zu den seinigen machte. Das Verhältniß mit Charlotte von Kalb, das, wie wir uns erinnern, mehr als kühl geworden war, nahm eine unerwartete Wendung: sie machte ihm den Vorschlag, sie nach vorgängiger Trennung von ihrem Manne zu heirathen; aber auch diesem Antrage wußte er zu entgehen.

Im Frühlinge des Jahres 1799 hielt sich Jean Paul einige Zeit am Hofe des benachbarten Hildburghausen auf, wo er ebenfalls auf das Freundlichste empfangen wurde, und vom Herzoge beim Abschied den Titel eines Legationsraths erhielt. Auch hier machte er großes Glück bei den Frauen, und es entspann sich zwischen ihm und einem Hoffräulein Caroline von Feuchtersleben trotz des Widerspruchs ihrer Verwandten ein so inniges Verhältniß, daß die Ehe zwischen ihnen schon förmlich beschlossen war. Doch kam auch diese nicht zu Stande; die sich dadurch bildenden unangenehmen Verhältnisse bewogen ihn, Weimar zu verlassen und nach Berlin zu ziehen, wo er ebenfalls mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurde. „Viel Haare erbeutete ich", schrieb er an Otto, „und viele gab mein eigener Scheitel her, daß ich eben-

sowohl von dem leben wollte, — wenn ich's verhandelte — was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr"*). In Berlin lernte er die zweite Tochter des Tribunalraths Meyer kennen, die ihn durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Liebe so fesselte, daß er sich im Mai 1801 mit ihr verheirathete. Ein Gesuch, das er an den König um Verleihung einer Präbende gerichtet hatte, blieb unberücksichtigt, und so entschloß er sich, Berlin zu verlassen.

In diesen Jahren beschäftigte er sich vorzüglich mit der Bearbeitung des „Titan", doch da dieser ihn zu lange in Anspruch nahm und sowohl um sich von der anstrengenden Arbeit zu erholen, als auch, um sich die nöthigen Mittel zu verschaffen, gab er noch vor Vollendung jenes größeren Romans mehrere kleine Werke heraus. Das erste derselben war „Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf (Gera 1769)", über welche wir nicht besser berichten können, als mit den Worten seines Biographen: „Die Briefe behandeln bei dem unerschöpflichen Reichthum seiner Wendungen in immer neuer Weise psychologische Aufschlüsse über die Weiber, die deutsche Philisterhaftigkeit im geselligen Leben, die Kant'sche Philosophie und die Schlegel'sche Aesthetik. — — Nirgends ist der deutsche Philister als Gesellschafter in seiner Steifigkeit und Langweiligkeit und als Reformator und Revolutionär (der Alles erreicht zu haben glaubt, wenn er ein Kleidungsstück anders anlegt oder braucht, als es die Sitte mit sich bringt) auf eine beißendere und geistreichere Weise persiflirt worden. Nirgends ist auf eine so ergreifende und klare Weise die Kant'sche Philosophie gewürdigt worden, als in dem schönen Briefe an seinen Sohn Hans Paul über die Philosophie, der mit einer erhebenden Apotheose Herder's

*) Brief vom 20. Juni 1800 (Briefe an Otto III, 295).

schließt. Das „Testament an seine Töchter" verräth die überraschendste Einsicht in das weibliche Herz, in dem „Brief über das Träumen" blickt er in die tiefsten Geheimnisse der Seele und ihres Zusammenhanges mit dem Körper, wie ihrer Unabhängigkeit von demselben. Hier findet sich auch die unvergleichliche „Neujahrsnacht eines Unglücklichen", die gewiß schon manchen Jüngling von den Irrthümern und Abwegen zurückgeführt hat, in die er gerathen war. Im „Bevorstehenden Lebenslauf" weissagte Jean Paul die Richtung, welche sein Leben, trotz aller damaligen Aussichten auf eine glänzendere Wendung, nehmen, nämlich daß er in einer Idylle enden würde, wie es in einer solchen angefangen hatte." —

In der „Claris Fichtiana, seu Leibgeberiana" (Erfurt 1800) zeigte er den Fichte'schen Idealismus von seiner lächerlichen Seite. Er läßt den aus dem „Siebenkäs" bekannten Leibgeber das System erfinden und in seinen anstößigsten Folgerungen darstellen, und in der That hat er den philosophischen Jargon, durch den sich immer noch so Viele täuschen lassen, auf das Trefflichste persiflirt. „Da wir Jahre lang mit vollen Wörtern uns erinnern und phantasiren, so merken wir es nicht sogleich, wenn wir mit leeren denken; etwa, wie Darwin behauptet, daß Einer, der lange die gefüllte Pfeife im Munde gehabt, es im Dunkeln nicht sogleich würde inne werden, daß er sie ausgeraucht."

Um dieselbe Zeit schrieb er „Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht (Brem. 1801)". „Das Klagelied" ist gegen die eheliche Sittenlosigkeit gerichtet, welche damals von der Schlegel'schen Schule offen in Schutz genommen wurde (man denke nur an die „Lucinde"). Es darf nicht unberührt gelassen werden, daß die durch Kotzebue berühmt gewordene Stadt Krähwinkel hier zuerst vor-

kommt, die Einführung derselben also von Jean Paul herrührt.

Da Jean Paul durch seinen längeren Aufenthalt in Berlin die größeren Lebenskreise kennen gelernt hatte und ihm das Verbleiben in dieser Stadt daher keinen Reiz und keinen Nutzen mehr darbot, verließ er sie bald nach der Trauung und siedelte sich in Meiningen an, wo er beinahe zwei glückliche Jahre verlebte, die er zum Theil der Freundschaft und dem Umgange mit dem Herzog verdankte*). Wie vertraulich dieser Umgang, geht am Deutlichsten aus der „Supplik an den Herzog von Meiningen" hervor, die er an diesen für seinen Hund richtete, weshalb wir sie unsern Lesern mittheilen.

P. P.

„Durch einige schlechte Wilddiebe und Wildspione unter unserer Gewerkschaft ist es leider dahin gediehen, daß wir alle mit Stadtarrest belegt sind. Da wir wenig Vernunft haben — indem unsere größte darin besteht, daß wir saufen und nicht toll sind —: so kann ich Nichts aufsetzen; daher nimmt sich mein trefflicher Chef und Brodherr die Mühe, für mich Endesunterschriebenen — mehr als Endesunterschreibenden — eine Supplik zu machen:

daß ich meinem Chef folgen dürfe, wenn er nach Walkershausen oder nach Gemmathal geht.

Ich kann Attestate von meinem Principal beibringen, daß ich so wenig von der Jagd verstehe als er, und daß ich stets hinter seinem Stocke der nächste bin; und die einzige niedere Jagd und Pürsch, die ich mir erlaube, weil mich

*) Man vergl. darüber Henneberger's vortreffliche Schrift: „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen" (Mein. 1863).

der Reichsanzeiger dazu ermuntert, ist zu Zeiten — eine Feldmaus.

Da ich nun mein Brod bei meinem Brodherrn verlieren würde, wenn er mich nicht außerhalb des Thores brauchen dürfte, wohin gerade seine Geschäfte mit mir fallen — und da ich sein einziger Viehstand bin und seine Poularderie und Fasanerie und sein Wappenthier; und da Sie ihn gewiß halb so lieben als er Sie, und da Sie oft, wenn Sie bei ihm waren, die Gnade gehabt, mich armen Hund zu streichen und zu sagen: Komm, Spitz! so verseh' ich mich zu meinem Glücks- und Hundsstern, daß mir verstattet werde, früher, als ich zu Schuhen zugeschnitten bin, und auf andern Füßen als auf fremden, vor das Thor zu kommen.

Spitz,
p. t. Hund bei Herrn Jean Paul."

In Meiningen vollendete er seinen „Titan. Mit einem komischen Anhange" (Berl. 1800—1803. 2 Bde.), an dem er, die Vorstudien zu demselben ungerechnet, mehrere Jahre lang gearbeitet hatte. Er hat in demselben die Idee aus- und durchgeführt, die der „Unsichtbaren Loge" zu Grunde lag, die er aber damals nicht bewältigen konnte, weshalb er diesen Roman, wie wir gesehen haben, unvollendet ließ. „Der „Titan" enthält die Geschichte von frühester Kindheit auf bis zum Eintritt in einen den höchsten Kräften der Menschheit entsprechenden Wirkungskreis eines durch Anlage, Erziehung und Leben harmonisch vollendeten Wesens, das alle höchsten und edelsten Entzückungen und Schmerzen der Welt und des Lebens durchgeht, und zwar vorbei neben allen Aberrationen, in denen alle nicht zur Harmonie gelangte und mit einseitig hervorragenden Kräften ausgebildete Naturen beider Geschlechter physisch wie moralisch zu Grunde

gehen"*). Im „Titan" erscheinen des Dichters Vorzüge, aber auch dessen Schwächen im gesteigerten Maße. Die Anlage der Handlung ist durchaus gelungen, die Grundzüge der Charaktere sind unübertrefflich, die Darstellung des Einzelnen von wunderbarer Schönheit, sowohl was die Scenen als die Localitäten betrifft; allein er hat die Anlage durch eine allzu überhäufte Menge von Begebenheiten, die zum Theil ohne recht innigen Zusammenhang sind, nicht zur übersichtlichen Einheit durchgeführt; er schildert die Charaktere weniger durch ihre Handlungen oder Reden, sondern durch seine eigenen Betrachtungen über dieselben, wodurch sie der lebendigen Anschaulichkeit entbehren. Wir wollen versuchen, eine gedrängte Uebersicht des Romans zu geben, wobei wir jedoch alle Nebenumstände unberücksichtigt lassen, weil eine größere Ausführlichkeit den uns vergönnten Raum weit überschreiten würde.

Der Fürst von Hohenfließ hat einen einzigen Sohn, Luigi; wenn dieser ohne Leibeserben stirbt, fällt das Fürstenthum dem benachbarten Haarhaarer Hofe zu. Dieser weiß es dahin zu bringen, daß die Erziehung Luigi's einem Herrn von Bouverot anvertraut wird, der ihm auf seinen Reisen, besonders in Italien, Gelegenheit zu Verführungen giebt, die seine Gesundheit untergraben. Seine Eltern bemerken dies, obwohl zu spät. Da nun die Fürstin wieder schwanger ist und auf Isola bella mit einem zweiten Sohne, Albano, und mit einer Tochter, Julienne, niederkommt, treffen die Eltern Maßregeln, daß der neue Sprößling den verderbenden Intriguen des Haarhaarer Hofs entzogen werde; er wird deshalb für den Sohn des Grafen Gaspard von Cesara ausgegeben, dessen Gemahlin einen Tag vorher von

*) Spazier a. a. O. IV, 156.

einer Tochter, Linda, entbunden worden war. Es werden die nöthigen Documente ausgefertigt, um mit ihnen, wenn es Zeit ist, die rechtmäßigen Ansprüche Albano's auf das Hohenfließer Fürstenthum beweisen zu können; der Graf von Cesara geht um so lieber auf die Sache ein, als er sich an dem Fürsten von Haarhaar rächen will, der ihm die Hand einer Prinzessin seines Hauses verweigert hatte, und er zugleich die Absicht hegt, seine Tochter mit Albano zu vermählen, damit diese einst den Hohenfließer Thron besteige. Es muß diese daher den Namen einer Gräfin von Romeiro annehmen. Beide werden getrennt erzogen, Albano mit seiner Zwillingsschwester auf Isola bella, Linda in Valenzia. Die Erziehung Albano's übernimmt der Landschaftsdirector von Wehrfritz, unter dessen Aufsicht er zu einem kräftigen, reinen, kenntniß- und gemüthreichen Jüngling aufwächst. Den eigentlichen Schulunterricht leitet ein roher, aber edler Schulmann, ein Tanzmeister bildet den Körper, der Baumeister Dian den plastischen Schönheitssinn. Als Albano die Jünglingsjahre erreicht hatte, wurden ihm zwei andere Hofmeister gegeben, der als Schoppe wieder aufgefundene Leibgeber und der Lector von Augusti, von denen der erste den Jüngling zu einer freien und großartigen Weltanschauung leiten, der zweite ihn mit dem vornehmen Weltton bekannt machen soll. Um Albano und Linda zu gegenseitiger Liebe zu entflammen, bedient sich der Ritter seines Bruders, einer niedrigen und häßlichen Parodie seiner selbst, der die Phantasie der beiden jungen Leute durch Nachäffung geisterhafter Einwirkungen beständig mit einander zu beschäftigen weiß. Schon glaubt der Ritter, seinen Zweck erreicht zu haben, als ihm Roquairol alle seine Anstrengungen vernichtet. Dieser, der mit den schönsten Anlagen geboren war, sie aber in Folge fehlerhafter Erziehung nie zur Erlangung der höchsten physischen und geistigen Genüsse

anwendet, erblickt von frühester Jugend auf den Genuß der romantischen, ihn stolz von sich abweisenden Linda als das höchste Ziel seines Lebens und wird, um sie zu erringen, selbst zum Teufel. Ehe es jedoch zur Entwickelung kommt, hatte Albano die Freuden und Schmerzen der ersten Liebe mit Liana, der Schwester Roquairols, durchgelebt, einer der edelsten weiblichen Erscheinungen, die der Dichter geschaffen, die aber bei ihrem zarten Körperbau bald ein Raub des Todes wird. Noch schmerzlicher wird ihm später der Verlust Linda's, welcher Roquairol, eine augenblickliche Verstimmung der Liebenden benutzend, und Albano's Stimme nachahmend, die Unschuld raubt, worauf er sich selbst den Tod gab. Nachdem Albano auch den Schmerz über dieses ungeheure Schicksal überwunden, findet er die Prinzessin Idoine, Lianen ähnlich an Geist und Gestalt, doch von kräftigem Körper und klarem Sinne, an deren Seite er, als ein durch Leiden und Erfahrungen geläuterter Mann, den Thron seiner Ahnen bebesteigt.

Dies ist der Hauptinhalt des Romans, der sich durch vier ziemlich starke Bände zieht, und das ist der größte Mangel desselben, daß die Handlung sich langsam abspinnt, was um so unerträglicher ist, als der Held rasch und brausend ist. „Es machte dies auf mich die Wirkung eines gemalten Rheinfalls", sagt Baggesen mit Recht, „einer ewigen Bewegung, die unaufhörlich still steht"*).

Nach der Vollendung des „Titan" beginnt in Jean Paul's äußerem Leben und in seinem dichterischen Charakter eine neue Epoche. Er zog sich von der äußeren Welt auf sich selbst und auf seine Familie zurück; auch sein bisher gewonnenes Gebiet suchte er nicht mehr zu erweitern, sondern

*) Brief an Jacobi vom 14. Juni 1800.

nur ruhig anzubauen. Das erste Product dieser glücklichen Zeit waren die „Flegeljahre. Eine Biographie.“ (Tüb. 1804—1805. 4 Bde.), in welchen er sich selbst und seine beiden Naturen mit vollem Selbstbewußtsein in den beiden Charakteren des Vult und Walt darstellte. Daß dies wirklich der Fall ist, hat er selbst zu wiederholten Malen ausgesprochen, unter Anderm gegen Varnhagen von Ense. „Jean Paul“, berichtet derselbe, „betrachtete die Flegeljahre wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne; da sei ihm Alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art darin getroffen zu haben. Andere seiner Bücher, meinte er, könne er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen; auch seinen Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe“*).

Walt und Vult sind Zwillingsbrüder, die zwar einander sehr ähnlich sehen, aber von durchaus verschiedenem Charakter sind; in Walt hat Jean Paul nämlich seine eigene sentimentale, schöpferische und ernste Dichternatur, in Vult seine humoristische Seite geschildert, die er bald als helfend, bald als störend auf Walt's Entwickelung darstellt. Den „Flegeljahren“ liegen drei verschiedene Elemente zum Grunde: das psychologische Verhältniß zwischen Walt und Vult, die Darlegung der Dichternatur des ersten und die Mittel zu dessen Heranbildung, welche Elemente jedoch auf höchst einfache Weise in einander gewebt sind.

---

*) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten III, 73.

Im Anfange des Romans erscheint Walt allein; der wilde Taugenichts Vult ist schon seit seinen Knabenjahren davongelaufen. Walt ist linkisch, unbeholfen und weich; seinen Anlagen und Neigungen zuwider hat ihn sein Vater zum Juristen bestimmt. Ein reicher, kinderloser Mann, van der Kabel, erkennt sein Dichtertalent (es war ihm unter Andern dessen reizende Erzählung: „Das Leben eines Pfarrers in Schweden", zu Gesicht gekommen), er hat zugleich aber auch die Ueberzeugung, daß Walt in seiner Unbeholfenheit und Unbekanntschaft mit dem Leben nicht zur gehörigen Entwickelung kommen könne, daher will er ihm die Gelegenheit geben, ihn mit den verschiedenartigsten Menschen in Verkehr und Verwickelung zu bringen. Zu diesem Ende setzt er ihn in seinem Testamente zum Universalerben ein, jedoch unter solchen Bedingungen, daß er um dieses Vermögen mit den zahlreichen, meist habsüchtigen und listigen Verwandten kämpfen muß, wobei vorauszusehen ist, es werde das ganze Vermögen bis zur Erfüllung der letzten Bedingung in den Händen dieser Verwandten sein, dem Dichter aber die Verhältnisse, die aus diesen Verwickelungen entstehen, als Gelegenheit zur allseitigen Entwickelung des Talents wie des Charakters gedient haben. Die Bedingungen bestehen hauptsächlich darin, daß der Jüngling nach einander bei den verschiedenen Erben wohnen und an ihren Geschäften theilnehmen muß, wobei die weitere Bestimmung getroffen ist, daß den Erben für jeden Fehler, den er begeht, ein gewisser Theil des Vermögens zugesprochen wird, so daß natürlich jene sich alle Mühe geben, ihn irre zu führen und zu Fehlern zu verlocken, wodurch die einfache Anlage sich zu reichen Situationen entwickelt. Walt ist zwar an Jahren herangereift, aber, wie Jean Paul selbst, noch im angehenden Mannesalter mit den Gesinnungen, Empfindungen, Hoffnungen und Illusionen

eines Menschen in den Jahren des Ueberganges vom Knaben zum Jüngling, wie denn sehr viele Züge aus dem Leben des Dichters selbst aufgenommen sind, insofern sie nicht schon in frühern Werken verwendet worden waren.

Als Walt seine Lehrzeit beginnt, erscheint Vult aus der Fremde; er giebt sich dem Bruder zu erkennen und giebt ihm bei der ersten Zusammenkunft den Gedanken zur Abfassung eines Romans, den sie gemeinschaftlich, Walt den ernst poetischen, Vult den satyrischen Theil „in der Manier Jean Paul's" ausarbeiten wollen. So erhält Walt durch seinen Bruder ein seinen Anlagen entsprechendes Ziel, sowie die Mittel, dasselbe zu erreichen; auch Vult wird durch das Zusammenleben mit seinem Bruder mit der Welt versöhnt. Doch sind ihre Naturen zu verschieden, als daß die Vereinigung lange dauern könnte. Vult fühlt sich dadurch beleidigt, daß Walt trotz seiner Mahnungen in die ihm gelegten Schlingen geht; dazu kommt, daß beide das nämliche Mädchen lieben und daß der blöde und unbehülfliche Walt zum tiefsten Erstaunen des gewandten und kecken Vult durch die Gewalt seines Ernstes und seiner dichterischen Phantasie die Neigung der Geliebten gewinnt, so daß dem humoristischen Bruder nichts Anderes übrig bleibt, als wieder in die Welt zu ziehen und den Bruder seinen Träumen und der weiteren Entwickelung seines Schicksals zu überlassen.

Die „Flegeljahre" übertreffen die früheren Werke des Dichters nicht nur durch die größere Einfachheit der Composition, sondern auch durch die größere Mäßigung der Darstellung, obgleich auch sie mancherlei Auswüchse darbieten, weshalb ein englischer Kritiker in folgender Weise über den Roman urtheilt. „Die Flegeljahre sind auf phantastischem Grunde aufgebaut. Schöne Gedanken findet man allenthalben, und diejenigen, welche Bücher lieben, wobei sie träu-

men können und nicht denken dürfen, werden sich davon nicht wegwenden*). Aber liegt nicht darin etwas zu viel von jenem bezaubernden Geschwätz, das den klaren Scharfblick trübt, und das Unklarheit des Vorsatzes, Mangel an Kraft und Männlichkeit verräth?"

Im Jahre 1802 verließ Jean Paul Meiningen, um sich in Coburg niederzulassen. Die Ursache seiner Uebersiedelung ist unbekannt. Der Herzog hatte ihn auf das Rührendste ersucht, in Meiningen zu bleiben; er hatte ihm eine freie Wohnung, Anschaffung aller Bücher, die er lesen wolle, und manche andere Bequemlichkeit des Lebens angeboten, aber vergeblich. Der Aufenthalt in Coburg scheint ihm jedoch wenig Angenehmes geboten zu haben, weshalb er diese Stadt noch vor Ende des Jahres verließ und Baireuth zu seinem Wohnort wählte.

Vorher hatte er schon die „Vorschule der Aesthetik" (Hamb. 1804, 3 Bde.) bearbeitet, über welche er sich gegen seinen Freund Otto also äußert: „Mein poetisches System hat sich weit von meinem alten und von der Bewunderung für Kant wie Wieland, Heller, Ramler u. s. w. verloren und ist eher schlegelisch geworden. In meiner Aesthetik sollen zwei gleich scharfe und gerechte und dadurch parteifreie Abhandlungen gegen und für die neue Partei auftreten; denn jede Wage hat zwei Schalen**). Und in der That hatte Jean Paul manchen Berührungspunkt mit den Romantikern, wenn er auch eine Zeit lang durch deren offene und versteckte Angriffe gegen sie gestimmt war. Obgleich die „Vorschule" dem äußern Anscheine nach systematisch angelegt zu sein

*) Dies konnte er freilich nur sagen, weil er die eigentliche Bedeutung des Romans nicht kannte.

**) Brief vom 1. Mai 1803.

scheint, — denn sie zerfällt in Capitel, die er „Programme" benennt, und diese in Paragraphen — so würde man sehr irren, wenn man eine systematische Durchführung des Gegenstandes erwartete. Vielmehr ist das Ganze eigentlich nur eine Sammlung von Gedanken und Ansichten, die zum Theil ziemlich willkürlich an einander gereiht, auch wohl durch einander geworfen und die beinahe ohne Ausnahme in dem bilderreichen und humoristisch springenden Styl geschrieben sind, der ihm eigenthümlich ist. Unter diesen Gedanken finden sich viele, die treffend und wahr, aber auch viele, die als augenblickliche Einfälle zu betrachten sind und die daher auch der Begründung ermangeln. Aber nicht leicht wird einer aufgefunden werden können, der nicht geistreich oder lebendig und anziehend dargestellt wäre.

Die „Vorschule" hatte Jean Paul dem Herzog August Emil von Gotha gewidmet, einem der genialsten und witzigsten Fürsten seiner Zeit, der auch selbst Romandichter war*). Der Censor in Jena, wo das Werk gedruckt wurde, erlaubte den Druck der Dedication nicht, und die gesammte philosophische Facultät bestätigte das Verbot, obgleich Jean Paul die vollgültigsten Beweise beibrachte, daß der Herzog selbst die Dedication und deren Druck genehmigt habe. „Aber die Herren vergaßen, daß sie es mit einem unerschrockenen Dichter und mit einem genialen Fürsten zu thun hatten. Ersterer ward auf das Tiefste empört über diese kecke Bevormundung seiner und seines fürstlichen Freundes. Zum ersten Mal an sich selbst die Despotie der Censur erfahrend und vor den Verwüstungen erschreckend, welche sie im Reiche des Geistes ausüben müsse, beschloß er einen allgemeinen Angriff auf

*) Küllanion, oder: Ein Jahr in Arkadien. Gotha ,1805 (aber viel früher verfaßt).

dieses unmoralische Institut, als gegen das gefährlichste Werkzeug der Tyrannei. Er kam deshalb bei dem Herzog mit der Bitte ein, ihm den Abdruck der erwähnten Dedication in seiner Schrift gegen die Censur zu erlauben. Der Herzog unterstützte diese Idee um so bereitwilliger, als er sich durch jenes Benehmen in Jena verletzt fühlen mußte; ja er ging in die Bitte Richter's, „einmal das fürstliche Beispiel der Freisinnigkeit zu geben", weiter ein, als jener es nur hatte hoffen können; denn er erlaubte ihm den Abdruck aller bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen gewechselten Briefe, um Jean Paul durch die Bekanntmachung dieses so seltenen Verhältnisses auf das Empfindlichste an den Jenensern zu rächen. Ja der Herzog weigerte sich sogar, die zu derben und selbst cynischen Ausdrücke*) in seinen Briefen zu mildern"**). Diese Schrift wurde zu Erfurt unter dem Schutze des edlen Dalberg gedruckt, unter dem Titel: „Jean Paul's Freiheitsbüchlein; oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha; dessen Briefwechsel mit ihm; die Abhandlung über Preßfreiheit" (Tüb. 1805). Die beigegebene Abhandlung, welche den wichtigen Gegenstand in einer bis dahin unerhört kühnen Weise, dabei mit dem beißendsten Witze behandelte, hätte ohne Zweifel, wie Spazier richtig bemerkt, großes Aufsehen erregt und die Augen des Volks auf Jean Paul gezogen, wenn nicht die politischen Stürme, welche damals Deutschland an den Rand des Abgrunds führten, alle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten.

---

*) Unter Anderem hatte der Herzog geschrieben: „Kommen Sie in Gottes Namen, in Gotha zu verpissen, was Sie in Liebenstein getrunken haben; nur verschonen Sie meiner Minister Perrüquen, denn Sie wissen, daß die Netze der großen Welt nicht so verpicht sind wie die Federmützen der Gelehrten".

**) Spazier, a. a. O. 5, 49.

Bald darauf erschien die „Levana, oder Erziehungslehre". (Braunschw. 1807, 3 Bde.), in denen er die Grundsätze, welche er in seinen Romanen, namentlich in der „Unsichtbaren Loge", im „Titan" und in den „Flegeljahren" plastisch zu veranschaulichen gesucht hatte, nunmehr theoretisch entwickelte, wobei er jedoch auch in diesem Buche seine eigenthümliche sentimental-humoristische Darstellungsweise beibehielt. Die „Levana" wurde allgemein mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und selbst Göthe schrieb darüber an Knebel: „Gar sehr erfreut mich ein Aufsatz von Jean Paul im Morgenblatt, ausgezogen aus der Levana. Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden ohne die mindeste Ausartung; große, richtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das Alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen und erwarte die Levana mit Verlangen."

Während der Zeit der Unterjochung schrieb Jean Paul zu seiner und des Volkes Aufheiterung zwei Schriften, die wahre Meisterwerke des Humors und Witzes sind: „Des Feldpredigers Schmälzle Reise nach Flätz nebst fortgehenden Noten. Nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne" (Tüb. 1809) und „Dr. Katzenberger's Badereise." (Heidelb. 1809, 2 Bde.). In beiden entfaltet der Verfasser einen unendlichen Reichthum an komischen Scenen sowie an witzigen Einfällen, wie sie kein anderer Schriftsteller aufzuweisen vermag. Es waren diese beiden Werke schon nicht ohne politische Andeutungen; bald darauf ließ er eine andere erscheinen, welche sich ausschließlich mit den politischen Verhältnissen beschäftigte. Dies ist die „Friedenspredigt an Deutschland"

(Heidelb. 1808), in welcher er der Trostlosigkeit entgegentrat, die sich damals des ganzen deutschen Volks bemächtigt hatte. Er zeigt darin, daß die Auflösung des Reichs, die Zertrümmerung Preußens, die Stiftung des Rheinbundes, mit einem Worte Alles, was man für ein Unglück hielt, in der That kein solches sei, sondern in seinen Folgen zum Glück ausfallen würde. „Manche Staaten", sagt er mit Bezug auf Preußen, „gleichen Orgelpfeifen, die man blos deswegen sehr lang macht, damit man sie richtig stimme durch Abschneiden". Und in der That hat Preußen, als es durch Abschneiden richtig gestimmt war, mehr geleistet, als vorher und nachher. Wenn er in dieser Schrift die Schwächen aufdeckte, welche Deutschlands Erniedrigung herbeigeführt hatten, unter welchen er namentlich die beiden „Schildkrötenschalen, die preußische und österreichische" hervorhob, welche die Schildkröte erdrückten, so suchte er in einer zweiten „Dämmerungen für Deutschland" (Tüb. 1809) den gesunkenen Muth des Volkes wieder aufzurichten. Er bewies darin aus dem Gange der Weltgeschichte die Gewißheit einer bessern Zukunft auch für das deutsche Volk, erinnerte dasselbe an seine eigenen Vorzüge und suchte vor Allem die übermäßige Bewunderung Napoleon's auf ihre richtigen Grenzen zurückzuführen, weil es ihm nicht entging, daß diese der Hauptgrund der Entmuthigung sei. „Diesem Theile seiner Aufgabe unterzog er sich mit einem Muthe, der wirklich an Verwegenheit grenzt. Offen faßte er die Frage auf, welche Bewunderung denn eigentlich ein großer Feldherr und Eroberer verdiene? Ueberall stellt er die Kunst, den Muth und die Besonnenheit des Feldherrn unter die Kunst eines Newton, unter den Muth eines Sokrates und Cato, unter dio Besonnenheit der ächten französischen Republikaner vor dem Tribunal." Er hatte die Kühnheit zu sagen: „Schelling

redet von einem fast göttlichen Rechte des Eroberers; — er hat aber die Straßenräuber gegen sich, welche in dieser Sache einem Alexander und Cäsar ins Gesicht dasselbe für sich behaupteten." Er hatte die beinahe noch größere, dem deutschen Volk zuzurufen, daß Napoleon in allen Schlachten durch die Uebermacht gesiegt und daß dessen Ruhm als Feldherr nur deshalb so groß erscheine, weil man die Strahlenkrone, aus den Thaten jedes Einzelnen seines Volkes geflochten, ihm allein auf das Haupt setze. Da er dies zu der Zeit drucken ließ, da die französischen Heerschaaren unter Davoust das Baireuther Land besetzt hielten, so hatte er allerdings das Recht, im Jahre 1814 die alliirten Mächte zu fragen, ob ihm nicht die Erhaltung seiner Pension gebühre, da er für europäische Freiheit zu einer Zeit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloß gestellt habe?

Es gereicht ihm zur Ehre, daß er diese Schrift gerade zu der Zeit veröffentlichte, als ihm vom Fürsten Primas von Dalberg, der ganz von Napoleon abhing, das bewilligt worden war, was ihm der König von Preußen zweimal versprochen, aber nicht gehalten hatte, nämlich eine Pension von tausend Gulden; es gereicht aber dem Fürsten zu eben so großer Ehre, daß er ihm die Pension nach dem Erscheinen der „Dämmerungen" nicht entzog.

In den darauf folgenden Jahren verfaßte er eine große Zahl kleiner Aufsätze, die er in die Zeitschriften jener Zeit, besonders im „Morgenblatt" und im „Taschenbuch für Damen" einrücken ließ. Obgleich alle geistreich, viele meisterhaft sind, können wir hier auf dieselben nicht näher eingehen, da sie doch zur Charakteristik des Dichters im Ganzen nicht beitragen; wir erwähnen nur die „Belagerung von Ziebingen" und die „Doppelheerschau in Großlausau und Kaupen sammt Feldzügen", zwei satyrisch-komische

Erzählungen, welche 1810 und 1811 im „Kriegskalender" erschienen, weil sie die frühere Verfassung Deutschlands mit seinen Duodezfürsten, seinen in Philisterhaftigkeit erstorbenen Reichsstädten in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit darstellten.

Im Jahre 1813 hatte mit dem Ende des Großherzogthums Frankfurt auch seine Pension ihr Ende erreicht. Seine Bemühungen, die Fortsetzung derselben zu bewirken, blieben lange erfolglos, bis endlich Ende 1815 der König von Baiern dieselbe übernahm. Seitdem machte er jährlich im Frühling Erholungsreisen in die schönern Gegenden Deutschlands, wo er viel Freudiges von anerkennenden Freunden erfuhr. Von seiner sich nie verläugnenden kindlichen Naivetät zeugt das Entzücken, das er empfand, als ihn die philosophische Facultät von Heidelberg zum Doctor creirte. Seine Freude darüber war so groß, daß er seine Erhebung in einer eigenen kleinen Schrift: „Ergänzungsblätter zur Levana" der Welt mittheilte und von da an in allen seinen Vorreden, ja selbst in den Briefen an seine vertrautesten Freunde seinem Namen ein Dr. vorsetzte.

Vorher schon hatte er das „Leben Fibels, des Verfassers der Bienrodischen Fibel" (Nürnb. 1811) erscheinen lassen. In dem Helden stellt er einen Don Quixote der Schriftstellerei dar, der sich durch die neue Anordnung eines ABC Buchs, durch die Ausstattung desselben mit schlechten Versen und schlechten Bildern als einen großen, die Menschheit beglückenden Genius betrachtet, und selbst neue und große Werke geliefert zu haben glaubt, wenn er alten Schwarten seinen eigenen Namen als Verfasser aufdruckt. Hierdurch persiflirte er auf feine, aber treffende Weise namentlich die Philosophen, welche die Welt überreden wollen, daß sie eine ganz neue Weisheit gefunden haben, während sie am Ende doch nur Altes in einer neuen Form

wieder aufwärmen. Aber auch sich selbst persiflirte er darin, indem er offenbar auf die Auszüge aus fremden Schriften anspielt, die er in seine eigenen verwebt hatte.

Die folgenden Jahre waren meist der Revision und Verbesserung seiner Schriften gewidmet, von denen er eine Gesammtausgabe veranstaltete; doch verfaßte er außerdem noch eine Anzahl kleiner Schriften, Recensionen u. s. w., unter welchen seine Abhandlung „Ueber die Zusammensetzung der deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung" die Aufmerksamkeit, aber zugleich auch den Widerspruch der Sprachforscher, so auch Jacob Grimms, auf sich zog, weil er darin allerdings sich große Blößen gab und namentlich durch die vorgeschlagene Ausmärzung der ouphenischen „s" bewies, daß er die Bildungsgesetze der deutschen Sprache nicht kenne. Zugleich arbeitete er an einem neuen größeren Roman: „Der Komet, oder Nicolaus Marggraf. Eine komische Geschichte (Berl. 1820—1822, 3 Bde.), in welchem er die dem „Fibel" zum Grunde liegende Idee in neuer Gestaltung verarbeitete und erweiterte. Der Held hat wie Fibel, wie Don Quixot eine fixe Idee, die nämlich, er sei der Sohn eines Fürsten, daher er sich so bilden müsse, daß er einmal einen Fürsten darstellen könne und daß es nur darauf ankomme, seinen Vater ausfindig zu machen, um den Thron zu besteigen. Die Schritte, die in Folge dieses Glaubens sowohl von dem Helden als von dessen Freunden gethan werden, geben die Veranlassung zur Darstellung einer Menge von Thorheiten, Verkehrtheiten, Jämmerlichkeiten jeder Art, mit denen die Menschheit heimgesucht ist. Jean Paul's Biograph führte bezüglich des „Kometen" einen äußerst merkwürdigen Zug an, den er aus dem Munde des Dichters Jens Baggesen vernahm. „Als dieser im Frühling 1825 nach Baireuth kam, las er, um sich für den Be-

such Jean Paul's vorzubereiten, dessen letztes größeres Werk, den „Kometen". Auf das Heftigste von der Aehnlichkeit der innern Geschichte des Helden mit der seinen erschüttert, rief er dem Dichter bei dem ersten Eintritt entgegen: „Mein Gott, Jean Paul, ich bin ja der Nicolaus Marggraf!" Da griff sich der Dichter, nicht minder bewegt, ans Herz und erwiederte: „Als ob es nicht meine eigene Geschichte wäre!"

Im Jahre 1821 traf ihn der härteste Schlag, den er in seinem Leben erlebte. Sein einziger Sohn, ein vielversprechender und kräftiger Jüngling, der in Heidelberg Philologie studirte, erschien unerwartet in der Heimath, krank und den Todeskeim in sich tragend, wie er denn schon nach drei Tagen in den Armen des Vaters starb. Der Verlust des einzigen geliebten Sohnes erschütterte ihn aufs Tiefste und untergrub auch seine körperliche Kraft. Er suchte seinen Schmerz selbst vor seinen nächsten Freunden zu verbergen. „Ich fahre fort", sagte er einmal, als ihn der Schmerz überwältigte, „scherzhaft zu schreiben, während meine Augen immer voll Thränen sind." Und seinem Arzte, der ihn um die mögliche Ursache seiner Augenschmerzen befragte, gestand er, daß sie in dem einsamen anhaltenden Weinen über den Verlust seines Sohnes zu suchen seien. An Heinrich Voß, den Sohn, den er mit der ganzen Kraft seiner Jugendliebe an sich gezogen hatte, schrieb er, daß er, so oft er zufällig das Wort Philolog in einem Buche treffe, einen zersetzenden Stoß in seiner Brust fühle.

Um sich über den Verlust zu trösten, oder vielmehr um sich durch Beschäftigung auf andere Ideen zu bringen, griff er zu einer Arbeit, die durch die höchste Anspannung der Phantasie ihn noch mehr erschöpfte, und zugleich, statt ihn von jenem Gegenstande seiner Trauer zu entfernen, demselben nur noch näher brachte. In der „Seline, oder

über die Unsterblichkeit der Seele" (Stuttg. 1827, 3 Bde.) wollte er in der Form eines Romans die Unsterblichkeit der Seele beweisen. Zu gleicher Zeit arbeitete er an seiner Selbstbiographie, von der nur das erste Heft unter dem Titel: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" (Bresl. 1826) erschien; die Fortsetzung (Ebend. 1826—1833) wurde von seinem Freunde Otto und seinem Schwiegersohn Ernst Förster verfaßt. Diese Selbstbiographie ist zwar voll Interesse, aber enthält für den Kenner seiner Schriften wenig Neues, da er das Beste, wie wir gesehen haben, schon in seinen Romanen gegeben hatte, und Wuz, Firlein, Siebenkäs und Leibgeber, Schoppe, Vult und Walt Theile seines eigenen Selbst sind.

Seine körperlichen Kräfte nahmen immer mehr ab; die Augen wurden täglich schwächer und es bildete sich eine Wassersucht, an der er am 14. November 1825 im drei und sechszigsten Jahre starb.

Fassen wir nun die verschiedenen Charakterzüge zusammen, wie sie sich aus der Darstellung seines Lebens und seines schriftstellerischen Wirkens ergeben. Jean Paul erscheint in seinem Leben als ein durchaus edler und reiner Charakter, der neben der zartesten Jungfräulichkeit der Gesinnung einen festen und männlichen Sinn besaß. Seine ganze Thätigkeit beruhte auf dem unerschütterlichen Glauben, daß die Menschheit einer ewigen Vervollkommnung fähig sei, daß sie ohne alle andere Offenbarung als die eigene Natur das Höchste erlangen könne. „Die Bürgschaft für dieses Vertrauen", sagt Eichendorf sehr schön, „den verhüllten Keim der Selbstentwickelung der Menschheit, fand er in dem ursprünglichen Sinne der Unschuld und Reinheit, die die ersten Jahre des Menschenlebens so zauberisch verklärt. Daher greift er in allen seinen poetischen Darstellungen auf die

früheste Jugendzeit zurück, und auf diesem Gebiete ist er wahrhaft rührend und unübertrefflich. Dieses Sonntagsheimweh mit seinen fernen blauen Bergen, seinen wallenden Kornfeldern und darüber wehenden Glockenklängen ruht auf allen seinen Schriften gleich einem Morgenroth, in welchem Jeder, der wirklich einmal jung gewesen, seine eigene Heimat wie in einem schönen Traum wieder erkennt. Daher aber auch seine Vorliebe für die Miniaturmalerei des Lebens, jenes Versenken in die oft beengende Beschränktheit des Stilllebens, das diese Kindheitsparadiese umhegt." Nicht weniger wahr und schön spricht sich ein englischer Kritiker über ihn aus. „Deutschland hat ihm seit Langem seine Liebe geschenkt; auch England muß ihn früher oder später kennen lernen, denn ein Mann von solcher Größe gehört nicht Einer Nation, sondern der Welt. Die Zeit drängt Viele, die einen großen Ruf besitzen, in den Hintergrund; von Richter dürfen wir behaupten, daß er Viele überleben wird. Es ist Etwas in ihm, was unvergänglich ist: jene Schönheit und jener Ernst der Seele, jener Geist der Humanität, Liebe und milden Weisheit, worüber der Wechsel der Mode keine Macht hat."*) Auch wurde er wirklich wenige Jahre darauf in England bekannt. Der Engländer A. Kenney erzählt in seiner Uebersetzung des „Todes eines Engels" (s. o.) und anderer Stücke, daß er lange aber vergeblich unter den Schriftstellern seines Landes wie des Auslandes einen gesucht habe, bei dem er für langjährige Leiden und deren Druck auf sein Gemüth Trost finden könne. Endlich sei er auf Jean Paul gerathen und bei diesem habe er gefunden, was er gesucht: Trost, Beruhigung, Erhebung und Erheiterung. Daß der Engländer das Wesen

---

*) **Edinburgh Review, 1827.**

der Dichtungen unseres Jean Paul richtig aufgefaßt hatte, beweist eine Stelle eines Briefes unseres Dichters am besten, in welchen er sich folgendermaßen äußert: „Das Ziel meiner literarischen Eintagsfliegen ist, den Menschen Ruhestätten zu zeigen; schon vor der tiefsten; sie mit den Thoren zu versöhnen auf Kosten der Thorheit, ihnen in der Wüste Blumen, an Pedanten Freunde, am Hof Tugend, im Schmerz die Seligkeit, in der Armuth einen eben so großen Reichthum und sogar in diesem einen, und am Ende auf der Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen künftigen. Die Alten suchten ihr Glück in Grundsätzen, wir in Empfindungen; jene geben ein kleines, diese ein unstätes; es bleibt Nichts übrig als ihre Vereinigung, die der Dauer mit der Größe."

Liebe ist der Grundzug seines Charakters, Liebe zur ganzen Menschheit, Liebe besonders zu den Unterdrückten, zu welchem Stande, Alter oder Geschlecht sie auch gehören mögen. Aus allen seinen Schriften leuchtet der christliche Spruch hervor: „Kommt her zu mir Alle, die ihr beladen seid." Dies fühlten vor Allem die Frauen, die daher auch eine unbegrenzte Liebe zu ihm faßten, wie er denn Anfangs seinen Ruf vorzüglich der begeisterten Theilnahme der Frauen zu verdanken hatte. Denn nicht bloß diejenigen, die persönlich mit ihm verkehrten, sondern alle, die seine Werke, besonders seinen „Hesperus" lasen, wendeten ihm ihre ganze Liebe zu. Was wir aber an ihm vorzüglich bewundern und verehren, ist, daß er ein tiefes Gefühl für das Volk in seinen niedern Ständen hatte, worin er sich vielleicht von allen seinen Zeitgenossen unterscheidet. „Man hat schon gesagt, Jean Paul sei wie kein Anderer ein Dichter des Volks. Dieses ist vollkommen wahr, wenn man dieses Urtheil richtig begrenzt. Jean Paul wird freilich im gewöhnlichen Ver-

stande des Wortes nie ein Dichter für das Volk werden, denn es gehen ihm dazu gerade die allerwesentlichsten Eigenschaften ab; er ist viel zu wenig populär, er setzt viel zu viel gelehrte Bildung voraus, als daß er in die Masse des Volkes eindringen könnte. Aber er ist in so fern ein Dichter des Volkes, als er, wie außer ihm Niemand, das Volk und dessen innere Tüchtigkeit verstanden, wie auch kein Anderer dessen äußere und und innere Zustände in ihrem ganzen Zusammenhang erfaßt, in ihrer vollsten Wahrheit dargestellt hat. Nichts ist bewundernswürdiger als das Volk in seinen untern Ständen: beengt, gedrückt, von allen Vortheilen ausgeschlossen, welche die bürgerliche Gesellschaft darbietet, in stetem Kampfe mit Armuth und Nahrungssorgen, ohne Aussicht, sich durch angestrengten Fleiß ein besseres Loos zu schaffen, muß es sich in sein Inneres zurückziehen und in diesem allein Ersatz für all das Elend suchen, welches ihm das Leben in so vollen Maße darbietet. Aber in dieser Innerlichkeit entwickelt es eine so reiche Fülle von Seelenadel und Seelengröße, eine solche Milde der Gesinnung, eine solche Hingebung an das, was es liebt, eine solche Aufopferungsfähigkeit, mit einem Worte eine so wahre Menschlichkeit, wie sie in den höhern und höchsten Ständen nur selten angetroffen wird, wie denn irgend ein französischer Schriftsteller (ich erinnere mich jetzt nicht welcher) so schön und treffend sagt: Les gens qui n'ont pas assez de pain sont les seuls qui partagent avec ceux qui n'en ont pas du tout. Jean Paul kannte dieses Volk aus eigener bitterer Erfahrung; er hatte dessen ganze Trefflichkeit durch die rauhe Hülle erschaut, welche die meisten Menschen zurückstößt, und er machte sich's zur Lebensaufgabe, der gebildeten Welt zu offenbaren, wie erhaben das Volk in seinem Elend und seinem Jammer sei, wie es trotz der erdrückenden Verhältnisse, in

denen es lebe, doch zum höchsten innern Glück gelange."*) Jean Paul war, wie gesagt, kein Volksdichter, aber er war ein Dichter des Volks, und dies war er mit dem vollsten Bewußtsein, daher er zu Varnhagen von Ense äußerte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur ans Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon Alles verdorben und verloren sei**). Er hat daher auch in seinen Werken vorzugsweise das Leben der mittleren oder niederen Stände dargestellt, denn auch selbst in denjenigen, welche höhere Verhältnisse schildern, z. B. im „Hesperus", im „Titan" u. s. w. sind die edlen und rein menschlichen Charaktere den untern Ständen entnommen, wenn er sie auch Lords oder Fürsten nennt. Mit seiner Liebe zum Volk hängt auch seine Liebe zum Vaterlande zusammen, an welchem er stets innigen Antheil nahm. Wir haben gesehen, daß er in den Tagen der Schmach die Hoffnung nicht sinken ließ und auch den Muth hatte, sich kräftig gegen den Unterdrücker öffentlich auszusprechen; nach dem Siege hatte er den eben so großen Muth, die Fürsten zu ermahnen, freie Völker zu dulden und zu bilden, im Volke öffentlichen Geist und großartigen Gemeinsinn dadurch hervorzurufen, daß man ihn befriedige, sich auf die Jugend und die gereiften Männer, die im Kampfe erprobt worden, zu stützen und mit ihnen ein schönes Deutschland zu pflanzen, dem harmlosen, nie rachsüchtigen Volk lieber zu vertrauen, als den damals so häufig auftauchenden Demagogenriechern und Denuncianten. Seine freie Gesinnung tritt überall hervor und er sprach sie oft in kühner

---

*) Kurz, Handbuch der deutschen Prosa (Zür. 1850 ff.) 3. Abtheilung S. 459 f.

**) Varnhagen von Ense in der Erzählung seines Besuchs bei Jean Paul am 23. October 1808 (a. a. O. 3, 67).

Weise aus, bald direct und unverschleiert, bald in kecker ironischer Weise, z. B. in dem „Erbettelten Extrablättchen über die größere Freiheit in Despotien" (Hesperus, 11. Hundsposttag) und an vielen anderen Stellen.

Wenn Jean Paul in unsern Tagen immer weniger gelesen wird, was gewiß wegen der edlen Gesinnung, die sich in seinen Werken ausspricht, zu bedauern ist, so ist dies vorzüglich drr Form seiner Schriften zuzuschreiben. Ist auch die erste Anlage seiner Romane durchgehends gut, so weiß er dies nicht zu benutzen; die Ausführung ist meist außerordentlich verwickelt und gewunden, so namentlich im „Hesperus" und im „Titan", und selbst die beiden in dieser Beziehung besten Romane, der „Siebenkäs" und die „Flegeljahre" lassen an Ueberschaulichkeit zu wünschen übrig. Er selbst hat diesen Mangel in seiner bildlichen Darstellungsweise in den „Flegeljahren" vortrefflich ausgedrückt. „Die meisten jetzigen Biographen (worunter auch die Romanciers gehören) haben den Spinnen wohl das Spinnen, aber nicht das Weben abgesehen."*) Dieser Mangel an Compositionskunst hatte seinen hauptsächlichen Grund in seiner Doppelnatur, die fortwährend im Kampfe lag, so daß er beständig in einer gewissen Fluctuation erhalten wurde, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Bezeichnend ist hierfür eine Stelle aus einem seiner Briefe an Knebel: „Nie hab' ich gesuchten Witz", heißt es daselbst, „sondern nur suchenden. Die zwei Brennpunkte meiner närrischen Ellipse, Herzens-Rührung und Schoppens Wildheit, sind meine ewig ziehenden Punkte; und nur gequält gehe ich zwischen beiden, entweder bloß erzählend oder bloß philosophirend, erkältet auf und ab. Ich kann ein Capitel, das Sie tadeln (und gewiß mit Recht,

---

*) Sämmtliche Werke. Bd. 28, S. 327.

da Sie sonst meinen Scherz begünstigen) oft kaum erwarten, und muß es vorher gewiß voraussetzen, um im Ernst ernst zu bleiben*). Er ist daher künstlerisch am Größten in seinen kleinen Aufsätzen, ernsten wie komischen oder humoristischen Inhalts, in denen er eine und dieselbe Stimmung leicht festhalten konnte, weil die Bearbeitung nur kurze Zeit dauerte.

Ein zweiter wesentlicher Mangel seiner Darstellung ist der, daß er kein Maß halten konnte, was wohl auch zum Theil aus diesem eben berührten Schwanken seiner Stimmung zu erklären ist, hauptsächlich aber seiner reichen Phantasie, so wie seinem außerordentlichen Reichthum an Gedanken, Empfindungen, Anschauungen und Kenntnissen zugeschrieben werden muß, einem Reichthum, der ihn beherrschte und den er nicht zu beherrschen verstand, was das bekannte Distichon in den Schiller-Göthe'schen Xenien so richtig ausdrückt:

„Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe wie Jener
Seine Armuth, du wärest unserer Bewunderung werth."

Vielleicht hatte Schiller sein schönes Epigramm: „Der Meister"**) mit besonderer Rücksicht auf Jean Paul verfaßt, obgleich der darin enthaltene Gedanke wohl durch Dalberg hervorgerufen worden war, der ihm mit Beziehung auf ein Wort Voltaire's: Le secret d'ennuyer est de tout dire

---

*) Brief vom 16. Januar 1807, Knebel's Nachlaß 2. 425 — In seiner Selbstbiographie sagt Jean Paul: „Das einzige Wunderbare, was sich bei meiner Geburt zutrug, war, daß der Tag und die Nacht gleich waren, als Vorspiel meines Doppelstyls."

**) Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht; Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls

darüber geschrieben hatte*). Ganz gewiß bezieht sich aber eine andere Xenie: „Deutsche Prosa" auf Jean Paul:

„Alte Prosa, komm wieder, die Alles so ehrlich herausſagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt".

Dieser Mangel an Mäßigung, der sich sowohl in der Zusammenstellung der verschiedenartigsten nnd oft sehr barocken Gedanken als in seinem Styl äußert, hatte seinen Grund ferner darin, daß es ihm an feinem Geschmack fehlte. Daher findet man in seinen Schriften eine so grvße Ueberhäufung von Bildern, die oft nicht zusammenpassen, bald ungeheuer, bald niedrig sind; und ob er gleich, wie kein Anderer, rührend und komisch sein kann, so verdirbt er doch den Eindruck, welchen er macht, durch die ungeeigneten Zusätze, die er immer einmischt. Daß es ihm wirklich an ausgebildetem Geschmack fehlte, geht schon daraus auf das Deutlichste hervor, daß er die größte Sorgfalt uud Mühe auf seinen Styl verwendete und seine Schriften unabläſſig wieder vornahm und feilte, ehe er sie dem Drucke übergab und doch deren Mängel übersah. Jean Paul erscheint als der vollste Gegensatz zur antiken Kunst; in dieser ist Alles edel und in der größten Einfachheit, das Detail auf das Nothwendigste beschränkt; bei Jean Paul dagegen überwuchert das Detail die Totalität, das Einzelne ist bis auf die kleinste Faser ausgemalt und zwar vortrefflich, aber auf Kosten des Ganzen. Seine Darstellung hat daher Aehnlichkeit mit einem gothischen Münster; allein bei diesem verschwindet das Detail im Ganzen, während bei Jean Paul der umgekehrte Fall eintritt. Daher ist es auch kaum möglich, seine größeren Schriften ohne Unterbrechung zu lesen; man muß sich und den überreichten Stoff gleichsam von Zeit zu Zeit sammeln, ehe man weiter liest. Erschwert wird das

*) Frau von Wolzogen, Leben Schiller's 2, 145.

Verständniß seiner Schriften durch die häufigen Anspielungen, die oft so dunkel gehalten sind, daß er selbst später nicht immer wußte, was er mit ihnen hatte sagen wollen; ferner durch die Phrasen und Kunstwörter aus allen Wissenschaften, die natürlich den wenigsten Lesern in diesem Umfange bekannt oder geläufig sind. So störend dies ist, so muß man sich von vorn herein entschließen, auf das Verständniß solcher Stellen zu verzichten; man verliert dabei in Bezug auf das Ganze wenig oder Nichts und wird durch das Uebrige auf das Reichlichste entschädigt.

Jean Paul's Darstellung wird durch den großen Reichthum an Bildern und Gleichnissen außerordentlich belebt. Oft sind dieselben, wie schon erwähnt, gar zu sehr gehäuft, hie und da sind sie auch nicht angemessen; in ihrer weitaus größten Mehrzahl jedoch erfreuen sie durch ihre Wahrheit, vorzüglich aber durch ihre Neuheit, und es ist kaum ein Dichter, nicht blos Deutschlands, sondern aller Völker und aller Zeiten, der in dieser Beziehung mit ihm verglichen werden könnte; denn es gehört zu seinen bewundernswürdigen Eigenschaften, daß er fast nie ein fremdes Bild entlehnte und fast nie ein schon gebrauchtes wieder vorbrachte, auch nicht einmal in neuer Form und Beziehung. Diesen Reichthum an Bildern und Gleichnissen verdankte er einer besonderen Eigenthümlichkeit, die er im hohen Grade besaß, nämlich dem Witz, da dieser in der Auffindung des Aehnlichen im Unähnlichen besteht*). Aus dieser nämlichen Eigenthümlichkeit entsprang seine Vorliebe zum Komischen und Humoristischen, da dieses ja vorzüglich in der Zusammenstellung contrastirender Zustände oder Beziehungen besteht. Bei-

*) Vergl. hierüber die „Vorschule der Aesthetik" 2. Abtheilung IX. Programm.

nahe jede Seite seiner Schriften giebt Zeugniß von seinem unerschöpflichen Reichthum an komischen Einfällen. — Außer den kleinern Schriften und Aufsätzen, die vom Anfang bis zu Ende Ergüsse seiner heitern Laune sind, wie „des Rectors Fälbel's Ferienreise", „des Amtsvogts Freudel's Klaglibell", „die Doppelheerschau", „Attila Schmälzle's Zirkelbrief", „des Rectors Seemaus Brief an Jean Paul", enthalten auch seine größeren Werke einzelne Stellen, die von dem köstlichsten Humor eingegeben sind. Wir erwähnen nur des Doctors Hoppeldizzel Türkenkrieg mit seiner Ehehälfte in der „Unsichtbaren Loge", Zeusel's Streit mit seinem Bruder, dem Balgentreter, im „Hesperus", Schoppe's Fahrt ins Wasser im „Titan", die Eröffnung des van der Kabel'schen Testaments und die Treibjagd der Gläubiger gegen den Elsaßer in den „Flegeljahren" und Katzenberger's Entführung der Doppelhasen, so wie die Abstrafung seiner Recensenten im „Katzenberger". Aber wie die Darstellung des Komischen, gelingt ihm auch die des Erhabenen, Großartigen und Furchtbaren; der Tod, die Ewigkeit, der Donner, mit einem Worte alle Scenen, welche Schrecken und Grausen erregen, wobei er sich jedoch z. B. von dem Nachtstückendichter Hoffmann wesentlich und sehr zu seinem Vortheil unterscheidet, daß er das Schreckliche und Grausenhafte nicht in der Absicht darstellte, einen körperlichen Eindruck auf den Leser hervorzubringen, seine Seele mit Entsetzen zu erfüllen, sondern vielmehr um einen tief moralischen Eindruck hervorzubringen.

Endlich müssen wir noch hervorheben, daß er ein Meister in der Landschaftsmalerei war, worin er eine seltene Anschaulichkeit und Wahrheit entwickelte. Er hatte von jeher mit der Natur gelebt, in seinen früheren Jahren oft Tage lang im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung liebevoll betrachtet,

das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung Alles aufgeschrieben, so weit dieses nur irgend möglich war. Daher konnte er sich auch so leicht die Gegenden vergegenwärtigen, die er nur aus Büchern hatte kennen lernen, ja selbst solche, deren Charakter von dem derjenigen, die er kannte, so unendlich verschieden waren, wie die italienischen Landschaften im Titan (Isola bella, Ischia, Neapel, Tivoli).

Jean Paul's Einfluß sowohl auf seine Zeitgenossen als auf die Literatur ist nicht gering anzuschlagen. Namentlich gewann er die Frauen in einem Grade, wie kein anderer Dichter weder vor noch nach ihm. Alle, die ihn persönlich oder auch nur aus seinen Schriften kannten (und er war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und beinahe im ganzen ersten Viertel des jetzigen eine Lieblingslectüre der Frauen) waren für ihn begeistert und schwärmten sogar für ihn. Der Einfluß, den er auf sie ausübte, war zwar nicht immer wohlthätig, und Caroline Herder hat das Nachtheilige desselben recht gut ausgesprochen: „Eines tadle ich sehr", schrieb sie an Knebel, „er macht die Weiber zu weich, zu jammernd; sie zerfließen Alle in Thränen, in Empfindungen, statt dem Schmerz und Unfall handelnd entgegenzutreten. Die eigenthümliche weibliche Natur ist mehr passiv als activ; bringe man nur eine so gute zarte Seele noch mehr in das Passive durch überhäufte Empfindungen, so geht das arme Geschöpf ganz zu Grunde. Wenn ich keine Proben davon hätte, so würde mich's nicht so schmerzen. Richter muß es noch dahin bringen, daß er den Seelenschmerz nicht durch Empfindung vermehrt, sondern durch Handlung überwinden macht"*). Wenn dies übrigens auch ganz richtig ist, so überwiegt der wohlthätige Einfluß, den er durch seine

*) Brief vom 13. Oct. 1803; in Knebel's Nachlaß 2, 348 f.

Schriften auf die Frauen ausübte, jenen Nachtheil doch in hohem Grade; denn einerseits beschäftigte er zwar ihre Phantasie, aber er überreizte dieselbe nicht, wie es die meisten Romane thun; er führte ihnen nur edle, sittlich reine Scenen vor und bildete ihr Herz durch die vortrefflichsten Gedanken und Sentenzen, an denen seine Schriften außerordentlich reich sind. Nicht weniger günstig wirkte er dadurch, daß er das Glück des häuslichen und Familienlebens selbst bei den eingeschränktesten Verhältnissen in so lebendigen, hinreißenden Farben darstellte, daß er die Mittel andeutete, durch welche ein solches Glück geschaffen oder erhalten werden könne, was nothwendig die schönsten Früchte tragen mußte. Wie auf die Frauen, so wirkte er auch wohlthätig auf die Jünglinge ein; wir brauchen nur an die „Taschenbibliothek" und noch mehr an die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" zu erinnern, die manchen jungen Menschen von den Irrwegen, in die er gerathen war, zum Guten zurückgeführt hat. Hätte Jean Paul nur diese einzige köstliche Erzählung geschrieben, er wäre schon ihretwegen unserer Bewunderung und Dankbarkeit werth.

Sein Einfluß auf die Literatur tritt nicht so deutlich hervor, allein er ist nichts desto weniger von großer Bedeutung. Wir haben hierbei keineswegs blos diejenigen Schriftsteller im Auge, welche ihn zum unmittelbaren Vorbilde nahmen, wie der Graf von Benzel-Sternau, Leopold Schefer und zum Theil Börne, auch nicht diejenigen, welche ihn blos äußerlich nachahmten; es zeigen sich deutliche Spuren seines Einflusses noch bei vielen andern, z. B. bei den sentimentalen und beschreibenden Dichtern Matthisson, Tiedge, Salis u. A. m. Bei vielen ließe sich ohne große Mühe nachweisen, daß sie einen großen Theil ihrer Gedanken aus Jean Paul geschöpft haben oder daß sie wenigstens durch ihn angeregt worden

sind. Endlich glauben wir sogar, daß die in der neuesten Zeit so häufig bearbeiteten Dorfgeschichten zunächst durch die idyllischen Familiengemälde Jean Paul's veranlaßt worden sind.

Seinen Einfluß auf die nationale Entwickelung spricht der treffliche Schlosser in folgenden Worten kurz und treffend aus: „Jean Paul war ganz geeignet, dem unter der französischen Herrschaft einreißenden Franzosenthum eine den Franzosen ganz unzugängliche und ungenießbare deutsche Genialität entgegenzusetzen. Auch sogar das, was wir an ihm tadeln, wirkt wohlthätig; es muß also wohl in Nationaleigenthümlichkeit liegen."

Jean Paul's sämmtliche Werke erschienen in einer sehr ungenügenden und unvollständigen Ausgabe: Berlin 1826—1838, 60 Bände. Besser und vollständiger ist eine zweite Ebend. 1840—1842, 23 Bände.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.